ARENA

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Preis des Jahrganges M. 12.—

21. Jahrgang. Heft 5

Preis 1 Mark

Über Land und Meer

Oktav-Ausgabe

Der Monat

Deutsche Verlags-Anstalt

Berlin Stuttgart Leipzig

Inhalt des fünften Heftes

Text:

	Seite
Flammen. Roman von Wilhelm Hegeler	1
Moderne Kleinplastik. Von Alexander Heilmeyer. Mit 14 Abbildungen nach photogr. Aufnahmen	17
Was man von der Börse wissen muß. Zwanglose Betrachtung von Ernst Zimmermann	22
Bilder aus dem englischen Parlamente. Von Franz Baumgarten. Mit 7 Abbildungen nach Zeichnungen von A. Casteigne	26
Das Leben ist so schön! Von Carmen Sylva. Mit dem Porträt der Verfasserin	32
Schelmenlied. Von Carl Anton Piper	35
Schönheit. Gedicht von Käte Cajetan-Milner. Mit Abbildung	36
Der tote und der lebendige Mond. Naturwissenschaftliche Plauderei von Wilhelm Bölsche	38
Der Stuhl und seine Formen. Von Dr. Hans Stegmann. Mit 10 Abbildungen	41
Im swanetischen Hochgebirge (Kaukasus). Von Heinz von Fider. Mit 9 Abbildungen nach photogr. Aufnahmen	46
Apphorismen. Von Carl Bulcke	53
Der gelbe Mantel. Von Henry F. Urban	54
Vor der Ueberfahrt. Von Hans Walden. Mit 6 Abbildungen nach photogr. Aufnahmen	58
Narrenspiel. Gedicht von Anna Ritter	61
Sonderleiden. Von Theo Seelmann	62
Deutschsprachliche Bauernsiedlungen in Brasilien. Von Robert Gernhard. Mit 8 Abbildungen	65
Novelle. Gedicht von Friedrich Beck	71
Frauenarbeit im Hause. Von Dr. Kaethe Schirmacher	72
Die Konservierung der Sardine. Von C. Lund. Mit 4 Abbildungen nach photogr. Aufnahmen	74
Apphorismen. Von G. Bieler	76
Die Elektrizität in der Häuslichkeit. Von Franz Bendt. Mit 4 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen	78
Wiedersehen. Gedicht von Otto Ernst	81
Das rote Paralof. Humoreske aus dem Jägerleben von Anton Freiherr von Perfall	83
Aus aller Welt	90
Für müßige Stunden	100

Einschaltbilder:

Max Schlichting: Im Soper (mehrfarbiges Titelbild)

Osmar Schindler: Im Kunstlampenschein (gegenüber S. 16)

Stanhope A. Forbes: Das Fischerboot (gegenüber S. 32)

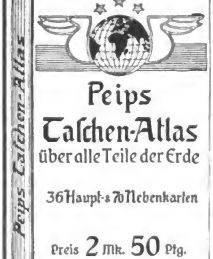
Edm. Aman-Jean: Zwei Freundinnen (gegenüber S. 56)

Hans Gude: Vereinsamt (gegenüber S. 72)

Selbständige Textbilder:

	Seite
Leontine. Nach dem Gemälde von Conrad Kiesel (Berlin)	9
Kampf. Nach dem Gemälde von Lajar Binenbaum (München)	25
Friedliches Geplänkel. Nach dem Gemälde von A. A. Jaroschenko (St. Petersburg)	39
Causerie. Nach dem Gemälde von Albert J. Franke (München)	63
Auf dem Boulevard Magenta in Paris. Nach einer Zeichnung von J. J. Clément (Paris)	77
Gänseliesel. Nach dem Gemälde von C. Hartmann	82
Tänzerin. Nach dem Gemälde von A. von Keller	89

Kartographisches Meisterwerk.



Das Geheimniss der Näherin Müller,

sich bei den Damen beliebt zu machen, besteht darin, bei allen Nähten und Knopflöchern nur **Gütermann's Nähseide** zu verarbeiten.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, Diabetes (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affektionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

Eingesandt! Nicht überall ist ein gutes Gläschen Likör zu haben, und wo schon, ist es zumeist nicht billig. Nun lassen sich jedoch, was wohl vielen Lesern und Hausfrauen noch nicht bekannt ist, mit Leichtigkeit und von Jedermann die feinsten Tafelliköre, wie à la Chartreuse, à la Benédictine, Curaçao etc. selbst bereiten, und zwar auf einfachste und billigste Weise in einer Qualität, die den allerbesten Marken gleichkommt. Es geschieht dies mit Jul. Schrader's Likör-Patronen, welche für ca. 90 Sorten Liköre von der Firma **Jul. Schrader** in **Feuerbach** bei **Stuttgart 18** bereitet werden. Jede Patrone giebt 2½ Liter des betreffenden Likörs und kostet je nach Sorte nur 60—90 Pfg. Man lasse sich von genannter Firma gratis und franko deren Broschüre kommen.

Digitized by Google

Über Land und Meer

Oktav-Ausgabe

„Der Monat"

Jahrgang 1904|05

Zweiter Band

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

AP30
A7
v.21:2

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis

II. Band. 1904—1905. Heft 5—8

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Romane, Novellen und Erzählungen

Auf falscher Fährte. Humoreske von Teo von Torn 164.
Empire. Skizze von Agnes Harder 277.
Flammen. Roman von Wilh. Hegeler 1. 105. 209. 373.
Frauenarbeit im Hause. Von Dr. Kaethe Schirmacher 72.
Gelbe Mantel, der. Von H. F. Urban 54.
Giuditta Africana. Von Rud. Herzog 177.
Ist Liebe? Skizze von Louise Schulze-Brück 142.
Jungen, die. Novellette von L. Bürkner 156.
Leben, das, ist so schön. Von Carmen Sylva 32.
Par distance. Eine Erzählung in Briefen von Marg. Stadler 393.
Rote Parasol, das. Humoreske von Anton Frhr. von Perfall 83.
Wiskottens, die. Roman von Rudolf Herzog 313.

Kultur und Wissenschaft. Sitten und Gebräuche

Bauernansiedlungen, deutschsprachliche, in Brasilien. Von Rob. Gerhard * 65.
Bilder aus dem englischen Parlament. Von Fr. Baumgarten * 26.
Tachauer Krippenspiel * 202.
Fünfkreuzertanz in Wien * 284.
Maibowle. Von F. Braun 335.
Ueberfahrt, vor der. Von H. Walden * 58.

Biographien. Porträts

Abbe, Ernst † 398.
Achenbach, Oswald † 301.
v. Alt, Rudolf † 401.
Bastian, Adolf † 398.
Braith, Anton † 199.
Bulygin, russ. Minister des Innern 300.
Carmen Sylva 32.
Cawdor, Lord der engl. Admiralit. 400.
Tedjulin, Stadthauptmann in St. Petersburg 300.
Erbgroßherzog von Oldenburg 200.
Georg, Kronprinz von Sachsen 399.
v. Gautsch, österr. Ministerpräsident 198.
Hartleben, Otto Erich † 398.
Herzog, Rudolf 177.
Karl Alexander, Fürst von Lippe-Detmold † 298.
Karl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha mit seiner Braut 401.
Karoline, Großherzogin von Sachsen-Weimar † 200.
Klado, Kapitän, vor der Hull-Kommission 304.
v. Koerber, Dr. Ernst 198.
Kossuth, Franz 301.
Menzel, Adolf †. Von R. E. Merow * 337.
Möllhausen, Balduin 202.
Pietsch, Ludwig * 91.
Radziwill, Fürst Anton † 199.
Ruchet, Marc, schweiz. Bundespräsident * 99.
Schiller und die Gegenwart. Von Dr. Hans Landsberg 332.
Schönaich, Feldzeugmeister 401.
Sergius, Großfürst von Rußland † 400.
Siemering, Rudolf † 298.
v. Sonnenthal, Adolf * 90.
Staegemann, Max † 398.
Stoeffel, General und Generalin 195.
Wallace, Lewis † 402.

Aus hohen Kreisen

Erbgroßherzog von Oldenburg 200.
Georg, Kronprinz von Sachsen 399.
Karl Alexander von Lippe-Detmold † 298.
Karl Anton, Prinz von Hohenzollern im Kreise der japan. Aristokratie 196.
Karl Eduard, Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, mit seiner Braut 401.
Karoline, Großherzogin von Sachsen-Weimar † 200.
Kronprinz, der Deutsche, in Florenz 396.
Rumänischen Königshause, aus dem 200.
Serbischen Königshof, vom 90.
Sergius, Großfürst von Rußland † 400.
Trauerzug des Fürsten Radziwill unter den Linden 199.
Wittelsbach, vier Generationen im Hause 402.
Württembergs Oberhaus. Von Dr. A. v. Wilke 353.

Geschichte und Zeitereignisse. Ausstellungen und Feste

Ankunft des Hauptmanns Franke, des „Siegers von Omaruru" in Hamburg * 198.
Aufstand in Südwestafrika * 302.
Einweihung des Berliner Doms * 396.
Hull-Kommission in Paris * 197. 304.
Italienischen Wahlen, von den * 92.
Krieg in Ostasien * 94. 195. 304. 404.
Ministerwechsel in Oesterreich * 198.
Münchner Pressefest, vom * 302.
Württembergs Oberhaus. Von Dr. A. von Wilke * 353.
Zur Thronfolge in Oldenburg * 200.

Natur

Cullinan-Diamant * 403.
Gärten der italienischen Riviera. Von W. Hörsfel * 134.
Mond, der tote und der lebendige. Von Wilh. Bölsche 37.

Länder- und Völkerkunde. Städtebilder

Bauernansiedlungen, deutschsprachliche, in Brasilien. Von Rob. Gerhard * 65.
Berlin: Der neue Dom * 202. 399.
Bewohner der Philippinen-Inseln. Von Kurt Kaulen * 273.
Charlottenburg: Rathaus * 98.
Gärten der italienischen Riviera. Von W. Hörsfel * 134.
Gotteshaus der Villenkolonie Grunewald * 91.
Jokohama: Teehaus zu den 101 Stufen. Von Ed. Cucuel * 349.
Masuren. Von Fritz Skowronnek * 268.
Nienstedten: Villa Hesse * 201.
Paris: Père Lachaise * 145.
St. Petersburg: Eingestürzte Aegyptische Brücke * 300.
Streik der Kohlenarbeiter im Ruhrgebiet * 202.
Swanetischen Hochgebirge, im. Von Heinz von Ficker * 46.
Thüringer Volkstrachten. Von Rose Julien * 389.
Umruhen in Rußland * 298.
Werratal, das, und seine Burgen. Von Lotte Gubalke * 186.

Kunst

Bibliothekzeichen deutscher Dichter. Von Adolf Schrey * 286.
Francesca von Rimini. Von Professor Dr. Ed. Heyck * 360.
Künstlermütter. Von R. E. Merow * 249.
Lustige Kunst * 170.
Menzel, Adolf †. Von R. E. Merow * 337.

Bankunst

Berlin: Der neue Dom * 399.
Charlottenburg: Rathaus * 98.
Marienburg: Die Lauben * 403.

Bildwerkkunst

Denkmal für Bennigsen in Hannover * 92.
Colignp-Denkmal in Berlin * 397.
Liebermeister-Büste in Tübingen * 93.
Moderne Kleinplastik. Von Alex. Heilmeyer * 17.
Père Lachaise in Paris * 145.
Reliefs am Grafe-Denkmal in Berlin. Von Rud. Siemering * 299.

Malerei

Gemälde

Abfahrt des Dampfers. Von Hans Hermann. Kunstbeilage vor S. 353.
Besuch beim Klausner. Von Walter Gefsler 156.
Causerie. Von Albert J. Franke 63.
Ein Blick in den Wiener Sophiensaal. Von Jos. Engelhart 133.
Ein schlechter Scherz. Von E. Zimmermann. Kunstbeilage vor S. 393.
Falsche Adresse, an die. Von Franz Riederich. Kunstbeilage vor S. 273.
Fischerboot, das. Von St. A. Forbes. Kunstbeilage vor S. 33.
Friedliches Geplänkel. Von R. A. Jaroschenko 39.
Friedrich der Große. Von Carl Seiler 267.
Gänseliesel. Von Carl Hartmann 82.
Generale Friedrichs des Großen nehmen Abschied von ihrem toten König. Von G. Schödel. Kunstbeilage vor S. 161.
Gratulant, der. Von Herm. Kaulbach 113.
Großmama, bei. Von Ernst Schmitz 217.
In duici jubilo. Von Paul Bowe 169.
Kampf. Von L. Bienbaum 25.
Kunstlampenschein, im. Von Odm. Schindler. Kunstbeilage vor S. 17.
Leontine. Von C. Kiesel 9.
Liebesbrief, der. Von Eugen von Blaas. Kunstbeilage vor S. 276.
Maikäfer, die ersten. Von C. Reichert 381.

Digitized by Google

Märchenerzählerin. Von Herm. Buschbeck 141.
Muse, die. Von Hans Unger. Kunstbeilage vor S. 249.
Mutterglück. Von Georg Jahn. Kunstbeilage vor S. 325.
Oresund. Von Hans Gude. Kunstbeilage vor S. 73.
„Quo vadis, Domine?“ Von R. Maluta. Kunstbeilage vor S. 121.
Spielhahnbalz im Moos. Von Otto Recknagel. Kunstbeilage vor S. 337.
Straßund. Von Eug. Tücker. Kunstbeilage vor S. 185.
Strenge Kälte. Von Hans Larwin 157.
Tänzerin. Von Albert von Keller 89.
Vorbereitungen zur Jagd. Von Wilh. Räuber. Kunstbeilage vor S. 225.
Vorstellung auf der Torfstraße. Von Peter Zmikel 176.
Waldidylle. Von Paul Wagner 257.
Zwei Freundinnen. Von Edm. Aman Jean. Kunstbeilage vor S. 57.
Zwei Freundinnen. Von F. Max Bredt 281.

Zeichnungen

Aus dem Wiener Leben: Wir gehen in den Wurstelprater. Von August Mandlick 385.
Bildnisstudie. Von Emilie Medig-Peitlan 371.
Boulevard Magenta in Paris. Von J. J. Clément 77.
Fünfkreuzertanz, beim. Von Aug. Mandlick 285.
Neues vom Kriegsschauplatz in Tokio. Von Ed. Cucuel 297.
Partie bei Ischgl. Von Mathias Schmid 277.
Schleppdampfer an der Elbmündung kommt einem notleidenden Segelschiff zu Hilfe. Von Alex. Kircher 175.
Siegesfeier in den Straßen von Tokio. Von Ed. Cucuel 193.
Teehaus zu den 101 Stufen in Jokohama. Von Ed. Cucuel 348.

Mehrfarbige Reproduktionen

Am Bahnhof Halleſches Tor der Berliner Hochbahn. Von Otto Marcus. Kunstbeilage vor S. 105.
Auf der Avenue du Bois de Boulogne in Paris. Von F. Gubitz. Kunstbeilage vor S. 389.
Bacchantinnen. Von F. A. von Kaulbach. Kunstbeilage vor S. 145.
Im Foyer. Von Max Schlichting. Kunstbeilage vor S. 1.
Märchen. Von Karl Heilig. Kunstbeilage vor S. 209.
Schiller-Bildnis. Von Ludovike Simanovitz. Kunstbeilage vor S. 313.

Kunstgewerbe. Naturaufnahmen.

Pariſer Juweliere. Von Carl Lahm * 125.
Stuhl, der, und seine Formen. Von Dr. H. Stegmann * 41.

Technik, Industrie, Handel und Verkehr

Elektrische Kabel. Von Otto Jenisch * 150.
Elektrizität in der Häuslichkeit. Von Fr. Sendt * 78.
Fischmarkt, am. Von C. Lund * 257.
Konservierung der Sardine, die. Von C. Lund * 74.
Riesenfloß, ein amerikanisches * 94.
Was man von der Börse wissen muß. Von Ernst Zimmermann 22.

Heilwissenschaft und Gesundheitspflege

Schlaflosigkeit. Von Theo Seelmann 282.
Souperleiden. Von Theo Seelmann 62.

Rechtskunde und Sozialwissenschaft

Kaufmannsgerichte, die neuen. Von Ernst Zimmermann 285.
Recht, das, am eignen Bilde. Von Dr. Ernst Grütlefien 386.
Streit um die Ebenbürtigkeit. Von Dr. Ernst Grütlefien 160.

Militär und Marine

Feldartillerie, moderne schwere. Von Generalleutnant von Reichenau * 268.
Glanz der Uniformen und der Krieg. Von Generalleutnant von Reichenau 345.
Krieg in Oſtaſien * 94. 195. 304. 404.

Theater

„Geschichte eines Pierrots“. Erstaufführung im Münchner Künstlerhause * 93.
„Roland von Berlin“. Von Leoncavallo * 99.

Poeſie

Akazienblüten. Von Hanns von Gumppenberg 295.
Ein Bild. Von Frida Schanz 396.
Foos Haar. Von Chr. Morgenstern 185.
Frage. Von Karl Wierckmeister 370.
Frei. Von Wilh. Weigand 346.
Gespenster-Geburtsnacht. Von Karl Herold 132.
Nach der Wanderschaft. Von Wilh. Lobsien 124.
Narrenspiel. Von Anna Ritter 61.
Novelle. Von Friedr. Beck 71.
Scheimenlied. Von Carl Anton Piper 35.
Schenkung. Von Ludwig Finckh 192.
Schönheit. Von Käte Cajetan-Milner 36.
Wiedersehen. Von Otto Ernst 81.
Aphorismen. Von G. Bieler 76.
— Von Carl Bulcke 58.
— Von Peter Sirius 163. 384.

Literatur

Besprechungen 194. 296. 312. 396.
Schiller und die Gegenwart. Von Dr. Hans Landsberg 332.

Humoriſtiſche Ecke

100. 102. 204. 306. 406.

Aus aller Welt

90. 195. 298. 397.

Handſchriften-Beurteilung

104. 208. 312. 412.

Schach

100. 204. 306. 406.

Für müßige Stunden

100. 204. 306. 406.

Briefmappe

101. 205. 307. 407.

Digitized by Google

Digitized by Google

Im Foyer

Nach dem Gemälde von Max Schlichting (Berlin)

Digitized by Google

Flammen

Roman

von

Wilhelm Hegeler

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

(Fortsetzung)

Grabaus hatte von seiner Frau einen Brief erhalten, daß zu Hause alle wohlauf wären. Gleichzeitig aber äußerte Frau Konstanze ihr Erstaunen darüber, daß er noch nicht geschrieben hätte, wie es ihrer Mutter und ihren Schwestern ginge. Er wäre doch hoffentlich gleich nach seiner Ankunft dort gewesen.

Nun hatte Grabaus diesen ihm unangenehmen Besuch anfangs verschoben und später einfach vergessen. Jetzt aber mußte er ihn schleunigst nachholen.

Sein Schwiegervater, der königliche Opernsänger, oder vielmehr seine Schwiegermutter, Frau Konstanze Buchbinder — denn der Gatte kam eigentlich kaum in Betracht — wohnte am Schöneberger Ufer. Sie besaß nicht nur selbst vier Töchter, von denen nur die älteste verheiratet war, sondern hatte auch stets einige Töchter aus gut situierten Familien der Provinz in Pension, die Musik, Malerei oder sonstwas studierten oder sich einfach einen Winter in Berlin amüsieren wollten. So war das Haus immer voller Damen.

Der ehemalige Opernsänger war nahe an sechzig, ein aufgeschwemmter, langsamer Herr, mit pustendem Atem und kleinen verschmitzten Aeuglein. Er war gleichzeitig ein Pantoffelheld und ein arger Tyrann. Doch eigentlich gehörte er überhaupt nicht zur Familie, sondern war in diesem Amazonenreich der einzige männliche Pensionär, der allen höchst überflüssig vorkam, auf den man aber eine Menge Rücksichten zu nehmen hatte.

Nachdem er mit glänzenden Aussichten begonnen, war seine Kunst allmählich in Fett und Alltag gänzlich erstickt. Er brauchte sie nur noch, um den Musik treibenden Pensionärinnen Gesangstunden zu geben und Sonntag abends zum Tanz aufzuspielen. Dies Stundengeld, dazu eine kleine Pension aus irgendeinem Fonds waren das einzige, was er zur Bestreitung des Haushalts beitrug. Die ganze Last von Sorgen hatte von jeher auf seiner Frau geruht. Mit neunzehn Jahren ein hübsches Mädchen mit kleiner Mitgift, aber großen sentimentalen Rosinen im Kopf, hatte sie den gefeierten Sänger aus reinster Neigung geheiratet. Doch Neigung, Mitgift, Sentimentalität, das alles wurde von der harten Wirklichkeit entsetzlich schnell zermahlen. Frau Konstanze hatte selbst kaum die Kinderschuhe abgestreift, als sie sah, daß der Vater ihrer Kinder ihr größtes Kind sei. Da er in seinem Künstlerschlendrian alles Geld vertat, hatte sie mit der Not zu kämpfen und mußte sich endlich entschließen, die Pension einzurichten. Die Töchter wuchsen heran und wurden dank ihrem Einfluß verständige, nüchterne Menschen; die drei älteren, Helene, Frau Grabaus, die zweite, und Bertha machten ihr Lehrerinnenexamen, während die jüngste, leichtsinnigste und hübscheste es nur zur Kindergärtnerin brachte.

Das frühe Sorgen für sich hatte den Mädchen eine vorzeitige Selbständigkeit gegeben, und wenn sie die Autorität der Mutter noch bis zu einem gewissen Grade anerkannten, so hatten sie für ihren Vater nicht den geringsten Respekt. Und dies Gefühl ihrem Vater gegenüber übertrugen sie auf die Männer überhaupt. Sie stellten ihnen zwar eifrig nach, hielten sie im Grund aber für herzlose, egoistische und etwas untergeordnete Wesen, die kraft Gott weiß welchen Vorurteils eine Macht und Stellung besaßen, die eigentlich den Frauen gebührt hätte.

Für Sonntag mittag hatte Grabaus sich angesagt. Die ganze Gesellschaft saß bereits bei Tisch, in dem langen, schmalen, düsteren Berliner Zimmer. Durch das breite Hoffenster fiel eine traurige, sonnenlose Dämmerung und mischte sich mit dem gelblichen Licht der Hängelampe. Man war bei der Suppe. Herr Buchbinder, der sich seine Serviette in den Halskragen gesteckt und in ihrer ganzen Breite über die Brust gelegt hatte, ließ gerade den Löffel sinken und sagte:

„Eure Suppe --"

„Was paßt dir denn an der Suppe nicht?" fragte Frau Konstanze ziemlich unwirsch.

„Eure Auguste, die is wohl wieder mal liebeskrank."

„Aber Papa, Auguste ist doch überhaupt am Ersten gegangen. Die jetzige heißt Lina," korrigierte die jüngste Tochter, Fränzchen, ihren Vater.

„Auguste oder Lina, meinste, das wär 'n Unterschied? Das is ganz egal. Jedenfalls habt ihr die Suppe wieder versalzen. Du, übrigens, Heinrich, da is mir doch neulich was Komisches passiert. Das muß ich dir mal erzählen."

Aber sobald der alte Herr das Wort erzählen ausgesprochen hatte, fing seine Frau leise

Digitized by Google

an zu summen, was ein Zeichen war, daß er aufhören sollte. Denn oft genug waren seine Geschichten für die Ohren der jungen Damen durchaus nicht geeignet.

Sie wackelte unruhig mit dem Kopfe und machte kaum hörbar „Sm—smm", als wenn sie eine kleine Fliege nachahmte.

„Da ging ich neulich die Potsdamer Straße lang und will mal 'rüber — weißte, da bei Löser und Wolf. Aber kaum bin ich mitten drin zwischen den Fuhrwerken, als mir doch ein Droschkenkutscher mit seiner Deichsel in den Rücken fährt. Ich mich umgedreht und sage: Kerl, glauben Sie denn, ich hab'n eisernes Kreuz auf'm Buckel? Das war doch Geistesgegenwart, was? Kennste übrigens —"

Aber jetzt war aus der kleinen Fliege bereits ein großer Brummer geworden.

„Kennste den Unterschied zwischen 'nem eisernen Kreuz und 'nem Hauskreuz?"

„Smm—smmm"

„Na, ich erzähl' dir das 'n andermal. Haste nu eigentlich genug tranchiert, Mama? Sieh mal, das Stück scheint mir ja ganz vernünftig, das könntste mir immer mal geben."

Er bekam denn auch das Stück und wurde endlich still.

Unten am Tische saßen die jungen Mädchen, die drei Töchter und vier Pensionärinnen. Lene erzählte von einer Radpartie, die sie am Morgen gemacht hatte. Es war herrlich gewesen. Das Laub der Eichbäume an der Beelitzhofer Chaussee hatte in der Sonne so goldig geschienen. Dabei waren sie ein Tempo gefahren — himmlisch!

„War denn Hornemann mit?" fragte Bertha, die zweitjüngste.

„Selbstredend!"

„Wieso denn selbstredend? Er hätte doch verhindert sein können."

„Na weißte," erwiderte Lene vorwurfsvoll. „Er und ich, wir sind Wette gefahren. Aber ich kann euch sagen, Kinder, das strengt an. Ich hatte überhaupt keine Puste mehr."

Sie lachte mit ihrem breiten, treuherzigen Mund, und ihre schwarzen, gutmütigen Augen funkelten vor Vergnügen. Heute war ihr Lebensschifflein hoch oben, morgen lag es vielleicht tief unten. Das wechselte ab, je nachdem der Mann, den sie gerade liebte, ihr oder einer andern den Hof machte.

„Radelst du auch?" fragte Grabaus seine Schwägerin Bertha.

„Radeln? Nein!" entgegnete diese mit dünnem Lächeln.

„Sie hat Angst, es könnte ihre Figur verderben," sagte Fränzchen schnell mit ihrer Backfischfrechheit.

„Erstens das. Und zweitens finde ich es überhaupt unweiblich."

„Du kannst es bloß nicht. Das ist der ganze Witz," meinte Lene.

„Ach — wirklich? Als ob sich Herr Grabowsky nicht schon mehrmals erboten hätte, es mich zu lehren. Aber ich mag einfach nicht. Ueberhaupt ist das Radeln für Damen schon längst aus der Mode."

„Wer ist denn Herr Grabowsky?"

„Herr Grabowsky ist ein sehr netter und gediegener Mann," erklärte Frau Buchbinder ihrem Schwiegersohn. „Assistent vom Hofrat Lechner. Du wirst ihn heut abend kennen lernen."

„Wie kann man sich nur für einen Zahnarzt interessieren?" sagte Lene kopfschüttelnd.

„Warum nicht? Nicht wahr, Fräulein Riekchen?"

Mit etwas boshaftem Lächeln wandte Bertha sich dabei an eine Pensionärin, eine ziemlich häßliche Holsteinerin. Diese wurde rot und lachte verlegen, wobei sie ihre Zähne zeigte, die krumm und schief wie ein alter Staketenzaun standen.

„Es kommt doch gar nicht drauf an, was einer ist, sondern wie er ist."

„Ich dachte: Was er hat," meinte Fränzchen.

„Das sind ja nette Ansichten!" sagte Grabaus halb scherzend, halb entrüstet.

Ach, Fränzchen, erklärten nun die andern Schwestern, die ließ sich überhaupt kein X für ein U machen! Die dachte ganz modern, ganz amerikanisch.

„Na Kinder, ist doch auch wahr, von Luft und Liebe kann man nicht existieren. Wenn ich als Frau auch noch pekuniäre Sorgen haben sollte —!"

Fränzchens schnippisches Backfischgesicht war plötzlich ganz ernsthaft geworden, förmlich entrüstet über eine solche Zumutung.

„Tja, 'ne Vorderwohnung von sechs Zimmern im Westen, drunter tun wir's überhaupt nicht. Was, Fränze?" meinte Bertha.

„Elektrische Beleuchtung muß auch dabei sein. Ach, elektrisches Licht überm Bett haben — zu himmlisch!"

„Ne, nun seht bloß die Zöhre!" lachte der alte Herr. „Wer neben ihr im Bette liegt, das — —"

„Sm — smm — smmm —" das war schon keine Hummel mehr, sondern ein brummender Bär.

Auch die jungen Mädchen taten sehr schokiert und saßen alle mit ernsten, steifen Gesichtern da. Es dauerte eine ganze Weile, ehe die Unterhaltung wieder in Gang kam.

Nach dem Essen plauderte Grabaus eine ruhige Stunde mit seiner Schwiegermutter.

Nachdem er ihr Interesse an Frau und Kindern befriedigt hatte, brachte sie von selbst das Gespräch auf künstlerische Dinge. Denn in einem verborgenen Fleckchen ihrer sorgenerfüllten Seele lebte noch immer die Sehnsucht und die Freude an der Kunst. Sie hatte kein Geld, Theater,

Digitized by Google

Konzerte oder Ausstellungen zu besuchen, keine Zeit, Bücher zu lesen, aber sie liebte doch, wenigstens davon zu hören und darüber zu sprechen.

Gegen Abend tauchten die jungen Mädchen wieder auf, die sich inzwischen umgekleidet hatten. Und dann dauerte es nicht lange, da begann die Schelle fast ununterbrochen zu gehn, und ein junger Herr nach dem andern trat ein.

Wie fast jeden Sonntag abend gab es zum Anfang musikalische Vorträge, denn die gesangesfreudigen Pensionärinnen wollten natürlich ihre Fortschritte zeigen. Dann wurde Tee und Butterbrot gereicht. Darauf begann der Tanz.

In wunderlicher Stimmung saß Grabaus auf seinem einsamen Stuhl und schaute dem Auf- und Niederwogen zu. In seine Gedanken an Marie Luise, in seine hohe, reine Stimmung, die wie träumerisches Ruhen unter funkelndem Sternhimmel, an tiefen, blinkenden Wassern war, wie Schweben in stiller Klarheit, wie Klingen derselben milden, holden Melodie — in diese weltferne Stimmung mischten sich erst leise, dann stärker und stärker Erinnerungen längst vergangener Zeiten. Lebendig wurden die Sonntagabende, die auch er hier als Student verbracht hatte. War heute nicht alles wie einst? Der alte Barde am Klavier, Tänze paukend und am kurzen Stumpf einer erloschenen Zigarre saugend, und Frau Buchbinder, die immer ängstlich hin und her eilte, wie eine Gluckhenne um ihre Küchlein, das Dienstmädchen, das abwechselnd ein Tablett voller Butterbröte und dann ein Tablett voller Gläser mit Bier und Selterwasser hereintrug. Und die Gäste! Dieser Herr Grabowsky! War nicht auch damals ein eleganter, melancholischer Zahnarzt umhergeirrt, mit so elegischem Gesicht, als wenn er alles Weh, das seine Patienten je ausgestanden hatten, nachempfände? Und die beiden Einjährigen, die immer zusammen tuschelten und sich von Zeit zu Zeit den Schweiß von der Stirn trockneten. Und da der Herr aus der Provinz. Jetzt hieß er Hornemann und war Ingenieur. Damals war er Arzt gewesen und hatte irgend 'nen andern schönen Namen geführt. Aber es machte gar keinen Unterschied. Auch dieser sah ganz so aus wie sein Vorgänger, hatte ganz so breite Stiefel, machte beim Walzer ganz dasselbe angestrengte, ernste Gesicht, als wenn Tanzen eine harte Arbeit, aber kein Vergnügen wäre. Und wie er sich nun ausruhte, mit dem krausen Taschentuch sich Luft zufächelnd, und dabei Lene verfolgte, die im Arm eines andern ihm von Zeit zu Zeit einen raschen Blick zuwarf, da sah man hinter seiner massigen Stirn förmlich die schweren Erwägungen arbeiten: Soll ich oder soll ich nicht? Ach, auch der würde sagen: Lieber nicht! Arme Lene! dachte Grabaus. Sie ist die einzige, die Herz hat. Die andern sind nichts als kleine Rechenmaschinen.

Aber ein Schauer durchrieselte ihn, als er plötzlich im Nebenzimmer seine Schwägerin Bertha neben einem Herrn in eifrigem Gespräch gewahrte. Die beiden saßen in der letzten, stillsten Ecke, zwischen Bücherschrank und Blumentisch, im Schatten derselben Araucaria, unter der auch er so oft mit seiner Braut gesessen hatte. Er war ein junger, blonder Mensch, mit schönen träumerischen Augen, mit einem Gesicht, einem Ausdruck von ganz andrer Art als all die übrigen eifrigen, lauten Herren.

Und je länger Grabaus hinschaute und im Geist die Unterhaltung der beiden belauschte: der junge Mensch sprach inbrünstig, wie mit bebender Stimme, als wenn lang gehegte, verschwiegene Worte aus seiner Seele flössen, die er nur der einen anvertraute, sie aber hörte scheinbar so versunken zu und ließ doch hin und wieder gelangweilt und in heimlicher Sehnsucht ihre Augen zu den Tanzenden schweifen, desto stärker wurde in ihm das Gefühl, es selbst zu sein, der dort saß, der das, was er beim einsamen Lampenschein ersonnen und erlebt hatte, der heimlich Geliebten zutrug. Wiederholte sich denn alles im Wechselspiel des Lebens? Mußten denn immer neue Menschen dieselben Hoffnungen, dieselben Enttäuschungen erleben?

Eine seltsame Sympathie zog ihn unmittelbar zu dem fremden jungen Menschen, ein Gefühl fast der Verantwortung, als müßte er ihm beispringen, ihm die Augen öffnen und ihn warnen.

Der Tanz war zu Ende. Alles suchte nach Platz. Die beiden in ihrer Ecke standen auf und wurden bald getrennt. Nach einer Weile kam Bertha aus dem Nebenzimmer mit etwas verlegenem Gesicht und setzte sich neben ihren Schwager.

„Du spielst hier wohl den stillen Beobachter?"

„Was hat dir denn der junge Mann, mit dem du so eifrig sprachst, alles Schönes erzählt?"

„Tja, wenn du das wüßtest! — Verse."

„Verse? Seit wann bist du denn für Verse?"

„Erlaube mal! Ich bin sehr für Verse. Nur kommt's drauf an, von wem sie sind."

„Das waren wohl selbstgemachte?"

„Tjaaa — und an mich gerichtet."

„Donnerwetter! Wer ist denn der Herr eigentlich?"

„Ein junger Student. Jurist. Aber er möchte sich ganz auf Nationalökonomie verlegen."

„So — —"

„Wie ist das eigentlich damit? Sehr aussichtsreich ist das Studium wohl kaum?"

„Das kommt drauf an."

„Man muß wohl endlos warten, bis man was Festes hat?"

„Ja, wenn er sich habilitieren will. Da ist es freilich gut, wenn er ein bißchen Vermögen hat."

„Privatvermögen ist nicht vorhanden. Aber sehr wohlhabende Verwandte."

Digitized by Google

Erstaunt sah Grabaus seine Schwägerin an.

„Du interessierst dich wohl ernstlich?"

Sie lachte erregt und verlegen und sprang dann auf.

„Ha, möcht'ste wissen?"

Also so weit schon, dachte Grabaus. Und ihm schwebte vor, wie auch über ihn Konstanze gesprochen haben mochte, wie sie die Chancen der Philosophie erwogen hatte. Auch er hatte kein Privatvermögen besessen, dafür aber die Aussicht auf ein Staatsstipendium. Und daran hatte sie ihr Herz gehängt.

Ach, du arglosser armer Kerl, dachte er, muß es dir wirklich so gehn wie mir? Wirst auch du dieser Gans dein Teuerstes anvertrauen und das armselige Seelchen zu einer hohen Santa Barbara umgestalten? Der Teufel hole unsre Torheit, unsre Jugend, unsre Unwissenheit! Je reiner wir sind, desto wehrlosere Opfer sind wir. Ja, so wie ich wirst auch du wohl eines Tages den Besuch des zukünftigen Schwiegervaters erhalten, der deine zaubernde Liebe beim Schopf ergreift und dir ungebeten den Segen erteilt.

Das Blut stieg Grabaus in die Wangen, als er an diesen Besuch dachte, wie der alte Herr in seinem engen Studentenkämmerlein erschienen war, das sonst so listig-vergnügte Gesicht in feierliche Falten legend, ganz der steinerne Gast aus dem Don Juan, und von den Verführungen der Großstadt und der Heilsamkeit einer frühen Heirat gesprochen hatte. Weil er jedoch damit kein rechtes Verständnis gefunden, denn das harmlose Studentlein wußte sich frei von aller Sündenlust, war er immer deutlicher geworden, bis Grabaus schließlich in seiner Herzensverwirrung ihm seine Neigung verriet. Da hatte er die Arme ausgebreitet und gesagt: „Sie haben eine gute Wahl getroffen. Die älteste ist die beste von allen. Gehn Sie getrost hin, Sie werden nicht vergebens fragen. Ich weiß, daß Lenchen Sie liebt."

Er hatte nicht einmal gewußt, um welche Tochter es sich handelte, und Grabaus hatte sich trotzdem denselben Nachmittag noch mit Konstanze verlobt.

Gegen Mitternacht hatten Heinrich, seine Schwiegermutter und Fränzchen sich zufällig zusammengefunden. Nach einer Weile nahm auch Bertha bei ihnen Platz.

„Willst du auch mal pausieren?" fragte ihr Schwager sie.

„Ich finde es nicht hübsch, wenn man sich so echauffiert."

„Sie denkt, blaß steht ihr besser," meinte Fränzchen.

„Gott, sei doch nicht so albern."

„Kind, was hattest du denn eigentlich mit Fräulein Riekchen?" fragte Frau Buchbinder. „Ihr habt euch doch gekabbelt."

„Ach, die quatsche Kröte!" entgegnete Fränze ziemlich heftig. „Es ist doch gradezu lachhaft, wie die Herrn Grabowsky nachrennt."

„Dabei macht er sich nichts aus ihr," sagte Bertha.

„Nu Spaß!"

„Ich garantiere dir. Vorhin hat er zu ihr gesagt, sie sollte doch mal zu ihm in die Sprechstunde kommen. Er wollte ihr die Zähne richten. Kostenlos."

„Wann hat er das gesagt? Das ist überhaupt nicht wahr."

„Aber Fränschen, das ist doch das beste Zeichen, daß er sich nichts aus ihr macht. Wenn ein Herr sich für ein junges Mädchen interessiert, wie kann er ihr dann sagen, er wolle ihr die Zähne richten? Das wäre doch bodenlos taktlos."

Bertha sagte das mit so unschuldig überzeugter Miene, daß man nicht wußte, meinte sie es wirklich ernst oder wollte sie ihre Schwester foppen.

Als nun der blonde junge Mann sie zum Tanz aufforderte, fragte Grabaus:

„Wie stehn denn die beiden eigentlich?"

„Ja, wenn ich das wüßte!" seufzte Frau Buchbinder. „Aus dem Mann wird man nicht klug."

„Wie soll man aus den Männern auch klug werden? Sie sind ja so dumm," bemerkte Fränzchen.

„Den zweiten Winter verkehrt er hier schon. Ich mache mir rechte Sorgen. Bertha geht ganz in ihm auf."

„Papa soll doch mal mit ihm sprechen, das ginge so nicht weiter "

„Ach Kind, Papa tut das so ungern."

„Na, bei meinem braucht er's jedenfalls nicht. Wenn der nicht will, kann er's bleiben lassen. Aber Bertha, die ist in ihren ja rein versessen. Na, es klingt ja auch ganz schick: Bertha von Hellen."

„Wie? Wie heißt er?" fragte Grabaus stutzig, indem ihm einfiel, daß Maggie gesagt hatte, Frau Platen sei eine geborene von Hellen.

„Wolf von Hellen."

„Aus Weimar?"

„Ja."

„Dann habe ich gestern seine Schwester kennen gelernt."

„Die ist an einen Major verheiratet."

„Natürlich, das ist er!"

Lebhaft stand Grabaus auf und begrüßte den Bruder Marie Luisens. Und dann wich er nicht mehr von seiner Seite, bis sie das Haus verließen.

„Wissen Sie was, wir gehen in ein Café und plaudern noch ein Stündchen," sagte Grabaus zum Bruder Marie Luisens, den er im Geist schon „Bruder Wolf" nannte, so hatte der junge Mensch es ihm angetan. „Es ist doch zu erstaunlich! Gestern lernte ich Ihre Frau Schwester

Digitized by Google

kennen und heute Sie. Dahinter steckt doch mehr. Und das wollen wir ergründen."

In dem Lokal saß Wolf von Hellen verträumt und befangen Grabaus gegenüber, ebenso stumm, wie er vorhin beredt gewesen war. Doch jener ließ sich nicht irre machen. So viel wie diese Puppe Bertha hoffte er auch noch zu können. Und seinem warmen, aufrichtigen Freundschaftston gelang es auch bald, den Verschlossenen aufzutauen. Erst schüchtern, dann aber mit unaufhaltsamer Macht, als wenn er lange schon nach einem Menschen, dem er sich anvertrauen konnte, Verlangen gehabt hätte, gab Wolf sich ihm hin, erzählte ihm, wie er lebte, woran er litt, womit er kämpfte, was an widerspruchsvollen Kräften in ihm rang. Und mit wachsendem Entzücken nahm Grabaus wahr, welch ein prächtiger, feiner und aufrichtiger Mensch da zum Vorschein kam. Ein Mensch, würdig, der Bruder Marie Luisens zu sein.

Seit zwei Jahren lebte Wolf von Hellen in Berlin, hatte ursprünglich das harmlos leichtsinnige Studentenleben seiner Bekannten geteilt, bis eines Tages halb der Zufall, halb innerer Drang ihm den Blick für das soziale Ringen der Zeit geöffnet hatte. Und in einer Stunde war er wie umgewandelt worden. Er zog sich aus dem Kreis seiner Bekannten vollständig zurück, mietete oben im äußersten Norden in einem Hinterhaus ein Zimmer, dessen nackte Häßlichkeit er jetzt mit wie beschämten und doch so eindringlichen Worten beschrieb. Den weißlichen Schimmel an den Wänden, den feuchten Modergeruch, die sonnenlose Finsternis. Lange Zeit hatte er die früheren Bekannten, die über seine Weltverbesserungspläne lachten, ganz gemieden; seine Wirtin, eine gewöhnliche Arbeiterfrau ohne Kenntnisse, aber mit seinem Empfinden und Bildungsdrang, war fast der einzige Mensch gewesen, mit dem er ein Wort wechselte. Ganz wie ein Proletarier wollte er leben, mit einer wahren Selbstzerstörungswut bemüht, alles, was vom Sohn aus gutem Hause, von dem im warmen Nest Verhätschelten in ihm steckte, auszurotten. Aber er litt unsäglich unter diesem selbstauferlegten Zwang, krankte körperlich und seelisch.

Riesenhaft erdrückend stand vor ihm der Koloß des Elends, ungeheuer fast wie die Welt selbst, und er fühlte sich so schwach. Wo die Hand anlegen? Wo beginnen? Nicht die Reden in den Arbeiterversammlungen, nicht die Debatten in den Klubs, die er besuchte, konnten ihm Aufschluß geben, und wenn es hie und da wie ein ferner Hoffnungsstrahl der Erlösung aufblitzte, so war das nur wie ein schnell verlöschendes Licht in undurchdringlicher Finsternis. So hatte er über ein Jahr gelebt, aber immer wieder waren Tage gekommen, wo es ihn einfach wie eine wilde Gier packte. Dann lief er hinaus, in den Tiergarten, ins Grüne, ging irgendeinem Mädchen nach, dessen Lachen ihm wie Erlösung klang. Oder er öffnete die geschlossene Kiste, holte ein Buch hervor, und wenn er drin las, dann war es, als wenn mit übermächtiger Gewalt ein andrer Mensch in ihm erwachte, ein unterdrückter, geknechteter Gefangener. Und dann war ihm, als sei dieser Mensch eigentlich er selbst.

Im vorigen Winter hatte ein Bekannter ihn in das Buchbindersche Haus eingeführt. Diese Abende waren seine einzige Freude, sein Zusammenhang mit der früher ängstlich gemiedenen Welt. Aber die Fahrten nach dem Westen kamen ihm wie Fahnenflucht vor. Der bessere Rock, den er dann anzog, schien ihm wie ein Raub an andern. Und immer rang noch unentschieden die Frage, wohin er sich wenden sollte. Immer lauter wurde das Drängen seiner gewaltsam unterdrückten Natur, und doch kämpfte er mit bangen Zweifeln, ob sie recht hatte? Ob er ein Recht hatte zum Genuß, zur Freude in einer Zeit, wo so viele darbten?

„Nun," sagte Grabaus, „wenn man deshalb kein Recht auf Freude haben sollte, weil so viele leiden, dann müßte die Freude auf alle Ewigkeit aus der Welt verbannt werden. Denn Leid und Elend wird es immer geben in dieser oder jener Form."

„Aber wenn ich mich freuen will, dann muß ich den Jammer vergessen. Und ist das nicht feige, einfach das Auge verschließen und dem Leid entfliehn?"

„Das kann feige sein. Aber es braucht es doch nicht zu sein. Wenn Sie draußen im Freien sind an einem schönen Sommermorgen, die Felder prangen gelb und grün, dann wissen Sie ganz genau, in dieser Stunde wälzen Kranke sich schlaflos in ihrem Bett, erwarten Sterbende den Tod. Wird aber dieser Gedanke die Freudigkeit verbittern, die Sie mit jedem Atemzug trinken? Sie wissen, auch in dieser Minute gibt es unendliches Leiden, und müssen sich dennoch freuen. Denn Leiden ist nicht das einzige Prinzip des Lebens, die Freude ist ihm gleichberechtigt. Und der gesunde Mensch muß beides können: das Leid ertragen und das Glück genießen."

„Ja, wenn man zum Genuß da wäre."

„Ach wo, sondern weil man zum Kampfe da ist. Weil man seinen Mann stehen soll. Deshalb braucht's Fröhlichkeit. Ich glaube, daß keine Zeit so sehr der fröhlichen Menschen bedürfte wie grade unsre. Denn nur aus fröhlichen Herzen kommen Schaffenslust und Tatenkraft. Klage und Empörung sind genug gesät. Aber wo sind die gütigen, tapferen Menschen, die sagen: Kopf hoch, es wird schon besser, und die auch wirklich Besserung schaffen? Ja, was denken Sie denn? Denken Sie, wenn Sie sich an dem unverdaulichen Essen den Magen ruinieren, wenn

Digitized by Google

Sie Ihr Herz, das nach der Sonne strebt, im dumpfen Kellerlicht vermodern lassen, dann hätten Sie den Menschen was genützt? Sie haben sich selbst beraubt und niemanden bereichert. Meinen Sie denn, Sie könnten alles, was Geburt und Erziehung in Sie gelegt hat, was Sie an Bedürfnissen mit der Muttermilch eingesogen haben, das könnten Sie fortwerfen, ohne daß Ihr innerster Mensch darunter leidet? Ach, mißverstehen Sie mich nicht! Ich glaube, es war eine gute Stimme, die Sie zu den Mühseligen und Darbenden rief. Nie werden Sie jetzt hartherzig am Leid vorübergehen. Nie werden Sie den Kampf der Enterbten bespötteln. Aber die Stimme, die jetzt ruft: in dir ist mehr, auch die, meine ich, ist eine gute Stimme. Eine Stimme Ihrer innersten Natur, der Sie Rechenschaft schuldig sind."

Versunken hatte der junge Mensch Grabaus zuerst angestarrt, bis seine Augen heller und heller glänzten und er vor Freude ganz errötete. Eine lange Weile schwieg er, dann sagte er:

„Das alles — gefühlt hab' ich das ja auch. Ich hab's mir oft gesagt. Aber mir selbst glaubte ich eben nicht. Ein Jahr wollte ich dort leben. Ganz untertauchen. Die Zeit ist längst vorbei. Und eigentlich wartete ich nur auf einen letzten Anstoß. Auf einen Menschen, der — nun eigentlich habe ich immer gehofft, es müßte jemand wie Sie kommen, der mir recht gibt. Ist das nicht merkwürdig, daß ich gerade Sie kennen lerne?"

„Habe ich's nicht gesagt, es ist mehr als Zufall?" entgegnete Grabaus übermütig. „Und dabei habe ich das Gefühl, als hätten wir uns schon längst gekannt, seit langen, langen Zeiten schon. Es gibt doch Stunden, die nicht nach Minuten zählen, und Menschen, die — na, kurz und gut, wenn Sie wollen, ich möchte gern Ihr Freund sein."

„Ob ich will?" fragte Wolf, indem er Grabaus' Hand ergriff. „Ach Gott!" und plötzlich gab ein strahlendes Lächeln seinem Gesicht eine frappante Aehnlichkeit mit dem der Schwester, „als ich vorhin von Hause fortging, da wußte ich doch: heute abend passiert mir noch was Gutes."

Ein langes Stück Weges begleitete Grabaus noch seinen neuen Freund, und als er dann Abschied nehmen wollte, kehrte dieser wieder mit um. Und das wiederholten sie mehrere Male. Immer tauchte etwas Neues auf, über das sie sich aussprechen mußten. Der Morgen begann schon zu grauen, als sie endlich wirklich auseinander gingen.

Grabaus hatte dem jungen von Hellen zugeredet, mit seiner alten Wohnung auch gleich Berlin zu verlassen. Warum wollte er sich einmauern in dieser Steinwüste, wo es so schwer war, unter den Millionen ein paar wirkliche Menschen zu finden? Er forderte ihn auf, doch mit nach Jena zu kommen. Dort konnte er ihm behilflich sein, wenn Wolf außer seinen juristischen noch andre allgemein wissenschaftliche Kollegien hören wollte. Und diese freudig aufgenommene Anregung war, ehe sie auseinander gingen, schon zum festen Entschluß geworden. Von der Schwägerin Bertha, überhaupt von der Buchbinderschen Familie hatten die beiden nicht gesprochen. Aber Grabaus hatte das Gefühl, das sei auch gar nicht nötig, sein Freund würde schon von selbst loskommen.

Aber Grabaus erfuhr etwas andres, was ihn im höchsten Maß erregte.

Wolf erzählte ihm, seine Schwester wollte nächsten Sonnabend mit ihrem Gatten ein Fest im Reichstag besuchen. Grabaus hatte vorgehabt, schon Dienstag zu reisen. Jetzt aber stand ihm fest, noch zu bleiben und Marie Luise an diesem Abend wenigstens aus der Ferne zu sehen.

Und wie er dann in seinem schmalen Hotelbett lag und das Licht ausgeblasen hatte, da war das letzte Bild, das ihn im dämmernden Halbtraum umschwebte: ein marmorner weiter Saal, Menschengedränge, Musik und funkelnde Lichter. In der Menge die Schönste aber, die Strahlendste, in der aller Glanz, alle Schönheit zusammenfloß: Marie Luise. — Und er selbst, hinter eine Säule gelehnt, in ihrem Anschauen verloren, wie ein armer Bengel, der von der dunkeln Straße draußen den hellen Festglanz mitgenießt, sehnsuchtverzehrt, dem Weinen nah, und doch erfüllt von heißem Glück.

Am nächsten Morgen erhielt Grabaus diesen Brief:

„Lieber Freund, kommen Sie bitte heut nachmittag zum Tee. Ich bin von allen verlassen und todunglücklich. Gruß. Ihre Maggie Thön. Bitte, bitte kommen Sie bestimmt."

Gegen fünf fuhr Grabaus also in die Neustädtische Kirchstraße. Auf sein Schellen öffnete Maruschka vorsichtig einen Türspalt und ließ ihn erst, nachdem sie ihn mit ihrem mißtrauischen Zigeunergesicht prüfend betrachtet hatte, eintreten.

„Ach, Sie sind's! Ich werd's dem gnädjen Fräulein sagen, daß Sie gekommen sind. Dann wird sie vielleicht aufstehen."

„Liegt sie denn zu Bett?"

„Seit zwei Tagen. Sie will überhaupt nicht mehr aufstehen. Sie sagt: Wozu? Der Doktor sagt, 's Herz wäre ganz gesund. Nur zu sehr strapaziert. Ist ja kein Wunder."

Maruschka führte ihn ins Wohnzimmer, dessen Stores heruntergelassen waren. Nachdem sie Licht gemacht hatte, schob sie ihm herablassend einen Sessel hin.

„Wenn Sie vielleicht wollen so lange Platz nehmen. Das jnädje Fräulein wird wohl gleich kommen."

Doch eine ganze Weile verging, bis sich die Tür öffnete und Maggie eintrat. Stumm blieb sie an der Schwelle stehen, zerdrückte mit ihrem Taschentüchelchen eine letzte Träne in ihren Augen und ließ dann die schmale Hand langsam an dem

Digitized by Google

lila Kleid heruntergleiten. Müde hingen die Mundwinkel hinab, ihr Gesicht war blaß, von dieser matten Farbe alten Elfenbeins, groß und kohlschwarz lagen die Augen unter dunklen Schatten. Trotz aller Traurigkeit sah sie wunderhübsch aus.

Fast überwältigt von Mitgefühl ging Grabaus auf sie zu und sagte, indem er ihr einen Strauß Rosen in die Hand drückte:

„Maggie, Sie dürfen sich nicht so grämen!"

„Ach, lieber Freund, ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind. Nun habe ich wenigstens einen Menschen, dem ich mein Leid klagen kann. Warum lebe ich noch? Seit vier Tagen liege ich zu Bett, um mich herum immer Nacht, und habe keine Menschenseele gesehen. Ach, und mein Herz! Ich bin so müde, so krank!"

Sie ließ sich auf einen Stuhl an dem kleinen Tisch sinken, und während sie ihre immer wieder hervorquellenden Tränen mit dem Batisttüchelchen abtupfte, streichelte Grabaus ihr sanft die Hand, die sie ihm dargereicht hatte. Unterdes trug Maruschka stumm und diskret den Tee herein.

„Bringen Sie auch den Rum, Huscha. Für den Herrn Doktor."

Da Grabaus aber keinen Rum trank, goß Maggie sich selbst zwei Teelöffelchen voll in ihre Tasse. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus in aufrichtigem Herzeleid, und während die Tränen ganz ihre Augen verschleierten, sagte sie:

„Wie kann man nur so grausam sein! Wie kann man nur den Mut dazu haben! Mit zwei Worten schreibt er mir, daß alles aus wäre. Er liebte mich nicht mehr. Und er glaubt, auch ich müßte nun aufhören, ihn zu lieben. Ich hab' den Brief nicht mal zerrissen. Er liegt noch da auf meinem Schreibtisch. Ich war einfach ohnmächtig."

„Ach, Maggie, er ist ja gar nicht wert, daß Sie ihn noch liebhaben."

„Ach, wert! Was fragt die Liebe denn nach wert? Man liebt einfach. Man ist glücklich. Es gibt jemanden auf der Welt, für den man lebt. Auch wenn er nicht da war, schien er mir doch immer im Zimmer zu sein. Ich war nicht allein. Nun aber bin ich ganz verlassen. Ach, wie ich im Bett lag und immer nur die Wanduhr ticken hörte, Tag und Nacht. Und dazu schlug mein Herz! Sehen Sie, das ist das Schreckliche! Man stirbt nicht dran! Aber man fühlt, wie man langsam zerbröckelt. Wie wieder ein Stückchen abgeschlagen ist, das nie mehr ausheilt. Man ist so müde! So mutlos! Ach, und daß man dann immer weiter leben muß!"

„Aber, Maggie, Sie dürfen auch nicht allzusehr verzagen. Wenn man so jung, so schön, so reizend ist wie Sie —"

„Ich bin nicht schön. Ich muß doch garstig aussehen?"

„Nein, nein! Wirklich, wahrhaftig nicht!"

„Ach, Sie wollen mich nur trösten."

„Nein, Maggie," sagte er mit echtem Feuer. „Sie sind durchaus nicht garstig. Wie Sie vorhin dastanden — wirklich, ich war erstaunt. Sie sehen berückend aus. Der Schmerz hat Sie nur noch verschönt."

„Wirklich?"

Ein unwillkürlich glückliches Lächeln flog über ihr Gesicht. Sie goß sich eine neue Tasse Tee ein, der sie drei Löffelchen Rum beimischte, und trank sie hastig leer.

„Man sollte sich wirklich nicht so grämen," sagte sie in plötzlich verändertem Ton. „Lustig sein sollte man. Leichtsinnig! Das Leben ist ja so kurz. Aber nun erzählen Sie mal von sich. Wie kommt es überhaupt, daß Sie noch in Berlin sind?"

Grabaus berichtete. Da er Frau Platen nicht erwähnen wollte, gab er als Grund seines längeren Bleibens an, was auch der Wahrheit entsprach, daß er ganz unvermutet den Auftrag erhalten habe, an Stelle eines verhinderten Professors in einer wissenschaftlich-literarischen Gesellschaft einen Vortrag zu halten. Er nannte das Thema, verbreitete sich auch einigermaßen über die Grundgedanken. Maggie hörte nur unaufmerksam zu, ihre Tränen flossen reichlicher, je länger er sprach, sie machte allerhand unruhige Bewegungen und seufzte manchmal herzzerbrechend. Plötzlich ergriff sie seine Hand:

„Ich habe Ihnen noch gar nicht für die Rosen gedankt. Sie duften so herrlich! Aber das hätten Sie nicht tun sollen. Solch eine Verschwendung!"

„Rosen stehen Ihnen so gut, Maggie," erwiderte er vergnügt.

„O, sagen Sie das nicht! Rosen sind nur für glückliche Menschen. Aber für mich! Ach, mir stände ein Kranz von Immortellen wohl am besten!"

„Aber Maggie!"

„Ach, lieber Freund, als ich jetzt zu Bett lag und gar nicht wieder aufstehen wollte, um mich herum immer Nacht, da hab' ich oft geträumt, ich läg' im Sarg — wär' eingeschlafen. O, und das war so schön! So schön! Der Tod ist schön!"

„Maggie, — das — ach, das ist doch nicht Ihr Ernst, Maggie!" sagte er ganz entsetzt.

„Nicht mein Ernst? O, wenn Sie wüßten, wie oft ich mich mit Todesgedanken trage. Schon von Kindheit an. Als ich noch so klein war, da wollte ich schon sterben, weil ich ahnte, wie traurig mein Leben sein würde. Was habe ich denn im Leben? Nicht Vater, nicht Mutter. Nur treulose Menschen. O, wenn's jetzt nur Winter gewesen wäre, dann wäre ich hinaus in den Schnee gelaufen und hätte mir dort mein

Digitized by Google

Grab gesucht. Es soll ein so schöner Tod sein. Und ich bin so lebensmüde, so lebenssatt. Und Sie sagen, es wäre nicht mein Ernst?"

Ganz empört goß sie sich ein neues Täßchen ein, halb Tee, halb Rum, und trank es hastig aus.

„Ja, halten Sie mich denn für leichtsinnig? Glauben Sie, ich wäre wie die andern vom Theater? Ich spräche in den Wind? O, wie können Sie das nur sagen: nicht mein Ernst!"

„Aber, liebste Maggie —"

„O nichts ‚liebste Maggie'. Bald wird es heißen ‚arme Maggie'. Denn ich werde sehr bald sterben. Auch wenn ich nicht freiwillig in den Tod gehe. Ich hatte solche Schmerzen! Der Doktor hat mich untersucht. Er fand meinen Zustand sehr ernst. Er sagte, es wäre nicht das Herz. In einem Ton! In einem Ton! Da wußte ich, es ist die Lunge. Ach wer weiß, wie bald ich abgezehrt bin. Da werden Sie nicht mehr sagen, es wäre nicht mein Ernst!"

Sie brach vollends in Schluchzen aus, die Tränen rannen ihr über ihre Wangen, über ihr Kleid. Sie weinte wie ein Kind, heftig mit aller Kraft, ohne sich im geringsten Zwang aufzulegen. Grabaus wußte durchaus nicht, wie er sie trösten konnte. Er liebkoste ihre Hand, rüttelte sie an der Schulter, versuchte es, sie zu unterbrechen.

„Ich habe es doch so nicht gemeint," wiederholte er immer. „Ich wollte Ihnen doch nur Gutes sagen. Ich hab's doch nicht böse gemeint."

„O doch! O doch! Sehr böse. Sie haben mir sehr weh getan."

„Aber liebste Maggie, seien Sie doch vernünftig! Hören Sie doch nur auf zu weinen. Ihr Kleid ist ja schon ganz naß."

„Ach, mein Kleid, mein Kleid muß doch nach Spindler," schluchzte sie. „Aber Sie haben recht, ich will stille sein. Ich will nicht mehr weinen."

Sie trocknete sich die Augen und fuhr mit plötzlich gesteigerter Stimme fort:

„Ich will stille sein. Ja, ich will nicht mehr weinen. Mich dünkt auch, ich hätte keine Tränen mehr. Warum denn Tränen? Worüber beklage ich mich denn? Seine Liebe hat mir ja viele Freude gemacht, vielleicht mehr als ihm die meinige. Und nun — hahaha —"

Sie lachte etwas unnatürlich und nippte aus der Tasse, in der jetzt mehr Rum wie Tee war.

„Was ist nun weiter? Was ist an mir gelegen? An einem Mädchen gelegen, ob ihm das Herz bricht? Ob es sich verzehrt und sein junges Herz ausquält?"

„Um Gotteswillen, Maggie —"

„Ob's ihm wohl einerlei ist — daß er mich nicht mehr liebt? Ach, warum bin ich nicht mehr liebenswürdig? Aber bedauern, bedauern sollt' er mich! daß die Arme, der er sich so notwendig gemacht hatte, nun ohne ihn ihr Leben hinschleichen, hinjammern soll. — Bedauern!"

Sie sprang plötzlich auf und sagte mit einer hinreißenden Handbewegung: „Ich mag nicht von dem Menschen bedauert sein."

Vor Erstaunen beinah fassungslos schaute Grabaus sie an. Das alles, was sie da eben gesagt hatte, klang ihm so bekannt. Das alles hatte er doch schon gehört, er wußte in diesem verwirrten Augenblick nicht von wem, aber gehört hatte er es schon oft. Doch Maggie brach in immer neue leidenschaftliche Klagen aus. Sie sprach jetzt nicht mehr bloß, sondern agierte, faltete bald die Hände, legte sie bald beteuernd auf die Brust, schlug die Augen auf und nieder, und ihr Gesicht zeigte das lebhafteste, ausdrucksvollste Mienenspiel. Das alles war reizend, aber sehr erstaunlich für Grabaus, halb Natur und halb Theater. Und ihre Worte hatten oft den seltsamsten Zusammenhang, klangen jetzt wie von Goethe, jetzt wie von Sardou. Dann wurde sie allmählich ruhiger, sie ließ sich neben ihren Freund aufs Sofa sinken und schluchzte nur noch leise.

„Sie müssen nicht schlecht zu mir sein. — Ich bin ein ernster Mensch — Sie müssen weich und lieb sein. Ich brauche Liebe. Ich bin ja so allein. — Ach, geben Sie mir noch ein Täßchen Tee."

Er reichte ihr die Tasse, und sie trank wie ein Kind von seiner Hand. Dann ließ sie ihren Kopf an seine Brust sinken. Nachdem sie noch ein paarmal kaum hörbar geseufzt hatte, schloß sie die Augen. Grabaus saß ganz regungslos und lauschte auf ihre tiefen Atemzüge, die verrieten, daß sie eingeschlafen war. So vergingen wohl zehn Minuten. Da legte er behutsam ihren Kopf auf ein Kissen und wollte sich aus dem Zimmer schleichen. Aber als Maggie das Knacken der Tür hörte, richtete sie sich auf und fragte ganz verwundert: „Wollen Sie schon gehn?"

„Ich muß, Maggie. Es ist Zeit."

„Ach, wenigstens noch eine Minute. Sie müssen mir doch noch Adieu sagen."

Er kehrte wieder um und fragte teilnehmend: „Geht's Ihnen jetzt besser?"

Sie rieb sich die Augen, gähnte herzhaft, dann sagte sie ziemlich verngügt: „Mir scheint, ich hab' ganz fest geschlafen. — Ach, hören Sie, morgen muß ich spielen. Da kommen Sie doch hin? Bitte, bitte, kommen Sie."

Grabaus überlegte.

„Ich habe mich mit einem Freund verabredet."

„Nehmen Sie den doch mit! Ich schicke Ihnen zwei Billetts. Nachher speisen wir zusammen und plaudern noch ein bißchen. Ich mag nicht gleich nach Haus fahren aus dem Theater."

„Ja, wenn ich meinen Freund mitbringen darf? Er ist ein lieber, guter Mensch."

„Gibt es das — gute Männer?" fragte Maggie elegisch. Aber dann sprang sie auf und sagte enthusiastisch: „Ja, ja, es gibt, Sie sind ein solcher. O, ich danke Ihnen. Sie haben mich

Digitized by Google

Leontine

Nach dem Gemälde von Conrad Kiesel (Berlin)

Digitized by Google

wunderbar getröstet. Sie haben ernsthaft mit mir gesprochen. Und das brauch' ich! Alle behandeln mich, als wenn ich ein leichtsinniges Ding wäre, wie ein Kind. Aber Sie — nicht wahr —, Sie nehmen mich ernst?"

„Ja," antwortete Grabaus und konnte doch ein leises Lächeln nicht unterdrücken.

Maggie gab ihm die Hand. Dann ging er.

*

Nie in seinem Leben war Grabaus beim Ankleiden so sorgsam vorgegangen, nie war er zugleich so verzagt gewesen wie heute. Er kämmte sich Bart und Haar, wusch sich zum drittenmal die Hände, beschaute sich mit hochgehaltenem Licht im Spiegel wie ein junges Mädchen. Doch plötzlich stellte er das Licht beiseite und setzte sich gedankenschwer auf einen Stuhl.

‚Was ist das alles?' dachte er. ‚Bin ich denn ein Geck? Glaube ich denn, daß ich ihr besser gefalle, wenn ich mich wie ein Affe herausputze? Wozu gehe ich überhaupt dorthin? Was einmal schön war, kehrt nie zum zweitenmal so wieder. Menschen umringen sie, sie muß die Weltdame spielen, und ich — ich werde steif, verschlossen und tief enttäuscht sein. Der eine Augenblick damals hob uns plötzlich empor, aus aller Umwelt, aller Konvention. Und wenn ich sie sehen will, wie sie wirklich ist, dann sollte ich lieber in den Tiergarten gehn und in die Sterne sehen.'

Es klopfte, und Wolf von Hellen trat ein. Grabaus sprang auf.

„Nun, schon gestiefelt und gespornt?"

„Ja. So weite Wege lassen sich schwer abschätzen. Und ich wollte lieber zu früh als zu spät kommen. Aber beeilen Sie sich, bitte, nicht. Wir haben noch Zeit genug."

Er legte den Mantel ab, und da die beiden Rohrstühle mit Kleidungsstücken und Büchern bedeckt waren, setzte er sich behaglich auf den Bettrand. Die wenigen Tage hatten ihn schon verändert. Sein Gesicht sah förmlich aufgeblüht aus und zeigte besonders jetzt, nachdem er sich den ganzen Tag in den Parks von Potsdam umhergetrieben hatte, die frischesten Farben.

„Na," fragte Grabaus, „wie fühlen Sie sich denn im Frack? Ist das nicht ein bißchen ungewohnt?"

„Ungewohnt und — ach Gott, was sind wir Menschen doch für Scheinwesen! Ich stehe nun mit meiner Wirtin so intim, gehöre förmlich zur Familie. Jeden Morgen kommt sie zu mir herein, räumt auf, klagt ihr Leid, fragt mich um Rat. Als ich krank war, hat sie mich gepflegt. Und ihre Kinder — na, die betrachten meine Bude einfach als ihr Reich, spielen da, bringen sich Besuch mit, klettern auf mir herum. Aber heute... Ehe ich ging, wollte ich noch was essen und schellte. Die Wirtin kommt herein. Aber wie sie mich im Frack sieht, stellt sie förmlich erschrocken die Lampe auf den Tisch. Das Kleinste läuft mir entgegen, aber die ältere Schwester weist sie zurück. ‚Biste verrückt, willste 'n Herrn schmutzig machen?' sagt sie. Sonst war ich immer der Onkel, jetzt wurde ich plötzlich der Herr. Was aber das Dümmste war, ich selbst sah sie in diesem Moment mit andern Augen an. Nie waren mir die armen Würmchen so schmutzig und verwahrlost vorgekommen. — Ich hab' mich geschämt, hinterher."

„So ist der Mensch. Wir werden immer ein wenig, was wir scheinen. — Aber hören Sie mal, ich habe mich da verleiten lassen, mir so ein neumodisches Ding von Krawatte zu kaufen, einen Selbstbinder. Kennen Sie sich mit dem Zeug aus?"

„Das habe ich, Gott sei Dank, noch auf der Schule gelernt," erwiderte Wolf lachend. „Wenn Sie erlauben — halten Sie, bitte, mal den Kopf hoch!"

Nach allen Regeln der Kunst band er ihm die Krawatte um, worauf Grabaus sich recht ermutigt ein letztes Mal im Spiegel besah.

Da es in der Tat noch ziemlich früh war, bestellte Grabaus eine Flasche Wein und ein paar Butterbrote. Während sie sich stärkten, geriet ihr Gespräch im Nu auf Dinge, die weltenweit von dem ablagen, was sie heut abend vorhatten. Als Wolf dann nach der Uhr sah, war eine Stunde vergangen, und war es höchste Zeit. Sie zogen schon die Mäntel an, da sagte Grabaus:

„Wie wär's, wenn wir überhaupt nicht hingingen? Wir suchen uns irgendein stilles Lokal und plaudern da gemütlich weiter?"

„Aber ich habe meiner Schwester versprochen zu kommen, und dann — möchte ich auch gerne Fräulein Thön wiedersehen."

„Kommt die denn auch hin?"

„Sie sagte wenigstens —"

„O, dann!" lachte Grabaus.

„Ach, es ist nur — Wir sprachen doch an dem Abend über Grillparzer. Und da ist mir noch etwas eingefallen, was ich ihr gerne sagen möchte."

„Kommen Sie! Kommen Sie! Uebrigens war's nur Scherz, wir gehen natürlich hin."

Schnell eilten sie die Straße hinunter und schwangen sich dann in eine Pferdebahn.

Stattliche, höchst dekorative und würdige Diener nahmen ihnen am Eingang des Reichstags die Karten ab. Die Garderobenständer waren bereits überfüllt.

„Hat's schon angefangen?" fragte Grabaus.

„Nein, aber es muß gleich beginnen," erwiderte die Garderobenfrau. Klopfenden Herzens eilten die beiden die Treppe hinauf. Leuchtend weiß lag die Wandelhalle vor ihnen mit den Marmorsäulen und Wänden. Das Gewimmel der Menschen verschwand fast in diesem gewaltigen Raum. Ein Gefühl der Kleinheit ergriff Grabaus. Plaudernde Gruppen standen hier und dort, alte, häßliche Damen in kostbaren, geschmeidestrotzenden Toiletten, bei denen die Schleppe

Digitized by Google

gutmachen mußte, was das Gesicht verdarb, junge Frauen mit rosigen Wangen und Schultern, deren Gewänder nur wie ein natürlicher Schmuck ihrer selbst erschienen, Herren im Frack mit künstlich interessanten Mienen, Offiziere in ordengeschmückten Uniformen. Es war das erstemal, daß die Reichstagssäle für eine öffentliche Festlichkeit hergegeben waren. Aber die umherstehende, plaudernde, auf- und abwogende Menge schien sich hier schon ganz zu Haus zu fühlen. Selten, daß irgendein Beschauer eine Meinung äußerte: „Sehr nett!" „Sehr hübsch!" „Hat auch ein schönes Stück Geld gekostet." Den meisten lag offenbar an der Wirkung ihrer Person in diesen Räumen viel mehr als an der Wirkung der Räume selbst.

In einer Ecke entdeckte Grabaus unversehens den Ministerialdirektor Wohlbold. Ganz unscheinbar sah er aus zwischen all dem glänzenden Getier, mit dem kurzen Ordenskettchen auf dem Frack. Wie immer steckte die eine Hand in der Hosentasche, und Grabaus sah vor sich den riesigen Hausschlüssel, mit dem sie spielte. Wohlbold sprach lebhaft mit einem älteren Herrn, geschäftliche Angelegenheiten, wie es schien, seine Augen lagen halb geschlossen in dem groben, undurchdringlichen Gesicht, nur als eine hübsche, tief dekolletierte Frau dicht an ihm vorbeiging, verklärten sie sich, wie der Blick eines Feinschmeckers, dem unverhofft ein leckerer Bissen auf die Zunge gerät.

Plötzlich klopfte jemand Grabaus auf die Schulter.

„'n Tag! 'n Tag! Du noch hier? Ich denke, du wärst längst wieder in deinem Nest."

Er erkannte Fritz Gebhard, schüttelte ihm die Hand, aber ehe er noch etwas antworten konnte, war der Maler schon wieder verschwunden.

„Wir sehen uns ja noch!" rief er ihm nach.

Grabaus hatte seinen Arm unter den Wolfs gelegt, die beiden schoben sich durch das Gewühl, indem sie eifrig umherspähten.

Auf einmal erblickte Grabaus Marie Luise.

„Dort ist Ihre Frau Schwester. In den vorderen Reihen," sagte er mit erstickter Stimme.

„Wen haben Sie gesehen? Fräulein Thön?" fragte Wolf.

Grabaus schüttelte den Kopf. Er fühlte, wie sein Blut zum Herzen strömte, eiskalt war ihm geworden.

„Dort hinten steht Ihre Frau Schwester. Wollen Sie sie nicht begrüßen?"

„Aber natürlich, wenn ich nur wüßte, wo?" entgegnete Wolf harmlos.

Sie mußten einen weiten Bogen machen, um dorthin zu gelangen. Viele Reihen von Stühlen, Menschen, die sich hier besonders dicht drängten, trennten sie von der Gruppe, in der Marie Luise sich befand. Endlich hatte Wolf seine Schwester erkannt, Grabaus folgte ihm langsam, blind für alles, was ihn umgab, nur die eine, noch ferne Gestalt sehend. Mit jedem Schritt, den er sich ihr näherte, schlug sein Herz gewaltiger.

Während der letzten Tage hatte er auf den Straßen immer die Balltoiletten anschauen müssen, die in den Auslagen der eleganten Modeläden prangten. Früher war er an solchen Schaufenstern achtlos vorbeigegangen, jetzt aber zogen sie ihn magnetisch an. In Weiß, in Rosa, in Fraise, in Creme, in allen möglichen Farben und Stoffen hatte Marie Luise dann seiner Phantasie vorgeschwebt. Als er sie nun aber wirklich sah in dem Kleid von türkisblauer Seide, aus dem weiß wie der Marmor der Wände, doch tausendmal zarter, ihre Schultern herauswuchsen, um den Hals ein schmales Sammetbändchen mit einem einzigen großen Brillanten darauf, da hatte er augenblicklich das unumstößliche Gefühl, daß sie ein andres Kleid gar nicht hätte tragen können.

Wolf begrüßte Schwester und Schwager. Und jetzt reichte Marie Luise auch Grabaus die Hand. Dieser machte nur eine tiefe Verbeugung. Sagen konnte er kein Wort. Mit aufrichtiger Freude schüttelte der Major ihm die Rechte.

„O, das ist ja ausgezeichnet! Nun können wir Ihnen schon hier gleich danken. — Aber sagen Sie mal, haben Sie schon Platz? Es wäre doch nett, wenn wir beisammen blieben. Uebrigens — erlauben Sie — —"

Eine Menge Namen, mit Titeln und Würden belastet, umschwirrten die beiden, die sich blindlings nach rechts und links verneigten.

„Wolf, vielleicht könntest du noch ein paar Stühle ergattern," sagte der Major zu seinem Schwager, nachdem das Vorstellen erledigt war.

Während dieser sich diensteifrig zu suchen anschickte, wandte Marie Luise sich an Grabaus. Unmerkliche Befangenheit lag in ihrem Ton, als sie nach kurzem Zögern sagte:

„Seltsam, dies Zusammentreffen mit meinem Bruder."

„Ja — seltsam," erwiderte er mit verlorenem Blick.

Von der Galerie herab ertönten plötzlich Fanfaren. Das Publikum nahm nun eilig Platz. Wolf hatte nur einen Stuhl gefunden, den er ans Ende der Reihe stellte. Auf diesen mußte Grabaus sich setzen. So war er ganz in Marie Luises Nähe, nur vier Leute trennten sie und ihn, und doch konnte er sie nicht sehen. Und während die schmetternden Klänge gleich feurig sich aufbäumenden Wogen gegen die Marmorwände brandeten, ergriff ihn ein ungeheurer Schmerz. Ihm schien, als sei sie ihm ganz entrückt, unerreichbar für jetzt und alle Ewigkeit, als ständen all die Menschen, deren stolze Namen er vorhin gehört, die ihrem, nicht seinem Kreis angehörten, wie ein feindliches Bollwerk zwischen ihr und ihm. Was war er?

Digitized by Google

Was konnte er werden? Bei allem Glück, wenn die Zukunft ihm noch so hold war? Sein Name konnte Glanz gewinnen. Den Ruhm eines hervorragenden Gelehrten vermochte er zu erringen. Dann würde sie mit Achtung von ihm sprechen. Seine Bücher würden ihr vielleicht Interesse einflößen, doch immer blieb die Kluft unüberwindlich bestehen. Immer war er der Mensch aus einer andern Welt.

Der letzte schmetternde Ton war verklungen, wie der letzte glühende Sonnenstrahl plötzlich erlischt. Nun wurde es ganz still. Nur das leise Surren einer elektrischen Lampe war hörbar, und dann und wann das Rücken eines Stuhls. Lange Minuten währte diese Stille, wurde tiefer und tiefer. Von den marmornen Säulen, den schneeweißen Wänden, aus der hohen Kuppel ergossen sich Ströme andachtsvoller Schauer, ganz von selbst wandelte die profane Halle sich in eine Kirche.

Da erklang Beethovens „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre".

In gewaltiger Fülle und doch in bebender Scheu, in kraftvollem Jubel und zart zugleich wie erstes Frühlicht schwebten die Männerstimmen dahin, den weiten Raum erfüllend mit einer einzigen Woge von Licht und Sieg und Freude.

Und Grabaus' eben noch verzagtes Herz flog empor wie mitgerissen von diesen schwingenden Tönen. Ihm schien der jubelnde Chor Preis und Ehre Marie Luisens zu verkünden. Mochte sie in unerreichbaren Fernen über ihm schweben, war es nicht Glücks genug, sie nur zu kennen und zu ihr aufzuschauen wie zu einem strahlenden Stern?

Sehr lange dauerten die Vorträge, viel zu lange, als daß die andächtige Stimmung, den Großstädtern ohnehin so ungewohnt, hätte standhalten können. Als immer neue Kantaten und Hymnen angestimmt wurden, da blickte manch einer seufzend auf das Programm, und manche Dame drehte sich unlustig auf ihrem Stuhl in dem Gedanken, daß sie doch nicht diesem ehrwürdigen Männerchor zuliebe für zehntausend Mark Brillanten angelegt hätte.

Das Auftreten einer Solistin wirkte wie Erlösung. Mit rauschendem Beifall wurden ihre Vorträge aufgenommen. Aber es entsprach doch der allgemeinen Stimmung, als am Ende ein Herr zu seinem Nachbar äußerte: „Klatschen Sie nur nicht zu viel, sonst gibt sie noch was zu."

Natürlich gab sie noch etwas zu. Auch das wurde mit Anstand angehört. Als dann aber der letzte Ton verklungen war, entstand eine förmliche Flucht in den Nebensaal, wo die Büfetts aufgestellt waren.

Die Gesellschaft um Marie Luise nahm an einem von Gebhard reservierten Tisch Platz. Ein Kellner brachte Sekt und kalte Sachen. Neben Marie Luise saß ein schöner alter General, der von der großen Vergangenheit schwärmte, als Bismarck noch im Reichstag gesprochen hatte. Ein junger blasser Graf mit mädchenhaften Zügen und dünner Stimme erklärte die ganze Architektur für verfehlt. Diese Verschwendung von Marmor, diese kolossalen dorischen Säulen paßten für Leute in bunten dekorativen Kostümen, aber nicht für moderne Menschen.

Wolf, der noch immer unruhig nach Maggie ausspähte, führte eine etwas mühsame Unterhaltung mit einem jungen Mädchen aus Potsdam.

„Ich war heute den ganzen Tag in Potsdam, gnädiges Fräulein," erzählte er.

„In Potsdam," erwiderte die junge Dame.

„Ich habe die Parks durchstreift. Das heißt, in den Schlössern war ich natürlich auch. Am besten hat mir doch Sanssouci gefallen."

„Sanssouci —" erwiderte die junge Dame.

„Dort ist wirklich alles noch in seiner Ursprünglichkeit erhalten. Man fühlt sich wirklich angeweht vom Geiste des alten Fritz."

„Des alten — Friedrich des Großen!" erwiderte die junge Dame.

„Gnädiges Fräulein kennen natürlich Sanssouci?"

„Sanssouci — ja — von außen. Ich war mit Mama im Neuen Palais."

Die Mama, eine alte, dicke, kleine Exzellenz mit viel falschem weißen Haar, unterhielt sich desto lebhafter mit Grabaus.

Nachdem sie sich genau erkundigt hatte, wer und woher er sei, sagte sie:

„Ich muß mich doch sehr wundern, wie falsch man von den Zeitungen unterrichtet wird. Da liest man, daß die Herren im Reichstag sich immer streiten und verschiedener Meinung sind. Aber von ihrem schönen Männerchor hat noch nie etwas drin gestanden. Es hat mich wirklich sehr gefreut, wie sie da alle so einträchtig miteinander sangen."

Von ihrer Meinung, daß der Männerchor aus Reichstagsmitgliedern zusammengesetzt sei, war die alte Dame nicht leicht abzubringen, und Grabaus ließ sie auch dabei. Was er sprach und hörte, das sprach sein Mund und hörte sein Ohr, er aber, der lebendige Mensch, war ganz von der Nähe Marie Luisens erfüllt. Er sah sie nicht an, nur in langen Zwischenräumen warf er einen flüchtigen Blick nach ihr, aber sein Herz sog sich von ihr voll, als strömte mit jedem Atemzuge ein Hauch von ihr in sein Inneres. Einmal sprach sie über den ganzen Tisch herüber mit ihm, fragte, ob die Stimmen nicht wunderschön geklungen hätten? Ach, was wußte er noch von Gesang?! Ihre Stimme klang schön, ihr Auge war lieb und gut wie der Blick des Heilands, der zu dem Kranken sprach: „Sei unverzagt und fröhlich. Du wirst nicht sterben, sondern leben!"

Draußen in der Wandelhalle ertönten Walzerklänge. Die Tische leerten sich. Auch Marie

Digitized by Google

Luise erhob sich am Arm des schönen Generals, der, die Fußspitzen immer zuerst auf den Boden setzend, mit seinen steifen Beinen jugendlich und behend daherschritt wie ein altes Roß, wenn es den Parademarsch hört. Die kleine dicke Exzellenz wandte sich an Grabaus und sagte:

„Nun müssen Sie mir ein bißchen die Berühmtheiten zeigen, Herr Doktor. Berühmte Leute interessieren mich sehr."

„O Gott," erwiderte dieser, „verzeihen Exzellenz, ich kenne keine Berühmtheiten. Ich kenne hier überhaupt kaum zwei, drei Menschen. Aber mein Freund kann Ihnen dienen."

Kurz entschlossen ergriff er den Maler beim Arm, stellte ihn vor und erklärte ihm den Wunsch der Exzellenz.

Diensteifrig und beglückt reichte Gebhard der kleinen Dame seinen Arm.

Als Grabaus in die Halle trat, stieß Wolf ihn in die Seite.

„Schon elf! Und ich habe sie noch immer nicht gesehen!" flüsterte er in verzweifeltem Ton. Dann schielte er mit vielsagender Miene auf seine Nachbarin, die mit dem ausdruckslosen Gesicht eines wohlerzogenen Mädchens neben ihm herschritt.

Grabaus stand hinter einer Säule, und während bald nah, bald fern das türkisfarbene Kleid Marie Luisens auftauchte, das einzige von diesem Farbenton in der ganzen bunten Menge, war ihm ganz so zumut, wie er es sich gedacht: sehnsuchtverzehrt, dem Weinen nah und doch beglückt. Er war überzeugt, daß es so bis zum Schluß des Festes bleiben würde. Wie sollte sie in diesem Trubel Zeit gerade für ihn haben? Als er sie dann aber in einer kleinen Gruppe an der Seite ihres Gatten sah, als er bemerkte, wie sie einem Offizier, der sie um einen Tanz bat, diesen abschlug, da drängte er sich durch das Gewühl zu ihr hin, und ihm war zumut wie einem Menschen, der in ein brennendes Haus stürzt, um, koste es, was es wolle, sein Liebstes dort herauszuholen.

Sobald der Major seiner gewahr wurde, streckte er ihm freundlich die Hand hin.

„Wir haben immer nach Ihnen ausgeschaut, Herr Doktor. Nun ist's bald Mitternacht, und kaum, daß man miteinander gesprochen hat. Dabei hat mir meine Frau den ganzen Tag in den Ohren gelegen, wie viel Dank wir Ihnen schuldig sind. Nun, Kind, entledige dich deiner Pflicht. Aber mach es nur nicht wie manches Mal, daß du dich dann nicht das Rechte zu sagen getraust."

„Ich glaube, Herr Doktor Grabaus weiß ganz gut, was ich ihm sagen will," erwiderte Marie Luise, „und daß sich das nicht sagen läßt, wenn einen jeden Augenblick gleichgültige Menschen unterbrechen. Aber kommen Sie, setzen wir uns."

Sie ging voran zu einem Stuhl und setzte sich.

„Gnädige Frau, ich bitte Sie, sagen Sie nichts von Dank. Wofür denn Dank?"

„O doch, wir sind tief in Ihrer Schuld. Und ich besonders. Sie haben mir einfach meinen Bruder wiedergeschenkt."

„Aber was habe ich dazu getan? Ihm Dinge gesagt, die er selbst längst gefühlt hatte. Auch ohne mich wäre es so gekommen."

„Aber wir alle haben auf ihn eingeredet. Uns hat er nicht geglaubt. Mir, seiner Schwester, hat er vor einem Jahr beinah die Tür gewiesen."

„Damals war es eben noch zu früh."

„Vielleicht ja. Aber glauben Sie nicht, wie ich mich um ihn geängstigt habe? Vielleicht ganz verkehrter Weise. Aber man ist so. Wir Frauen, glaub' ich, sind besonders so. Was uns groß und nachahmenswert bei andern erscheint, setzt uns in Angst, wenn es Menschen tun, die wir lieb haben, für die wir uns verantwortlich fühlen."

„Aber Sie haben sich wirklich umsonst geängstigt, gnädige Frau."

„Das sage ich mir ja auch. Jetzt, wo er sich zurückgefunden hat. Aber, wenn ich denke, er hätte sich zeitlebens in diesem Elend begraben —"

„Das ist es eben — zeitlebens!" erwiderte Grabaus lebhaft. „So ist es immer, wenn Menschen etwas Außergewöhnliches tun. Dann kommen immer die Furchtsamen und sagen: Noch mag das ja nicht schlimm sein, aber was soll daraus werden, wenn es so weitergeht? Doch da liegt eben das Geheimnis. Es geht niemals immer so weiter. Ueber kurz oder lang kommt von selbst die Reaktion. Die Reaktion strebt durch Kontraste zur Harmonie. Und wenn das Handeln eines Menschen nur aus gesunden Instinkten entspringt, dann sollten wir ihm seine Einseitigkeit und Maßlosigkeit gern verzeihen. Aber wir, die wir uns für irgendeinen Menschen verantwortlich fühlen, sind immer froh, wenn er nur hübsch auf dem rechten Wege bleibt, nirgendwo anstößt, nie sich verliert. Und doch wissen wir alle, diese Normalmenschen sind immer Nachahmer gewesen und haben nie Großes geleistet."

Gebhard stand hinter ihnen.

„Was für ein ernsthaftes Ballgespräch!"

Etwas nervös und ungeduldig wandte Marie Luise sich um.

„Verzeihung, gnädige Frau, daß ich unterbrach."

„Bitte."

„Ich bin nämlich baß erstaunt, meinen Freund noch in Berlin zu sehen."

„Ich soll morgen einen Vortrag halten," erklärte Grabaus.

„O, also die Wissenschaft hat dich gehalten!"

„Wer ist eigentlich die hübsche Dame, mit der mein Bruder tanzt?" wandte Marie Luise sich an Grabaus.

„Die Dame dort — ei, das ist ja Fräulein Thön, eine Schauspielerin vom Deutschen Theater. Ihr Herr Bruder hat sie durch mich kennen gelernt, und ich wieder durch diesen Herrn."

Digitized by Google

Mit großen Augen sah der Maler auf die beiden, die, strahlend ganz mit sich beschäftigt, ohne jemand anders zu sehen, schnell näher kamen.

„Wahrhaftig, ja, Fräulein Thön, aber Verzeihung, meine Gnädigste, ich seh' da plötzlich —"

Er machte eine tiefe Verbeugung und verschwand mit eben noch schicklicher Eile. Etwas schadenfroh schaute Grabaus ihm nach. Wolf und Maggie aber walzten arglos vorüber, mit roten Wangen, glänzenden Augen, und bis über die Ohren verliebt.

„Wie reizend die beiden tanzen!" sagte Marie Luise. „Ach, bin ich froh, den Jungen wieder tanzen zu sehen. Das hätte ich nie geglaubt. Und so vergnügt! Er strahlt ja vor Glück."

„Ich glaube, Sie tanzten auch gern, gnädige Frau."

„Ja, mit Vergnügen," erwiderte sie und erhob sich schnell.

„Ach, und ich bin ein so miserabler Tänzer —"

„O, versuchen Sie's nur. Es geht gewiß. Nach diesem Walzer muß es gehen. Das ist mein Lieblingswalzer. Den kennen Sie doch?"

„Ich muß zu meiner Schande gestehen —"

„Den Walzer aus dem Freischütz kennen Sie nicht? Und wissen nicht die reizende Geschichte, wie Weber ihn komponiert hat?"

„Nein."

„Er hatte schon die ganze Oper fix und fertig. Nur ein Walzer fehlte ihm noch. Aber nicht der leiseste Takt wollte ihm dazu einfallen. Wie er nun ganz verdrießlich in seinem Zimmer auf und abrennt, tritt seine Wirtin Madame Nudelbeck ein. Da fängt's auf einmal an in ihm zu klingen, er faßt die dicke alte Dame um die Taille, dreht sie herum und singt dazu immer: ‚Mutter Nudelbecken, Mutter Nudelbecken, Mutter Nudelbecken'. Das war die Melodie. Versuchen Sie's nur."

Während sie mit geschicktem Griff ihre Schleppe auffraffte, legte er bebend seine Hand um ihren schönen Leib. Er mochte ein ungewandter Tänzer sein, doch wenn in diesem Augenblick Marie Luise von ihm gefordert hätte, auf turmhohem Seil zu tanzen, auch das hätte er mit Meisterschaft gekonnt. Er war nicht mehr er selbst, sondern ein Wesen von unbegrenzt gesteigerter Kraft, das Mut und Geschick einfach zu allem in sich fühlt. So glitten sie dahin über den köstlich glatten und wie nachgiebigen Marmorboden. Marie Luise hatte den Kopf leicht auf die rechte Schulter geneigt, und während um ihre geöffneten Lippen ein strahlendes Lächeln lag, summte sie leise zu der Musik. „Mutter Nudelbecken, Mutter Nudelbecken, Mutter Nudelbecken."

Er hielt sie fest umschlungen und hatte das Gefühl, nicht daß er sich drehte auf festem Untergrund, sondern daß er höher und höher schwebte, mit dieser leichten Gestalt, und daß die Menschen ferner und ferner unter ihm verschwanden. Er hätte von selbst nicht aufhören können, und als die Musik dann abbrach, schwebte er weiter mit ihr dahin, bis Marie Luise endlich langsam mit ihm zur Erde herunterſank und in der Nähe ihres Gatten anhielt.

„O," sagte sie tief aufatmend, „und Sie wollen ein schlechter Tänzer sein?"

„Kind, Kind," drohte lächelnd der Major, „das war ja ein nimmer endender Tanz!"

Grabaus verneigte sich tief, und war es Zufall, war's seine Einbildung? als er sie losließ, spürte er einen kurzen, leisen Druck ihrer Hand. In diesem Augenblick traten gerade mehrere Menschen heran, so konnte er verschwinden, ohne daß es auffiel.

Wie im Traum ging er an den Leuten vorüber, kam durch den Nebensaal, in dem Kellner die jetzt leeren Tische abräumten, in ein Zimmer, wo an grün bezogenen Tischen in bequemen Lederſesseln Gruppen miteinander plauderten, geriet in ein andres Zimmer und scheuchte dort ein einsames Liebespaar aus zärtlicher Unterhaltung, schritt dann durch eine von selbst sich öffnende Tür in einen dunkeln, holzgetäfelten, nur durch einige Kerzen erhellten Raum. Es war der Sitzungssaal des Reichstags. Auf den ersten besten Stuhl ließ er sich nieder, gerade dort, wo die aufrührerische Linke ihren Platz hatte. Der dämmernde Raum mit dem schwach schimmernden Oberlicht von Milchglas, die leeren Galerien, die Verlassenheit dieser vielen, vielen Sitze, die Stille, in der doch erregte Worte noch zu schwirren schienen — das alles war seltsam und fast geheimnisvoll. Er hatte die Arme aufgestützt, die Hände umpreßten den Kopf. So starrte er von Schauern durchrieselt vor sich hin: ein Mensch, der in Gefahr ist, daß ein Uebermaß im Innern tobender Kräfte das feste Gefüge seiner Persönlichkeit zersprengt.

Man sagt, die Chicagoer Weltausstellung sei durch den Druck einer Kinderhand auf den elektrischen Kontaktor eröffnet worden. Im Augenblick, wo dieser schwache Finger die Drähte verband, begannen die Maschinen zu arbeiten, die Turbinen zu kreisen, die Wasser ihre gischtigen Fluten zu ergießen — in diesem Augenblick wurden Millionen schlummernder Menschenkräfte wach.

Und so war es auch in Grabaus. Der Händedruck Marie Luisens hatte sein Inneres aufgerührt und in Bewegung gebracht, daß alles, was fest und unverrückbar gewesen, jetzt in Fluß geriet. Sein Ehrgeiz, sein Amt, sein Weib, seine Kinder, Marie Luise, ihr Gatte: alles dies, was soeben noch so sicher dagestanden hatte, verwandelte sich nun in Nebel und Rauch. Mit leuchtenden Bildern stieg eine neue Welt empor.

Er lehnte sich zurück, breitete die Arme aus und flüsterte kaum ihm selbst vernehmbar:

„Marie Luise, Marie Luise, ich liebe dich."

Digitized by Google

Und in diesem Saal, der so viele weithin schallende Reden vernommen hatte, waren wohl noch nie Worte aus so inbrünstigem Herzen gekommen.

*

„Wissen Sie, Bruder Wolf," sagte Grabaus zu dem jungen von Hellen, indem er ihn unterfaßte, „ein ganz kolossaler Kerl müssen Sie werden. Wenn man eine solche Schwester hat wie die Ihre, die einen so liebt — Aber nun erzählen Sie weiter. Also was tat Ihre Schwester nach dem Tode Ihres Vaters?"

Die beiden Freunde hatten an diesem Sonnabendnachmittag von Jena aus einen längeren Spaziergang unternommen und schritten jetzt munter durch einen lehmigen Hohlweg dem nahen Wald zu. Es herbstete schon stark. In den Schlehdornhecken dunkelten die schwarzen Beeren. Letztes Glühen der Abendsonne brach durch den grauen Nebeldunst und ließ die roten Kronen einer fernen Kirschbaumallee wie brennende Büsche aufflammen. In dem welligen Terrain erhoben sich gleich riesigen Maulwurfshügeln nebelumdünstete Strohmieten, und in der Ferne warf lautlos und schemenhaft eine Windmühle ihre Flügel durch die Dämmerung.

„Ja, nach dem Tode meines Vaters," begann Wolf, unterbrach sich jedoch gleich und sagte: „Aber langweilt Sie das auch nicht? Ich hab's doch schon mal erzählt."

„Nein, nein, durchaus nicht," erwiderte Grabaus ungeduldig.

„Also, mein Vater starb gerade, als er Minister werden sollte. Er hatte schon längst die Geschäfte geführt, seine Ernennung sollte veröffentlicht werden, da bekam er zu seinem Asthma eine Lungenentzündung, und in acht Tagen war er tot. Nun müssen Sie wissen, was das in einem kleinen Residenznest bedeutete. Eben waren wir noch die ersten Leute in der Stadt, plötzlich wurden wir nichts. Es war einfach, als wenn in einem Haus alle Lichter ausgelöscht werden und man im Dunkeln sitzt. Ich selbst, damals noch ein dummer Schuljunge, merkte den Unterschied. Na, eines Tages sprach ich darüber mit meiner Schwester: es wäre doch jetzt alles so anders; da sagte sie zu mir: ‚Höre mal, Wolf, du mußt mal ganz verständig sein. Wir werden jetzt wohl noch manches herunterschlucken müssen. Denn Papa hat gar nichts hinterlassen. Wir sind einfach arme Leute. Aber deshalb mußt du doch immer den Kopf recht hoch tragen und wahnsinnig stolz auf deinen Vater sein, denn er war doch der erste Mann in der Stadt. Aber für Mama ist das schrecklich. Sie darf um Gottes willen nichts merken. Wir müssen ihr einfach Komödie vorspielen.' Ich sage: ‚Wie fangen wir das aber an?' ‚Das werd' ich schon machen,' meint sie. ‚Nur mußt du mir ein bißchen helfen. Vor allem immer recht vergnügt zu Haus sein und der Mama rechte Freude machen, gute Zeugnisse bekommen und so weiter. Im übrigen, wenn du jetzt deine Anzüge ein bißchen besser schonen könntest, so wäre das sehr erwünscht. Das andre will ich schon besorgen.' Und wie sie dann den ganzen Haushalt eingerichtet hat, das war einfach kolossal. Ich glaube, manchmal hat sie nicht mehr aus noch ein gewußt. Aber gemerkt hat man nichts davon. Immer war sie fidel. Ja, einmal hat Mama sogar zu mir gesagt: ‚Wenn ich Lise nicht besser kennte, so würde ich wahrhaftig glauben, sie hätte kein Herz. Da trägt sie Trauerkleider, aber von Trauer merkt man nichts.' — Also, wir schränkten uns aufs äußerste ein, ohne daß Mama es recht merkte. Wenn sie sich manchmal wunderte, dann lachte meine Schwester und sagte: ‚Es wäre doch so viel gemütlicher.' Der Diener wurde gleich entlassen, damit war Mama ja auch ganz einverstanden. Aber daß auch die Jungfer gehen sollte, wollte ihr gar nicht in den Kopf. Da hat meine Schwester sie jeden Morgen selbst frisiert. Und so machte sie's mit allem. Ich hatte französische Privatstunden. Die gab sie mir nun. Sie hat manchmal selbst gekocht und gebügelt. Und dabei müssen Sie bedenken, daß sie noch vor kurzem das gefeierte Mädchen gewesen war. Und dann sollte die erste Etage vermietet werden. Hätte Mama gewußt, daß das der Miete wegen geschah, sie wäre todunglücklich gewesen. Aber Marie Luise sprach immer davon, es wäre ihr so gruselig mit Mama allein im Haus ohne ein männliches Wesen, ich zählte damals noch nicht, daß Mama schließlich selbst auf die Idee kam. Und als dann mein Schwager erschien, mit dem Lise schon längst unterhandelt hatte, da war Mama ganz beglückt und meinte, es sei ihr Werk."

„Verkehrte Ihr Herr Schwager lange bei Ihnen, ehe Ihre Frau Schwester sich mit ihm verlobte?"

„Beinah ein Jahr. Das war eine riesig nette Zeit. Ich weiß noch, wie er das erstemal ganz feierlich zum Tee geladen wurde. Später kam er dann immer öfter. Ich konnte ihn riesig gut leiden. Er nahm mich immer für voll, das tat mir natürlich sehr wohl. Eines Tages fragte mich meine Schwester, wie mir der Major eigentlich gefiele? Ich lachte und sagte: ‚Meinst du, ich hätte nicht längst was gemerkt? Ich weiß alles.' Sie wird ganz rot und sagt: ‚I du dummer Bengel, was hast du gemerkt?' ‚Na,' meine ich, ‚das ist ja doch ganz klar, daß der Major,' wir nannten ihn untereinander nämlich immer den Major, ‚es auf Mama abgesehen hat.' Da fährt meine Schwester zusammen und sagt nur: ‚Du bist wohl verrückt.' Und dann rennt sie hinaus. Mir war wohl ein bißchen komisch zumut. Aber von der eigentlichen Sache hatte ich

Digitized by Google

keine Ahnung. Zwei Tage drauf sagt meine Schwester zu mir, in einem Ton, den ich nie vergessen werde: ‚Wolf, der Major hat heute um meine Hand angehalten. Ich habe ihn sehr lieb und habe ja gesagt.‘“

„Nun, und Sie? Was machten Sie darauf?“

„Ich? So plötzlich kam mir das, und ich war so verwirrt, daß ich meiner Schwester einfach um den Hals fiel und furchtbar heulte. Und dann bin ich hinausgelaufen. Wissen Sie, im Garten hatten wir nämlich einen Birnbaum. Einen prachtvollen, großen Baum. Die Birnen taugten freilich nichts. Auf den war ich früher schon immer gern geklettert. Aber den Tag bin ich bis in die äußerste Krone gestiegen und hab' da angefangen, mich zu schaukeln. Ich dachte, fliegste runter, dann fliegste. Aber nur die Birnen prasselten herunter, und der Baum hat bis in die Wurzeln gebebt. Daß jemand meine Schwester heiraten wollte, der Gedanke war mir so ungeheuerlich. Und nun noch der Major! Ich war ja noch ein dummer Bengel, aber ich hatte doch schon ein dunkles Gefühl, wie gewagt, eigentlich wie unnatürlich eine solche Ehe war, denn mein Schwager ist doch dreißig Jahre älter als meine Schwester. Nun, und doch ist alles gut gegangen. Denn sie sind beide durch einander glücklich.“

Sie hatten die Höhe erreicht. Ein schmaler Fußpfad führte am Wald entlang. Hohe Ginsterbüsche streiften ihre Hände und ließen kühle Tropfen darin zurück. Am fernen Horizont schwebte im grauen Gewölk gerade über einer einsam emporragenden Fichte der dunkelrote Vollmond, wie eine seltsame rote Mohnblüte am schwarzen Stiel. Ein weiter Blick eröffnete sich ihnen über tiefe Täler zu fernen schwarzen Waldrändern. Der Weg bog ab und führte sie in den Wald, der so finster war, daß die beiden einander kaum erkannten.

Da sagte Grabaus plötzlich, als wenn er sich selbst Antwort gäbe auf viel verschlungene, einander widersprechende Gedanken:

„Und seltsam bleibt es doch.“

„Ach,“ erwiderte Wolf mit ahnungsloser Bestimmtheit, „seltsam ist es nur für Fernstehende, für Leute, die nur die Tatsache kennen, daß ein Mann von zweiundfünfzig eine junge Frau von einundzwanzig geheiratet hat. Aber wer die beiden kennt, wer weiß, wie innerlich jung noch mein Schwager ist, und wer die Natur meiner Schwester kennt, der weiß, die beiden müssen glücklich sein. Sehen Sie, meine Schwester ist ein so glücklich veranlagtes Wesen. Eigentlich ist sie wunschlos. Lassen Sie sie in eine vergnügte Gesellschaft kommen, dann ist sie die Fröhlichste von allen. Sie haben sie doch auf dem Reichstagsfest gesehen. Aber sie braucht keine Feste. Zu Haus in der Stille fühlt sie sich ebenso wohl. Sie weiß sich überall einzurichten. Eigentlich ist sie ein Mensch, der ganz für andre lebt. Und wenn sie eine Schwäche hat, so ist es diese, daß sie immer noch für andre sorgen muß. Damals, nach meines Vaters Tode, als wir doch mit jedem Groschen sparen mußten, da hatte sie noch ein ganzes Rudel armer Teufel, denen sie half. Einen Schulkameraden von mir, der seine Eltern verloren hatte, haben wir ins Haus genommen. Dann war da ein früheres Mädchen, für das ist sie wochenlang herumgelaufen, um ihr eine Stellung zu verschaffen. Und dann, ach, ich weiß das alles nicht mehr. Mir schwebt bloß ihr Gesicht vor, wie sie immer strahlte, wenn sie für andre Leute was erreicht hatte.“

Ein gutes Stück Weges waren sie schweigsam weitergegangen, als sie an eine Lichtung kamen. Der Mond war inzwischen höher gestiegen und leuchtete silberblank durch die Wolkenschleier, die eilig in mannigfachen Gebilden unter ihm dahinflogen. Irgendwoher aus einem der tiefen Täler klang dann und wann vernehmbar Abendläuten. Vor ihnen glomm aus unsichtbarer Tiefe ein schwacher Lichtflimmer und deckte den Himmel mit rötlichem Schein.

Grabaus wies darauf hin.

„Das kann Weimar sein.“

Sie standen beide versunken. Da klang aus weiter Ferne ein jubelnder Aufschrei durch die Stille, der Pfiff einer Lokomotive. Eine rote Schlange glühte auf, von weißen Krönchen umschwebt, ringelte sich eilends dahin und war hinter Bergen verschwunden. Aber fröhlich wie jauchzendes Lachen ließ sie noch ein paarmal den Lockruf erschallen. Hei, hei, hei!

Und wie mit fortgerissen von diesem Ruf war Grabaus in einem Nu nach Weimar getragen. Er öffnete die Tür eines großen Hauses, trat in ein Zimmer, wo aus dem Lichtschein einer Lampe, die auf einem kleinen Tischchen stand, Marie Luise sich erhob und verwundert den abendlichen Gast anschaute. Er ging ihr entgegen, ergriff demütig ihre Hand und sagte etwas, er wußte die Worte nicht deutlich, doch der Sinn war der: „Ich bin sehnsuchtsverzehrt, und mich dürstet nach Ihrer Nähe, Marie Luise. Ich möchte einer Ihrer Bettler sein, gegen die Sie so gütig sind.“ Sie aber streckte liebreich die Hände aus und ließ ihn an ihrer Seite sitzen.

*

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Im Kumtlampenschein

Nach dem Gemälde von Osmar Schindler (Dresden)

Digitized by Google

Digitized by Google

Lenbach-Medaille von Hermann Hahn

Moderne Kleinplastik

Von

Alexander Heilmeyer

(Hierzu 14 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Wer hat nicht schon einmal im bayrischen Nationalmuseum in München jenen Kirschkern staunend betrachtet, den eine geschickte Hand mit kleinen Figuren verziert, oder die Pflaumenkerne, darauf alttestamentliche Szenen in Relief abgebildet sind, oder die feine Arbeit kaum etlicher Zoll hoher Elfenbeinfigürchen eines Schachspiels bewundert! Da und dort findet man auch noch in alten Bürgerhäusern in dem Glasschranke der sogenannten guten Stube, wo allerhand Familienreliquien aufbewahrt werden, kleine Medaillons, die unter Glas und Rahmen reliefartige plastische Darstellungen denkwürdiger Begebenheiten, Belagerungen, Gefechte u. s. w. verewigen. In neuerer Zeit trifft man häufig in Gips, Zinkguß oder Galvano Nachbildungen bekannter großer Denkmäler. Ein starkes gegenständliches Interesse und der eigentümliche Reiz, große Monumente, wie das Niederwalddenkmal, die Bavaria, den Löwen von Luzern u. s. w. unter allerlei Nippsachen und Kleinkram zu versetzen, erzeugen eine gewisse Vorliebe für solche Nachbildungen, obwohl es widersinnig ist, Erscheinungen, mit denen sich die Vorstellung des Monumentalen, des Räumlich-Großartigen verbindet, aufs Kleine und Kleinste zu übertragen. Aus all dem sieht man, daß uns der Begriff Kleinkunst oder Kleinplastik nicht recht geläufig ist. Es fehlt an der rechten Anschauung, an einem bestimmten Maßstab. Nehmen wir als solchen die menschliche Figur, die sich am besten dazu eignet. Man kann sich Figuren von 10 Metern und mehr, ebenso Figürchen von der Größe unsers Zeige- oder Mittelfingers denken. Mit jenen

Arthur Vollmann — Silen

Digitized by Google

verbinden wir die Vorstellung des Kolossalen und Großen, mit diesen die des Zierlichen und Kleinen. Ein Putto auf einer Schnecke, ein Gnom oder Zwerg unter einem Pilze erwecken unbedingt die Vorstellung einer Welt im kleinen, ein kleines Figürchen von gleicher Größe als Bekrönung auf einem Kästchen oder einem Pokal kann der Form nach groß und in gewissem Sinne monumental aussehen. Wir verstehen darunter nicht eine beliebige Reduzierung einer Erscheinung auf einen kleinen Maßstab, sondern eine Art der plastischen Vorstellung, die durch den Charakter der Formgebung diese Wirkung erzielt. Dabei spielt auch das Material eine Rolle. Man denke sich nur das Modell eines silbernen Leuchters in Zinkguß ausgeführt, eine Medaille in Blei statt in Bronze, ein Alabasterfigürchen in Speckstein oder Gips, der dem Original anhaftende Reiz ist verschwunden, ist wie weggeblasen. Denkt man dagegen an Arbeiten in kostbaren Metallen, Gold, Silber, Bronze, an Onyx, Elfenbein und Email, so verbindet sich damit sofort die Idee des Schönen, Schmucken, Kostbaren, Zierlichen und Eleganten.

Es hat doch mehr als zufällige Bedeutung, daß die Meister der Kleinkunst, wie Benvenuto Cellini, aber auch mancher deutsche Künstler aus Augsburg oder Nürnberg der Zunft der Goldschmiede entstammten. Dieses edle Handwerk bietet Gelegenheit, sich in allen Praktiken und Techniken zu üben.

Georg Wrba Tiana

Goldschmiede früherer Zeit gossen Figürchen und allerlei schöne Zieraten in Silber und Bronze, der Guß wurde gefeilt, gerifselt, ziseliert und patiniert, sie führten Treibarbeiten aus, preßten und stanzten das Metall, schnitten Stempel in Stahl für Medaillen und Münzen, erfanden neue Formen und waren gewandt im Zeichnen und Modellieren. Die Moderne entbehrt dieser handwerklichen Tradition. Der natürliche Zusammenhang zwischen Kunst und Handwerk fehlte noch bis vor kurzem. Die Künstler verloren, wenn sie sich auf dieses Gebiet begaben, häufig den Boden unter den Füßen. Erst nachdem sie sich wieder die handwerkliche Geschicklichkeit erworben, können sie sich wieder verschiedener Aufgaben bemächtigen. Gerade auf dem Gebiete der Kleinplastik sind eine Anzahl guter Werke entstanden, ein Beweis, daß auch unsre Zeit an Kräften dafür nicht arm ist. Stuck, Tuaillon, Volkmann, Kurz, Hahn, Habich, Gaul, Wrba, Römer u. s. w. sind Künstler, die mit gutem Stilgefühl das Wesen und die Eigenart der Form zum Ausdruck bringen.

Georg Römer Antike Tänzerin

Aus der Hand von Georg Römer, einem in Florenz lebenden deutschen Bildhauer, ging das oben abgebildete Bronzefigürchen einer Tänzerin mit aufgelösten Haaren hervor. Es ist in allen Teilen mit großer Liebe und Verständnis für die Wirkungen der Form in Bronze gebildet. In der Wiedergabe der Körperbewegung ist der Rhythmus des Tanzes nachgefühlt und durch die Form dauernd festgehalten. Das Verhältnis von Figürchen und Sockel ist sorgsam abgewogen, ein Moment, das bei Errichtung großer Denkmale selten ist. Die tektonische Form des Sockels ist dem Charakter des Metalls angemessen, die glatten Flächen sind nur durch ein einfaches Ziermotiv belebt. Das ganze Werk läßt das entwickelte, an guten alten Vorbildern geschulte Stilgefühl Römers erkennen.

Nicht weniger stilvoll erscheint dasselbe Motiv in moderner Bearbeitung von Fritz Klimsch, einem Berliner Künstler (Abb. a. S. 19).

Digitized by Google

Fritz Klimsch Tänzerin

Dagegen hat der Darmstädter Bildhauer Ludwig Habich in dem schmucken Figürchen eines Offiziers aus althessischer Zeit (s. S. 23) mit außerordentlicher Geschicklichkeit die Form den Wirkungen der Kleinplastik angepaßt und durch die flotte Modellierung jedes Detail der reich geschmückten Uniform scharf und bestimmt gekennzeichnet, ohne dabei kleinlich zu werden. Kleinplastiker sind häufig Feinplastiker, die Form verliert dabei an Kraft des Ausdruckes, deshalb ist es auch schwer, großzügig zu bleiben.

Dagegen gestattet der kleine Maßstab und das am häufigsten verwendete Material, Bronze, eine ziemliche Freiheit der Konzeption, so daß selbst für die Plastik sonst nicht leicht in Betracht kommende Motive, wie sie anderweitig am liebsten die Illustration festhält, möglich sind. Ein Beispiel dafür bietet die nebenstehend wiedergegebene Wasserschöpferin, ein bekanntes Werk des Berliner Bildhauers Johannes Götz.

Im Sinne der angewandten Kunst verwendet eine ähnlich stark bewegte Erscheinung der Münchner Hugo Kaufmann. Die in kühner Stellung auf einem Rade sitzende, allegorisch gedachte Figur stellt die Zeit dar (Abb. a. S. 23). Das Ganze, eine Standuhr, ist in kostbaren Materialien ausgeführt. Die Figur ist aus Bronze, das Zifferblatt ist stählern, die Zeiger sind vergoldet und der Sockel ist aus einem Stück Onyx gefertigt. Unsre Vorfahren hielten viel auf solche Ausstattung. Man findet in guten Häusern noch heute wahre Prachtstücke von Uhren. Zum unmittelbaren Gebrauch gehört auch der silberne Leuchter von Georg Wrba (s. S. 22), die Arbeit eines jüngeren, gleichfalls in München tätigen Bildhauers. Das gegenständliche Motiv ist sehr anziehend. Dargestellt ist Aktäon, der die Göttin Diana im Bade beschlich und dafür in einen Hirsch verwandelt wurde.

Die Tierplastik, die in Frankreich durch die Werke Barye's auf eine so hohe Stufe der Vollendung geführt wurde, hat in Deutschland bis jetzt nur wenig Vertreter gefunden, und doch bietet gerade dieses Feld der Kleinplastik ergiebigen Stoff. Neuerdings haben zwei in Berlin schaffende Künstler, August Gaul und Louis Tuaillon, Aufmerksamkeit erregt, Tuaillon vornehmlich durch seine vor der Nationalgalerie aufgestellte Erzstatue einer Amazone, Gaul durch ungemein sorgfältig durchgebildete Kleinbronzen von Tieren der verschiedensten Arten. Man betrachte nur die Gruppe der beiden Pelikane von Gaul (S. 20) und die Studie nach einem Stier von Tuaillon (S. 21)!

In Verbindung mit der Darstellung von Pferden u. s. w. findet man als ein von der Kleinplastik sehr häufig verwandtes Motiv Reiter und Reiterinnen und Zentauren, entweder in ruhiger Erscheinung oder in dramatisch belebtem und bewegtem Ausdruck. Zu den bekanntesten Werken dieser Art gehört Stucks Amazone (S. 20), ein so charakteristisches Bild, daß es sich jedem Beschauer sofort einprägt.

Dieses Werk hat Anregung zu vielen ähnlichen Schöpfungen gegeben, die stilvolle Art der Formbehandlung war mustergültig. Wrbas Diana (S. 18) muß man gleich als ein von dieser Schöpfung

Johannes Götz Wasserschöpferin

Digitized by Google

inspiriertes Werk auffaſſen, wenn auch Wrba bei ſeiner Arbeit ganz ſelbſtändig vorging und einen von dieſer Erſcheinung verſchiedenen Stoff geſtaltete. In ihrer techniſchen Vollendung ſtellt dieſe Arbeit einen kaum zu überſchreitenden Höhepunkt dar. Die Form iſt aus der intimſten Empfindung für das Material herausgewachſen und ganz der eigentümlichen Wirkung des Silbers angepaßt. Es iſt ein geradezu typiſches Werk der Kleinplaſtik. Mit dem Leuchter zuſammen bildet es einen Teil des Silberſchatzes des Herrn Rosner in Zeitz.

Der reitende Silen, eine Bronzeſtatuette von Arthur Volkmann in Rom (Abb. a. S. 17), zeigt weniger ſtreng ſtiliſierende Formen, als vielmehr ein liebevoll beobachtetes Stück Natur, die ruhige, freundliche Erſcheinung behaglichen Daſeins, wie es ſich dem Auge des Künſtlers in dem heiteren Süden, dem ja auch die Philoſophie Epikurs entſproß, darbot.

Auf ein ganz eignes Gebiet der Kleinplaſtik führen uns die Medaillen. Die Medaille als Fläche läßt der Phantaſie einen viel weiteren Spielraum als die Rundplaſtik. Der Künſtler kann ſich in der Welt allegoriſcher und poetiſcher Geſtalten ergehen, ja ſogar noch das erklärende Wortzeichen ſeinen Abſichten dienſtbar machen. Treffend hat deshalb Alfred Lichtwark die Medaille das Volkslied der Skulptur genannt. Früher ſtanden die Schaumünzen und Taler in großem Anſehen, aber dann folgte eine Zeit, wo ſie in Vergeſſenheit kamen und nicht mehr gewürdigt wurden. Es iſt eines

Auguſt Gaul — Pelikane

von Lichtwarks vielen Verdienſten, den Sinn dafür wieder erweckt zu haben. Durch Hildebrand wurde auch bei uns zum erſtenmal wieder Vorbildliches geſchaffen. Neuerdings haben Georg Römer in Florenz und Hermann Hahn in München eine Anzahl künſtleriſch bedeutender Schaumünzen und Medaillen gefertigt. Hahns neueſte Arbeit, eine Lenbach-Medaille (ſ. S. 17), zeigt auf der Vorderſeite in kräftig gehaltenem Relief das charakteriſtiſche Profil, auf der Rückſeite einen Genius mit brennender Fackel in einer Bewegung, wie vom Himmel niederſtürzend. Die Inſchrift lautet: „Ignis de coelo.“ Das kleine, ſorgfältig im Stile antiker Medaillen gearbeitete Werk mutet uns an wie eine feinſinnige poetiſche Widmung. Das zierliche Brünnlein, ein Knabe auf einer Schildkröte, von Erwin Kurz in München (Abb. a. S. 21) zeigt uns die Plaſtik als angewandte Kunſt. Kurz iſt ein Künſtler, der in ſeinen Schöpfungen ſehr viel Sinn für die Anmut und Schönheit der plaſtiſchen Erſcheinung an den Tag legt. Denkt man ſich zu dem Brünnchen noch das belebende Element des fließenden Waſſers und das Ganze in einer offenen Halle oder im Veſtibül eines Hauſes aufgeſtellt, welch ein entzückendes, liebenswürdiges Bild!

Franz Stuck — Amazone

Werke, wie ſie die Kleinkunſt ſchafft, können am beſten in unſrer nächſten Umgebung aufgeſtellt werden, wo wir ſie im täglichen vertrauten Umgange genießen und uns an ihrem Anblick zu erfreuen vermögen.

Ja, ſie erſcheint uns viel mehr als die ſogenannte monumentale Kunſt geeignet, die Plaſtik mit den Bedürfniſſen des Lebens in Verbindung zu bringen. Man verwendet ſeit neuerer Zeit wieder Werke der Kleinplaſtik als Gebrauchsgegenſtände. Die vereinigten Werkſtätten in München führten in der Münchener

Digitized by Google

Louis Tuaillon Stier

Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes eine Anzahl Bronzen vor, z. B. eine originelle Tischglocke in Form einer alten Bäuerin in Dachauer Tracht, eine andre von Habich lehnt sich in der Form an eine sogenannte Almkuhglocke an, ein Bücherhalter, eine Schmuckschale, Tintenzeug u. s. w. vervollständigen das Arrangement. Auch eines andern Materials könnte sich die Kleinplastik wieder bedienen, Steingut, Majolika und Ton. Der Holländer Mendez da Costa hat seinerzeit kleine Figürchen, Tiere, überhaupt farbig gehaltenes Steinzeug von ganz eigenartigem Reiz in der Form- und Materialbehandlung ausgestellt. Der verdienstvolle Münchner Keramiker Scharvogel hat sich dieses Zweiges angenommen und mit Hilfe geeigneter Kruste geschmackvoll behandelte originelle Tierfiguren geschaffen.

Wie könnte auch wieder ein so einfaches Ausdrucksmittel wie die Töpfererde zu Ansehen gelangen, wenn unsre Bildhauer sie wie die früheren bei ihren Tanagra- und Terrakottaarbeiten verwendeten. Gerade dieser leicht zu bearbeitende Stoff gestattet dem Künstler, jedem Einfall seiner Laune frei und spielend nachzugehen. Diese Arbeiten erhalten dadurch den Charakter des Unmittelbaren, den Reiz frischer Ursprünglichkeit, mit einem Worte, der künstlerischen Improvisation. Zugleich könnten darin handwerklich geübte und geschulte Meister einer volkstümlichen Kunst, wie sie sich früher in zahlreichen Weihnachtskrippen, in der Liebhaberei für Porzellanfigürchen und -gruppen äußerte, die Wege bereiten.

Mögen sich nur die Meister der Kleinplastik immer vor Augen halten, daß es nicht die Aufgabe ihrer Kunst ist, mit ihren Erzeugnissen alle Gegenstände des täglichen Lebens förmlich zu überwuchern, und daß eine gewisse vornehme künstlerische Reserve ihr unbedingt not tut, wenn sie eben Kunst bleiben soll.

Erwin Kurz Brunnenfigur

Digitized by Google

Was man von der Börse wissen muß

Zwanglose Betrachtung

von

Ernst Zimmermann

Wie über so viele Einrichtungen des modernen Lebens sind im Publikum auch über die Börse teils gar keine, teils unrichtige Anschauungen vorhanden; der Kurszettel ist für den Laien ein Buch mit sieben Siegeln, und wenn man auch weiß, daß an der Börse spekuliert wird und schon öfters große Vermögen „gemacht" worden sind, so herrscht doch über die Art der Börsengeschäfte vielfach Unklarheit. Die nachstehenden Zeilen sollen dem Nichtkenner der Verhältnisse nahezubringen versuchen, was die Börse auch für ihn an Wissenswertem und Interessantem bietet.

Die Börse ist ein staatlich anerkannter Markt, an dem gekauft und verkauft wird wie an jedem andern, doch unterscheidet sie sich wesentlich von den gewöhnlichen Märkten. Es hat nicht jedermann zur Börse Zutritt, sondern nur diejenigen, die eine Börsenkarte besitzen, über deren Erteilung die einzelnen Börsenordnungen verschiedene Bestimmungen haben. Daher ist das Börsenpublikum ein Stammpublikum und untereinander gewöhnlich gut bekannt. Ferner werden an der Börse auch nicht alle Waren gehandelt, sondern ihrem Zweck, dem Ausgleich der wirtschaftlichen Güter des Großverkehrs entsprechend, nur die wichtigsten Produkte, wie Getreide, Kaffee, Baumwolle, Spiritus, Zucker, Petroleum und ähnliche; und auch diese ausschließlich en gros. Dieser Teil der Börse führt den Namen „Produktenbörse"; ihm gegenüber steht die sogenannte „Effekten- oder Fondsbörse", an der die Wertpapiere (Aktien, Staatspapiere, Wechsel u. s. w.) gehandelt werden. Spricht man von „Börse" schlechthin, so hat man im allgemeinen die Fondsbörse im Auge, obwohl an den großen Börsen gewöhnlich beide Abteilungen bestehen.

Das Publikum kann seine Spekulationen nicht selbst an der Börse ausführen, da, wie bereits erwähnt, nicht jedermann Zutritt hat und, selbst wenn dieses der Fall wäre, sich nicht ohne weiteres in dem lärmenden Getriebe zurechtfinden würde. Daher muß der spekulationslüsterne Privatmann seinen stets „todsicheren Coup" durch eine an der Börse zugelassene Mittelsperson (Kommissionär, Makler) vornehmen lassen, mit denen jeder Bankier in Verbindung steht.

Georg Wrba — Armleuchter

Zwei Arten von Geschäften sind an der Börse zu unterscheiden: das Kassa- und das Zeitgeschäft, auch Termingeschäft genannt.

Bei den am Kassamarkt abgeschlossenen Geschäften muß das gehandelte Papier innerhalb einiger Tage (in Berlin drei) gegen Barzahlung geliefert werden, während beim Zeitgeschäft die Abschlüsse in einem Wert gewöhnlich per ultimo des laufenden Monats geschehen, d. h. der an der Börse geschlossene Vertrag wird erst ultimo erfüllt, sei es durch effektive Lieferung der Werte und Zahlung, sei es nur durch Regulierung des für den einen oder andern Teil entstandenen Verlustes, resp. Gewinnes (sogenanntes Differenzgeschäft). Hauptsächlich ist es das Zeitgeschäft, dessen sich die Spekulation für ihre Zwecke bedient.

Das Lager der Spekulanten zerfällt in die Partei der „Hausssiers" und der „Baissiers".

Kauft jemand zehn Stück irgendwelcher Aktien — nehmen wir z. B. Laura (Laurahütte, ein sehr bedeutendes Berg- und Hüttenwerk) — per ultimo zu 245 %, so hofft er, daß das Papier an diesem Zeitpunkt gestiegen sein wird, etwa weil er zufällig günstige Nachrichten über das Werk erhalten hat, die an der Börse noch nicht verbreitet sind. Diese Leute, die in der Annahme kaufen, der betreffende Wert werde in die Höhe gehen, heißen Hausssiers, und ihre Spekulation ist à la hausse. Denn trifft ihre Voraussetzung zu und steigt das Papier wirklich, auf 249 % z. B., so muß ihnen der Verkäufer die zehn Stück Laura zu 245 % pro Stück liefern, resp. die Kursdifferenz von 4 % pro Stück auszahlen.

Digitized by Google

Der Haussier ist gewissermaßen Optimist von Beruf; sein pessimistischer Widerpart ist der Baissier. Je tiefer die Werte stehen, desto höher sein Mut; wenn seine schwärzesten Zukunftsahnungen eintreffen, reibt er sich vergnügt die Hände, denn nun muß der hereingefallene Haussier, an den er per ultimo 10 Stück Laura zu 245 % verkauft hatte, ihm das Papier zu diesem Preise abnehmen, obwohl es auf 240 % gesunken ist. Die Baissiers besitzen gewöhnlich die Papiere gar nicht, die sie verkaufen, brauchen es auch nicht, denn wenn ultimo das Papier, das sie zu 245 % liefern müssen, erwartungsgemäß auf 240 % herabgegangen ist, so können sie sich leicht „eindecken", d. h. sich das Papier zu 240 % verschaffen und dem Gegner zu 245 % liefern. Diese Art Spekulanten, die Papiere verkaufen, die sie noch gar nicht haben, heißen an der Börse auch „Fixer", und ihre Tätigkeit wird mit „fixen" bezeichnet.

Die Ausdrucksweise: „zu 240 kaufen, verkaufen" bedarf vielleicht des besseren Verständnisses wegen einer Erklärung. Sämtliche Aktien lauten — mit zwei für das Wirtschaftsleben unwichtigen Ausnahmen — auf den Betrag von mindestens 1000 Mark, der aber regelmäßig nicht überschritten wird. Diese gesetzliche Maßregel bezweckt, den minder begüterten Teil des Publikums von den Gefahren der Börsenspekulation zurückzuhalten. Im Kurszettel nun wird nie der volle Betrag notiert, für den das betreffende Papier zu haben ist, sondern es wird prozentualiter gerechnet. Wenn also nach dem Kursbericht Laura auf 250 % steht, so heißt das: ein Stück Laura von 1000 Mark Nennwert wurde an der Börse für 2500 Mark gehandelt.

Aus einzelnen, dem Namen der Papiere im Kurszettel nachgesetzten Zeichen, wie b, bG, bB, B, G, kann man ersehen, ob für den betreffenden Wert Angebot oder Nachfrage gleich war, oder ob das eine das andre überstieg.

So heißt Laurahütte 248,50 b (b = bezahlt), daß die Makler alle Kauf- und Verkaufsaufträge in Laura, die sie in ihrem Notizbuch stehen hatten, an dem Tage zu dem allen Beteiligten gerecht werdenden Kurse von 248,50 vollkommen ausgleichend erledigen konnten. Da nun aber sehr häufig viele Leute den Maklern sogenannte „limitierte" Aufträge geben, z. B. 20000 Laura zu höchstens 248 % zu kaufen, resp. zu mindestens 249 % zu verkaufen, so wird diese Kompensation oft nicht völlig möglich sein, und etwa die Nachfrage das Angebot übertreffen. Das heißt dann mit andern Worten, daß für Laura die Partei der Haussiers, die kaufen wollten, stark war, und im Kurszettel ist in diesem Fall ein bG zu lesen. Davon bedeutet b (bezahlt), daß nach Möglichkeit die Aufträge erledigt sind, und G (Geld) drückt die überwiegende Nachfrage aus.

L. Habich Althessischer Offizier

Umgekehrt bedeutet bB (bezahlt und Brief), daß Umsatz da war, jedoch das Angebot nicht erschöpfen konnte. War in einem Papier dagegen nur Nachfrage vorhanden und gar kein Angebot, so steht ein G allein, und im entgegengesetzten Fall nur ein B hinter dem Namen des betreffenden Wertes im Kurszettel.

Aus dem Verhältnis der Käufe und Verkäufe in jedem Wert wird nach Schluß der offiziellen Börse von der Börsenbehörde und den vereidigten Maklern täglich der Kurs jedes gehandelten Papieres ermittelt. Das zeitweise außerordentlich starke Schwanken des Kurses hängt also unmittelbar mit den Hoffnungen und Befürchtungen zusammen, die ein jeder Käufer resp. Verkäufer für die Zukunft des betreffenden Papieres hegt, und da diese wiederum durch jedes politische Ereignis, durch Streiks, Teuerungen, Eröffnungen von Eisenbahnen und tausend andre Gründe beeinflußt wird, so ergibt sich die Abhängigkeit der Kurse von Tatsachen, mit denen sie auf den ersten Blick keine Beziehungen zu haben scheinen. Oft inszeniert auch eine Partei Kurstreibereien, d. h. sie bringt durch fortgesetzte

Hugo Kaufmann Standuhr

Digitized by Google

große Käufe resp. Verkäufe den Kurs des Papiers künstlich, ohne inneren Grund, manchmal rapide zum Steigen oder Sinken.

Die Spekulation à la hausse oder à la baisse enthält ein sehr starkes Risiko, aus dem einfachen Grunde, weil man den Kurs eines Papieres mit Sicherheit auch nicht einmal annähernd richtig voraussehen kann: genügt doch irgendein zufälliges Ereignis (Feuersbrunst, Ueberschwemmung, Streik), um auch die sichersten Erwartungen über den Haufen zu werfen. Daher haben sich bestimmte Geschäftsgattungen herausgebildet, um mit beschränktem Risiko zu spekulieren, die sogenannten Prämiengeschäfte. Ein Haussier kauft per ultimo 100 Stück irgendeines Papieres zu 220 %, obwohl das Papier an dem Tage überall zu 218 3/4 zu haben ist. Er zahlt also einen Zuschlag zu dem üblichen Kaufpreis (sogenannter Ecart), hat dafür aber das Recht, von dem Geschäft zurückzutreten, wenn das Papier fallen sollte. Seine Entscheidung muß er dem Vertragsgegner an dem Stich- oder Prämienerklärungstage (gewöhnlich einige Tage vor ultimo) mitteilen. Um nun aber den Verkäufer zu entschädigen, wenn im Falle des Rücktritts aus dem Geschäft nichts wird, muß der Haussier ihm eine bereits im voraus bestimmte Vorprämie von etwa 2 % zahlen. Dieses sogenannte Vorprämiengeschäft würde sich also folgendermaßen gestalten: Das Papier steigt auf 225 %. Natürlich hält der Käufer das Geschäft aufrecht und hat 5 % verdient; hätte er ohne Ecart abgeschlossen, würde er allerdings 7 % pro Stück bekommen, dafür aber auch das ganze Risiko tragen. Denn wenn umgekehrt das Papier auf 215 % gefallen ist, so tritt er zurück und hat anstatt eines 5 % Verlustes nur die 2 % Vorprämie an den Verkäufer zu zahlen. Sein Gewinn wird also stets um den Ecart geringer sein als bei der einfachen Spekulation mit unbeschränktem Risiko, dafür kann aber auch der Verlust schlimmstenfalls immer nur den Vorprämienbetrag (d. h. 2 bis 3 %) erreichen.

Dasselbe Geschäft, auf den Verkäufer angewandt, heißt Rückprämiengeschäft. Der Kaufpreis ist hier natürlich niedriger als der Kurs, und zwar um den sogenannten Decart. Der betreffende Wert wird beispielsweise zu 220 per ultimo gehandelt, der Verkäufer schließt aber zu 218 ab. Ist seiner Erwartung gemäß der Kurs ultimo auf etwa 214 gefallen, so liefert er das Papier, da er ja 218 dafür erhält (anstatt 220, wie sie die ohne beschränktes Risiko spekulierenden Baissiers bekommen). Zurücktreten wird er beim Steigen des Papiers, und dann die ausbedungene Rückprämie von 1 1/2 bis 2 % bezahlen, um sich vor einem bedeutend höheren Verlust zu bewahren.

Nun noch einige Worte über das Differenzgeschäft und den Differenz- oder besser Spieleinwand, von denen allein der letztere eine kleine Literatur ins Leben gerufen hat.

Es wurde bereits hervorgehoben, daß man unter Differenzgeschäft ein Zeit- oder Termingeschäft versteht, das nicht durch effektive Lieferung, sondern durch Zahlung der Differenz zwischen dem Kurse des Abschlußtages und dem des Lieferungstages erledigt wird. Wenn nun die Absicht der Parteien von vornherein nicht auf tatsächliche Erfüllung, sondern nur auf die Zahlung der Differenz ging, so ist das Geschäft nach der ausdrücklichen Bestimmung des Bürgerlichen Gesetzbuches Spiel und als solches nicht klagbar, d. h. der Gewinner der Differenz hat kein Rechtsmittel, von seinem Gegner ihre Bezahlung zu erzwingen. Wenn jedoch der verlierende Teil seine (rechtlich nicht bestehende) Verbindlichkeit erfüllt, so kann er das Geleistete nicht zurückfordern. Es ist somit in das Belieben des Verlierers gestellt, ob er zahlen will oder nicht.

In letzterem Falle erhebt er dem Gewinner gegenüber den Spieleinwand: er verweigert die Leistung, da das Geschäft Spiel sei! Weil der gewinnende Teil nicht klagen kann, so dringt der Verlierer mit diesem Einwande durch. Indes widerspricht ein solches Verhalten ebenso sehr dem kaufmännischen Ehrgefühl wie dem Grundsatz von Treu und Glauben, auf dem jeder Verkehr basiert. So ist denn auch der Spieleinwand in Börsenkreisen nur äußerst selten erhoben worden und hat für den Betreffenden stets den Verlust der Achtung seiner Genossen und das Aufhören der Geschäftsbeziehungen zur Folge gehabt.

Von seiten des spekulierenden Publikums jedoch wurde dieser zwar gesetzliche, aber trotzdem unmoralische Ausweg mitunter eingeschlagen, sei es, um sich dem Verlust einer mißglückten Spekulation zu entziehen oder, noch schlimmer, um riskolos zu gewinnen. Letzteres ist tatsächlich vorgekommen, und zwar auf folgende, sehr sinnreiche Art. Jemand stand mit zwei Bankiers in Geschäftsverbindung. An den einen verkaufte er einen großen Posten Papiere, von dem andern kaufte er ebensoviel Stücke desselben Wertes zum selben Termin. Als das Papier nun bedeutend in die Höhe gegangen war, ließ er sich von dem Bankier, von dem er als Haussier gekauft hatte, die sehr beträchtliche Differenz herauszahlen, während er dem andern gegenüber, an den er verkauft hatte, als praktischer Mann den Spieleinwand erhob. Solch eine Handlungsweise richtet sich von selbst.

Die offiziellen Börsenterminegeschäfte unterscheiden sich von dem freien Terminhandel neben anderm hauptsächlich dadurch, daß sie nur in bestimmten zugelassenen Papieren abgeschlossen werden können. Verboten sind vor allem offizielle Börsenterminsgeschäfte in Anteilen von Bergwerks- und Fabrikunternehmungen, ferner von solchen Erwerbsgesellschaften, deren Grundkapital nicht mindestens 20 Millionen beträgt. Die große Menge aller gehandelten Papiere ist also auf den freien Terminhandel angewiesen.

Damit wäre einiges Wesentliche — lange nicht alles — über die Börse und ihre Geschäfte gesagt; indes sollen diese Zeilen auch keine erschöpfende Abhandlung geben, sondern nur dem der Börse Fernstehenden zeigen, wie gefährlich die Spekulation ist. Wer daher mit der Börse im allgemeinen und dem betreffenden Wert im besonderen nicht gut vertraut ist, dazu nicht über ein Vermögen verfügt, das ihm Verluste zu ertragen gestattet, der lasse lieber die Hände davon und werde nicht erst durch Schaden klug, sondern auch ausnahmsweise einmal durch einen guten Rat.

Digitized by Google

Kampf

Nach dem Gemälde von Lazar Binenbaum (München)

Digitized by Google

In der Bibliothek

Bilder aus dem englischen Parlamente

Von

Franz Baumgarten

(Hierzu 6 Abbildungen nach Zeichnungen von A. Castaigne)

Hart am Themseufer in der Nähe der Westminsterabtei erhebt sich der mächtige Gebäudekomplex, in dem das englische Parlament sein Heim aufgeschlagen hat. Die Westminsterhalle, dieser schöne alte Ueberrest frühgotischer Baukunst aus dem 11. Jahrhundert, bildet den Haupteingang des Parlamentsgebäudes, das erst zu Anfang der vierziger Jahre nach dem Brande des alten errichtet worden ist. In der Westminsterhalle tagte in alten Zeiten das Parlament. Hier wurden die erbittertsten Kämpfe ausgefochten, in denen sich das Haus der Gemeinen seine Rechte von der Krone erstritt. Hier wurde König Karl I. zum Tode verurteilt und Oliver Cromwell zum Protektor ausgerufen. Hier wurden alle Hochverrats- und sonstigen Staatsprozesse, an denen die englische Geschichte so reich ist, verhandelt, und hier gaben die englischen Monarchen bei der Feier ihrer Krönung ihren getreuen Peers und Commoners das Krönungsbankett. Einen prächtigeren Festsaal kann man in der ganzen Welt nicht finden. Nicht daß die Halle durch gold- und marmorschimmernde Pracht auffiele: es ist vielmehr die ganz eigenartige Einfachheit des Baus und die Größe, die imponiert. Ueber eine breite Treppe gelangt man durch die St. Stephanshalle in das eigentliche Parlamentsgebäude.

Im Volksmunde heißt die Glocke, die im Saint Stephansturme hängt und mit ihrem vollen, reinen Klang London die Stunden verkündet, wenn dieses sich nicht gerade in seinen undurchdringlichen Nebelmantel gehüllt hat, „Big Ben“. Dieser Name hat verschiedene englische Zeitungen veranlaßt, ihren Parlamentsberichten die ständige Ueberschrift „Under Big Ben“ zu geben. Es ist fast eine ganze Welt für sich, die hier unter dem „Großen Benjamin“ eng beisammen liegt. Nicht weniger als tausend Räume zählt das Gebäude. Gegen zwanzig Beamte haben darin ihre Dienstwohnungen. Die größte von diesen ist die des Sprechers des Unterhauses. Er erhält, außer freier Wohnung, ein Jahresgehalt von 100000 Mark, das einzige Parlamentsmitglied, das für seine parlamentarische Tätigkeit klingenden Lohn erhält. Der Sprecher wird für die ganze Session erwählt, und

Digitized by Google

er wechselt nicht, auch wenn die Partei, der er angehört, von der rechten zur linken Seite des Hauses übersiedelt, das heißt, wenn ein Ministerium gestürzt wird und die bisherige Regierungs- zur Oppositionspartei wird. Aber die Ehre, den Wollsack im Hause der Gemeinen zu drücken, hat auch ihre großen Schattenseiten. Das Amt stellt nicht nur die größten Anforderungen an den Verstand, das Taktgefühl und das Gedächtnis seines Inhabers, sondern auch an seine Körperkraft. Während des größten Teiles der Sitzung, die jetzt um 2 Uhr nachmittags (früher um 5 Uhr) beginnt und häufig erst lange nach Mitternacht endigt, muß der Sprecher die Verhandlungen leiten, mit einer Pause von ½8 bis 9 Uhr für das Diner.

Sein täglicher Einzug in den Sitzungssaal ist eines der merkwürdigsten und eindrucksvollsten Schauspiele im modernen London, ein Ueberbleibsel aus der guten alten Zeit unsrer Ururgroßväter und ein Beispiel dafür, wie schwer es dem Engländer wird, sich von dem Althergebrachten zu trennen. Kurz vor Beginn der Sitzung, einige Minuten vor 2 Uhr, nehmen alle Beamten und Angestellten des Hauses in Frack und Kniehosen, angetan mit dem Abzeichen ihrer Würde, einer vergoldeten Kette, an der eine mit dem Merkur geschmückte Medaille hängt, in einer Doppelreihe in dem Korridor Aufstellung, der von der Zentralhalle in den Sitzungssaal führt. Der Polizeiinspektor, der die Parlamentspolizei befehligt, ruft beim Herannahen des Sprechers mit Stentorstimme: „Hut ab! Der Sprecher!“ Zuerst erscheint ein Polizist, der aber an der Tür des Saales Halt machen muß. Ihm folgt der „Sergeant-at-arms“ in Hoftracht und mit dem Degen an der Seite, mit dem schwergoldenen „mace“ (Zepter), dem Symbol der Macht und Würde des Sprechers, auf der Schulter. Hinter ihm schreitet der Sprecher in seiner altertümlichen Tracht, das Haupt mit einer Allongeperücke bedeckt. Die Enden seines schwerseidenen schwarzen Talars trägt der Schleppenträger. Es folgen der Kaplan des Hauses und der Sekretär des Sprechers. So geht der Zug durch die Reihen der sich tief verneigenden Angestellten in den Sitzungssaal. Jetzt tritt der „Sergeant-at-arms“ zur Seite, der Sprecher nimmt die Enden seines Talars über den Arm und schreitet auf seinen Sitz zu, zwischen den Mitgliedern hindurch, die ihn stehend erwarten. Dreimal macht er Halt und verbeugt sich, was von den Mitgliedern ehrfurchtsvoll erwidert wird. Vor dem Präsidentenpulte tritt der Sprecher zur Rechten, der Kaplan zur Linken. Sie verbeugen sich gegeneinander, worauf der Kaplan das Gebet spricht, das genau fünf Minuten

Ein Blick in den Korridor

Digitized by Google

Im Lesezimmer des englischen Unterhauses

dauert. Mit einer dreimaligen Verbeugung zieht er sich dann zurück, und sein schweres, aber lukratives Tagewerk ist vollbracht. Der Sprecher läßt sich auf dem Wollsack nieder, das Zepter wird auf seinen bestimmten Platz gelegt, und die Sitzung beginnt.

Das Haus der Gemeinen zählt gegenwärtig 670 Mitglieder, aber nur für 476 sind Sitze vorhanden. Die übrigen müssen sich mit den Seitengalerien begnügen. Bei diesem beschränkten Raum müssen Mitglieder, die bei wichtigen Debatten einen Platz haben wollen, sich diesen schon Stunden vorher sichern. Denn hier gilt die Regel: Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Die vorderen Bänke sind ein für allemal reserviert für die Minister und die Führer der Opposition. Außerdem sind die meisten Eckſitze von langjährigen Mitgliedern belegt, was gewissenhaft respektiert wird. Die Auswahl der Sitze für die übrigen Mitglieder ist also recht beschränkt. Um nun einen Sitz zu belegen, müssen die Mitglieder, wie gesagt, an solch wichtigen Tagen sich schon frühzeitig einstellen. Auf dem Tische vor dem Sitz des Sprechers liegen Karten mit dem Worte „Gebet" versehen. Auf zwei derselben schreibt man seinen Namen. Eine wird auf das Pult des Sprechers gelegt, die zweite auf den Platz, den man einzunehmen wünscht. Dann ist man theoretisch innerhalb des Parlamentsgebäudes, während man in Wirklichkeit sich begeben kann, wohin man will. Einige Minuten vor 2 Uhr aber muß jeder auf seinem Platze sein, um dem Einzuge des Sprechers und dem Gebete beizuwohnen.

Die gleiche Beschränktheit des Raumes wie unten im Saale herrscht auf den Tribünen. So bietet die der Presse reservierte Galerie nur für etwa 25 Menschen Platz, und nur wenige Zeitungen sind in der Lage, ihre eignen Berichterstatter dorthin zu senden. Korrespondenten ausländischer Zeitungen erhalten überhaupt keine Karten zur Tribüne der Presse und müssen sich mit der allgemeinen Fremdentribüne begnügen. Noch rücksichtsloser aber zeigt sich das Haus der Gemeinen gegenüber den Damen. Sie sind in eine engvergitterte Loge verbannt, die sich über der Pressegalerie befindet. Von dort aus können sie den Debatten beiwohnen und die sich zu ihren Füßen abspielenden Szenen beobachten. Es ist nicht recht zu verstehen, weshalb der sonst Damen gegenüber so überaus höfliche Engländer sie hier so absperrt wie die Haremsdamen beim Selamlik.

Eine Entschädigung dafür wird ihnen in Gestalt der beliebten „Afternoon Teas" auf der Terrasse des Parlaments dargeboten. Diese Terrasse zieht sich die ganze Länge des Unterhauses an der Themse entlang, mit Eingängen sowohl vom Oberhause wie von der Wohnung des Sprechers aus. Hierher laden die Parlamentsmitglieder die Damen ihrer Bekanntschaft ein und bewirten sie mit Tee, Gebäck und Früchten. Namentlich während der Erdbeerenzeit sind diese Einladungen en vogue.

Digitized by Google

Ein „Afternoon Tea“ auf der Terrasse des Parlamentsgebäudes

Der Einzug des Sprechers

Serviert wird an kleinen Tischchen von schmucken Aufwärterinnen. Den Hintergrund bildet die imposante spätgotische Fassade des Parlamentsgebäudes mit ihrem reichen Schmuck und den Statuen der englischen Herrscher von Wilhelm dem Eroberer bis auf die Königin Viktoria. Das Leben auf der Terrasse ist ein buntbewegtes, die Damen in elegantester Toilette, dazwischen die bekanntesten Männer Englands, die Szene hin und wieder unterbrochen vom schrillen Tone der elektrischen Klingeln, die die Mitglieder zu einer Abstimmung in den Sitzungssaal rufen, dazu die interessantesten neuesten Klatschgeschichten politischer oder sozialer Art.

Ein „Hammelsprung" im House of Commons wickelt sich nicht rascher ab als bei uns im Reichstage. Zu beiden Seiten des Sitzungssaales liegen die „division lobbies", die Vorhallen, in die sich die Mitglieder bei Abstimmungen zurückziehen, die eine

Digitized by Google

für das „Ja“, die andre für das „Nein“ bestimmt. Vorher sind die Peers und Nichtmitglieder, die den Verhandlungen von den Sitzen unterhalb der Galerie des Sprechers beigewohnt haben, höflich entfernt worden. Von jeder Vorhalle aus führt eine Tür, die mit einem Drehkreuz versehen ist, in einen Korridor. Beim Passieren des Kreuzes wird der Name jedes Mitgliedes notiert. Beim Wiedereintritt in den Sitzungssaal werden die Mitglieder von den Zählern, zwei an jeder Tür und je einer von den beiden Parteien, gezählt, das Resultat wird auf eine Karte geschrieben und diese dem Senior der beiden Zähler, die der siegenden Partei angehören, überreicht. Die vier Zähler treten vor den Sitz des Sprechers, wobei die der obsiegenden Partei auf der rechten Seite stehen. Hieraus schon können die Mitglieder ersehen, welche Partei in der Mehrheit ist, und wenn es sich um eine wichtige Abstimmung handelt, von der vielleicht das Schicksal eines Ministeriums abhängt, oder ein unerwarteter Sieg errungen worden ist, dann erfüllt lang anhaltendes Jubelgeschrei der Sieger den Saal und hindert oft die Verkündigung des Ergebnisses.

Die Aussicht, durch das Parlament in ein lukratives Amt hineinzugelangen, ja vielleicht sogar einen Ministersessel zu erringen, ist es, die die parlamentarische Laufbahn in England so begehrenswert macht. Da die Zeit der Parlamentssitzungen mit der gesellschaftlichen Saison zusammenfällt, so gibt es auch tausend und eine Gelegenheit, das gesellige Leben in vollen Zügen zu genießen und gesellschaftliche Beziehungen zu pflegen. Es ist daher nichts Seltenes, daß der zweite oder dritte Sohn einer der alten Familien, in denen der Grundbesitz auf den Aeltesten übergeht, direkt für den parlamentarischen Beruf erzogen werden. Es ist aber keine billige Ehre, seinem Namen das M. P. hinzufügen zu können. Denn Diäten gibt es nicht, und das Leben in London ist kostspielig. Außerdem sind die Mitglieder gezwungen, ziemlich bedeutende Summen für ihre Wahl zu verausgaben, die je nach der Zahl der Wähler in ihrem Wahlkreise zwischen ungefähr 12000 und 30000 Mark schwanken. Dazu kommt das jährliche Gehalt des Wahlagenten, der die Wahlmaschine des Distrikts in Ordnung halten muß, was auch etwa 2000 bis 10000 Mark im Jahre kostet. Für einen reichen Mann ist also ein Sitz im Parlament ein kostspieliger Luxus, für einen minder Begüterten eine starke Schmälerung seines Einkommens. Eine Ausnahme bilden die Vertreter der Arbeiterpartei, die von ihren Organisationen ein bescheidenes, wenn auch anständiges Gehalt beziehen, und die Mehrzahl der irischen Mitglieder, für die in derselben Weise gesorgt wird.

Man hat das englische Unterhaus die Mutter der Parlamente genannt. Ein gelehrter Engländer, Matthew Arnold, dagegen bezeichnet es als eine Versammlung von Blechschwätzern. Besser aber noch der letztere Name, als daß es den Spottnamen erntet, den das amerikanische Volk dem Bundessenate beigelegt hat: der Klub der Millionäre.

Auf der Damentribüne

Digitized by Google

Das Leben iſt ſo ſchön!

Von

Carmen Sylva

Hurra, das Leben iſt ſo ſchön, bumstrallalla!“ So ſang ein junges Mädchen, vor mir im Hemde und Unterröckchen herumtanzend, und mich wunderte der eigentümliche Ton und der eigentümliche Ausdruck ihrer Augen. Denn ich war nur acht oder neun Jahre alt und fand das Leben gar nicht ſo ſehr ſchön, da die Meinen alle ſo ſehr litten: Meine Mutter im Rollſtuhl, mein Vater ſchwindſüchtig und mein Bruder ein Märtyrer, und da tanzte das junge Mädchen im Zimmer herum, mit traurigen Augen, und ſang das tolle, dumme Lied und klatſchte dabei mit den Händen auf ihre Beine, und ich wunderte mich! Und am andern Tage war ſie verlobt mit einem Manne, der ihr gar nicht gefiel, den ſie nahm, weil ſie nicht ſchön war, weil ſie nicht reich war, weil ſie allein aus ihrem Leben nichts machen konnte!

Carmen Sylva

Und nun iſt ſie lange tot, und ihre Kinder ſind vortrefflich geworden, ſelbſt ſchon Großmütter, viele davon nicht mehr am Leben. Sie aber hat getan, was ſie konnte, um ihre Pflicht zu erfüllen an Mann und Kindern, hat ihr Haus muſterhaft beſtellt und ihren Kindern ein ungeheures Pflichtgefühl eingepflanzt, und ſie alle ausgezeichnet werden ſehen, wenn auch vielleicht nicht alle ſehr glücklich.

Aber das habe ich dann erſt mit der Zeit gelernt, daß wir überhaupt gar nicht auf der Erde ſind, um glücklich zu ſein, ſondern um die Pflicht zu tun, die vor uns ſteht, groß und ſtark, die wir immer ſehen, wenn wir auch nicht gern hinſehen, weil ſie meiſtens ein unfreundliches Geſicht hat.

Ich habe geſehen, daß man einfach brav ſein kann, ſo ganz einfach, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Und daß man auch Bravheit um ſich her erzeugt, denn die einen umgeben, füllen ihre Stelle dann auch ſo brav aus, wie ſie ſie können und in welcher äußeren Stellung ſie auch ſein mögen. Und nun habe ich weiße Haare, und viele, viele ſind unter der Erde und hoch darüber, dort, dort, wo eben die Oſterſonne herunterſcheint und Auferſtehung ſtrahlt, und nun ſage ich vielleicht nicht „Hurra“, das wäre doch wohl gar zu viel verlangt, dazu iſt man nicht mehr übermütig und nicht mehr bitter genug, aber ich ſage aus vollem Herzen: „Das Leben iſt ſo ſchön!“

Nur eine einzige Bedingung iſt dabei, eine ganz kleine, unbedeutende, die man ſo oft überſieht, daß man deswegen meint, das Leben ſei nicht ſchön! Die einzige Bedingung iſt: vollkommenes Selbſtvergeſſen, vollkommenes Abſehen von ſeiner eignen Perſon oder ſeinen eignen ſogenannten Bedürfniſſen oder Freuden oder Wünſchen! Das iſt eben alles ganz nebenſächlich, denn man muß denken, daß das, was einem vielleicht Freude machen würde, dem andern ſchaden könnte, und ſo muß man ruhig darauf verzichten. Ob deine Pflichten ſcheinbar groß oder klein ſind, darauf kommt es doch gar nicht an, das geht dich doch gar nichts an, denn du haſt ſie dir meiſtens nicht ſelbſt ausgeſucht, ſondern ſie ſind dir geſchickt worden! O, nicht, nicht, nicht ſagen, das Leben habe nicht gehalten, was es verſprach! Es hält immer alles und noch viel mehr, das unerhörte Maß von Leiden, das manchem Märtyrer zugedacht iſt! Das, was man ſich als Glück vorgeſtellt hat, das hat es nicht gehalten, aber hat es denn das verſprochen? Ich habe nie ein ſolches Verſprechen gehört!

Digitized by Google

Das Fischerboot

Nach dem Gemälde von Stanhope A. Forbes (London)

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Vielleicht war mein kindliches Auge früh offen für des Lebens ungeheures Leid, das war gut für mich, dadurch, daß ich mir nie eingebildet habe, man müsse glücklich sein! Ja, ich wußte nicht einmal, wo man das suchen sollte, das wunderbare Glück, außer in seinem eignen Herzen, das man ja so viel mit Märchen füllen kann, als es Raum hat. Die süßesten, die schönsten Märchen haben darin Platz, und nun muß man nur anfangen, seine Märchen ins Leben zu übertragen, und wenn es auf die eine Weise nicht geht, dann geht es auf eine andre. Nur nicht sich verdrießen lassen, sie immer wieder anzuspinnen, sie immer wieder neu werden zu lassen! Die Märchen des Herzens können so oft Auferstehung feiern, als wir Pulsschläge haben! Nur sie nicht verschmachten lassen, die süßen Herzensmärchen, die uns begleiten können durch alle Zeit! Ich bin nicht ungern Don Quichote! Jedenfalls war mein Streben rein und mein Herz einfältig, und wenn die andern sagten, es sei verrückt, so war es für sich selbst nicht verrückt, sondern so, wie es sein konnte, da es unter einer gewissen Sonne geboren und gereift war, also so sein mußte und nicht anders! Die Grönländer essen keine Granaten, und die Havanesen würden sich vor Fischtran schütteln, und beides scheint den daran Gewohnten notwendige Lebensbedingung. Alles scheint, alles hat seinen Breitengrad und sein Klima, Don Quichote hätte in Sibirien jedenfalls sich ganz anders benommen als in Spanien! Er hätte vielleicht die Gefangenen befreit, er wäre in immer schrecklichere Eiszonen geschickt worden, als der gefährlichste von allen, da er ein Menschenfreund, ein Wohltäter und Verteidiger der Unschuld hätte sein wollen. Ach, wie viele Don Quichotes schmachteten noch jetzt in Ketten und sind wirklich nicht unglücklicher, da sie sich immer noch als Wohltäter der Brüder fühlen, und ihnen ihre Gedanken so viel erhabener dünken als diejenigen ihrer Verfolger und Kerkermeister! Wenn nur die armen Kerkermeister nicht selbst so unglücklich wären! Hurra, das Leben ist so schön, bumstrallalla!

Das singt mancher, der sich aus Verzweiflung einen Rausch angeschafft hat und in der Flasche Vergessen sucht von allen Leiden, die ihn niederdrücken.

Hurra, das Leben ist so schön, bumstrallalla! singt derjenige, dem alles gescheitert ist und der ärmer ist als zuvor, und der seine Kinder darben sieht, und die hohlen Backen aufbläst, um nicht in Tränen auszubrechen! Das Leben ist nie schön, nirgends schön, niemals schön! Aber die Seele, die in dem Leben drinsteckt, wie in dem Halsring des Galeerensklaven, die kann wunderschön sein und dadurch alles um sich her erhellen! Es ist unbegreiflich, daß die Menschen sich immer noch einbilden, sie müßten durchaus glücklich sein, wenn sie doch gesehen haben, daß es vor ihnen niemand gewesen ist, sondern daß alle sagen, sie hätten so sehr viel gelitten; aber jeder glaubt, daß er dem entrinnen kann und es besser anfangen wird und es besser haben wird als seine Vorgänger, und sieht nicht, daß er in derselben Galeere rudert, mit denselben Rudern, auf derselben Bank, mit denselben engen Gucklöchern nach dem blauen Himmel und übers stürmende Meer! Daß er dieselben Kugeln nachschleppt, die die andern vor ihm geschleppt haben. Und dennoch will er, meint er, muß er und soll er auskosten, was ihm das Leben an berauschenden Getränken an die Lippen zu halten scheint, statt ganz ruhig sein Teil Last auf die Schultern zu laden und zu sagen: „In Gottes Namen! Ich kann es tragen!“ Das große Unglück ist, daß einige Menschen scheinbar die Last nicht tragen, aber das ist eine ungeheure Täuschung, denn keiner bleibt frei, keinem wird es erspart, und wenn er nicht hungern muß, so muß er krank sein oder in irgend einer andern Weise an sein Galeerensklaventum erinnert werden.

„Sehr gern“ tut keiner, was er tun muß! Die Königin setzt nicht gern ihr Diadem auf und steht vor der Menschenmenge, die von ihr ein Wort der Liebe und des Entgegenkommens erwartet, und sie ringt die Hände in tödlicher Verlegenheit, und blickt in das Meer von Gesichtern und denkt: „Was in aller Welt soll ich den vielen sagen, das sie tröstet oder erfreut und nicht wie eine Lüge klingt und wie hohler Wortschwall!“

Der Arbeiter in dem Bureau denkt: „Herr Gott! Schon wieder auf derselben Stelle schreiben, schreiben, schreiben, bis die Finger lahm sind, und immer dasselbe!“

Und der vielleicht am meisten lebendig bleibt, weil er es mit jungen Herzen zu tun hat, der Schullehrer, der jedes Jahr dieselben Sachen die Kinder lehren soll, und wenn eine Klasse fertig ist, gerade da wieder anfangen muß, wo er aufgehört hat, während seine Schüler befreit aufatmen und glücklich sind, in die höhere Klasse zu kommen! Und alle, alle, alle! Keiner tut sehr gern, was er zu tun hat! Jeder denkt, es gäbe gewiß irgendwo eine Beschäftigung, die ihm viel besser gepaßt haben würde. Aber nein, die „Muß“-Arbeit ist eine Qual, und nur was man tut, wenn man nichts tut, das macht einem Freude!

Ja, am Bach liegen und die Pfeife schnitzen, oder den Ameisen zusehen, wenn man nicht ein Buch über sie schreiben muß, oder gute Musik hören, wenn man nicht Musiker ist und denkt, daß man besser oder schlechter spielt wie der, oder einen Brief schreibt, den man gar nicht zu schreiben braucht, nur weil es eben einem Spaß macht, still zu plaudern und seinen eignen Gedanken in Form eines Briefes Gehör zu geben, das tut man alles sehr gern! Nicht einmal einen Spaziergang macht man gern, wenn man muß, wenn es eine Aufgabe ist oder regelmäßig für einen andern geschehen muß, für dessen Gesundheit und zu dessen gleichgroßer Langeweile. Aber einen Spaziergang so ganz, weil man Lust hat, die Nachtigallen zu hören, und weil es ganz einerlei ist, wohin man geht, das tut man gern. Unterricht geben, wenn es einem Spaß macht, ist reizend und eine der allerangenehmsten Beschäftigungen. Wenn man nun einmal probierte, die Sachen ebenso gern zu tun, die man tun „muß“! Ich habe das als Kind oft probiert und mich wohl dabei befunden. Sogar Rechnen habe ich mit einer Art Passion getan, weil ich sah, daß es anders überhaupt nicht ging, sondern nur, wenn man es wie einen Sport betrieb und sich selbst Aufgaben stellte. Mich hat nie eine Arbeit gelangweilt, weil ich sie immer getan habe, als machte ich sie nur

Digitized by Google

zum Spaße und als wäre es meine einzige Freude, daß die Arbeit recht schön würde. So habe ich Berge von Missalen in Frakturschrift schreiben können, weil es mir Spaß machte, weil ich dachte, daß es schön sein würde, das still in eine Kirche niederzulegen, auch wenn nie mehr ein menschliches Auge darauf fallen würde. Was uns alle Freude verdirbt, ist der Ehrgeiz, etwas besser machen zu wollen als andre, nicht als wir können, sondern als die andern können, und das ist schon ein häßliches Gefühl, das uns alles verdirbt. Es gibt Menschen, die haben Freude an ihrer Schrift, an einem einzigen Schnörkel, an einem Treppengeländer, das unter ihrem Wischtuche und der Bürste zu glänzen anfängt, an dem Hemde, das sie bügeln, denen ist wirklich das Leben schön, oft ohne daß sie es wissen! Diese Freude! Eine gut geschnittene Feder war in früheren Zeiten schon ein Grund, zufrieden zu sein! Der Faden, den man spann, der Saum, den man machte: ich habe immer so gern genäht, Handarbeit ist ein solches Glück in unserm Frauenleben, daß uns die Männer darum beneiden könnten. Man sollte nur immer die Kinder lehren, daß sie alles gut und gern machen können! Daß alles eine Freude ist! Eine Dame sagte ihren Kindern immer, nachdem sie gespielt hatten: „Jetzt, denke dir, darfst du das alles aufräumen! Nun denk mal, welche Freude, wenn alles so niedlich dasteht, so ordentlich, als hätte es kein Mensch angerührt!“ Und so brachte sie ihnen Ordnungsliebe bei, wie eine Belohnung, wie eine besondere Freude! Eine andre Dame „erlaubte“ ihrem Töchterchen, das Holz zu tragen für den Ofen, für den ganzen Tag, und das Kind war glückselig, so ungeheuer nützlich zu sein.

Wir müssen nur jedem Tun den Kern der Freude entlocken, den es enthält. Denn jedes Tun hat Freude in sich, das ist ganz gewiß. Nur was wir beständig schlecht machen, das macht uns niemals Freude, weil das Gewissen immer schlecht bleibt und uns immer dieselben Vorwürfe macht, und wir können wirklich alles gut machen, alles, was wir anrühren, alles, was uns aufgetragen ist. Ich bat als Kind immer, die Sachen meines Brüderchens mitstopfen zu dürfen, nur um länger bei der geliebten Kinderfrau zu bleiben und mir einbilden zu dürfen, ihr zu helfen! Wenn wir uns nun einbilden könnten, wir helfen dem lieben Gott in seinem Werke! Dann, ja dann wäre das Leben schön! Wir brauchen dazu gar nicht übermäßig nützlich zu sein, nur gerade ein bißchen so eine ganz kleine Töpferarbeit, eine Abschrift für einen andern, eine Hilfe einem, dem es an etwas mangelt, das heißt doch, dem lieben Gott in seiner Arbeit helfen, denn er hat den Mangel seinerseits zugelassen, damit der andre gern helfen soll!

Hurra, das Leben ist doch schön, wenn man es nur schön macht! Ein schneeweißes Kämmerlein, ein Sessel drin und ein Schreibpult, das wäre so mein Ideal von Existenz! Ich denke, das wäre doch ziemlich bescheiden! Aber was auf dem Pulte entstehen sollte, das wäre dann schon unbescheiden in seinen Ansprüchen und Anstrengungen, das wollte durchaus schön sein!

Nun aber hat mich der liebe Gott in ein fernes, armes, kleines Land geschickt, das eine Landesmutter nötig hatte für die vielen armen Kinder drin, und es hat mir auch nicht immer Freude gemacht, denn ich wäre lieber in ein Schloß am Rhein gekommen, in die Waldeinsamkeit, in der ich groß geworden war, aber so war es eben nicht bestimmt. Da ist mir denn zuweilen etwas passiert, das mich getröstet hat und mir sehr viel geholfen hat auf der mühseligen Bahn.

Es gab Zeiten, in denen es mir sehr schwer wurde, zu lächeln, weil kein Lächeln in meinem Herzen wohnte, und ich abwechselnd „Bumstrallalla“ und „Ei du lieber Augustin“ sang, weil gar nichts gehen wollte, und alles hin zu sein schien. Und doch versuchte ich zu lächeln, weil ich es immer so rührend finde, wenn die Menschen sich auf unsern Weg stellen und mit einem einzigen Blicke zufrieden sind!

Da erzählte mir eine Bekannte, eine arme Frau habe auf ihrer Türschwelle gestanden, als ich rasch vorübergefahren, ihr zugelächelt und sie gegrüßt habe. „Aber was hat denn unsre Königin? Sie hatte so traurige Augen! Sie hat nur mit den Lippen gelacht, und ihre Augen sind traurig geblieben!“ War das nicht genug, um für lange Zeit Mut zu bekommen!

Diese Frau, die noch nie meine Stimme gehört hat, mein Leben nicht kennt, hat beim Vorüberfahren gesehen, daß mir das Herz schwer war. An dem Tage war ich gerne Königin! Und bei einem großen, großen Feste, wo der König und sein Neffe und seine Nichte für die Parade zu Pferde waren, und ich allein mit ihren Kindern im Wagen, durch die laut grüßende und jubelnde Menge hindurchfuhr, das kleine Mädchen neben mir, an dem Platze, auf dem einst mein Kind gesessen, da auf einmal sehe ich eine alte Frau, die mich ansieht, das Kind neben mir, die Hände zusammendrückt und in Tränen ausbricht! Ach! Das war Balsam! Ich habe noch lange nach ihr zurückgeschaut! Und wir haben uns verstanden, als hätten wir stundenlang miteinander gesprochen!

Noch eine große Freude hatte ich einige Augenblicke hernach. Ich dachte mit stiller Sorge, ob es den lieben Kindern nicht schädlich werden dürfte, daß man ihnen zujubelte und Hurra schrie, und was ich sagen sollte, um die Gefahr zu bekämpfen, als die kleine Elisabeth gegen eine große Gruppe von Hurra rufenden Menschen die Hand hob und sagte: „O Tante, sieh mal den wunderschönen Schmetterling!“ Ach, wie dankte ich Gott, der mir durch unschuldigen Kindermund die tiefste Ruhe ins Herz senkte!

Hilfe ist immer da, wenn man sie nur zu fühlen imstande ist! In den schwersten Stunden ist manchmal irgend eine ganz kleine Hilfe da, und wenn die nicht gewesen wäre, so wäre man gestorben oder verrückt geworden! Man muß nur ehrlich gegen sich selbst sein, dann findet man immer, was einem geholfen hat. Da fingt man manchmal: „Ei du lieber Augustin!“

Aber dann ist eben doch noch lange nicht alles aus und vorbei, sondern das geht wie mit einem großen Flusse, und oft mit einem ganz kleinen Gebirgsbach; man glaubt, man kommt an eine eiserne Felswand, und der Fluß kann unmöglich weiter, und dann macht er eine Biegung und umfließt

Digitized by Google

den Felsen und gleitet ruhig weiter auf seiner Bahn.

Hurra, das Leben ist so schön! Nicht wahr, wenn man das ein paarmal gesungen hat, dann ist das Herz schon ein ganz klein bißchen weniger schwer, und man findet, daß man solch ein tapferer Kerl ist, daß man es anpacken und forttragen kann, wie der türkische Hamal ein ganzes Klavier auf seinem Rücken den Berg hinaufträgt, als wäre es ganz natürlich. Der weiß gar nicht, daß man bewundernd dasteht vor seiner Kraft und an sich selbst glaubt, weil der Hamal ein Klavier hat tragen können. Und dieser Mensch lebt von einer Handvoll Reis und ein bißchen Wasser und Obst! Dem ist es verboten, im Glase Trost zu suchen. Der braucht auch keinen, weil er immer sagt, daß Gott es gewollt, daß er ein armer Hamal sein soll, dessen Rücken zum Tragen geschaffen ist, und daß es schön ist, zu sterben, weil Allah es haben will, und daß es einerlei ist, wenn das Haus verbrennt, weil Allah es angezündet, und daß es nebensächlich ist, ob man verhungert, da Allah es gestattet, und man seine Weisheit und Gerechtigkeit nicht erforschen kann! Die Leute, die eben das Christusbild aus den Gerichtssälen entfernen, tun wohl daran, denn sie glauben weder an Gottes — noch an ihre Gerechtigkeit, sie beurteilen die Gottheit nach sich selber, wie die Menschen, und denken schlechter von sich und der Gottheit, als der arme Türke, den sie meinen geringer schätzen zu dürfen, weil er sagt: „Wie Gott will!"

Das Leben ist dennoch schön, in dem jede einzelne Blume ein Entzücken ist, jede einzelne Blume Himmelsdüfte ausströmt, die uns die Seele erquicken, in dem jedes Blatt eine Vollendung von Harmonie ist, in dem man Gutes tun darf, jeden Tag und in jeder Stunde des Tages, und wäre es nur einem Hunde oder einer Mücke! Ich bringe keine Wespe um, weil ich denke, daß ihr vielleicht in dem Augenblicke das Leben schön ist, und daß, wenn ich das recht fühle, sie mich auch nicht stechen wird, und es sticht mich auch keine! Es ist ein reines Wunder, daß überhaupt irgend ein Tier uns noch vertraut, da wir ihre bittersten Feinde sind und ihnen nur weh tun!

Wir sollten uns schämen, wie unbändig wir uns freuen, ein Reh oder einen Vogel zahm aus unsrer Hand fressen, in unser Zimmer eintreten zu sehen, die dadurch bekunden, daß sie uns lieb haben! In dem Augenblicke ist das Leben wirklich schön, denn wir haben Wesen Vertrauen eingeflößt, die nur Furcht vor uns Missetätern gekannt haben und diese Furcht überwinden, aus Liebe!

Ich weiß nicht, was mir schwerer anzusehen fällt, ein Vogel im Käfig oder ein Vogel in der Schüssel! Ich möchte weinen über beide! Und dabei ist der Vogel im Käfig vielleicht eines armen Kindes einziges Glück und der Vogel auf der Schüssel einer armen Kranken einzige Nahrung! Aber das Leben der andern zerstören, ... für uns! Wer gab uns das Recht? Hat das Gott gewollt? Ich glaube nicht, ich weiß nicht, da die ganze übrige Natur auf gegenseitiges Vertilgen eingerichtet ist. Den Tieren ist das Leben wirklich schön, und nur wir verderben es ihnen! Ist das erlaubt? Denn diejenigen, die sie fressen, tun ihnen nicht so großes Leid an wie wir Menschen. Sie quälen sie nicht, sie mißhandeln sie nicht, wenigstens nicht für gewöhnlich. Es geht schnell, und ist der Hunger gestillt, so lassen sie die andern leben. Wir aber töten weiter, ob wir hungrig sind oder nicht! Alle die schönen Pelze, um derentwillen bald die herrlichsten Tiere zu Land und zu Wasser vertilgt sein werden, nur damit die Damen in ihrem von Gott gescheukten Kleide einhergehen können! Nachdem man die Seehunde vertilgt hat, geht man nun an die armen, nützlichen, braven Maulwürfe und tötet sie zu Tausenden, bloß weil es Mode ist, sich in ihr Fellchen zu kleiden!

Hurra, das Leben ist doch schön, bumstrallalla! Ja, so sang das junge Mädchen im Augenblicke der schwersten Entscheidung, als sie hundertmal am Tage sagte: „Ich kann es doch nicht! Nein, ich kann nicht!" Und sie ist doch eine gute Frau geworden und die Mutter vortrefflicher Kinder! Und ich, die als Kind nur des Lebens dunkelste Seite kannte, ich sage jetzt mit weißen Haaren: „Und das Leben ist doch schön, denn jeder Morgen kann ein Auferstehungsmorgen sein, nicht fürs Jenseits, sondern schon diesseits, da man jeden Morgen ein neuer, besserer Mensch werden kann, jeder Morgen der Beginn des Tages sein kann, an dem man seinen Brüdern geholfen hat, und somit Gottes Handlanger gewesen ist und ihm bei seinem großen Werke hat helfen dürfen!"

Ja, es ist doch schön, das alte, mühselige Leben. Es ist doch schön, das täglich junge, neue, frische Leben, das den Baum in nie dagewesene Blätter hüllt, und neues Blut durch die Adern treibt, zu neuem Tun!· Das Leben ist doch schön, da es den Tod am Ende hat, mit seinem großen Auferstehen!

Schelmenlied

Vieledle Fraue, ich muß es Euch sagen,
Ich hab' es zu lange schon bei mir getragen.

Vieledle Fraue, auf daß Ihr es wißt,
Ich hab', ich hab' eine andre geküßt!

Vieledle Fraue! O helfet mir schnell,
Befreit mich von meinen Sünden zur Stell',

Auf daß mir nicht Leib und Seele verdorrt:
O! Küßt mir den Kuß von den Lippen fort!

Carl Anton Piper

Digitized by Google

Schönheit

Von

Käte Cajetan-Milner

„Wie schön du bist!"
Hat er zu mir gesagt,
Und hat mich zärtlich auf die Stirn
„Wie schön du bist!" geküßt.

„Wenn's anders wär',"
Hab' ich da leis geklagt,
„Wo nähmst du dann wohl deine
Wenn's anders wär'?" Liebe her,

„Das weißt du nicht?"
Hat er erstaunt gefragt,
„Auch deine Seele hat ein schön
Weißt du das nicht?" Gesicht!

Das nebenstehende Bild ist die Wiedergabe eines Gemäldes von Marie Crelinger (Berlin)

Digitized by Google

Der tote und der lebendige Mond

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Wenn wir Menschen auf dieser dunkeln Erde uns fragen, was uns am sichersten, festesten aneinander schmiedet, so müssen wir gestehen: es ist das gemeinsame Geheimnis. Jeder religiöse Kult hat seinen Purpurgrund des Unauflöslichen. In jeder ästhetischen Tat begegnet uns zuletzt, als Größtes, das erst ganz fortreißt, das ewige Wunder der künstlerischen Persönlichkeit. Und auf diese Rätselfrage gerade gründen sich Gemeinden, die eisern zusammenhalten. Sie haben eine gemeinsame Sehnsucht als Band. Eine solche Gemeinde bilden auch die Mondforscher. Stille Leute, hier, dort verteilt über das Erdenrund, haben auch sie ihr gemeinsames Geheimnis: die Natur der Mondoberfläche. Die Mittel in der Welt wechseln, und so ist es keine Gemeinde, die singt oder Melodien lauscht, ihr Zeichen im Geheimnis ist das Fernrohr, sie beobachtet; aber an Inbrunst um ihr Objekt gibt sie wenigen nach. Der Anhänger der Mondgemeinde kann im Gegensatz zu andern astronomischen Gemeindegliedern auch mit bescheideneren Mitteln, in Mußestunden „ohne Berufsstörung", seiner himmlischen Liebe nachgehen. Kaum ein Gegenstand des größeren, verwickelteren Naturgebiets stellt sich auch dem einfachen Liebhaber so bequem dar wie der Mond. Und doch hat er allerorten über sich die ganze Magie des vollen Geheimnisses. Freilich, es ist das Los aller Lieben und aller Kulte in der Welt: von Zeit zu Zeit haben sie ihre Krisen, wo der Schreck sie faßt, es sei jählings ganz hell geworden, alles sei aufgeklärt und damit banal gemacht. In solchem Moment hört man vom eleusinischen Mysterium, es sei wirklich nur ein simples Weizenkorn, oder der Genius des größten Dichters wird uns gar (wir sind hier gerade in einer solchen Krisis heute) als einfaches Ergebnis von ein paar nicht normalen Pulsschlägen oder Nervenwellen erklärt. Auch die Mondforschung hat im kleinen jetzt etwas derartiges hinter sich. Es war plötzlich die Parole ausgegeben worden, der Mond lohne die Mühe nicht. Er sei langweilig. Denn er habe gar keine Geheimnisse mehr. Ja, was hatte man früher da hineingedeutelt! Der alte Kepler, der als einer der allerersten Mondberge im Fernrohr sah, hatte noch von den Mondbewohnern geträumt, die ihre Städte in tiefen Höhlen anlegten, um sich gegen den Sonnenbrand zu schützen. Noch der Vater Herschel im 18. Jahrhundert hatte wenigstens brennende Mondkrater zu sehen geglaubt. Dann aber war die große Skepsis im 19. Jahrhundert gekommen. Der Schleier wurde fortgezogen vor dem Bilde von Sais, und es blieb ein totes Knochengerippe. Die Mondmeere enthielten kein Wasser, über den Mondbergen blaute keine Luft. Alles war eine einzige große Vulkanruine, in der aber selbst kein Vulkan mehr aktiv tätig war. Ein riesiges Stück toter Schlacke hing da über uns. Ein mikroskopischer Bazillus könnte, wenn er Augen hätte, ja schließlich auch an einem Schlackenstück eines ausgebrannten Ofens ein Bazillenleben hinbringen, die Spitzen und Beulen seiner Oberfläche zu zählen; aber im Grunde wäre es doch eine verzweifelt langweilige Sache. Die Mondgemeinde aber ist heute fröhlich, denn die Krisis ist wieder vorüber. Der Mond, dem es schon drohte, daß ihn der ferne Mars mit seinen „intelligenten Kanälen" ganz im öffentlichen Interesse ausstach, hat wieder seine Geheimnisse.

In den letzten Jahrzehnten sind ganz langsam, aber doch in konsequenter Häufung Veränderungen auf dem Monde wahrgenommen worden. Unser lieber Nachbar unterliegt bekanntlich im Verlaufe jeden Monats kolossalen Temperaturunterschieden: bald heizt ihn die Sonne bis auf 180 Grad Wärme, bald wieder unklammert ihn die furchtbare Weltraumkälte mit ihren 200 Grad unter Null. Bei solchen Differenzen muß das solideste Gestein zuletzt platzen und abbröckeln wie der Zahnschmelz eines Menschen, der in stetem Wechsel kochende Bouillon und Eis genießt. Es wäre also ziemlich selbstverständlich, daß auch auf einem völlig toten Monde gelegentlich einmal vor dem Spürange seiner sorgsam wachenden Liebhaber eine alte Kraterwand einstürzte. Aber was man faktisch sieht, sind ausgesucht andersartige Dinge. An einer gut bekannten, mehrfach genau gezeichneten Stelle liegt plötzlich ein unverkennbares Kraterloch, schwarz, als hätte die Tiefe etwas verschluckt und sperrte ihren Rachen auf nach mehr. Nach ein paar Jahren scheint das Bild wieder zu schwanken, als ziehe eine Trübung im ganzen darüber. Aber sie hebt sich, und der Krater ist von neuem tiefschwarz. Indem aber alle Beobachter jetzt hinterher sind, diese Stelle bis auf jedes kleinste noch sichtbare Pünktchen zu kontrollieren, gähnt plötzlich im gleichen Felde dicht dabei ein zweites schwarzes Kraterloch, das keinenfalls vorher am Fleck war. Umgekehrt: in einer andern Gegend steht recht frei und sichtbar ein Kraterberg. Er ist steil und wirft hinter sich einen ordentlichen Schatten. Astronomen, die an einer Mondkarte zeichnen, benutzen ihn ob seiner guten Deutlichkeit geradezu als Fixpunkt bei Messungen. Sie geben ihm 30 000 Fuß als ungefähren Durchmesser. Nun gehen Jahre hin, und auf einmal ist der Schatten des großen Berges fort. An Stelle des Ganzen liegt ein sehr heller weißer Fleck, der überhaupt

Digitized by Google

keinen Schatten mehr wirft und im Innern nur mehr ein kleines Kraterpünktchen hegt. Man hat das Gefühl, als sei hier etwas aufgequollen, eine glänzende Masse, die außen die Steilwände zu flachen Rutschflächen gemacht und innen die riesige Höhle größtenteils ausgefüllt hat. Damit aber auch hier nicht genug. Der Lichtfleck selber schwankt im Umfang. Bisweilen ist er kleiner, und zwar dann, wenn die Sonnenhitze über ihm brütet, in der kalten Schattennacht aber scheint sein Glanzfeld ringsherum sich ausgedehnt zu haben, als sei in der Kälte etwas niedergeschlagen worden, das jetzt mitglänzt. Solche Aenderungen mit der Temperatur lehren aber anderswo ebenfalls wieder. Da ist der Krater Plato, der auch die absonderliche Sache vollführt, daß er mit wachsendem Sonnenlicht statt heller dunkler wird. Grau tritt seine Kesselfläche aus dem Schatten; dann sieht man, wie die Sonne ihn erobernd mehr und mehr erhellt, bis plötzlich bei immer strahlenderem Eintauchen des Sonnenlichts in sein Feld etwas in ihm auftritt wie ein eigner Schatten: er dunkelt und dunkelt, bis er tief blauschwarz ist. Kein Gestein ist von unsrer Erde bekannt, das diese Eigenschaft hätte, im Sonnenbrande so rapid schwarz zu werden. In neuerer Zeit hat man in immer vollkommenerer Weise den Mond photographiert. Zwar geben diese Photographien wegen des groben Korns der Platten nicht so viel kleine Details, wie das Auge im guten Fernrohr selbst sieht, aber dafür entstehen in den großen Zügen wundebar sichere Bilder, auf denen die Helligkeitsunterschiede der Oberfläche besonders gut herauskommen. Insbesondere die Pariser Sternwarte veröffentlicht seit 1896 einen Atlas photographique de la Lune, der alle Vorzüge dieser Methode in sich vereinigt. Aufnahmen bei verschiedenem Sonnenstande bieten hier nun ganz entschiedene Wandlungen in der Helligkeit einzelner Mondstellen je nach dem Grade des Sonnenbrandes, der sie trifft. Es ändert sich ganz offenbar die Farbe der betreffenden Stellen, was die photographische Platte als Helligkeitsschwankung auf sich verzeichnet.

Sei nun diese neuen Tatsachen hat, ranken sich alsbald die Theorien wieder an ihnen empor. Vor geht da sicher etwas. Die Sonne bewirkt eine Farbenänderung. Es schmilzt etwas, sagen die einen. Dann müßte Eis da sein. Eis, also Wasser. Die andern meinen: Es wächst etwas. Es gibt in der Tat gerade gelbliche, grünliche Farben. Am Ende doch eine niedrige Vegetation, etwa Moose. Mooswälder! Oder Flechten, also Kombinationen von Algen und Pilzen, die auch bei uns auf der Erde die stärkste Wüstenglut überdauern. Aber dann müßte es einen Rest mindestens nahe am Mondboden von Luft geben, atembarer Luft. Oder sollen wir uns Wesen vom Schlage gewisser Bazillen denken, die ihren Sauerstoff überhaupt nicht aus der Luft, sondern nur aus festen mineralischen Stoffen herausfaugen? Und die jedesmal ihren Frühling hätten, wenn die Sonne ihren Mondboden heizt, um nachher wieder in einen Halbmonatswinterschlaf zu verfallen.

Aber auch solche kühnen Ideen erklären wieder nicht die Neuentstehung von Kratern und das Verschwinden andrer. Lebt nicht auch die vulkanische Kraft des Mondes noch heute fort? Als jener Krater vor den Augen der Beobachter seinen Schatten verlor, wie Peter Schlemihl im Märchen, da wagte zum erstenmal wieder ein altbewährter Mondforscher von „Lava“ zu reden, die einfach neuerdings aus dem Krater herausgequollen wäre. Heute kann man schon wieder von der Möglichkeit vulkanischer Dampfwolken hören, die aufsteigend Kraterumrisse verschwommen machten und gar, in der eisigen Nacht zu Reif verdichtet, den Glanz der Lava zeitweise vermehrten und eigne Lichtfelder schafften. Stimmen werden laut, die an die fast verschollenen Behauptungen älterer Beobachter von Lichterscheinungen in den Nachtgebieten des Mondes erinnern; war es nicht doch Lava, die man hatte glühen sehen? Die Herausgeber jenes schönen Pariser Mondatlas reden mit größter Sicherheit von ungeheuern basaltartigen Ergüssen, die wenigstens in früheren Zeiten die großen Mondebenen überflossen, Gebirge begraben, ältere Krater wieder ausgefüllt haben. Wunderbare Lichtstreifen, wie sie besonders von dem Krater Tycho so weithin ausgehen, daß man sie schon im kleinsten Fernrohr sieht, werden von ihnen als Aschenstreifen gigantischer Eruptionen gedeutet. Hier vollzieht sich allerdings im ganzen zur Stunde wieder ein großer Wandel der Meinungen. Auf die Zeit, da man in der ganzen Mondoberfläche nur eine längst absolut tote Vulkanruine sah, war eine Epoche gefolgt, in der man die vulkanische Natur des Mondes überhaupt bestritt. Die ungezählten kreisförmigen „Krater“ sollten das Ergebnis ehemaliger riesenhafter Abstürze von Meteorsteinen sein, die Löcher gleichsam eines fürchterlichen Hagelschlags, der den armen Mond getroffen. Große Meteorblöcke aus schwerem Metall fallen ja gelegentlich auch auf unsre Erde herab. Die Theorie träumte nun von einem ganzen Ring solcher Meteore in der Ebene der Mondbahn, ungezählten „Nebenmonden“ gleichsam, die der Mond allmählich an sich herangezogen und die ihn dabei zerlöchert wie eine Zielscheibe beim Schützenfest. Betrachtet man die sich jetzt drängenden köstlichen Mondphotographien, so versteht man, daß, nachdem das auch einmal so recht nach Herzenslust durchgedacht war als „Möglichkeit“, man heute doch wieder zu der einfacheren vulkanischen Erklärung allgemein zurückzukehren beginnt. Allerdings muß man dabei zugeben, daß ein Vulkanismus, der diese riesigen Mondgebilde alle erzeugt, unvergleichlich alles übersteigen muß, was wir von unsrer doch so viel größeren Erde kennen. Und woher nun diese ungeheure Energie, mit der dieser „sanfte Bruder der Erde“ da oben sich selber immer erneut mit Lavawellen überschwemmt, wo wir an ihrer Stelle kaum Wasserwellen von solchem Umfang gehabt haben? Ein Grund kann ursprünglich eben in unsrer Erde selbst gelegen haben. Reißt doch der kleine Mond noch eben unsre Wasser zur Flut empor. Am Monde muß die Erde einst die Lava seiner Tiefe selber zu glühenden Flinten emporgetürmt haben. Doch das ist lange her. Denn es scheint, daß diese ewigen zähen Flinten endlich die Trebkraft des ganzen Mondkörpers so gehemmt und verzögert haben, daß er eines Tages der Erde nur noch immer die gleiche Seite zuwandte, weil er in je

Digitized by Google

Friedliches Geplänkel

Nach dem Gemälde von N. A. Jaroschenko (St. Petersburg)

Digitized by Google

einem Monat nur noch einmal sich um seine Achse drehte. Von da ab hörte der Wechsel der Erdfluten und Erdebben auf ihm auf. Wenn die Lava trotzdem zeitweise noch wild aus ihm hervorpulste wie das warme Blut einer angeschlagenen Ader, ja, wenn heute noch Krater sich leeren und füllen von einem geheimnisvoll ebbenden und flutenden Lavastrom der Mondtiefe, dann muß das eine besondere, von der Erdnähe unabhängige Ursache haben. Vielleicht gibt uns eine geistvolle Theorie darüber auch Auskunft, die neuerdings der Geologe Stübel für das ebenfalls ja höchst seltsame Pulsen und Ebben des irdischen Vulkanismus ersonnen hat. Wenn im Erdinnern noch hier und da größere Reservoire mit glühenden Lavamassen stecken, so gibt es möglicherweise einen absolut zwingenden Grund, der sie periodisch zu jähen Entladungen gewisser Lavateile nach oben führen muß. Er liegt nämlich nicht in ihrer dauernden Glut selber, sondern gerade im Gegenteil: in der zunehmenden Erkaltung der unterirdischen Lavamassen. Lava, so lehrt Stübel, gehört höchstwahrscheinlich zu den Stoffen, die es beim Uebergang in den festen Zustand durch Erkalten genau so machen wie Wasser: sie dehnen sich nämlich aus. Eine Glasflasche, in der das Wasser gefriert, platzt, denn das Eis nimmt mehr Raum ein als das Wasser. Genau so entsteht im Erdenschoße jedesmal ein fürchterliches Drängeln, wenn wieder ein Teil Lava der Kälte erlegen und „fest“ geworden ist. Noch weiche Lavamassen werden dabei emporgequetscht und durch Risse der geborstenen Erdrinde entleert, damit die vergrößerte feste Masse im Reservoir unten Platz finde. Heute haben wir an der stark erkalteten Erde nur noch schwache Restsymptome dieses wilden „Daseinskampfes“ der Tiefenlava auf ihren Erstarrungsstufen. In Urtagen mag er aber zu entsetzlichen Schalenbrüchen der noch jungen Harterde, zu wahren Katastrophen geführt haben. Doch wird das vor aller Lebensentwicklung gewesen sein, und seitdem haben Luft und Wasser das Bild der Erdoberfläche gar gewaltig verwandelt. Der Mond aber stellt uns vielleicht noch recht eigentlich ein solches Katastrophenergebnis vor Augen. Und noch immer revoltieren auch in ihm die letzten Zuckungen, treibt die sich verdichtende Lava des Innern hier und da aus alten Spalten und Schlünden ihren Ueberschuß herauf. Möglich, ja! Möglichkeiten im Geheimnis! Das Hübsche aber ist, daß er uns überhaupt wieder zum Nachdenken zwingt, unser alter Erdtrabant. Wir sollen ihn noch nicht abtun wie eine alte Scherbe, die zu nichts gut ist. Und so bewährt er, an dem so viel Glauben unsrer Ahnen hing, sich noch einmal als ein großes, tiefes Symbol der Gesamtnatur. Wir stehen auch vor dieser Natur noch in den Anfängen all unsrer Weisheit. Auch unter ihrem verschleierten Saisbilde findet nur ein vorschneller, blasierter Sinn ein paar geistlose Knochen. Den wahren Adepten schaut aus dem unergründlichen Geheimnis das leuchtende Auge des unendlichen Lebens an.

Niederrheinischer Lehnsessel (15. bis 16. Jahrhundert)

Digitized by Google

Der Stuhl und seine Formen

Von

Dr. Hans Stegmann

(Hierzu 10 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Tiroler Scherstuhl (16. bis 17. Jahrhundert)

Unter den Gebieten des Kunsthandwerks, wobei der erste Teil des Wortes nicht einmal unterstrichen werden soll, ist jedenfalls das der Möbel für die menschliche Lebensführung das wichtigste, weil es das notwendigste ist. Die beiden vornehmsten Gruppen der Möbel sind einerseits die Kasten-, anderseits die Ruhemöbel, und unter den letzteren wiederum hat unstreitig der Stuhl die reichste Entwicklung aufzuweisen. An der Hand der folgenden zehn Beispiele, deren Originale sich sämtlich im Germanischen Museum zu Nürnberg befinden, wollen wir versuchen, einen raschen Ueberblick über eine Reihe von Stuhltypen vom späten Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu gewinnen. Es sei dabei ausdrücklich hervorgehoben, daß die sämtlichen abgebildeten und besprochenen Stücke nicht Prachtstücke des höfischen oder vornehmen Lebens sind, sondern dem einfachen Bürger- und Bauernhause angehören.

Die letzten Jahre des neunzehnten und die ersten des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts haben uns auf dem Gebiete des Kunsthandwerks, oder wie man sich jetzt lieber ausdrückt, der angewandten Kunst, das mit aller Energie betriebene Streben vorgeführt, sich von den Formen der alten, der historischen Kunst loszumachen. Man will Neues schaffen, aus dem Grundsatz heraus, jeden Schmuck, der nicht aus der Zweckbestimmung des Gegenstandes heraus berechtigt ist, auszuschließen. Gewiß mit Recht, denn die in kaum 30 Jahren, seit 1870, erfolgte Wanderung durch alle möglichen Stilarten hat uns mit Zierformen übersättigt, die oft und sogar meist mit der Sache selbst nur in losestem Zusammenhange standen. Trotzdem wird gerade für die Zweckmäßigkeit, nicht etwa um ihre Stilformen sklavisch nachzuahmen, immer die Vergangenheit eine wertvolle Lehrmeisterin sein. Einmal, daß wir in unsern neuen Erzeugnissen die Lehren einer vielhundertjährigen, ausgeprobten Entwicklung uns zunutze machen für die modernen Bedürfnisse, aber auch darin, daß wir die Fehler unsrer Vorfahren vermeiden. Denn allgemach bricht sich gegenüber der von altertümelnder Seite vertretenen Meinung, daß wir in jedem überlieferten altertümlichen Gegenstand von vornherein ein Meisterwerk zu verehren hätten, die Erkenntnis Bahn, daß die Vorzeit genau so viel Mittelmäßiges und Schlechtes erzeugt hat, wie wir heute.

Tiroler Lehnstuhl (16. Jahrhundert)

Digitized by Google

Die Geschichte der Sitzmöbel geht so weit zurück, als wir überhaupt die Kultur des Menschen verfolgen können. Wann und wo das Wohngerät, dessen verschiedene Arten wir in der Regel, soweit es im Gegensatz zur mehrsitzigen Bank für nur eine Person bestimmt ist, mit Stuhl bezeichnen, zuerst auftritt, läßt sich deshalb auch nicht mit Sicherheit bestimmen. Daß die ältesten uns bekannten Kulturvölker, mag man als solche die Aegypter oder die Chaldäer ansehen, den Stuhl in seiner vollen Ausbildung kannten, ist gewiß. Besonders die ägyptischen Holzstühle sind von ebenso praktischer als eleganter Gestaltung. Natürlich hat auch das klassische Altertum die Stühle gebraucht, und man kann behaupten, daß schon vor der christlichen Epoche alle Hauptarten der Stühle vorhanden und ausgebildet waren.

Ueber die Möbel der germanischen Völker bis zur karolingischen Zeit sind wir nur ganz andeutungsweise aus den literarischen Quellen berichtet, aber auch bis zum hohen Mittelalter sind wir fast ausschließlich auf mehr oder minder genaue Abbildungen in andern Denkmälern, hauptsächlich in der Buchillustration, den Miniaturen, angewiesen. Wie die Kunst des ganzen frühen Mittelalters, so fußte auch diejenige der karolingischen und sogar in vieler Beziehung der ja daher ihren Namen führenden romanischen Periode auf den altrömischen Formen. Die Römer hatten für ihre Möbel das Metall, Bronze, bevorzugt, der Deutsche liebt das Holz. Die Sitzmöbel des frühen und hohen Mittelalters, von denen für den bürgerlichen Gebrauch bestimmte Stücke sich überhaupt nicht erhalten haben, haben ein Gemeinsames im Bau, die Verwendung von profilierten Rundstäben als Stützen, die von beiden Völkerschaften gleichermaßen herrühren könnte. Nur Abbildungen und Skulpturen, auf denen sitzende bezw. thronende Figuren vorkommen, würden uns Kenntnis geben, wenn nicht aus einem weltentlegenen Winkel Kaukasiens, Swanetien, das seine Kultur, fast wie sie heute noch besteht, im hohen Mittelalter von Byzanz aus erhielt, ganz gleich gestaltete Möbel vorhanden wären. Dorther stammt der oben abgebildete Stuhl, der selbst wohl kaum über ein- bis zweihundert Jahre alt ist. Der Aufbau dieses ziemlich großen und natürlich für Kissenbelag bestimmten Möbels ist der denkbar einfachste. Vier gleich hohe Stollen (Säulen) tragen das Ganze. Die sämtlichen Querverbindungen wie auch die füllenden inneren senkrechten Stäbe haben ein einziges Verzierungsmotiv: Drechslerarbeit in ganz primitiven Absetzungen. Dann auf den Enden der vier Stollen und auf der Rücklehne des hier abgebildeten Exemplars noch einfache, kugelartige Knäufe.

Stuhl aus Swanetien im Kaukasus

Lehnstuhl aus Schwaben (16. oder 17. Jahrhundert)

Ehe wir aus deutschen Landen für profanen Gebrauch — für kirchliche Zwecke bieten die herrlichen mittelalterlichen Chorgestühle bekanntlich Material genug — bestimmte Stühle finden, müssen wir zur zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts aufsteigen. Nicht nur, weil die Holzmöbel durch ihren Stoff mehr als Metall- oder keramische Geräte der Vernichtung durch die Zeit ausgesetzt waren, auch deshalb, weil das mittelalterliche Hausmobiliar, ganz im Gegensatz zum modernen Komfortbedürfnis, sich auf sehr

Digitized by Google

Westfälischer Bauernstuhl (1760)

wenige Stücke beschränkte. Die Haushaltung hat, wie wir aus alten Inventaren entnehmen können, selten mehr als einen beweglichen Lehnstuhl besessen, der zugleich den Ehrensitz des Hausherrn bildete. Die übrigen Familienmitglieder mußten sich, wie vielfach noch heute auf dem Lande, mit festen oder beweglichen einfachen Bänken begnügen. Daneben spielte der drei- und vierbeinige sowie der kastenförmige Schemel eine nicht unbedeutende Rolle.

Das nächste Beispiel (Abb. S. 41) aus der letzten Zeit der Gotik, etwa dem Ende des fünfzehnten oder dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, führt uns nach Tirol, dessen Burgen und Herrensitze die ergiebigste Fundgrube für die spätmittelalterliche Zimmerausstattung ergeben haben. Er ist aus Buchenholz, von nicht gar feiner Ausführung, aber doch ganz guter Wirkung. Die vier derben Ständer zeigen außer der teilweisen Abfasung nur bescheidenes Schnitzwerk in Kerbschnitt, an den Vorderstollen auch noch kleine Wappen, die vordem wohl bemalt waren, während jetzt nur noch Spuren eines lichten, graugrünen Anstrichs vorhanden sind. Bemerkenswert ist das frühe Vorkommen eines derben, aus Binsen hergestellten Sitzgeflechts, unter dem zu besserem Halt noch Gurte gespannt sind. Charakteristisch für das Ursprungsland ist die durchbrochene Gitterfüllung der Rücklehne, dann die breiten, das Auflegen der Arme begünstigenden Seitenlehnenbretter, während wir die Knäufe der Vorderstollen wohl als Handstützen auffassen dürfen. Denselben oberdeutschen Lehnstuhltypus vertritt das nächste, aus Schwaben stammende Beispiel (S. 42), bei dem die Renaissanceformen, wenn auch in ganz bescheidener und naiver Weise, zur Herrschaft gelangt sind, und das wohl der Wende des sechzehnten zum siebzehnten Jahrhunderts angehören mag.

Auch der Drehstuhl erfreute sich schon in alter Zeit derselben Beliebtheit wie heute. Seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts können wir ihn in Originalen und Abbildungen verfolgen. Er mag wohl besonders dem Gelehrten, aber auch dem Kaufmann gedient haben. Am berühmtesten und in moderner Zeit am öftesten nachgebildet worden ist der sogenannte „Lutherstuhl", der aber mit Luther nichts zu tun hat, als daß eine Nachbildung auch in der Lutherstube auf der Wartburg Platz gefunden hat, während das Original aus Katzwang in der Nähe von Nürnberg stammt und sich nun in London befindet. Ein um 100 Jahre jüngeres, einfacheres, aber doch recht praktisches und hübsches Stück dieser Art aus dem siebzehnten Jahrhundert bringt unsre Abbildung a. S. 45. Besonders geschickt ist die Verbindung der auf einem profilierten Balkenkreuz stehenden Säule mit dem beweglichen Sitz hergestellt, indem an den Sitz mittels fünf Stäben eine durchbrochene Scheibe befestigt ist, die tief über die Standsäule herabreicht und so eine größere Standfestigkeit erzielt, als es manche moderne Bildungen dieser Art aufweisen.

Die bisher besprochenen Stühle waren sämtlich süddeutschen Ursprungs. Der dreibeinige Lehnsessel a. S. 40 stammt dagegen vom Niederrhein. Er ist aus dem dreiseitigen lehnenlosen Schemel entstanden, durch Heraufführung der drei Ständer zur Lehnenhöhe. Die Lehne selbst ist annähernd halbkreisförmig geschweift. Trotz seiner Schmucklosigkeit — die Verzierung besteht nur in den einfachen Gitterfüllungen unter dem Sitz und der Profilierung des oberen Teils der Ständer — macht der Stuhl in seiner

Scherstuhl aus dem Kanton Graubünden (17. Jahrhundert)

Digitized by Google

gedrungenen, zweckmäßigen Form einen angenehmen Eindruck.

Die bisher besprochenen Beispiele hatten sämtlich das feste, in der Hauptsache durch vier, bezw. einmal durch drei senkrechte Ständer getragene Gestell. Aus einer ebenfalls schon im Altertum und im frühen Mittelalter bekannten Stuhlart, dem Faltstuhl, spätlateinisch faldistorium, aus welchem Wort, allerdings ohne nähere Beziehung, auch das moderne Wort „Fauteuil“ abgeleitet ist, ergaben sich die beiden a. S. 41 u. 43 abgebildeten, besonders in der Schweiz und in Tirol im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert beliebten Arten der Scherstühle. Der alte Faltstuhl, den wir uns in der Regel aus Metall hergestellt zu denken haben, hatte nur zwei, gewöhnlich durch x-förmig aufeinandergesetzte Kreisabschnitte geformte Scherenpaare, die sich um eine mittlere Achse drehten und durch zwei oder vier diesen parallele Querstäbe verbunden waren. Der Faltstuhl als solcher erhielt sich durch das Mittelalter insbesondere im kirchlichen Gebrauch. Mit der späteren ausschließlichen Verwendung des Holzes für das Mobiliar erschien er wohl in seiner einfachen ursprünglichen Form nicht mehr stabil genug. Daher wurden eine ganze Reihe von Scheren hintereinander gestellt, auf ihren Schnittpunkt aber wurden wiederum für den Sitz die Auflappbare Leisten gelegt, die zusammen eine geschlossene Fläche bilden. Als Rücklehne aber dient ein flaches Brett, das an einer Seite eingehakt, an der andern Seite um einen Zapfen drehbar ist, so daß es das Zusammenklappen der Stühle nicht hindert. Noch weniger Raum als dieser Tiroler Typus nehmen zusammengeklappt die Schweizer Scherstühle ein, wo die Scheren sich in der Richtung des Sitzenden befinden. Die Scherenstäbe sind bei ihnen gerade und ungleich lang. Die längeren, über den Sitz hervorragenden Stäbe bilden die Lehne. An Bequemlichkeit steht diese Art den Tiroler Scherstühlen allerdings erheblich nach.

Lehnstuhl mit Lederbezug (Anfang des 18. Jahrhunderts)

Vom siebzehnten Jahrhundert an beginnt unter dem allgemein herrschenden Einfluß Frankreichs die Einführung der Polstermöbel an Stelle der seitherigen Verwendung beweglicher Kissen. In Deutschland haben aber die Polstermöbel keine so reiche Entwicklung gehabt als in den romanischen Ländern. Vielfach begnügt man sich an den Stühlen mit einem wenig oder gar nicht gepolsterten Lederüberzug. Einen hübschen bürgerlichen Stuhl dieser Art, der auch durch die hohe schlanke Lehne die Aenderung des Geschmacks anzeigt, bringt die nebenstehende Abbildung. Er ist mit hellem Leder bespannt, die fein behandelten Holzteile des aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts stammenden Stückes weisen schon die späterhin zu immer allgemeinerer Einführung kommende Politur auf.

In die rein bäuerliche Möbelkunst führen uns zwei fernere Beispiele, und zwar gehört das eine (S. 43) Niederdeutschland, dem westlichen Westfalen, das andre (S. 45) Oberdeutschland, nämlich dem schweizerischen Kanton Graubünden, an; beide aber sind auch die jüngsten Ausläufer der vorgeführten Folgen, sie sind in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gefertigt worden. Dem westfälischen Stuhl wird man unschwer die Verwandtschaft mit dem auf S. 40 gebrachten Lehnsessel vom Niederrhein ansehen. In der Tat ist gerade hier ein besonders schönes Beispiel von der Art der Umbildung, die die bäuerliche Kunst an den altüberkommenen Formen vornahm, zu erkennen. Bemerkt sei übrigens, daß im Gegensatz zu der hier aus gedrechselten Stäben gebildeten Lehne eine Spielart mit runder, aus einem Buchenspan gebildeter auf der andern Rheinseite, in der Krefelder Gegend, häufig vorkommt. Im übrigen gemahnt die Verwendung gedrechselten Stabwerks an die besonders in Nord- und Ostfriesland heimischen Stühle, die, dem üblichen Lehnstuhltypus folgend, durch ihre geschmackvolle Bildung die schönsten Erzeugnisse der Bauernkunst des spätesten achtzehnten Jahrhunderts bilden.

Viel älter ist der Ursprung der in ihrer reicheren geschnitzten Form allgemein, aber mit Unrecht, heute

Digitized by Google

Süddeutscher Tretstuhl (17. Jahrhundert)

als Bauernstuhl schlechtweg angesprochenen Art. Diese, in deren mannigfach, bald quadratisch, bald trapezförmig, bald geschweift hergestellten Sitzbretter an der Unterseite vier glatte, sechs- oder achteckige, manchmal aber auch gedrehte gerade Beine schräg eingezapft sind, haben eine aus einem flachen, oft mit einer Grifföffnung versehenen Brett bestehende Lehne. Diese ist im siebzehnten Jahrhundert, wo diese Stuhlart, die man als Schemelstuhl bezeichnen kann, aufkam und in allen Kreisen sehr verbreitet war, stets mit oft sehr geschmackvoller Reliefschnitzerei versehen. In unserm Falle — noch später hat man sich mit bunter Bemalung und im neunzehnten Jahrhundert gar mit einem einfarbigen Anstrich begnügt — ist an Stelle der Schnitzerei sehr hübsche Einlegearbeit in hellem und dunklem Holze getreten.

An die bäuerlichen Formen wird heutzutage manchmal wieder anzuknüpfen gesucht. Ob aber die schließlich doch immer etwas plumpe Formengebung unserm wesentlich gesteigerten Schönheitsempfinden zu genügen vermag, darf immerhin zweifelhaft erscheinen.

•

Es erübrigt nun noch, einen kurzen Blick auf die mannigfaltigen Formen zu werfen, die der Stuhl im modernen Kunstgewerbe angenommen hat. Ehe die moderne Bewegung einsetzte, hatte sich der Sessel, den man meistens Fauteuil zu nennen pflegte, dadurch, daß die Polsterung immer mehr Raum beanspruchte und schließlich das ganze Gerüst des Stuhles verdeckte, zu einer Art von Halbdiwan entwickelt, der, bald mit Rips, bald mit Kameltaschen bespannt, der sogenannten guten Stube oder dem Zimmer des Hausherrn zu etwas fragwürdigem Schmucke diente. Heute ist man dieses ungefügen, manchmal direkt häßlichen Möbels schon wieder überdrüssig geworden. Nur in einer Form behauptet es sich: als sogenannter Klubsessel, der, meist mit Leder überzogen, manchmal sogar mit einem Lesepult versehen, als Ideal der Bequemlichkeit gelten kann, ohne häßlich oder besonders plump zu wirken. Das moderne Kunstgewerbe ließ sowohl beim eigentlichen Stuhl als bei seinem vornehmeren Bruder, dem Sessel, das Holz wieder zu seinem Rechte kommen. Die Bewegung ging von England aus, wo in ununterbrochener organischer Fortentwicklung der Empirestil modernen Anforderungen angepaßt wurde. Deutschland erhielt seine Anregungen teils aus England, teils aus Belgien, wo Van de Velde auftrat und durch seine starke, beinahe ausschließliche Betonung der Konstruktion den Stuhl wieder gleichsam auf eine Urform, die allen praktischen Anforderungen in gleicher Weise am besten entspricht, zurückführte. Andre Künstler, teils in München, teils in Darmstadt, waren dagegen bestrebt, dem Stuhl mehr individuelle Formen zu geben, die geeignet sind, jeweiligen Stimmungen des Benutzers entgegenzukommen. Wie ja auch die Haltung des Sitzenden eine andre ist beim Essen, beim Gespräch, bei der Lektüre, so entstanden eine Unzahl von Formen, in denen die Phantasie der Künstler sich hinreichend betätigen konnte. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß in letzter Zeit die Korbmöbel, die bisher nur auf dem Balkon und im Garten Daseinsberechtigung hatten, auch in den Salon eindringen. Um sie bequemer zu gestalten, hat man wieder bewegliche Polsterkissen angewandt. So kehrt der Stuhl in seiner modernsten Form gewissermaßen zu den ersten Anfängen zurück.

Schweizer Bauernstuhl (18. Jahrhundert)

Digitized by Google

Grabmal des Fürſten Otar

Im ſwanetiſchen Hochgebirge (Kaukaſus)

Von

Heinz von Ficker

(Hierzu 9 Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen)

Zu bekannt ſind die Alpen dem modernen Bergſteiger geworden, zu begangen ihre Pfade! Sein Auge ſpäht nach neuen Zielen, an neuen Aufgaben will er ſeine Kraft erproben, eine leicht erklärliche Erſcheinung für denjenigen, der den Beweggrund des Bergſteigens in der Sehnſucht nach dem Unbekannten ſieht. Den Hochgebirgen andrer Länder, andrer Erdteile gilt heute des Alpiniſten Sinnen und Trachten, es lockt ihn zu Reiſen, die nicht nur neuartige Bergformen ſeiner Kenntnis vermitteln, ſondern die ihn auch in eine ganz und gar ungewohnte Umgebung, in Berührung mit einem fremden Lande und mit fremden Leuten bringen, kurz geſagt, zu Reiſen, die noch den Charakter von Expeditionen haben.

Gruppe von Swaneten

Kein fremdes Hochgebirge, an Schönheit den Alpen ebenbürtig, an Höhe und Wucht der Bergformen ihnen überlegen, liegt uns ſo nahe, wie der gewaltige Grenzwall zwiſchen

Digitized by Google

Europa und Asien, der Kaukasus, das Sagengebirge der Alten. Der Geologe Abich vermittelte uns zuerst eine genauere Kenntnis des Gebirges, dessen landschaftliche Schönheit lange unbekannt blieb. Nur die grusinische Heerstraße, die von Wladikawkas im Norden nach Tiflis im Süden des Gebirges den Verkehr vermittelte, fand begeisterte Schilderer und galt geraume Zeit nahezu als Weltwunder. Englischen Bergsteigern blieb es vorbehalten, den Schleier zu lüften, der über den Hochregionen lag. Unter Schwierigkeiten mannigfacher Art bereisten sie die Täler, überschritten neue Pässe, erstiegen die höchsten Gipfel, wie den Elbrus (5629 Meter) und den Kasbek. Spät erst erschienen Deutsche auf dem Plan. In dem Münchner Merzbacher fand sich ein Mann, der die systematischen Forschungen der Engländer auf das glücklichste fortsetzte.

In zweifacher Hinsicht erregten die Expeditionen des Jahres 1903 die Aufmerksamkeit alpiner Kreise. Erstens verblüffte die große Anzahl glänzender Erfolge, die eine Schar Führerloser sich erkämpfte. Wurden ja doch Probleme gelöst, an denen früher die erprobtesten Alpinisten mit ausgezeichneten Schweizer und Tiroler Führern vergebens sich versucht hatten. Wichtiger noch schien aber der Umstand, daß diese schönen Erfolge mit Aufwand geringer Mittel erreicht wurden, daß der Beweis erbracht wurde, die Reise, das Kennenlernen des merkwürdigen Landes, die Ausführung großartiger Hochtouren sei mit verhältnismäßig wenig Geld zu ermöglichen. Auf diesen doppelten Erfolg kann der Expeditionsleiter, Herr W. R. Rickmers aus Radolfzell, mit Recht stolz sein.

Vor allem jener Teil des Gebirgslandes, in dem die Expedition Rickmers so erfolgreich gewirkt hat, der Gau Swanetien im Tale des Jngur, lohnt ob seiner unvergleichlichen landschaftlichen Schönheit reichlich die Reise, selbst für jenen, den es nicht nach der Besiegung gewaltiger Hochgipfel gelüstet. Naturgemäß sind die Beschwerden einer solchen Reise weit größer als die Mühsale, die wir auf Alpenwanderungen selbst in den entlegensten Tälern auf uns nehmen. Wer sich nicht mit einem Blick auf das Hochgebirge begnügen will, für den sind Zelt und Schlafsack unentbehrliche Dinge. Denn wir reisen in Gegenden, wo wir noch keine Wirtshäuser, keine Kramläden finden, wo selbst in den Dörfern dem Fremden nur die kahle Canzellaria (eine Art Amtsgebäude) Unterkunft bietet. Doch hierdurch wird sich kein Bergsteiger abschrecken lassen. Selbst Damen — Fräulein Genzi von Ficker und früher schon Frau M. R. Rickmers — haben willig die kleinen Leiden einer Kaukasusreise ertragen.

Der Beginn die Reise bis zum Hochgebirge, ist schon Genuß. Dies wird mancher bestreiten, der die sechsunddreißigstündige Schnellzugfahrt von Wien bis Odessa am Schwarzen Meer, durch Galizien und Podolien, glücklich absolviert hat. Er mag sich aber trösten. Denn eine Fülle des Schönen und Interessanten bietet dafür die fünf- bezw. dreitägige

Mühle bei Ezeri

Digitized by Google

Fahrt über das Schwarze Meer: Sebastopol mit seinem Hafen und seinen historisch denkwürdigen Befestigungswerken, die Krim mit ihren pittoresken Felsufern, das herrlich gelegene Jalta, ein fashionabler Badeort reicher Russen. Bei Suchum-kale glänzen die ersten Schneegipfel des Kaukasus. Batum in prächtiger Lage, einer der Hauptorte des Petroleumexportes, ist der Endpunkt der Schiffahrt. Die sommerliche Hitze verstärkt freilich die Sehnsucht nach dem Hochgebirge, das an schönen Abenden herüberleuchtet zur Strandpromenade.

Wir besteigen die transkaukasische Bahn (Batum-Tiflis-Baku), nicht für lange Zeit, so daß uns der Genuß so mancher russischen Bahneinrichtung, die unsern Behörden zum Studium zu empfehlen wäre, entgeht. Eine Zweigbahn entführt uns von Rion nach dem nahen Kutais an den Pforten des Gebirges. Einen Rasttag wollen wir der Beobachtung des Lebens und Treibens in dieser rein georgischen Stadt widmen. Dann nehmen wir Abschied von der glutzitternden Ebene, nachdem wir uns hier (oder besser schon in Batum) mit einem Dolmetsch versehen haben. Wer Russisch spricht, mag seiner entraten, obwohl Swaneten nur selten diese Sprache ganz beherrschen.

Treschtenne und Worfelbühne bei Ezeri

Einem engen Felsentore, der Porta swanetica, entringt sich der schäumende Skenis-ſkali, während von schroffer Höhe das Stammschloß der Fürsten Dadian (der Herren in dem südlich der Lailakette gelegenen Swanetien) winkt. Noch trifft der Blick auf keine großen Höhen. Sanfte Hügel, Felder und Wiesen umſäumen das breite Talbecken, das an Südtiroler Landschaften erinnert. Für des Leibes Notdurft sorgen Duchane (Kramläden mit Bewirtung). Zum ersten Male sehen wir Swaneten aus dem Jngurtale, große, schlanke Gestalten in der bekannten kaukasischen Tracht. Nur tragen sie statt der Pelzmützen Lodenhüte. Schon an jedes Knaben Gürtel hängt die landesübliche Waffe, der scharfgeschliffene Kindschal.

In Orbeli haben wir uns bereits mit Reitpferden und Trägern versehen. Doch bis in ein paar Jahren wird die Fahrstrecke bis Zageri ausgebaut werden. Es beginnt der Ritt durch das Tal des Skenis-ſkali, durch das sogenannte Dadianische Swanetien. Ein malerisches, waldreiches Tal, dessen herrlicher Baumbestand freilich in absehbarer Zeit der Habgier eines russischen Unternehmers zum Opfer gefallen sein wird. Zuweilen hemmt ein Wildbach den raschen Trab der Pferde, bald windet sich der schmale Pfad hoch über dem Flusse am steilen Gehänge dahin. Ehrlich müde erreichen wir abends Lentechi. Zum erstenmal grüßen uns hohe Berge. Der Mauerwall der Lailakette trennt uns noch vom Jngurtale und Swanetien. Denn nur über das Gebirge ist das Jngurtal auf Reitwegen zugänglich. Der Unterlauf des Jngur führt durch eine mehrere Tagereisen lange, fast wegloſe Schlucht. Es gibt nicht viele Täler, die gegen die Außenwelt so abgeschlossen sind wie Swanetien. Der fast ausschließlich benutzte Uebergang ist der Latparipaß (2840 Meter). Auf bequeme und mühelose Weise, auf dem breiten Rücken berggewandter Pferde können wir ihn erreichen. Der Aufstieg ist herrlich. Kaum haben wir hinter Tscholuri das Tal des Skenis-ſkali verlassen, so treten wir ein in eine Zone üppigster alpiner Vegetation mit riesenhaft entwickelten Alpenpflanzen. Swanetiens Makroflora ist berühmt geworden bei den Botanikern. Die erste große Ueberraschung aber erwartet uns auf der Höhe des Passes: der erste Blick auf den eisstarrenden Zentralkamm vom Elbrus (5629 Meter) bis zum Schkara Tau (5138 Meter). Ich glaube, daß nur wenige Bergpanoramen der Erde mit der

Digitized by Google

Der Uschba im Kaukasus (4700 Meter), von Osten gesehen

Digitized by Google

Aussicht vom Latparipaß wetteifern können. Das Ingurtal, Swanetien, liegt tief unter uns. Ein bequemer Pfad leitet uns hinab nach Kal, der ersten Landschaft Swanetiens, die wir erreichen. Wer aber vielbegangene Pfade meiden und über die Gletscher den vielgepriesenen Gau erreichen will, dem sei ein Weg verraten, den Rickmers als erster Europäer begangen und auf dem er auch im Sommer 1903 seine Expedition nach Swanetien geleitet hat. Wir verlassen in Leutechi das Tal des Skenis-ſkali und die gewöhnliche Latparipaßroute und wandern hinein in das Tal des Kheledula. Doch auch dieses Tal verlassen wir nach wenigen Stunden und arbeiten uns durch die herrlichen Urwälder eines Seitentales, sowie durch dessen prachtvollen Talschluß, Skimmueri genannt, empor bis zur Firnregion des Lailapasses (ca. 3400 Meter), um über diesen oder über die Lailagipfel (4000 Meter) Swanetien zu erreichen. Die Bewohner der Täler benutzen diesen Paß sehr häufig, und hoffentlich wird dieser großartige Zugang in Zukunft recht oft von fremden Alpinisten benutzt. Für Reiter ist er freilich nichts. Aber dem Bergsteiger kann es ja nur erwünscht sein, so rasch als möglich in die Hochregion zu kommen, sich vorzubereiten für die größeren Anforderungen, die Bergtouren im Zentralkamm an den Hochtouristen stellen. Während der Latparipaß in das obere, sogenannte „freie Swanetien“ führt, erreichen wir über den Lailapaß das fürstliche, dem Fürsten Tatarchan Dadeschkeliani gehörige Swanetien, eine Einteilung des Landes, die seit Beginn der russischen Herrschaft nicht mehr recht zutrifft. Im ersten Dorfe des fürstlichen Landes, in Zchomari, winkt das gastliche Haus des Fürsten Beckerbi dem Reisenden, und des Fürsten Söhne, wahre Prachtgestalten, bedienen beim Mahle zu nächtlicher Stunde den hungrigen Fremdling.

Wie auf dem Bilde a. S. 48 zu sehen ist, befindet sich bei jedem Hause ein ebener, festgestampfter Platz. Hier wird das Getreide ausgebreitet und mit dem „Dreschschlitten“ von den Hülsen befreit. Daneben befindet sich meist die Worfelbühne. Allzu groß ist zwar der Fleiß des swanetischen Bauern nicht. Ackerbau und Viehzucht könnten in viel erheblicherem Maßstabe betrieben werden. Der größte Teil der Arbeit entfällt auf die Frauen, deren Schönheit im allgemeinen rasch verwelkt. Mitunter treffen wir freilich prachtvoll gewachsene Frauen mit intelligenten Zügen und anmutigen, würdevollen Bewegungen, zu denen das ärmliche Gewand nicht recht passen will.

In Betscho quartieren wir uns in dem Amtsgebäude, in der armseligen Canzellaria, ein. Der sensationellste Gipfel des Kaukasus, der Uschba (4698 Meter), der „Fürchterliche“, blickt auf uns nieder und weckt stets von neuem unsre Bewunderung. Merzbacher schreibt, daß kein Gipfel des Tiënschan und des Himalaja ihm an Kühnheit des Aufbaues gleichkommt. Seit Bergsteiger den Kaukasus besuchen, ist die schroffe Südspitze des Berges das meistumworbene alpine Objekt gewesen. Lange

Ein Blick über swanetische Kornfelder

Digitized by Google

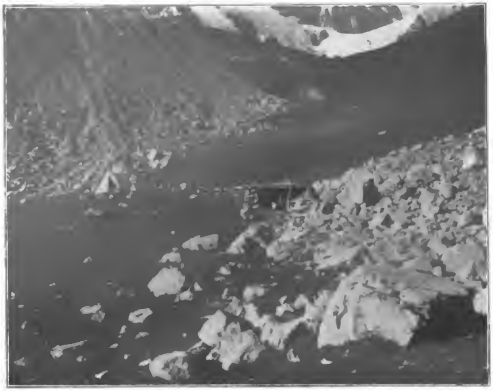
Fürst Tatarchan Tadeschkeliani im Kreise seiner Dienerschaft

Jahre haben sich ausgezeichnete englische und deutsche Bergsteiger mit und ohne Führer vergeblich mit dem gewaltigen Gegner gemessen. Nur die niedrigere Nordspitze (auf dem Bilde a. S. 49 der Gipfel rechts) mußte sich im Jahre 1888 dem Engländer Cockin und seinen Führern ergeben. Lange Zeit galt der Uschba als eines der bedeutendsten alpinen Probleme, bis auch seine Stunde kam. Die letzten Julitage des Jahres 1903 brachten die Entscheidung. Da kein Erfolg der Expedition Rickmers mehr Aufsehen erregt hat als die erste Ersteigung des Uschba-Südgipfels, so ist eine kurze Schilderung vielleicht nicht unerwünscht. Am ersten Versuche nahmen der Expeditionsführer Rickmers, cand. ing. Adolf Schulze (München), Fräulein Cenzi von Ficker (Innsbruck) und der Schreiber dieser Zeilen sowie ein einheimischer Steinbockjäger, namens Muratbi, teil. Entgegen den meisten früheren Versuchen wurde die Südseite zum Angriffe ausgewählt. Das Lager befand sich im Gultale, einem kleinen Seitenast des Betschotales, hart am Gulgletscher. Nach langem Aufstiege durch steile, steinschlaggefährliche Schneecouloirs in der Südostseite wurde in einer Höhe von über 4100 Metern biwakiert, nahe unter der Gipfelwand, an der bisher jeder Versuch gescheitert war. Am folgenden Morgen galten die ersten, stundenlangen Versuche der Südostecke des Gipfels. Aber die größten Anstrengungen konnten hier nicht zum Ziele führen. Erst in später Nachmittagstunde wurde auf der Südwestseite ein äußerst schwieriger Durchstieg durch die fast senkrecht abstürzende Gipfelwand gefunden. Schulzes Klettertüchtigkeit schien den Erfolg zu verbürgen. Doch nahe dem Ende aller Schwierigkeiten zwang ein Unfall, der Sturz eines der Teilnehmer, die Partie zur Umkehr. Unter größten Schwierigkeiten wurde erst nachts der Biwakplatz wieder erreicht, und erst nach einem zweiten Freilager konnte der Abstieg zum Lager im Gultale angetreten werden. Aber der Anstieg war gefunden. Schulzes Energie verhalf wenige Tage später einer zweiten Partie, die außer ihm noch aus den Herren Dr. Helbling (Basel), Dr. Reichert (Straßburg), A. Weber (Bern) und Dr. Schuster (Dresden) bestand, zum völligen Siege. Noch oberhalb der Gipfelwand mußte die Partie beim Abstieg biwakieren, was durch ein losbrechendes Gewitter besonders unangenehm sich gestaltete. Damit hatte aber der Uschba im Jahre 1903 noch nicht Ruhe. Drei bayrische Hochtouristen, die Herren Distel, Dr. G. Leuchs und Ingenieur Pfann traversierten in vier Tagen die beiden Gipfel von Norden nach Süden, was wohl als die bedeutendste alpine Leistung überhaupt bezeichnet werden darf.

Es fehlt der Raum, um auf andre Erfolge hinzuweisen, die diese deutschen Führerlosen errungen haben. Aber auch die Engländer haben im Sommer 1903 nicht gefeiert und in zwei Mitgliedern der Expedition Rickmers, Mr. Longstaff und Mr. Hollestion, ganz ausgezeichnete Kämpen ins Feld gestellt.

Wer aber in Zukunft mit dem Uschba sich mißt und seinen schimmernden Eisrinnen, seinen trotzig starrenden Felswänden wieder heil entronnen ist, der gönne sich einige Tage wohlverdienter Ruhe und folge unsern Spuren, die hinüberleiten von

Digitized by Google



Das Lager der Expedition im Gultale bei Uschba

Kolchis mit seinen Amazonen. Stolz weist er unter der uralten Esche nahe bei seinem Hause, einem alten Gerichtsbaume, das Grabmal seines Ahnherrn, Otars des Starken, der vom hohen Daghestan gezogen kam, um Swanetien zu unterwerfen. Der Querbalken des Steinkreuzes soll die Schulterbreite des fürstlichen Riesen andeuten, von dessen unglaublicher Kraft die Swaneten heute noch voll Ehrfurcht sprechen.

Schwer nur nimmt der Reisende Abschied von dem gastlichen Hause, um talaufwärts zu wandern, dem freien Swanetien zu, wo der Sagenberg Tetnuld starrt in eisiger Pracht, wo Schkara- und Dschanga-Tau sich niederen zum Bezingigletscher und so das größte Bergwunder des Kaukasus schaffen. Alles, alles findet der Bergsteiger in jenem zauberhaften Lande, was er in den Alpen vergebens sucht: Ursprünglichkeit der Verhältnisse, Naturwunder, die noch keine Wegtafel weist, kein Bädeker preist, riesengroße Berge, die noch ihrer Bewingung harren. Tarnu auf, ihr deutschen Alpinisten, nach Swanetien im Kaukasus!

Betscho in die paradiesisch schöne Landschaft Exeri, zum Stammsitze des gastfreundlichen Fürsten Tatarchan Dadeschkeliani, des Hauptes dieser weitverzweigten Familie. In Silberschüsseln kreist feuriger kaukasischer Wein aus Kachetiens sonnigen Gefilden an der fürstlichen Tafel und läßt der Entbehrungen droben im Hochgebirge vergessen. Des Fürsten Diener aber begleiten jeden Trinkspruch mit volltönenden Gesängen, und wenn die letzte Schüssel abgetragen ist, so tanzen sie dem Gaste zu Ehren mit den Mägden im Reigen. Und während draußen der Silberkamm der Laila im vollen Lichte des Mondes glänzt, erzählt der Fürst von seinen Waffentaten im Kampfe gegen die Türken (er war russischer Offizier) oder unheimlich düstere Episoden aus der Geschichte seines Hauses, erzählt von Raubzügen hinüber in die Täler der Bergtataren oder von Bluttaten seiner Ahnen. Dem wißbegierigen Gast aber erklärt er die merkwürdigen Rechtsverhältnisse des Landes und spricht geheimnisvoll von einer längst vergangenen Herrschaft der Frauen — wir sind ja nicht weit vom alten

Auf dem Wege zum Uschba: Alte Brücke im Bergwald

Digitized by Google

Aphorismen

von

Carl Bulcke

Es gibt Augen, die deshalb immer traurig sind, weil der Kopf, zu dem sie gehören, sie nicht versteht.

*

Alle Wege führen nach Rom, — aber auch alle Wege nach Krähwinkel.

*

Es ist das Große und Geheimnisvolle an der Kunst, daß sie über unser Können hinaus für uns schafft, wenn wir zu schaffen glauben.

*

Ich komme, und weiß nicht woher,
Ich fahre und weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich — traurig bin.

*

Es ist ganz erstaunlich, wie weit auch der ungesunde Menschenverstand reicht.

*

Unser inneres Leben sind Melodien. Unser äußeres Leben schaukelt darüber als ein langgezogener heller, klagender Ton.

*

Der Endzweck aller Kunst scheint mir zu sein, einsame Menschen zu lehren, daß sie nicht einsam sind.

AD. MOLLER 04.

Digitized by Google

Der gelbe Mantel

Von

Henry F. Urban

Von zweien seiner Söhne ſprach der alte Claflin mit beſonderem Stolz. „Ja,“ pflegte er zu ſagen, „es ſind liebe tüchtige Jungens. Der Tom iſt im Schnittwarengeſchäft und macht ſeine fünftauſend Dollar das Jahr — mit Leichtigkeit. Carroll iſt im Patentmedizingeſchäft und macht als Reiſender ſo an ſechstauſend Dollar das Jahr. Nicht übel, wie?“ Nur wenn man nach dem dritten fragte, nach Winfred, ſo runzelte er die Stirn und meinte: „Ach, Winfred — er iſt völlig aus der Art geſchlagen, ein Tunichtgut. Er ſchreibt, macht Verſe. Ein verfluchter Unfug, elende Zeitvergeudung! Natürlich macht er ſo gut wie nichts damit. Ich habe ſelber nicht viel, um ihm zu helfen. Und von den Brüdern nimmt er nichts an. Ich könnte ihn mit Leichtigkeit bei einer großen Waſſerkloſettfirma unterbringen. Aber er will nicht, wurde noch grob, als ich ihm das anbot. Nun — wie man ſich bettet, ſo liegt man. Nichts zu machen. Iſt vielleicht Vererbung. Der Großvater war auch hier oben nicht ganz in Ordnung, machte ebenfalls Verſe.“ Dann ſprach der alte Claflin von etwas anderm.

Winfred Claflin, bei dem etwas nicht ganz in Ordnung ſein ſollte, ging es wirklich nicht beſonders. Er hauſte zwiſchen der Madiſon Avenue und Park Avenue nahe dem Park, in einem alten Hauſe, worin alles knarrte und klapperte. Früher war es ein Privathaus geweſen. Dann hatte es der Beſitzer in ein ſogenanntes Atelliergebäude verwandelt und ihm den pompöſen Namen „Apollo“ gegeben. Im „Apollo“ wohnten nichts wie Künſtler: ein Maler, ein Witzblattilluſtrator, ein italieniſcher Geſanglehrer, eine deutſche Muſiklehrerin, ein Architekt, eine Photographin, die nur Säuglinge photographierte, ſowie ein franzöſiſcher Fechtmeiſter, namens de Mirabelle. Der Fechtmeiſter behauptete, ein Graf zu ſein und auf eine ungeheure Erbſchaft in Frankreich zu warten. Claflin war der einzige Vertreter der feinen Literatur. Seine Wohnung lag im oberſten Stockwerk, dem vierten, nach hinten heraus. Sie beſtand aus einem zweifenſtrigen kleinen Zimmer, worin er arbeitete, einem winzigen Nebenraum, worin er ſchlief, und einem noch winzigeren Badezimmer. Das Frühſtück lieferte Herr Weiß, der deutſche Hauswart, zu mäßigem Preiſe ins Zimmer. Frau Weiß ſorgte, ebenfalls zu mäßigem Preiſe, für ſtändige Reinlichkeit der Zimmer. Das Völkchen lebte da ganz gemütlich und luſtig. Sie kannten ſich alle, beſuchten ſich gelegentlich und beſprachen ihre großen Hoffnungen und großen Enttäuſchungen. Der Mann mit den größten Enttäuſchungen war zweifellos Claflin. Dafür war er ſchon bei den andern bekannt. Sie betrachteten ihn als chroniſchen Pechvogel. Er hatte drei Bände Gedichte und zwei Romane veröffentlicht, die nur wenige kannten, und zwei Luſtſpiele geſchrieben, die irgendwo in einer Theaterkanzlei lagen. Eben jetzt hatte er wieder einen Band Erzählungen beim Verleger. Wenn er nicht ſtändiger Mitarbeiter an einem Wochenblatt geweſen wäre, hätte er nicht aus noch ein gewußt.

Dabei war er keineswegs ein Jüngling mehr, ſondern Mitte der Dreißiger. Und ſchon begann der Geiſt durch die Haare oben auf dem Kopf hindurch zu leuchten, wie er ſelber zu ſagen pflegte. Aber mit ſeiner ſchlanken Figur und ſeinem bartloſen Geſicht, darin eine große Indianernaſe und ein ſatiriſcher Mund auffiel, ſah er jünger aus, als er war.

Die letzte Enttäuſchung hatte der Winter gebracht. Claflin brauchte einen neuen Wintermantel und hatte das Geld nicht dazu. Es wurde bereits unangenehm kalt. Er half ſich, indem er die baumwollene Sommerunterwäſche anzog, darüber die halbwollene Herbſtunterwäſche und darüber wieder die ganzwollene Winterunterwäſche. Das hielt ihn warm. Wenn er Bekannte traf und dieſe bemerkten: „Kalt heute, nicht wahr?“ ſo erwiderte er lächelnd:

„Kalt? Sie ſcherzen, mir iſt überaus mollig!“

So täuſchte er ſie über den wahren Grund für den fehlenden Wintermantel. Zum Glück bekam er nach einigen Wochen ein Honorar für drei Gedichte und eine kleine Erzählung. Davon blieben ihm noch acht Dollar für einen Wintermantel.

„Acht Dollar für einen Wintermantel?“ ſagten der Maler, der Illuſtrator, der Muſiklehrer, die Muſiklehrerin, der Architekt, die Photographin für Säuglinge und Graf de Mirabelle. „Wir ſind geſpannt, wo Sie den auftreiben! Dafür bekommen Sie gerade das Futter zum Mantel!“

Aber Claflin verzagte nicht. Er ging in ein bekanntes Geſchäft in der unteren Stadt und ſagte:

„Ich brauche einen Wintermantel, kann aber nicht mehr als acht Dollar ausgeben. Haben Sie einen ſolchen Mantel?“

„Bedaure!“ meinte der Verkäufer und lächelte. „Wir haben nichts unter fünfzehn Dollar und das iſt nichts Beſonderes!“

Digitized by Google

Claflin trollte sich von dannen. In jedem besseren Geschäft erhielt er den gleichen ungünstigen Bescheid. Gerade wie er in dem vierten Geschäft sich zum Gehen wandte, bemerkte der Verkäufer:

„Einen Augenblick, mein Herr — wir haben da einen ganz besonderen Mantel, den sich ein Engländer eigens auf Bestellung hat anfertigen lassen, aber nicht abgeholt hat, weil er Hals über Kopf nach Argentinien mußte. Den könnten wir Ihnen allenfalls für den Preis geben." Damit begab er sich in einen entfernteren Teil des Ladens und kehrte mit dem Mantel zurück. „Hier ist er!" Es war ein äußerst ungewöhnlicher Mantel von einem Schnitt, den es in ganz New York nicht gab. Das Tollste war aber die Farbe: er war von einem schreienden Gelb und hatte vorne zwei lange Reihen dunkelbrauner Knöpfe, jeder so groß wie ein Silberdollar, sowie einen hohen Kragen aus dunkelbraunem Sammet.

„O heiliger Apollo!" sagte Claflin entsetzt. „Dieser Schnitt und vor allen Dingen diese Farbe! Unmöglich — es gäbe eine Revolution, wenn ich damit auf der Straße erschiene!"

„Ja — sehr gelb ist er. Das gebe ich zu!" meinte der Verkäufer. „Aber diese Engländer haben oft einen kuriosen Geschmack. Gerade so wollte ihn der Herr, nicht anders. Vor allen Dingen ist er jedoch schön warm, sehen Sie nur das Futter, und sehr solide. Er hält jahrelang. Und dann — er wird nie gelb!" Ueber diesen Witz mußte der Verkäufer laut auflachen. Er wieherte wie ein Pferd. Claflin lachte ebenfalls.

„Sehr richtig!" bestätigte er. „Noch gelber kann er nicht gut werden. Aber würde er denn überhaupt passen?"

„Probieren Sie ihn mal an!"

Claflin schlüpfte in den bereit gehaltenen Mantel; er reichte ihm nahezu bis auf die Füße.

„Er sitzt wie angegossen!" meinte der Verkäufer und strich bewundernd am Mantel herum. „Sehen Sie nur in den Spiegel."

„Hm — er sitzt in der Tat wie angegossen!" Claflin besah sich von allen Seiten. „Wie ein Kanarienvogel — haha! Finden Sie nicht, daß ich wie ein Kanarienvogel aussehe — was?"

„Aber wie ein sehr wohlhabender Kanarienvogel!" Der Verkäufer wieherte abermals. „Und wie ein warmer Kanarienvogel!" fuhr Claflin fort. „Es ist ohne Frage ein molliges Gefieder. Aber wie gesagt — er ist unmöglich. Doch halt — nein!" Ein Gedanke schien ihm plötzlich gekommen zu sein. „Ich nehme ihn, und wenn die Sperlinge deswegen vor Schreck tot von den Dächern fallen! Und behalte ihn auch gleich an. Hier sind die acht Dollar. Den alten Mantel können Sie mir schicken!" fügte er lächelnd hinzu. Das war ein Scherzchen von Claflin, da er gar keinen alten Mantel hatte. Der Verkäufer wieherte auch hierüber.

Claflin trat aus dem Laden. Den Weg nach Hause gedachte er zu Fuß zurückzulegen, denn es war kalt, bei grauem Himmel, so gegen vier Uhr nachmittags. Ja, mit dem Nachhausegehen war das nun so eine Sache. Er merkte sofort: er erregte Aufsehen. Jeder Mensch, der anders gekleidet ist als die Übrigen, erregt in Amerika Aufsehen, denn es ist das Land der Gleichförmigkeit. Leute, die ihm begegneten, lächelten. Er hörte junge Damen kichern und bemerken:

„Sieh dir nur diesen erstaunlichen Mantel an!"

Ein Bursche, der auf einem Lastwagen an ihm vorbeifuhr, schrie mit heiserer Stimme vom Bock herunter:

„He — aus welchem Käfig bist du entschlüpft?"

Worauf von irgendwoher eine Stimme antwortete:

„Erschrecke ihn nicht, sonst fliegt er davon."

Claflin hörte das alles. Aber es machte ihm nichts. Im Gegenteil — eine Art spitzbübischer Freude lag auf seinem Gesicht. Ueberdies war ihm wundervoll mollig in dem Mantel. Das war die Hauptsache. Und stolz wie ein Dollarkönig stolzierte er den Broadway hinauf.

„Ein höchst sensationeller Mantel!" sagten die Leute und liefen mit rückwärts gekehrten Gesichtern, bis sie gegen einen Laternenpfahl stießen.

Straßenbahnschaffner, die den Mantel sahen, vergaßen das Fahrgeld anzuklingeln und taten es dann in ihre eigne Tasche. Droschkenkutscher rannten mit ihren Wagen aneinander und fluchten, daß die Fensterscheiben in den Häusern klirrten. Polizisten überlegten sich, ob sie es nicht mit einem Geistesgestörten zu tun hätten und nach einer Hospitalambulanz mit Zwangsjacke telephonieren sollten. Alles aber war sich klar über das eine, daß der Gelbe unmöglich ein Amerikaner sein konnte, sondern von irgendwo anders her stammte, wahrscheinlich aus England oder Deutschland oder Frankreich oder gar aus Rußland. Jeder, der nach Hause kam, fiel sofort mit der Nachricht ins Haus:

„Heute nachmittag habe ich etwas Unglaubliches gesehen. Am Broadway lief ein Mensch herum mit dem sensationellsten Mantel, den ich je erblickt habe." Dann folgte eine genaue Beschreibung des Mantels, und die ganze Familie, oder wer es sonst war, schüttelte lachend den Kopf.

Als Claflin mit dem Mantel am Abend im „Apollo" anlangte, erhob sich ein Schrei des Entsetzens. Graf de Mirabelle, der Fechtmeister, rang verzweifelt die Hände und schwor:

„Bei Ludwig dem Vierzehnten, mit dem ich verwandt bin, sehr verwandt, meine Herren und Damen — ich werde Monsieur Claflang nicht kennen, wenn ich ihn auf der Straße treffe!"

Armstrong, der Witzblattzeichner, ersuchte ihn, am nächsten Morgen in dem Mantel für ihn Modell zu stehen. Und Hendricks, der Architekt, brüllte beim Sprechen wie ein Löwe. Als man ihn fragte, warum er denn so brülle, da doch niemand schwerhörig sei, erwiderte er:

„Das ist der Mantel. Er schreit so, wie man in solchem Falle zu sagen pflegt, daß man ja sein eignes Wort nicht versteht." Ueber diesen Scherz schüttelte sich alles vor Lachen. Claflin lachte mit. Nichts vermochte ihn aus seiner olympischen Ruhe zu bringen.

„Ich gebe zu," meinte er sehr gemütlich, „daß der Mantel wirklich etwas laut ist, wie man so zu sagen pflegt. Aber ich werde ihn trotzdem tragen. Die Tatsache, daß alle übrigen Leute andre Mäntel tragen, erscheint mir kein Grund, ihn abzulegen. Es gibt nichts Dreisteres, Dümmeres und Geistloseres als die Tyrannei der Mode, die nirgends

Digitized by Google

so dreist, dumm und geistlos ist wie gerade bei uns. In andern Ländern sind sie viel toleranter darin. Als Mann von Charakter bin ich über diese Tyrannei erhaben. Ich trage, was mir paßt, nicht was andre mir vorschreiben. Der wahre Grund aber, warum ich diesen Mantel erstanden habe, ist ein andrer. Er soll mir die lang ersehnte Berühmtheit bringen, die mir meine Werke nicht gebracht haben. Im Lande der Gleichheit braucht man nur etwas zu tun, was die übrigen nicht tun — und man erregt Aufsehen. Warten wir es ab. Ich kenne meine Landsleute."

Claflin pflegte jeden Nachmittag um 3 Uhr die Feder hinzulegen und an der Fünften Avenue und auf dem Broadway spazieren zu gehen. Er tat das einmal aus Gesundheitsgründen und dann, um neue Eindrücke zu gewinnen oder sich an den lieblichen Mägdlein zu erfreuen; denn er war ein großer Verehrer des weiblichen Geschlechts. Pünktlich zur gewohnten Stunde erschien er am nächsten Tage in der Fünften Avenue. Es war dieselbe Geschichte. Alle Welt staunte über den gelben Mantel und erging sich in Vermutungen, wer der Mensch wohl sein könnte. Im Café Martin, wo er nach alter Gepflogenheit Rast machte, hörten die Lebedamen auf mit den Augen zu klappern, und besprachen mit ihren Begleitern den seltsamen Mantel sowie seinen Träger. Claflin schlürfte behaglich seinen „Sherry Flip" und lachte sich ins Fäustchen.

„Diese Idioten!" sagte er sich im stillen. „Aber mein Plan scheint nicht so dumm zu sein."

Als er das Café verließ, wanderte er die Fünfte Avenue wieder zurück, auf der Ostseite — zweifellos der beachtetste Mann auf der ganzen Avenue. An der 42. Straße beschloß er, den Fahrdamm zu kreuzen, um seinen Spaziergang auf der andern Seite der Avenue fortzusetzen. Bei dem gewaltigen Verkehr an diesem wichtigen Kreuzungspunkt war das keine Kleinigkeit. Von Osten nach Westen und umgekehrt kamen die Straßenbahnwagen daher. Die Avenue hinauf und hinab rollten die Kutschen der vornehmen New Yorkerinnen. Ab und zu hielten die Polizisten sämtliches Fuhrwerk an, um die Fußgänger ungefährdet über die Straße zu lassen. Gerade als die Polizisten den Fuhrwerken wieder einmal den Weg freigaben, schlüpfte Claflin noch rasch zwischen einigen Kutschen hindurch. Mit einem gewaltigen Satz flatterte er wie ein erschrockener riesiger Kanarienvogel gerade an einem jungen unruhigen Droschkengaul vorüber. Der Gaul scheute ob der ungewöhnlichen Erscheinung, und ehe sich's jemand versah, ging er durch, die Avenue hinauf. Eine gewaltige Aufregung entstand. Männer schrien, Frauen kreischten, alles sprang zur Seite, fuhr zur Seite, Polizisten pfiffen gellend auf ihren Pfeifen. Der berittene Polizist segt wie ein Tornado hinterher, packt den Gaul, reißt ihn herum, bringt ihn zum Stehen, grade wie er um ein Haar in eine Kutsche gesaust wäre. Aus der Droschke springt eilends ein kreidebleicher Herr, sehr vornehm. Im Nu ist eine Menschenmenge versammelt. Drei, vier, fünf Polizisten stürzen atemlos herbei.

„Der ver—ver—fluchte Kanarienvogel war's! Vor dem hat der Gaul gescheut!" schreit der Kutscher, nach Luft schnappend, sieht sich wild von seinem hohen Sitz nach dem Kanarienvogel um. „Da ist er — da drüben ist er!"

Schon kommt Claflin daher, sehr ruhig. Ein Polizist läuft hinüber, ersucht ihn zu dem Wagen zu kommen.

„Nicht zu nah — bleiben Sie hinter dem Wagen, Sie Kanarienvogel, elender!" schreit der Kutscher. „Der Gaul geht noch einmal durch!" Die Menge empfängt Claflin mit stürmischem Gelächter.

„Der Kutscher meint, Sie wären die Veranlassung, daß der Gaul durchging!" sagt der Polizist.

„Kann schon sein," meint Claflin. „Was kann ich dafür?"

„Aber wie kann man mit so einem Mantel auf der Fünften Avenue spazieren gehen?" fragt der Kutscher.

„Das geht Sie gar nichts an!" sagt Claflin wiederum sehr gemütlich.

„So — es geht mich nichts an, wenn Sie meinen Gaul scheu machen und Mord und Totschlag anrichten? Ich verlange, daß Sie verhaftet werden, daß Sie sofort verhaftet werden."

„Ja," meint der Polizist, „es ist ja nichts weiter geschehen. Da kann ich ihn auch nicht verhaften. Wegen des Mantels, der allerdings sehr gelb und merkwürdig ist, kann ich ihn nicht verhaften."

„Das denke ich auch!" mischte sich der vornehme Herr aus der Droschke mit höflichem Lächeln ein. „Aber wenn Sie mir gestatten, Ihnen einen guten Rat zu geben, mein Herr," wandte er sich verbindlich an Claflin, „tragen Sie den auffallenden Mantel nur am Abend."

„Sehr verbunden!" erwiderte Claflin. „Ich sehe jedoch nicht ein, warum sich die verehrten Droschkengäule nicht lieber an meinen Mantel gewöhnen sollen. Erst kommt das Publikum, dann die Herren Droschkengäule. Die Gäule haben sich ja auch an die Automobile gewöhnen müssen. Man hat nicht verlangt, daß Vanderbilt seinen ‚Gelben Teufel' verkaufen soll, weil sich die verehrten Droschkengäule darob entsetzt haben. Ich empfehle mich."

Er lüftete seinen Hut vor dem vornehmen Herrn und entfernte sich ungehindert. Die Leute lachten. Er war noch nicht weit gekommen, als ihn ein fetter junger Mann mit roten Haaren einholte.

„Entschuldigen Sie," sagte der fette junge Mann, „sind Sie nicht Herr Winfred Claflin, der Dichter und Schriftsteller?"

„Der bin ich!" versetzte Claflin. „Und wer sind Sie?"

„Ich bin Robert Bubbles, der Berichterstatter. Ich war zufällig Zeuge des aufregenden Vorfalls und gedenke etwas darüber zu schreiben. Darf ich fragen, wie Sie zu dem sensationellen Mantel gekommen sind?"

„Mit Vergnügen!" Und während sie dahinschritten, erzählte Claflin, wie er zu dem Mantel gekommen sei. Doch hütete er sich weislich, zu sagen, warum er ihn gekauft hatte. Bubbles bedankte sich, stellte noch einige Fragen über Claflins neueste Arbeiten und empfahl sich. Daheim im „Apollo" sagte Claflin nichts von seinem Erlebnis. Sie mußten die ganze Geschichte ja doch aus den Zeitungen erfahren.

Digitized by Google

Zwei Freundinnen

Nach dem Gemälde von Edmond Aman Jean (Paris)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Und so geschah es. Alle seine Kameraden klopften am nächsten Morgen bei Claflin an, hielten sich die Seiten vor Lachen und wollten wissen, wie sich das alles zugetragen habe. O — noch ganz andre Sachen würde er mit dem blödsinnigen Mantel erleben, prophezeiten sie ihm. Am ausführlichsten war der Bericht von Bobby Bubbles. Er war überaus ulkig und sogar von dem Karikaturisten des Blattes mit Bildern geschmückt, die den Hergang in urkomischer Weise vor Augen führten. Nun erfuhr Claflin auch, warum der Sache eine solche Wichtigkeit verliehen worden war. Der vornehme Herr in der Droschke, der um ein Haar sein Genick gebrochen hätte, war einer von New Yorks Dollarkönigen.

„Famos! famos!“ sagte Claflin und rieb sich die Hände. „Seht ihr, der Mantel fängt schon an für mich zu arbeiten. Großartig! Was habe ich euch gesagt?“

Als Claflin am Nachmittage wieder mit seinem gelben Mantel in der Fünften Avenue erschien, machte er die überraschende Entdeckung, daß ihn fast alle Leute kannten, denen er begegnete.

„Hier kommt der Dichter Claflin mit dem gelben Mantel!“ sagten sie und begotzten ihn wie ein Wundertier.

‚Idioten!‘ dachte Claflin und schritt gemütlich weiter.

Oder:

„Da ist ja der dichtende Kanarienvogel, der die Gäule schen macht!“

‚Idioten!‘ dachte Claflin und ging würdevoll weiter.

Oder es hieß:

„Da ist Herr Claflin — warten wir einen Augenblick, vielleicht geht wieder ein Gaul durch!“

‚Idioten!‘ dachte Claflin und verbiß sich das Lachen.

Der Polizist an der 42. Straße grüßte und sagte: „Wie geht's, Herr Claflin?“

In der Konditorei von Maillard, wo er diesmal seinen Kaffee trank, war er der Mittelpunkt des Interesses für die eleganten Naschkatzen aus vornehmer Familie.

‚Eigentlich,‘ dachte Claflin, ‚sollte ich eine Satire darüber schreiben — über einen sehr gelben Mantel, der einem Schriftsteller in zwei Tagen mehr Aufmerksamkeit verschafft als die Arbeit von Jahren. Zu toll! Sollte man's für möglich halten?‘

Doch das war nur der Anfang. Sein Verleger schrieb ihm, daß urplötzlich eine ganz ungewöhnliche Nachfrage nach Claflins Schriften entstanden sei. Die Damen liefen ihm, so schrieb er, den Laden ein und verlangten die Werke des Dichters mit dem gelben Mantel, wie sie lachend betonten.

„Mir ist's recht, mir ist's völlig recht. Nur zu!“ sagte Claflin vergnügt.

Es dauerte nicht lange, und Claflin war ein stadtbekannter Mann. Der Verleger benutzte das, als findiger Geschäftsmann, und beschleunigte die Veröffentlichung von Claflins neuen Erzählungen. Sie fanden nicht nur günstige Besprechungen, sondern das Publikum kaufte sie auch, weniger weil sie wirklich gut waren, als vielmehr, weil der Dichter mit dem sehr gelben Mantel sie verfaßt hatte. Denn nach wie vor wandelte Claflin zwischen drei und fünf Uhr nachmittags mit seinem gelben Mantel in der Fünften Avenue und auf dem Broadway umher. Er wurde sogar zu einer New Yorker Sehenswürdigkeit. Oft, wenn die großen Tallyhos mit sechs Pferden daherkamen, vollgepfropft mit Fremden, denen der Unternehmer New Yorks Sehenswürdigkeiten zeigte, so erscholl die Stimme des Ausrufers auf dem Wagen:

„Dies ist das Haus von William K. Vanderbilt — hier ist die schönste Kirche von New York, die Kathedrale — hier ist das sogenannte Bügeleisen, New Yorks berühmtester Wolkenkratzer — hier der Mann in dem sehr gelben Mantel ist Winfred Claflin, der Dichter!“ Und alle Hälse reckten sich nach Claflin. Besonders die Damen beäugten ihn mit Interesse und bemerkten:

„Nein — wie faszinierend er ist!“

Und sie nahmen seine Bücher mit nach Ohio und nach Minnesota und nach Carolina und nach Louisiana und erzählten daheim, wie sie in New York am hellen Tag einen lebendigen Dichter gesehen hätten, den berühmten Winfred Claflin, der in einem merkwürdig gelben Mantel in der Fünften Avenue und auf dem Broadway spazieren zu gehen pflege.

Und der alte Claflin? Ja — was der jetzt stolz auch auf seinen Sohn Winfred ist, das glaubt man nicht.

„Denken Sie sich,“ hat er neulich schmunzelnd zu einem Freunde gesagt, „zweitausend Dollar hat Winfred bereits mit seinem neuen Buch gemacht — ein Mordskerl. Aber diese Idee mit dem Mantel — entzückend. Es ist eine Idee, deren sich Rockefeller nicht zu schämen brauchte.“

Und Claflins Freunde im „Apollo“? Sie haben allesamt Claflin angepumpt, einer nach dem andern, und Graf de Mirabelle betrachtet es als eine ganz besondere Ehre, wenn er, der mit Ludwig dem Vierzehnten verwandt ist, sehr verwandt, mit Claflin in der Fünften Avenue spazieren gehen darf.

„Wissen Sie,“ hat er neulich zu Claflin gesagt, „wenn doch mal die Pferde von der Frau Vanderbilt wegen des Mantels durchgingen — das wäre eine Reklame!“ Und Claflin erwiderte herablassend:

„Mein lieber Freund — das habe ich nicht mehr nötig!“

Digitized by Google

Ankunft der Auswanderer auf dem Bahnhof in Bremen

Vor der Ueberfahrt

Von

Hans Walden

(Hierzu 5 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Wie ein großes Sammelbecken sind die Städte an der Küste, die das Auswanderergeschäft besorgen. Dort strömen alle die unruhigen Elemente zusammen, die in ihrer Heimat nicht mehr zufrieden sind. Und sobald das Sammelbecken gefüllt ist, fließt ein breiter Strom von Menschen hinüber in die jenseits des Ozeans liegende Neue Welt.

In Bremen kommt das ganz besonders zum Ausdruck. Jeder aus dem Binnenlande, aus dem Osten und Südosten heranrollende Eisenbahnzug bringt kleinere oder größere Scharen von Auswanderern. Mit ihren Päcken und Säcken, Koffern und Kisten auf den Schultern, die Kinder an der Hand, ziehen sie in die Stadt ein. Gleich am Bahnhof sind die Absteigequartiere unmittelbar neben den elegantesten Hotels. Große Schilder ziehen sich über die ganzen Hausfronten; selbst die Fenster sind mit Buchstaben bemalt. In allen möglichen, meist slawischen Sprachen ist dort angezeigt, daß der größte Agent für das Auswandererwesen in diesem Hause seine Geschäfte besorgt. Und dem, der nicht lesen kann, sagen die auf den Treppen und im Vorgarten hockenden Gruppen, daß hier Ueberfahrtsscheine zu haben sind. Aber nicht nur darauf beschränkt sich so ein Auswanderungsgeschäft. Es besorgt auch den notwendigen Geldwechselverkehr und dient gleicherweise als Herberge und Kantine.

Das größte Bremische Auswanderungsgeschäft macht den Eindruck eines Bankhauses. Durch die saalartigen Bureaus ziehen sich große Ladentische, vor denen die Auswanderer ehrerbietig stehen und warten, bis sie ihre Scheine bekommen. Ich habe niemals ohne Gemütsbewegung einen dieser unscheinbaren und doch so bedeutsamen Papierzettel in die Hand nehmen können. Mir war es immer, als habe sich damit wie in den Zeiten der Sage ein Mensch einer höheren Macht gleichsam auf Leben und Tod verschrieben, die nun sein Leben regelt und bestimmt. Wieviel wird durch einen solchen Ueberfahrtsschein abgebrochen, wieviel Bande zerrissen, und doch glauben die meisten, sie halten mit ihm ein neues Leben, ein neues Glück bereits in sicherer Hand.

Doch das eigentlich Interessante von diesen Geschäften sind die Unterkunftsräume. In den oberen Stockwerken sind große Schlafsäle errichtet. Eiserne Bettstellen mit zwei Matratzen und mit wollenen Decken, die in Leinenbezügen stecken, stehen an den Wänden gereiht. Das Ganze macht einen freundlichen Eindruck durch seine große Sauberkeit. Und Sauberkeit ist ja immer etwas Angenehmes.

Die Menschen, die sich hier bewegen, lassen einen fast glauben, man sei in einem modernen Babel, als sei hier die Stelle, wo alle Sprachen verstanden, alle Zungen gesprochen würden. Da hört

Digitized by Google

man ungarische Worte neben russischen, friesische neben ruthenischen, jüdisch-deutsche neben plattem Mecklenburgisch, polnische neben sächsischen, ja, es gibt wohl kaum ein Idiom Mittel- und Osteuropas, das hier nicht zugleich mit allen andern gesprochen wird. Und jene, die in diesem Sammelbecken zusammenkommen, sind ein Gemisch aus aller Herren Ländern. Da sind Gruppen, in denen die kurze Jacke der Slowenen und Ungarn, ihre kleinen runden Hüte und die Stulpenstiefel die Mehrzahl bilden. Dazwischen taucht wohl auch ein Mann im Schafspelz auf; seine vielen kleinen Zöpfe fallen herab auf das wollige Fell: ein Schäfer, ein Hirt aus der Walachei in seiner unverfälschten Urtracht. Das Weib neben ihm ist nicht weniger echt. Ihre Füße stecken in hohen derben Schaftstiefeln, ihre bunten bauschigen Röcke sind grell besetzt, das niedrige, knochige Gesicht ist von schwarzem, strähnigem Haar umrahmt.

Auswanderertypus: Russischer Jude

Hochgewachsene Burschen, die ihre weiten Baumwollhosen in die Stiefel gestopft haben, tragen flache, graue Schirmmützen auf dem kurzgeschorenen, rundlichen, blonden Schädel; ihre Litewka kündigt an, daß es Russen sind, die ihr Letztes verkauft und die ihre Wolgasteppe verlassen haben. Andre, mit bunten Westen, runden Hüten und vollem Gesicht vertreten das Volk der Ruthenen. So findet hier jeder Mittel- und Osteuropäer einen Landsmann. Wer Anklagen sammeln will gegen die Wirtschaftspolitik so mancher Staaten, hier findet er Stoff in Hülle und Fülle. Alle diese Elemente, die hinüberdrängen in andre Verhältnisse, gehen dem Vaterlande für immer verloren, sie bewahren vielleicht noch eine Zeitlang ihre Stammesart in der großen Völkerfamilie der Union, aber ihre Arbeit gehört von nun an dem neuen Vaterland, ihre Kraft ist der alten Heimat verloren.

Sie alle, die auf ein besseres Los hoffen, sind heiter und voll Freude in den Tagen, da sie in Bremen auf die Abfahrt des Schiffes warten. Sie haben ja auch keinen Grund, mit Bremen und ihrem dortigen Leben unzufrieden zu sein. Für

Speisung israelitischer Auswanderer in Bremen

Digitized by Google

ihre Gesundheit und für ihre Bequemlichkeit ist gesorgt. Alle finden ein billiges und gutes Essen, das oft viel besser ist, als in der Heimat. Und für alle Eigenheiten ist man vorbereitet. Israelitische Auswanderer werden sogar mit der ihren religiösen Vorschriften entsprechenden Küche gespeist.

So versteht man es, warum kein Auswanderer weint, wenn er die letzten Stunden auf heimatlichem Erdteil zubringt. Vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben sind sie der drückenden Sorge für den kommenden Tag enthoben. Unter Not und Entbehrung ist das Reisegeld zusammengespart worden und die kleine Summe bereitgestellt, die die amerikanische Union von ihren Wahlbürgern verlangt, wenn sie das Land ihrer Wünsche betreten. Nachdem die Brücken abgebrochen, die Heimat zurückgelassen, können sie gewissermaßen aufatmen. Jetzt sorgen andre für sie, und was drüben jenseits des Weltmeers ihrer wartet, darüber machen sich die wenigsten Gedanken. Es fehlen ihnen auch die Anhaltspunkte für weitgehende Kombinationen, das Bild, das sich in ihren Köpfen malt, ist zu unklar und verschwommen. Arbeit wird es drüben ja auch geben, muß es ja geben: das ist die Ueberlegung, mit der der Proletarier über manchen schweren Entschluß hinwegkommt. Dieselbe gehobene Stimmung herrscht auch während der Dauer der Fahrt, und nach dem Urteil mancher Sachverständiger, die oft den „großen Teich", der die Neue Welt von der Alten trennt, durchkreuzt, geht es im Zwischendeck gewöhnlich heiterer und lustiger zu als in den mit allem Komfort und Raffinement ausgestatteten Kajüten.

Am Morgen der Abfahrt des Schiffes gehen vom Bremer Hauptbahnhof Sonderzüge mit den Passagieren nach Bremerhaven ab, wo der bereits angeheizte Dampfer auf sie wartet. Mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel klettern die „Zwischendecker" hinein in die Wagen, um am Kai dann wirr durcheinanderzulaufen. Es ist nicht so leicht, in dieses Gewirr der Völker und Sprachen Ordnung zu bringen. Eine ganze Schar Wärter muß hinzuspringen, um den Menschenknäuel zu entwirren. Jede Minute ist kostbar. Die Flut geht in einer Viertelstunde zurück. Lassen sich die Zwischendecker so rasch nicht hinaufschaffen auf den Ozeanfahrer, dann fährt er vorauf bis zum Rotesandleuchtturm, der ungefähr in der Mitte zwischen Bremerhaven und Helgoland errichtet ist. Er ist der neueste deutsche Leuchtturm und gleichzeitig der erste, der bei weit ins Meer vorgeschobener Lage direkt auf dem Meeresboden, nicht auf einem Felsenriff aufgebaut ist. Die Passagiere besteigen in Bremerhaven einen kleineren Dampfer, einen Tender, fahren hinterdrein und werden dort, im Angesicht der See, auf den Ozeandampfer geschafft. Für die Kajütepassagiere ist die Uebernahme der Zwischendecker natürlich ein interessantes Schauspiel, das angenehm über die letzten Trennungsstunden hinwegtäuscht.

Zwischendeckpassagiere besteigen den Ozeandampfer

Die soziale Gliederung der modernen Gesellschaft kommt vielleicht nirgends stärker zum Ausdruck als auf einem modernen Dampfer. Eine Treppe, ein gespanntes Seil trennt zwei Welten, und auf dem engen Raum wirken die Gegensätze um so schärfer.

Oben auf dem Deck, wo alle schnell untergebracht werden müssen, stehen Schiffsarbeiter, die jeden der Männer, der nicht gleich Bescheid weiß, mit einem gelinden Stoß nach der richtigen Seite schieben. Wenn aber ein Amerikaner kommt, der läßt sich nicht berühren, sondern sagt mit kalten Blicken: „Ich bin amerikanischer Staatsbürger!" . . .

Dann heißt es, Plätze im Zwischendeck auszuwählen. Und erst nachher versammelt sich alles auf dem Deck, bestaunt die Maschinen, die Schiffseinrichtungen, und sieht sich um nach dem Land, das hinten im wässerigen Dunst zurückbleibt. Ein

Digitized by Google

Auswanderer auf dem Vorderdeck

moderner Ozeandampfer bedeutet für die meiſten Auswanderer natürlich eine neue Welt. So mancher kommt doch aus dem Herzen des Binnenlandes, viele haben das Meer niemals geſehen. Da geht es denn an ein Staunen und Fragen, mit ehrfurchtsvoller Scheu werden die verſchiedenen Einrichtungen betrachtet, und bei der Ueberfülle der Eindrücke vergißt mancher ganz und gar, daß jeder Moment ihn immer weiter von der alten Heimat, vielleicht für immer, trennt.

Die Raſütepaſſagiere winken und weinen der Heimat und ihrer Lieben wegen, die da hinten verſchwinden. Aber die Zwiſchendecker freuen ſich der Zukunft und ſtarren ſtill und tränenlos hinüber nach dem letzten Streifen der Küſte ...

Narrenſpiel

Von

Anna Ritter

Der Frühling blühte und der Sommer reifte
Nun liegen die erſtarrten Felder brach ...
Ich ſann ſo oft, wenn mich der Herbſtwind ſtreifte,
Dem großen Sterben dieſer Tage nach.

Und tue doch, als käme nie das Ende,
Als wüßt' ich nichts von dieſer Zeiten Lauf,
Und hebe mit den andern meine Hände
Zu jedem neuen Tage gläubig auf.

Wie wunderlich wir Menſchen uns betrügen!
Das Leben zieht uns nach am Narrenſeil,
Wir lügen, ach, und bieten unſre Lügen
Mit ernſthaftem Geſicht für Wahrheit feil!

Wir drehen taumelnd uns in tollen Tänzen
Und haben tiefe Sehnſucht doch, zu ruhn,
Wir nehmen Kieſel, die im Lichte glänzen,
Für Edelſteine, ſo wie Kinder tun.

Ach: recht zu ſchauen, will uns nicht gelingen,
Weh borgt von Luſt das Antlitz, Luſt ſcheint Weh,
Es liegt ein Schleier über allen Dingen –
Wer hebt ihn je? ...

Digitized by Google

Souperleiden

Von

Theo Seelmann

Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen," sagt Goethe. Wäre der Magen sprachbegabt, so würde er dieser klassischen Wahrheit zweifellos mit den Worten beipflichten: „Ganz meine Meinung." Es wäre eine Art Galgenhumor, aber ein durchaus begründeter. Denn kaum auf ein andres Organ wird so wenig Rücksicht genommen wie auf den Magen. Zumal in der Wintersaison mit ihrer Fülle von festlichen Veranstaltungen und ihrer endlosen Kette von Tafelgenüssen wird dem Magen eine Reihe von anscheinend guten Tagen bereitet, die seine Langmut auf eine harte Probe stellen.

Willst du den Frieden, rüste den Krieg! Dieser kluge Römerspruch gilt auch für die kulinarische Winterkampagne. Soll der Magen gegen die Anstrengungen und Mühen, die ihm aus den gesellschaftlichen Gastereien erwachsen, gewappnet sein, so heißt es, von vornherein den taktischen und strategischen Aufmarsch so anzuordnen, daß einer Niederlage nach Möglichkeit vorgebeugt wird. Und die Rüstung zu den munteren Souperplänkeleien schließt zum größten Teil zugleich die Maßregeln für die Auswetzung einer empfangenen Scharte in sich, so daß Offensive und Defensive sich auf eng verwandter Basis bewegen.

Mag es sich darum handeln, die Gefechtskraft der Verdauungsorgane auf voller Höhe zu erhalten, oder mag es darauf ankommen, eine bereits erlittene kleine Schlappe wieder auszugleichen, immer muß der Vorpostendienst wachsam und sorgsam gehandhabt werden. Die Vorpostenlinie unsers Verdauungsheerkörpers bilden die Zähne, die durch ihr wirksames Kleinfeuer die andringenden Massen zerteilen, zermalmen und zerreiben. Gut gekaut ist halb verdaut, behauptet eine alte Essensregel. Und durchaus mit Recht. Denn durch eine sorgfältige Zerkleinerung der Speisen erleichtern wir den Verdauungssäften ihre Arbeit erheblich. Gröbere Bissen, namentlich von festen und schwer verdaulichen Speisen, bleiben zunächst lange im Magen, ihn belastend, liegen und üben infolgedessen einen schädigenden Reiz auf die Magenwände aus. Die Vorbedingung für gutes Kauen ist langsames Essen. Der gemeine Mann ißt bedächtig und schweigend. Man sagt, eine anregende Unterhaltung würzt das Mahl. Im ästhetischen Sinn trifft dieser Ausspruch zu, unter die hygienische Lupe genommen, ist die Würze der Unterhaltung hingegen von sehr zweifelhaftem Wert. Eine jede geistige Anspannung wirkt ablenkend. Der geistvollste Plauderer beim Souper wird stets der hastigste und unsorglichste Kautechniker sein. Gestatten es auch die gesellschaftlichen Umgangsformen nicht, das Mahl mit trappistischer Verschlossenheit einzunehmen, so liegt doch besonders für den Magenschwachen ein beachtungheischender Kern in dem Sprichwort: „Schweigen ist Gold".

Neben der Zeit ist der Raum ein Machtfaktor der Diätetik. Die Fortschaffung volumenöser Lasten erfordert eine Steigerung des Kraftaufwandes. Dieses Gesetz erstreckt sich auch auf den Magen. Je umfangreichere Speisemengen wir dem Magen auf einmal zuführen, desto größer wird die Arbeitsleistung, die er zu bewältigen hat, und desto näher rückt die Gefahr, daß seine Kräfte versagen. Eine große Anzahl von Verdauungsstörungen entspringt der bloßen Magenüberladung. Die Gesellschaftsessen mit ihren wechselnden Gängen bieten aber die größten Verlockungen zur Ueberschreitung des üblichen Kostetats, und das um so leichter, als zwischen ihnen und der vorhergehenden Mahlzeit meist eine ungewöhnlich lange Zwischenpause eingeschaltet ist. Nicht die reichlichste Versorgung, sondern weises Maßhalten ist dem Magen die dienlichste Wohltat. Besonders gilt abwägende Selbstbeherrschung für den Magenleidenden. Ist der Magen erst aus seiner regelmäßigen Gangart gebracht, dann ist er um so launischer und grillenhafter. Ein ganz leiser Verstoß vermag ihn schon aufzuschrecken und zu beunruhigen. Daher muß es der Magenschwache als eine unverletzliche Vorschrift betrachten, sich niemals vollkommen satt zu essen, sondern sogleich abzubrechen, sobald sich das erste Gefühl der Sättigung bemerkbar macht. Nur so kann er seinen unduldsamen Magen vor einer Ueberladung bewahren.

Die Temperatur fällt weniger bei den Speisen als bei den Getränken ins Gewicht. Für den Wärmegrad der Speisen gibt der Temperatursinn der Lippen und der Zunge einen richtig leitenden Wegweiser ab. Anders jedoch verhält es sich mit den Getränken, die Brauch und Geschmack vorwiegend kalt verlangen. Ein guter Trunk ist an sich kein Uebel beim Essen, auch wenn er alkoholischer Natur ist. Kleinere Mengen einer alkoholischen Flüssigkeit, wie eines leichten Weines, befördern nachweislich die Magenverdauung, größere Quantitäten verlangsamen sie dagegen. Um vieles stärker greift aber eine größere Flüssigkeitszufuhr in das Verdauungsregime ein, wenn sich damit zugleich eine beträchtliche Temperaturerniedrigung verbindet. Uebermäßig abgekühlter Weißwein und frappierter Sekt hemmen direkt die Absonderung des Magen-

Digitized by Google

Causerie

Nach dem Gemälde von Albert J. Franke (München)

Digitized by Google

saftes aus den Magendrüsen. Indirekt verzögern sie die Abwicklung der Verdauungsvorgänge durch die Herabsetzung der Temperatur des Mageninhaltes. Ist nun der Magen mit Speisen angefüllt, so verstreicht bis zur Wiedererwärmung des Mageninhaltes ein ansehnlich längerer Zeitraum, dem eine ebenso lange andauernde Störung oder Unterbrechung des Verdauungsprozesses entspricht. Verschlagene Getränke sind daher den kalten in jedem Fall vorzuziehen, selbst wenn darunter der Wohlgeschmack um ein weniges leidet.

Die Verdaulichkeit der Speisen ist ein vielgestaltiges Kapitel. Im allgemeinen sind die Nahrungsmittel um so verdaulicher, je mehr sie durch Hacken, Schaben und Wiegen zerkleinert worden sind. Bei den Fleischspeisen tritt der Grad der Erhitzung in Geltung, wie ihn die weitere Küchenzubereitung mit sich bringt. Die Reihenfolge der Verdaulichkeit, soweit sie auf der Erhitzung beruht, verläuft in der Richtung von leicht zu schwer nach dem Schema: Halbgar gekocht, gar gekocht, halbgar gebraten, gar gebraten. Die Höhe des Fettgehaltes der Saucen und die Anwendung der Gewürze äußern außerdem einen bestimmenden Einfluß auf die Bekömmlichkeit. Fettreiche und stark gewürzte Gerichte sind hinsichtlich der Verdaulichkeit ungünstig gestellt. Aber auch die natürliche Zusammensetzung der Nahrungsmittel gelangt zum Ausdruck. Schon bei den Gemüsen zeigen sich erhebliche Unterschiede. Gekochter Spargel, Möhren, Spinat, Blumenkohl gehören zur leicht verdaulichen Gruppe, von der die Stufenfolge der Verdauungserschwerung über Kohlrabi, Schnittbohnen, Rosenkohl in wachsendem Grade hinaufführt zu Wirsing, Grünkohl, Rotkohl und Weißkohl. Von den Fleischsorten zeichnen sich durch die größte Verdaulichkeit aus Kalbsbries und Kalbshirn. Als Glieder der Verdaulichkeitskette von leicht zu schwer schließen sich dann aneinander Kalbfleisch, Rindfleisch, Hammelfleisch, Schweinefleisch, Reh, Hirsch, Hase. Beim Geflügel gestaltet sich unter demselben Gesichtspunkt die Aneinanderreihung: Tauben, Haushühner, Rebhühner, Fasanen, Gänse, Enten. Karpfen und Hecht gehören zu den leicht verdaulichen Fischen, während Salm den Gegenpol bildet. Austern und Kaviar halten eine mittlere Linie inne.

Indessen, auch der Vorsichtigste kommt gelegentlich zu Fall. Wer in der Souperſaison eine leichte Wunde empfangen hat, für den ist das bestwirkende Heilmittel Nahrungsenthaltung. Man fühlt allerdings bei einer Magenverstimmung den Trieb in sich, dem Magen diesen oder jenen Anreiz darzubieten. Aber die Sachlage ist tatsächlich die, daß der Magen erschlafft und abgespannt ist. Wie für ein jedes übermüdetes Organ Ruhe die zweckmäßigste Behandlung ist, so kräftigt sie auch den Verdauungsapparat am erfolgreichsten. Alle Nahrungszufuhr dagegen zwingt den Magen zu neuer, unerwünschter Arbeit, die eine um so größere Anstrengung erfordert, je mehr seine Leistungsfähigkeit gesunken ist. Nur Nahrungsenthaltung vermag ihm Erleichterung und Erholung zu verschaffen. Der Gesamtorganismus erleidet auch dann noch keine Schädigung, wenn die Nahrungszufuhr selbst einen Tag hindurch unterbrochen wird. Das Reservematerial an Fett verabreicht ihm in der Fastenperiode mehr wie hinlänglich Zehrung. Nachgiebigkeit und Schwäche sind hier nur zweckwidrige Regungen. Je strenger vielmehr die Nahrungsenthaltung durchgeführt wird, desto schneller erfolgt die Wiederherstellung.

Man hat gesagt, daß sich aus den Tafelsitten die Erziehung und der Charakter des Menschen erkennen lassen. Unzweifelhaft ist diese Beurteilung begründet. Aber man kann noch einen Schritt weiter gehen. Auch die hygienischen Gepflogenheiten enthüllen sich aus dem Verhalten des Speisenden. Aus seinem Fehlen wird man ebenso wie aus seinem Wählen Schlüsse ziehen können auf seine Durchbildung und seine Lebensbräuche auf gesundheitlichem Gebiete, und man wird auch nach dieser Richtung kaum irren, wenn man behauptet: der Mensch ist, wie er ißt.

Von der Weltausstellung in St. Louis: Ein internationales Kinderfest

Digitized by Google

Ansiedlung an der Palmeira, Neu-Württemberg

Deutschsprachliche Bauernsiedlungen in Brasilien

Von

Robert Gernhard

(Hierzu 8 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die drei südlichen Staaten Brasiliens: Rio Grande do Sul, Santa Catharina und Paraná, sind nicht nur ein einheitlicher geographischer Begriff, sie bilden auch in wirtschaftlicher und klimatischer Beziehung, sowie namentlich hinsichtlich ihrer Bewohnerschaft ein fest in sich zusammenhängendes Ganze. Der Staat Rio Grande do Sul erfreut sich unter allen Bundesstaaten Brasiliens der besten finanziellen Verwaltung, seine innerpolitischen Zustände sind für südamerikanische Verhältnisse geradezu musterhaft. Ja, bei ihm überwiegen die Einnahmen regelmäßig die Ausgaben. Das ist eine Tatsache, die dem Nordbrasilier völlig unverständlich bleibt und bei ihm nicht zum wenigsten Neid und Mißgunst hervorruft. Der Südbrasilier und der Nordbrasilier sind, obwohl beide lusitanischer Abkunft, zwei in ihren Grundeigenschaften sowie in ihrer Denkungsweise ganz verschieden veranlagte Völkerstämme, die zuweilen gar nicht zueinander passen wollen. Der Rio Grandenser Lusobrasilier ist von großer, ziemlich muskulöser, etwas schwerfälliger Gestalt. Sein Auge ist frei und geraden Blickes, er ist von persönlicher Tapferkeit und furchtlos, dabei von größter Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit gegen Fremde, seine Gastfreundschaft ist eine fast grenzenlose. Aber auch dem Rio Grandenser Lusobrasilier ist ein gewisses Mißtrauen gegen jedwede Einwanderung, namentlich aber gegen die deutsche, eigen, weil er gerade für deutsche Eigenschaften, ungeachtet seines scharfen Verstandes und seiner Urteilskraft, recht wenig Vorliebe hegt. Daraus entspringt bei ihm die unverkennbare Geneigtheit, die Erfolge der deutschen Kolonisation in Südbrasilien als eine Gefahr zu betrachten, der man von Zeit zu Zeit entgegentreten muß. Das geschieht immer dann, wenn er durch eine besondere Gelegenheit daran erinnert wird, wie sehr gerade der in Rio Grande do Sul seßhaft gewordene Deutschbrasilier an Sitten und Sprache, an deutscher Eigenart und treuer Liebe zum Mutterlande festhält und gar nicht daran denkt, sich dem brasilischen Volke zu assimilieren, wie man das von ihm unklugerweise manchmal verlangt. Aber schließlich wird die Macht der Tatsachen dem brasilischen Jakobinertum schon klar-

Digitized by Google

machen, daß für sein Land diejenige Einwanderung die beste ist, die ihm eine seßhafte Bevölkerung bringt, eine Bevölkerung, deren einzelne Glieder als naturalisierte Bürger sich den Gesetzen des Staates unterwerfen und es als Grundsatz betrachten, sich eifrig am Gemeindeleben zu beteiligen. Daß für solche Bürger die Aufrechterhaltung von Ruhe und Frieden im Lande das unabweisbarste Bedürfnis ist, liegt auf der Hand. Daß aber deutsche Einwanderer ihre neue Heimat lieben lernen, ohne ihre deutsche Muttererde zu vergessen, dafür haben wir ja Beweise genug in allen Ländern der Erde. Die eingewanderten Deutschen sind ohne Zweifel die besten Bürger, die Brasilien hat, und darum werden auch alle nativistischen und fremdenfeindlichen Anfechtungen, denen sie seit Bestehen der Republik ersichtlich etwas mehr ausgesetzt sind als früher, machtlos an ihren blühenden Gemeinwesen zerschellen. Im übrigen sind die gesunde körperliche Konstitution der Rio Grandenser Bauernbevölkerung deutscher Abkunft, ihr überraschend starker Nachwuchs, die Leichtigkeit, mit der die dort geborenen Kinder sich entwickeln, und der fast überall vorhandene materielle Wohlstand der beste Beweis für die überaus günstigen Lebensbedingungen, die Rio Grande do Sul seinem Deutschtum bietet.

Man teilt den Staat Rio Grande do Sul in drei Abschnitte: das Tiefland, die Serra (Gebirge) und das Hochland. Das eigentliche Tiefland liegt im südlichen Teile des Staates, die Serra bildet den mittleren und das Hochland füllt den Norden aus. Im Westen wird er durch den Uruguay begrenzt, von dessen Stromgebiet ein recht ansehnliches und von der Natur besonders begünstigtes Stück zu Rio Grande do Sul gehört. Der wichtigste Landesteil ist bei dem heutigen Stand der Entwicklung der Südosten, und hier ist es vor allem das Flußtal des Rio Jacuhy, der, indem er zahlreiche Zuflüsse aufnimmt, in einem weitgeschweiften Bogen in östlicher Richtung das Land durchzieht, bis er sich gegenüber der Stadt Porto Alegre in die Lagoa dos Patos (Gänselagune), den größten der südamerikanischen Binnenseen, ergießt. Das eigentliche Küstenland selbst hat wieder weniger ackerbaulichen Wert. Aber im Flußgebiet des Jacuhy und des Uruguay gibt es Gegenden mit unübertroffener Fruchtbarkeit und herrlichem, gesundem Klima. Zwar gedeihen dort unter

Ein Idyll im brasilianischen Urwald

Digitized by Google

Kolonistenhaus in Neu-Württemberg

Kolonisten nach dem sonntäglichen Gottesdienst

Digitized by Google

der gemäßigten Zone die eigentlichen tropischen Pflanzen, Zuckerrohr, Banane, Kaffeebaum und Orange, nicht mehr in der ihnen sonst eignen Ueppigkeit, aber dafür ist dort das Land des Tabaks, der Baumwolle, der Mandiokawurzeln, des Maises, der europäischen Fruchtbäume und Kornarten. Dort ist das Pflugland der Zukunft, von dort aus wird dereinst die ganze große brasilische Staatenrepublik mit heimischem Weizen versorgt werden, wird der argentinischen Landwirtschaft eine gefährliche Konkurrenz auf dem südamerikanischen Markte erwachsen.

Im übrigen besteht der Staat Rio Grande do Sul fast zu gleichen Teilen aus Grasebenen und Urwald, die in glücklichster Weise mannigfach miteinander gemischt sind. Im allgemeinen liegt der Urwald auf dem Hochland der Serra Geral und im Flußtal des Jacuhy, die Grasebenen (Campos) auf den zum Rio Uruguay und Rio Paraná geneigten Abhängen und Hügelketten (Coxilhas). Aber diese südbrasilischen Campos sind von den nordbrasilischen Schwestern sehr zu ihrem Vorteil verschieden. Unter einer milderen Sonne, von zahlreichen Flüssen durchzogen und bewässert, bleiben sie von jenen furchtbaren Dürren verschont, die die Campos im tropischen Nordbrasilien heimsuchen und dort nur zu oft alles Tier- und Pflanzenleben mit zeitweiligem Untergange bedrohen. So bieten die Rio Grandenser Campos in ihren vielfältigen Abwechslungen Raum in Fülle für eine gedeihliche, von Menschenhand zielbewußt angelegte und gehegte Vegetation wirtschaftlicher Nutzpflanzen, und obwohl sie in ihren Erträgen nicht mit dem wetteifern können, was die jungfräuliche Kraft der Urwaldrodungen dem Ackerbauer liefert, so belohnen auch sie auf weite Strecken die Mühen des Landmannes überreichlich.

Der Staat Rio Grande do Sul liegt südlich vom Wendekreise des Steinbocks, sein Klima ist infolgedessen gemäßigt und angenehm; es ähnelt dem des südlichen Europas. Die Temperaturen zeigen in den verschiedenen Teilen des großen Gebietes große Unterschiede; an einigen Punkten kommt sogar Eis vor, während in andern Teilen ein rein subtropisches Klima herrscht. Es gibt in Rio Grande do Sul Gebiete, auf denen man in einer Entfernung von höchstens 4 bis 5 Meilen diesseits der Serra Bananen-, Zuckerrohr-, Kaffee- und Baumwollpflanzungen, sowie duftende Orangenhaine, und jenseits des Gebirgswalles wogende Kornfelder und blühende Apfelbäume und dazu die reine, trockene Luft des südlichen Europas findet.

An landwirtschaftlichen Produkten werden in den Rio Grandenser Kolonien erzielt: schwarze Bohnen, Mais, Reis, europäische Kartoffeln, Erdnüsse, Tabak, Linsen, Erbsen, Weizen, Gerste, Roggen, Hafer, süße Kartoffeln (Bataten), sämtliche Gemüsesorten, Mandioka, Zuckerrohr, Saubohnen, Rizinus. Auffällig ist dabei der Umstand, daß in ein- und derselben Kolonie neben der euro-

Eine Ansiedlung in Schingu

Digitized by Google

Der Herr Pfarrer verläßt die Kirche

päischen Kartoffel auch die süße, neben Roggen, Weizen und deutschem Obst auch Zuckerrohr in Menge gebaut wird. Auch andre landwirtschaftliche Kulturen haben eine große Zukunft, so namentlich der Hopfenbau; die Anpflanzung von Amendoim (Erdmandel, Arachis hypogaea) zur Oelgewinnung, der Rizinusstaude, des Maulbeerbaumes zur Seidenraupenzucht, der Baumwolle, des Chinagrases, Boehmeria tenacissima, als Gespinstpflanze. Ganz vortrefflich gedeiht, vom landwirtschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, auch die Tierwelt. Betreibt der große, oft über mehrere Quadratmeilen Land gebietende brasilische Fazendeiro Rindvieh-, Pferde- und Maultierzucht noch immer nach der Väter Weise auf den Campos, wo die Tiere in wildem Zustande sich so lange selbst überlassen bleiben, bis sie mit dem Lasso eingefangen und zum Verkauf oder zur Verwendung in der eignen Wirtschaft gebracht werden, so hat der Rio Grandenser Bauer längst damit begonnen, seinen Viehbedarf möglichst selbst heranzuziehen. Er betreibt mit Sorgfalt namentlich eine rationelle Schweinezucht, der Bestand seines Geflügelhofes zeugt oft von der Sachkunde seines Besitzers, und unter den in eigner Zucht gewonnenen Kolonistenpferden, die man „Kreolen" nennt, findet man manch prächtiges Exemplar, während Maultiere in bäuerlichen Siedlungen verhältnismäßig wenig zu treffen sind. Der mittlere Teil des Staates Rio Grande do Sul ist der östliche Teil der eigentlichen Ackerbauzone. Hier hat man regierungsseitig die deutschen Einwanderer, die in den vierziger, fünfziger und siebziger Jahren in der Neuen Welt eintrafen, so gut wie die Italiener mitten in die Wildnis der mit Wald und Gras bestandenen Campos oder direkt in den Urwald hineingesetzt, unbekümmert, ob die Ansiedlungen auch manchmal ganze Tagereisen von Straßen und schiffbaren Strömen entfernt lagen. Man hat den Bau eines Straßennetzes selbst innerhalb der einzelnen Siedlungsgebiete den Kolonisten ohne jegliche Beihilfe überlassen, und diese haben trotz der größten Schwierigkeiten sich aus eigner Kraft emporgearbeitet. Heute ist das Land von zahlreichen blühenden Bauernhöfen bedeckt, und sorgsam gehaltene Felder zeugen von der Emsigkeit deutscher Kulturarbeit.

Aber in diesen alten Kolonien macht sich bereits eine gewisse Uebervölkerung geltend, da dort nur noch teilweise Land für das heranwachsende Geschlecht vorhanden ist. Die jungen Söhne der Farmer, die natürlich nicht gern Lohnarbeiter in den Diensten andrer werden wollen, richten bereits ihre Blicke nach dem noch unbesiedelten Teile der Ackerbauzone weiter gen Westen. Der deutschbrasilische Bauer, der seine Kinder versorgen will, sucht auch heute noch jungfräuliches, unbesiedeltes Land zu erwerben. Dieser Zug nach den im Westen liegenden, noch unbesiedelten Ländereien beweist schlagend, daß die deutschen Bauern in Rio Grande von altem Schrot und Korn sind und daß wir um die Erhaltung des Deutschtums in jenen Gegenden keine Sorge zu tragen brauchen. Die systematische

Digitized by Google

Ansiedlung neu angekommener Kolonisten hat der mehr als 2000 Mitglieder umfassende Rio Grandenser Bauernverein übernommen, dem von der Regierung ein kolossales Areal zu diesem Zwecke überlassen wurde.

Die neuen Kolonisten bebauen ausschließlich den fruchtbaren, jungfräulichen Urwaldboden, den sie durch Abroden des Waldes in der in Brasilien erprobten Weise für den Landbau in kurzer Zeit geeignet machen. Je älter solch eine Kolonie wird, um so mehr weicht der Wald dem bebauten Feld, doch ist jeder Bauer bestrebt, einen Teil seines Waldes stehen zu lassen. Das auf den Kolonieloſen geschlagene Holz ist für den Kolonisten als Bauunaterial sehr wertvoll, liefert auch ein vorzügliches Möbelholz. Gefährliche Raubtiere gibt es in den Kolonien nicht, Schlangen kaum mehr als in deutschen Wäldern auch. Indianer leben in Rio Grande nur sehr wenige, und zwar im Norden. Sie wohnen friedlich in Dörfern und verdingen sich als Arbeiter. Wild ist in Menge vorhanden, und die Jagd auf Hirsche, Rehe, Wild- und Wasserschweine, Wildtauben, Rebhühner und andre größere Vögel gewährt reichen Ertrag. Zuweilen bringt der jagende Farmer auch einen Tapir zur Strecke. Für den Fischfang bieten die wasserreichen Flüsse der Kolonien reichlich Gelegenheit. Jagd und Fischfang sind wie in den Zeiten unsrer Altvordern noch frei. Die echte deutsche Art, die Jagd nicht zu einer Schlächterei ausarten zu lassen und auch dem Wilde eine gewisse Schonzeit zu gewähren, hat sich in fast allen Kolonien deutlich gezeigt.

Von besonderem Interesse ist das in Rio Grande do Sul bestehende Kolonisationsunternehmen des Herrn Dr. Hermann Meyer aus Leipzig mit den Siedlungen Neu-Württemberg und Schingu. Neu-Württemberg liegt im Munizip (Bezirk) Cruz Alta, etwa 45 Kilometer nördlich von Cruz Alta, einer Stadt mit 3500 Einwohnern, dem Hauptpunkt der Bahnlinie Santa Maria, 450 Meter über dem Meer. Schingu liegt 6 Stunden nordöstlich der kleinen Stadt Palmeira an der nach Nonohay und weiter nach Santa Catharina führenden Straße, in einem großen Bogen des dem Uruguay zuströmenden, über 100 Meter breiten, zum Teil schiffbaren Rio da Varzea. Der Boden ist schwerer Humus, das Land leicht hügelig, das Klima durchaus gesund. Schingu, das tiefer liegt, ist wärmer als Neu-Württemberg. Im letzteren bezahlt ein Kolonist für ein 25 Hektar großes Grundstück 1000 Mark, nämlich 100 Mark im ersten Jahre, dann das übrige in sechs Jahren. Eine Auswandererfamilie von drei bis vier Köpfen braucht ab Hamburg mit allen neuen Anschaffungen u. s. w. bis zur Ernte 2500 Mark. In der Kolonie Schingu kostet das Landlos nur 600 Mark. Der auf einer $1^1/_2$ Quadratkilometer großen, flachen, von Wald freien Höhe angelegte, 16 Straßen, die zum Teil bereits bebaut, dazu Schule, Pfarrhaus, Kaufladen, Einwandererhaus,

Aus dem Kolonistenleben: Kinder, von einem Ausflug heimkehrend

Digitized by Google

Hühnerhof eines Farmers in Elſenau

Mühle u. ſ. w. enthaltende Stadtplatz Elſenau iſt der wirtſchaftliche Mittelpunkt der Kolonie, wo alle Einrichtungen getroffen ſind, die dem neuen Ankömmling den Anfang erleichtern, den anſäſſigen Koloniſten im Wirtſchaftsbetrieb unterſtützen ſollen.

Unſre Abbildungen veranſchaulichen das Leben und Treiben in dieſen Kolonien. Idyllen im Urwald könnte man ihnen als gemeinſchaftliche Unterſchrift geben. Was wir in unſrer Jugend bei Cooper oder Armand von der mühſamen Kulturarbeit der erſten Anſiedler im wilden Weſten geleſen, iſt hier wieder Wirklichkeit geworden. Nur der romantiſche Schimmer iſt verſchwunden, und von drohender Gefahr iſt keine Rede mehr. Dafür iſt aber auch ein gut Teil der Poeſie des deutſchen Vaterlandes, die Freiligrath in ſeinem Liede „Die Auswanderer“ ſo ſchön geſchildert hat, mit den Koloniſten über den Ozean gewandert. Wenn ſie ſich Sonntags in dem hölzernen Gotteshauſe verſammeln, und ihr Seelſorger ihnen in einfacher, ſchlichter Mutterſprache das Evangelium auslegt und Troſt zuſpricht in allen Fährlichkeiten des Lebens, da meint man nicht, daß man auf dem jungfräulichen Boden der Neuen Welt ſteht. Urdeutſch iſt alles in Rio Grande do Sul geblieben. Das ſieht man an den Niederlaſſungen. Sehr bald erheben ſich überall ſchmucke Holzhäuſer anſtatt des einfachen Ranchos, der die Familie zuerſt beherbergte; allerlei Schmuck und Zierate verſchönern das tägliche Daſein, und eine ſorglich waltende Hausfrau ſorgt dafür, daß auch in den bretternen Häuſern im Urwald deutſche Gemütlichkeit nicht fehlt. Kinder gibt es in allen Kolonien in großer Zahl, rotwangig und mit friſchen Augen ſehen ſie in die Welt, ſtark genug, um dereinſt ebenfalls wieder den Urwald zu roden und die Grenzen der Kulturarbeit weiter zu ziehen.

Novelle

Geführt ein Siecher wankte;
Es log der Haare Grau:
Ein zärtlich Leuchten dankte
Am Arm der jungen Frau.

Sie ſchritt ihm ſtill zur Seite,
Das Antlitz unbewegt,
Das Aug' in leerer Weite,
Ein Steinbild, das ſich regt.

Da ſchien der Greis zu gleiten,
Doch wußte ſich'rer Hand
Sie ſtützend ihn zu leiten,
Er ſchwankte nur — und ſtand.

Wie froh noch im Ermatten
Zu ihr ſein Lächeln flog!
Ihr aber trüb ein Schatten
Die weiße Stirn umzog.

Was Groll und Gram ihm gönnten,
Das ſtand im Blick erhellt; —
Wenn Wünſche töten könnten,
Wer lebte auf der Welt?

Friedrich Beck

Digitized by Google

Frauenarbeit im Hause

Von

Dr. Kaethe Schirmacher

Man hatte „rein gemacht“. Hausfrau und Mägde waren tüchtig beschäftigt gewesen, hatten gefegt, geschenert und geseift, Gardinen aufgesteckt und Möbel abgestäubt. Jedes Buch der großen Bibliothek, jedes Notenheft des Musikschranks war der jungen Frau durch die Hand gegangen; jede Vase, jede zierliche Nippfigur hatte sie selbst gewaschen und gebürstet. Die alltägliche Hausarbeit war durch das Scheuerfest jedoch nicht unterbrochen worden: die Mahlzeiten hatten wie sonst bereitet, der Hausherr bedient, die Kinder versehen werden müssen, kurz, es war eine Zeit anstrengendster Tätigkeit gewesen, diese Scheuerwoche.

Die junge Hausfrau freute sich dann der getanen Arbeit, streckte die müden Glieder und schlief selig ein.

Das ging so manches Jahr: sie war des Hauses Mittelpunkt und guter Engel, tat ihre Arbeit unentwegt, leitete die ganze Wirtschaft, schenkte ihrem Gatten Kinder, pflegte sie mit Hingebung und Aufopferung, wenn sie krank waren, rang ihr Leben dem Tode wieder ab, bildete ihre kleinen Seelen, lehrte sie gehen, sprechen, beten, kurz, war ein unersetzlicher, nimmermüder Arbeiter an dem Platz, wo das Leben sie hingestellt. Für sie gab es keinen Maximalarbeitstag wie für die Fabriklerin.

Sie hatte auch keinen freien Sonntag, keinen Ruhetag zu beanspruchen. Jedermann fand es gut und recht, daß sie fortwährend auf den Beinen war.

Daß aber diese rastlos tätige Frau sich durch ihre Hausarbeit ihr Brot verdiente, daran hatte durch all die langen Jahre nie jemand gedacht.

Sie selbst am wenigsten. Daß ihre häusliche und mütterliche Tätigkeit ein „Beruf“ sei, ganz wie die Tätigkeit der Lehrerin, der Buchhalterin, der Fabriklerin ein Beruf ist, das war ihr niemals eingefallen. Sie glaubte, wie die meisten andern Hausfrauen, daß „die Frau vom Manne in der Ehe unterhalten wird“. Sie glaubte es um so fester, als sie in glücklicher Ehe lebte, ihrem Mann vertraute, ihr Vermögen durch ihn verwalten ließ, ihr Wochengeld von ihm empfing und sich mit jedem Wunsch nach Extrasubsidien an ihn wenden konnte. Er brummte wohl manchmal, schalt auch ein bißchen, verweigerte wohl hin und wieder das Erbetene, aber er war im Grunde doch ein sehr lieber, verständiger Mann, mit dem sich über billige Wünsche auch reden ließ.

Manchmal freilich hatte auch sie wohl empfunden, wie unfrei sie in pekuniärer Hinsicht war, dafür bei allen Anschaffungen erst um Erlaubnis fragen, bei jeder Extraausgabe um Geld bitten mußte. Wenn sie am Ersten jeden Vierteljahrs den Mädchen ihren Lohn, wenn sie nach jedem Scheuerfest der drallen Reinmachfrau ihre wohlverdienten blanken Markstücke auf den Tisch zählte, dann hatte sie sich wohl mitunter bei heimlichen Gelüsten ertappt: ach, hättest du auch mal verdientes Geld in Händen, Geld, das du dir erarbeitet, Geld, das dir gehört, nicht Geld, das man dir gibt, und zu bestimmten Zwecken gibt. Daß sie durch ihre rastlose Hausarbeit sich das Geld, das man ihr gab, redlich verdiente, so weit hatte sie eben in all den Jahren nicht gedacht. Denn selbst ihr „Taschengeld“ erhielt sie doch durch ihren Mann, als etwas, das von ihm kam und das sie zu ganz festen Ausgaben, Kleidung, Geschenken, verwenden mußte. Schmerzte sie's doch genug, daß sie gerade ihrem Gatten nie heimlich ein größeres Geschenk, eine Ueberraschung machen konnte: es reichte nicht. Und da sie den hohen wirtschaftlichen Wert ihrer Arbeit nicht erkannte, da sie nicht sah, wie sehr sie ihres Mannes Miterwerbende war, da beide glaubten, daß der Mann die Frau erhält, verfiel sie, um ein wenig, o, ein ganz klein wenig wirklich verdientes Geld in Händen zu haben, auf allerlei Ideen; sie wollte übersetzen, unterrichten, feine Handarbeiten machen u. s. w.

Welt- und geschäftsunkundig, wie sie war, schlugen ihre Versuche fehl; nach wie vor blieb sie in pekuniärer Abhängigkeit von ihrem Mann: mochte sie ihre häuslichen Pflichten noch so getreu und eifrig erfüllen, niemand fiel es ein, zu denken, daß diese Frau sich ihren Unterhalt ja verdiene, daß ihr die Zinsen aus ihrem Vermögen doch zu freier Verfügung gebührten, daß diese Ehefrau ein pekuniär und wirtschaftlich unabhängiger Mensch sei.

Nein, daran dachte niemand, bis sie einmal selbst daran dachte.

Und das kam so:

Sie saß an ihrem Schreibtisch, vor ihr auf der Mahagoniplatte lagen wieder die blanken Silberhäufchen, der Lohn für die Dienstmädchen, das Geld für die Reinmachfrau. Sie stellte sich nun vor, was mit den Talern und Markstücken da geschehen würde: die lustige Resi würde sich davon einen neuen Hut kaufen und auf den Tanzboden gehen, die sparsame Martha hingegen fast alles auf die Sparkasse tragen und Zins auf Zins legen. Wie dem aber auch sei, jedwede tat mit ihrem Geld, was ihr beliebte, sie war frei, sie hatte sich's verdient.

Freilich, die Resi und die Martha waren ledig, da verstand sich's wohl von selbst, daß sie über ihr Geld verfügten. Was mochte die Reinmachfrau aber mit ihren Groschen tun? Mußte sie die ihrem Mann abgeben? Gehörten sie ihr? Sie hatte sie ja doch sicher verdient.

Unsre Hausfrau überraschte abends ihren Gatten mit der Frage: „Paul, kann die Rumplmeiern ihren Taglohn für sich behalten?“

„Ja, gewiß, Kind,“ lautete die Antwort, „wir haben jetzt das neue Bürgerliche Gesetzbuch, danach verfügt die Ehefrau über ihren persönlichen Erwerb. Will etwa der Rumplmeier ihr das bißchen Sauerverdientes abnehmen? Dann würde ich ein Wörtchen mit ihm reden.“

Unsre Hausfrau saß lange ganz versonnen da: also die Rumplmeiern konnte über ihren Lohn

Digitized by Google

Oreſund

Nach dem Gemälde von Hans Gude

Digitized by Google

Digitized by Google

verfügen, auch trotzdem sie eine verheiratete Frau war.

Der Gedanke ließ unsre Hausfrau nicht mehr los. Bei all ihren Verrichtungen ging ihr's nach: ich leiste doch wohl ebensoviel wie die Rumplmeiern, meine Arbeit ist doch nicht geringer als Scheuern und Schrubben, als Fegen und Putzen. Warum verdiene nur ich nichts, warum kann nur ich niemals über etwas verfügen? Ist meine Arbeit so wertlos? Unsre Hausfrau wanderte mit ihren Gedanken in einem dunkeln Labyrinth.

Es war kalt geworden. Alle Damen trugen schöne Pelzmuffen. Auch unsre Hausfrau hatte sich einen anschaffen „dürfen", einen ganz neuen, eleganten, nach der letzten Mode. Er war äußerst verlockend. Das mußte auch andern Leuten auffallen sein, denn als unsre Hausfrau in dem vielbesuchten Warenmagazin der Stadt den Muff neben sich auf den Stuhl gelegt, weil sie einen Stoff besser mit beiden Händen prüfen wollte, da — war der Muff verschwunden!

Unsre Hausfrau zählte über vierzig Jahre, sie besaß eignes Vermögen, sie hatte seit zwanzig Jahren ihren Haushalt unermüdlich betreut — als ihr aber dieses unverschuldete Mißgeschick widerfuhr, stand sie da wie ein rat- und hilfloses Kind: keinen Groschen hatte sie zu freier Verfügung, um aus eigner Machtvollkommenheit einen andern Muff zu kaufen. Es hieß „beichten" und das Geld für den Ersatz „erbitten".

Am Abend legte sie den neuen Muff auf den Tisch, recht in den Schein der freundlichen Lampe, und sagte: „Paul ..."

„Nun, Kind?"

„Paul, von wessen Geld ist der neue Muff gekauft?"

„Na, Kind, von meinem, und ich weiß auch, was er kostet."

„Hättest du mir das Geld verweigern können?"

„Gewiß, wenn ich ein Herz von Stein wäre."

„Aber, Paul, bin ich denn weniger wert als die Rumplmeiern?"

„Wie meinst du das?"

„Na, ja, du sagtest doch, die Rumplmeiern verfügt über ihren persönlichen Erwerb."

„Aber du hast doch keinen persönlichen Erwerb, Kind!"

Unsre Hausfrau wurde sehr rot:

„Ich glaube doch," sagte sie mit Ueberwindung.

„Was meinst du denn?"

„Na, Paul, erstens habe ich doch die Zinsen von meinem Vermögen."

„Was hast du nur, Kind?"

„Ach, Paul, ich muß es vom Herzen haben: ich bin so kreuzunglücklich, daß ich in Geldsachen so ganz abhängig bin, abhängig wie ein Kind."

„Aber du bekommst doch alles, was du brauchst; hab' ich dir je etwas verweigert?"

„Nein, Paul, gewiß nicht, aber sieh, wenn ich auch alles bekomme, was ich brauche, so bekomme ich es doch nie als mein eigen, nie als mein Erworbenes, mein Verdientes, als mein Recht."

„Was willst du nur?"

„Ich will nicht um alles bitten müssen."

„Aber, Marie ..."

„Höre doch zu, guter Paul. Wie wäre es dir, wenn du heute zu einem andern gehen und ihn um jedes Paar Stiefel, jeden Anzug bitten müßtest?"

„Ja, das ist aber ganz etwas andres, ich arbeite auch."

„Und arbeite ich denn nicht?"

„Du, du? Na ja, du arbeitest auch, aber doch nur im Hause."

„Ist das denn nicht Arbeit?"

„Ja, ja, du hast wohl recht, das ist auch Arbeit, aber es ist nicht Arbeit, wie die meine ist, ich werde für meine Arbeit bezahlt."

„Das könnte ich ja für die meine auch werden."

Es wurde ganz still im Zimmer. Der schöne neue Muff strahlte im Lampenlicht.

„Es ist nicht Usus," sagte dann Paul, „daß man die Hausfrau für ihre Arbeit direkt bezahlt."

„Deshalb vergißt man auch zuletzt, daß sie verdient," antwortete Marie.

„Ja, ich kann dir aber doch kein Gehalt geben."

„Das will ich auch nicht, du sollst dir aber sagen, daß ich pekuniär nicht abhängig bin."

„Willst du etwa Gütertrennung beanspruchen?"

„Ich weiß nicht, was du damit meinst."

„Bei Gütertrennung verwaltest du dein Vermögen selbst, nimmst selbst deine Zinsen in Empfang, mußt aber nach Maßgabe deines Besitzes zu den Kosten des Haushaltes beitragen."

„Das tue ich ja heute schon ... scheint dir die Gütertrennung nicht gerecht?"

„Sie ist noch wenig Usus."

„Ich meine aber, daß auch eine vermögenslose Frau in der Ehe nicht pekuniär abhängig sein sollte."

„Sie verdient aber doch nicht."

„Sie verdient schon, sie wird nur nicht bezahlt."

„Wie willst du sie denn bezahlen?"

„Ein Teil von dem Geld, das der Mann ins Haus bringt, gehört doch ihr."

„Warum denn?"

„Nun, sie arbeitet doch den ganzen Tag, jahraus, jahrein; wenn der Mann all die Hausarbeit machen sollte, der er zu seinem Unterhalt und Behagen bedarf, so könnte er ja gar nicht auf Arbeit außer dem Hause gehen. Und wenn er dafür lauter bezahlte Kräfte halten wollte ..."

„Die hält er doch noch außerdem."

„Bezahlte Kräfte allein machen kein Heim, schaffen keine Familie."

Wieder eine Pause.

„Was willst du eigentlich, Marie?"

„Ich will, daß meine Arbeit im Hause mich wirtschaftlich unabhängig macht, daß es nicht heißt: der Mann erhält die Frau. Nein, sie erhält sich selbst durch ihre häusliche Arbeit, was der Mann ins Haus bringt, hat sie mitverdient und soll darüber mitbestimmen."

„Wie kommst du nur auf all das?"

„Es ist so schrecklich in meinem Alter, als erwachsener Mensch noch wie ein Kind um alles bitten zu müssen."

„Daran habe ich nie gedacht, Marie."

„Willst du daran denken?"

„Ja, Marie."

Digitized by Google

Das Wässern der Fische

Die Konservierung der Sardine

Von

C. Lund

(Hierzu 4 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von J. Valla, Paris)

Irgendein geistreicher Schriftsteller Frankreichs hat die Sardine (Pilchard. Clupea Pilchardus) als das „Manna der Bretagne“ bezeichnet und damit in der Tat einen nicht übeln Vergleich gewählt. Denn wie nach der alttestamentlichen Ueberlieferung einst die Existenz Israels auf dem Wüstenzug von dem Erscheinen des „Himmelsbrotes“ abhängig war, so wird noch heute das Wohl und Wehe eines großen Teiles der bretonischen Bevölkerung von dem mehr oder minder zahlreichen Auftreten der Sardinen beeinflußt; außerdem ist der Wechsel im Massenzug dieses Fischchens an der bretonischen Küste kaum minder rätselhaft als die Entstehung und Beschaffenheit jener geheimnisvollen Wüstenspeise. Nicht als ob die Ausbreitung des kleinen, zur Familie der Heringe gehörenden Fisches ausschließlich auf die Küstengewässer der Bretagne oder des westlichen Frankreichs beschränkt wäre, nein, er bewohnt vielmehr die Gewässer des gesamten südwestlichen Europas, tritt aber nirgends so zahlreich auf wie in den Fjorden und Buchten des nordwestlichen Frankreichs, wo die Insel Belle Île und die Hafenstädte Brest, Lorient, Quimper, St. Nazaire u. s. w. Zentren des Sardinenfangs bezw. des Exportes darstellen.

Mehr noch als den Herings- kann man den Sardinenfang mit einem Glücksspiel vergleichen. In einzelnen Jahren erscheinen die geschätzten Fische in solcher Zahl, daß man die Fänge kaum noch nutzbringend zu verwerten vermag (z. B. 1883); zu andern Zeiten sind sie so rar, daß die Küstenbevölkerung trotz aller Mühe aus der Fischerei kaum das Notwendigste zur Erhaltung des Lebens herauszuschlagen vermag, ja im Herbst und Winter 1902 standen nicht weniger als 30000 bretonische Fischerfamilien einer Hungersnot gegenüber, und tausende andre mußten sich die größten Entbehrungen auferlegen. Nur der Opferwilligkeit der französischen Nation und der Kammern war es zu verdanken, daß eine schwere Katastrophe glücklich abgewendet wurde.

Es ist bisher nicht gelungen, die Ursachen für das zeitweilige Ausbleiben der Sardinenschwärme einwandfrei aufzudecken. Wahrscheinlich regelt sich das Erscheinen der Massen nach dem Auftreten des Planktons in den verschiedenen Strömungs- und Triftgebieten des Ozeans. Fast die gesamte männliche Bevölkerung der bretonischen Küste liegt dem Fange ob oder steht zu ihm in irgendeiner Beziehung. Bevor jedoch die Fischerei beginnt, versammeln sich nach altem Brauch anfangs Juni alle Boote eines Departements in einem leicht zu erreichenden Hafen, um die bischöfliche Weihe und Einsegnung zu empfangen. Nach der Rückkehr von diesem Fest beginnt der Fang. Tausende von Booten, die eine Besatzung von je fünf Mann haben, ziehen allmorgendlich mit Schlepp- oder Treibnetzen auf die See und kehren gegen Abend mit der Beute zurück. Ist der Fang gut ausgefallen, so entwickelt sich auf den Kais ein reges Leben. In großen Körben werden die Fische ans Land befördert und unter den Aufkäufern der

Digitized by Google

„Sardinerien“ versteigert, damit die Verarbeitung sobald als möglich beginnen kann. An dieser nehmen sowohl Männer als auch Frauen und Mädchen, in der Regel die Angehörigen der Fischer, teil. Mit unglaublicher Fertigkeit wissen sie den Fischen die Köpfe und Eingeweide zu nehmen, worauf die mit Schleim und Blut besudelten Tiere gründlich abgespült und mehr oder weniger intensiv gesalzen werden, je nachdem sie als „Sardellen“ oder „Sardinen“ in den Handel gebracht werden sollen.

Das Füllen der Blechdosen

Sollen die Fische als „Sardinen“ konserviert werden, so werden sie schon nach einigen Stunden aus der Salzlake genommen und nochmals in großen Trögen oder Kübeln gewaschen. Dann reiht man sie schichtenweise auf Drahtgestelle, so daß jeder Fisch mit dem Kopfende nach unten befestigt ist. Die Drahtgestelle werden zum Trocknen auf Lattengerüsten in offenen Schuppen aufgeschichtet.

Jetzt folgt das Sieden der Fische, das nicht im Wasser, sondern in reinstem Olivenöl vorgenommen wird. Das Oel wird in backtrogartigen Kesseln erhitzt. Sobald es die erforderliche Temperatur erreicht hat und fleißig abgeschäumt worden ist, werden die aus der Trockenkammer herbeigeschafften Drahtgestelle samt den Fischen hineingetaucht.

Die Ueberwachung des Siedeprozesses, von dem in erster Linie die Qualität des Fabrikats bedingt wird, erfordert durchaus geschulte und zuverlässige Kräfte. Aber die dunkeläugige Madeleine und die blonde Jeanne verstehen ihre Sache, und sollten sie wirklich

Kochen der Sardinen in siedendem Oel

Digitized by Google

Die Sardinen werden in die Trockenbehälter gelegt

einmal Spuren von Läſſigkeit verraten, ſo wird ſie der energiſche Baptiſte ſchon an ihre Pflicht erinnern. Die Fiſche dürfen nicht länger als $1\frac{1}{2}$ Minuten in dem Oel verbleiben, weil ein längeres Sieden alles Fleiſch von den Skeletten löſen würde. An den Siederaum ſtößt der Kühlraum, wo lange, mit Zinkblech überzogene und in der Mitte rinnenartig vertiefte Tiſche ſtehen, an deren Längsſeiten 10 bis 12 Frauen Platz finden können. Von dieſen werden die Fiſche aus den Drahtgeſtellen gelöſt und in Doppelſchichten in kleine, vorher ausgekochte Blechdoſen gepackt und ſchließlich noch mit geſottenem und wieder gekühltem Oel übergoſſen. Die Doſen ſchafft man in den Lötraum, in dem Klempner und Stanzer hantieren und die Doſen hermetiſch verſchließen. Nachdem dieſe etwa 36 bis 48 Stunden ſpäter im Heißwaſſerbade noch einmal auf ihren Verſchluß geprüft worden ſind, ſchafft man ſie in den Etikettierſaal, woſelbſt ſie von Frauen- und Kinderhänden beklebt und mit Etiketten verſehen werden. Zuletzt wandern die Doſen in die Lagerräume, aus denen ſie früher oder ſpäter zum Verſand gelangen.

Aphorismen

Von

G. Bieler

Jedes echte Kunſtwerk iſt ein Rätſel.

•

Schmerz iſt der Schlüſſel in die Schatzkammern des Daſeins.

•

Wir alle denken nur auf Grund deſſen, was wir ſchon wiſſen: da iſt die Grenze geſetzt, über die kein Fauſt hinwegkommt.

•

Hoffen iſt die weitaus bequemſte Beſchäftigung.

•

Für den Maulwurf iſt die Wurzel Blume.

Auch das Wollen will gelernt ſein.

•

Die ſicherſten Feſtungen eines Landes ſind die Werke ſeiner Unſterblichen.

•

Wer die Dinge mit vorgefaßten Anſichten betrachtet, dem werden ſie immer beſtätigen, daß er recht hat.

•

Es gibt eine allgemein menſchliche und eine nationale Moral. Bei jedem Kriege vertreten die Kämpfenden die nationale, die Zuſehenden die allgemein menſchliche Moral.

Digitized by Google

Auf dem Boulevard Magenta in Paris. Nach einer Zeichnung von J. J. Clément (Paris)

Die Elektrizität ermöglicht es dem Hausherrn, seinen Anzug selbst zu bügeln

Die Elektrizität in der Häuslichkeit

Von

Franz Bendt

(Hierzu 4 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die Allverwendbarkeit der Elektrizität hat schon lange den Wunsch rege werden lassen, sie als einheitliche Kraftquelle in das Haus einzuführen, um sie hier für alle Forderungen des Alltagslebens zu brauchen. Dem stehen auch technisch jetzt keine Schwierigkeiten mehr entgegen. Das einzige, was die Einführbarkeit der elektrischen Ströme bisher beschränkte, war ihr hoher Preis. Durch die elektrischen Zentralen in den Großstädten ist dieser wesentliche Faktor jetzt beseitigt.

Es sind hauptsächlich zwei Tätigkeiten, die der elektrische Strom auszuführen hat, um wie der Golem in der Sage alles hervorzaubern zu können, was unser Herz begehrt. Leitet man ihn in entsprechender Weise durch Körper, die ihm einen großen Widerstand entgegensetzen, so entwickelt er durch die starke Reibung eine sehr hohe Temperatur. Je nach den Wünschen, die zu erfüllen sind, kann man dadurch Beleuchtungskörper speisen; Nahrungsmittel jeglicher Art in Töpfen, Platten oder Pfannen zum Braten und Kochen bringen oder Oefen von zierlichster Form heizen.

Schickt man aber den Strom in die von Werner v. Siemens erfundene Arbeitsmaschine, den

Digitized by Google

Die Elektrizität macht Küche und Kochherd überflüssig

Ein Elektromotor treibt die Nähmaschine

Digitized by Google

Die Brennschere wird mit Hilfe des elektrischen Stroms erwärmt

sogenannten Elektromotor, dann kann wiederum allen Bewegungsmaschinen, die man in der Häuslichkeit braucht, Leben verliehen werden. Während Gas und Dampf zu ihrer Führung Röhren von oft recht beträchtlichen Dimensionen erfordern, genügen zur Leitung der Elektrizität einfache Drähte, die bei einigem Geschick so in die Tapete eingebettet werden können, daß sie ein ungeschultes Auge überhaupt nicht bemerkt. In allen Räumen, wo die Elektrizität wirken soll, endigen die Führungsdrähte zumeist in geschmackvollen Rosetten (Anschlußdosen), in welche die entsprechenden Vorrichtungen oder ihre Leitungsschnüre eingefügt werden. Das kann ein für allemal geschehen, wie bei Kronen, Wandarmen, Zigarrenanzündern u. dgl., oder im Augenblick für wenige Minuten, solange man der Vorrichtung bedarf. Daß man dank der elektrischen Kraft durch einen Druck auf einen Knopf Signalapparate in Tätigkeit setzen kann, um dienende Geister herbeizurufen oder eine beliebige Anzahl von elektrischen Lichtern zur Tätigkeit zu zwingen, brauchen wir hier ebensowenig zu schildern wie die Vorzüge des Telephons. Sie sind jedermann hinlänglich bekannt. Dennoch ist es interessant, den Wert der elektrischen Beleuchtung kurz zu berühren; war sie es doch, die das Interesse für Elektrizität in breiteren Schichten zuerst weckte.

Wenn man von der elektrischen Beschickung der Häuslichkeit spricht, dann sind es vorzüglich die Koch-, Heiz- und Bratapparate, welche die Aufmerksamkeit der Hausfrauen im höchsten Maße erwecken. Dieses Gebiet hat den Technikern bedeutende Schwierigkeiten bereitet. Jetzt ist es so entwickelt, daß es die älteren Methoden des Kochens und Bratens mit Kohlenfeuer oder mit Gas kochkünstlerisch schlagen kann und ihnen wirtschaftlich gleichkommt. Die großen Vorteile der elektrischen Koch- und Bratapparate bestehen darin, daß die in Wärme umgewandelte Elektrizität ganz den Speisen

Digitized by Google

zugeführt wird und nicht zum größten Teil durch den Schornstein entflieht oder in die Luft ausstrahlt, wie bei den älteren Methoden.

Die elektrischen Heiz- und Kochapparate können als das Muster äußerster Ökonomie betrachtet werden. Im Zeitalter sozialer Sorgen, unter denen ja auch die Dienstbotenplage ihre Rolle spielt, wird sich wahrscheinlich das elektrische Kochen und Braten zu einem nicht zu unterschätzenden Hilfsmittel herauswachsen. Man ist dadurch in der Lage, sich eine automatische Küche zu schaffen. Verbindet man nämlich in entsprechender Weise einen elektrischen Kochtopf mit einer Weckuhr, dann ist es möglich, die elektrische Beschickung für eine bestimmte Zeit selbsttätig ein- und wiederum auszuschalten.

Der Junggeselle und die moderne Hausfrau, die vielleicht als Frau Doktor u. dgl. außerhalb ihres Hauses ihrem Beruf nachgehen muß, kann auch ohne Küchenfee bei solcher Anordnung ihr Diner zu einer bestimmten Zeit mundbereit finden.

Häufig hat man den elektrischen Kochapparaten den Vorwurf gemacht, daß ihr Anschaffungspreis ein zu hoher sei. Auch diese Schwierigkeit ist jetzt von der Technik gehoben worden. Die Eigenart der elektrischen Speisenbereitung erfordert zudem nur eine geringe Anzahl von Kochapparaten.

Eng verwandt mit den Speiseapparaten sind viele Vorrichtungen, die das Haus erheischt. Auch das elektrische Bügeleisen z. B. ist in seinem Innern den elektrischen Kochapparaten sehr ähnlich. Sein großer Vorteil besteht im wesentlichen darin, daß man ihm willkürlich eine ganz bestimmte Temperatur erteilen kann, und daß dadurch ein Versengen der Wäsche fast ganz ausgeschlossen ist. Endlich sei noch auf den Vorteil hingewiesen, daß das Auswechseln des elektrischen Bügeleisens nicht nötig ist, und daß dadurch die Hausfrau oder ihr dienstbarer Geist an Zeit gewinnt. Vorteile dieser Art sind es besonders, die die Wirtschaftlichkeit des elektrischen Betriebes ausmachen.

Am längsten hat man sich gegen die Einführung der elektrischen Heizung in das Haus gesträubt. Auch hierin ist eine Wandlung eingetreten. Jedenfalls kann man behaupten, daß von allen Heizmethoden die elektrische die schönste, bequemste und gesündeste ist.

Ein Vorteil liegt z. B. darin, daß man willkürlich vier bestimmte Hitzgrade zu erzeugen vermag und daß das durch einen einfachen Handgriff jeden Augenblick zu ermöglichen ist. Die zumeist außerordentlich elegant gebauten Oefen werden wie die andern elektrischen Einrichtungen durch eine Rosette in der Wand in den Strom eingeschaltet und können an jeder beliebigen Stelle des Zimmers Aufstellung finden. Um auch den anheimelnden Eindruck der Glut nicht zu vermissen, leuchten beim Einschalten des Stromes im Innern der Oefen Glühlampen auf, deren Licht durch rote Kaminfensterchen hindurchstrahlt.

Wir haben schon einleitend das Lob der elektrischen Arbeitsmaschine, des Elektromotors, gesungen. Auf einem unsrer Bilder (a. S. 79) sehen wir den Elektromotor in die Nähmaschine eingeschaltet. Auch hier weiß er seine Aufgabe zu erfüllen. Eine andre sinnreiche Verwendung hat er bei einer Einrichtung gefunden, die letzthin in Berlin vorgeführt wurde. Der sehr teure Boden der Großstadt macht es notwendig, den Gebäuden eine beträchtliche Höhe zu verleihen, anderseits wiederum behagt es den wenigsten, bei hohen Mietpreisen die Gebirgshöhen der dritten, vierten und wohl gar der fünften Etage zu erklimmen. Man hilft sich da in den meisten Fällen mit Fahrstühlen. Solche Aushilfe ist aber ein zweischneidiges Schwert. Die Einrichtung ist zumeist sehr teuer und erhöht wiederum über ein erwünschtes Maß die Wohnungsmieten. Die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft hat nun Ersatz eine durch einen Motor betriebene bewegliche Treppe geschaffen. Zur Seite der Haupttreppe wird in den oberen Etagen eine schmale zweite Treppe angebaut, die nur für den Aufstieg in Anspruch genommen werden soll. Betritt man ihre untere Stufe, dann löst eine automatische Vorrichtung einen Elektromotor aus, und die Stufen bewegen sich langsam aufwärts, indem immer neue Stufen unten auftauchen und oben wiederum verschwinden. Ist das Ziel erreicht und die Stufe entlastet, dann schaltet sich der Elektromotor aus.

Wiedersehen

Von

Otto Ernst

Ich ging im Traum durch Gottes Morgenröten
Und sah hinab in jedes Menschen Brust,
Und sah auch dich im Qualm der Erde wandeln,
Die ich geliebt mit schnell verglühter Lust.

Ein dunkler Streifen blieb auf deinen Spuren,
Der erst am Weltenende sich verlor —
O Gott! aus deinem tiefgespaltnen Herzen
Quoll unaufhaltsam Blut und Blut hervor.

Und sieh: mit tränenlosen Augen sahst du
Auf mich — durch Weltallsfernen nur auf mich —
Und schwiegst. Doch rief, ja rief dein zuckend Lächeln
Durch Weltallsfernen her: „So liebt' ich dich“ — —

Da schwanden Wolkenduft und Morgenröten —
Ich stand im Nebeltal der Einsamkeit —
Und alles Glück der lichtdurchrauschten Himmel,
Ertrunken war's in eines Menschen Leid.

Digitized by Google

Gänseliesel

Nach dem Gemälde von Carl Hartmann (München)

Digitized by Google

Das rote Parasol

Humoreske aus dem Jägerleben

von

Anton Freiherrn von Perfall

Der Jagermaxl und sein Herr, der Graf, waren in der Wilsalphütte eingezogen zur Hirschbrunft. Ein Platz ersten Ranges! „Hirsch' grad g'nua," meinte der Maxl, „grad die Touristen haben den Teufl, wo'st hintrittst, spürst so a Luader, so a damisch's. Stein ablass'n, mitten durch die Latschen durch, kan Steig net acht'n, nachher wunderst di, wenn die Sach' dahin, um das di 's ganze Jahr plagst. Derschiaß'n könnt i 'hn so au elendig'n Tropf!"

Der Maxl war einmal der Ansicht, daß die Berge nur der Jagd zuliebe da sind und ein Fremder darin überhaupt nichts zu tun hat. Und der Graf, ein Mann in die Dreißig, ein richtiger Landjunker, stimmte dem Maxl wenigstens vom 1. bis 15. Oktober vollständig bei.

Blasl, der Schweizer, war den letzten Tag heroben und eben beim Schafflsuchen, wie der zurückgebliebene Kühbub erklärte.

„Auch sonderbar, daß der Kerl heute noch Schafe suchen muß," brummte der Graf.

Da kam Blasl schon die Höhe herab mit dem weißen und schwarzen Schafl, ein altes, verkrümmtes Mandl, das koboldhaft von Stein zu Stein sprang.

„Ja, Blasl, hat di denn der Teufl no herob'n?" lautete die Begrüßung des grautigen Mannes.

„Hast die Schafe nicht gestern holen können?" unterstützte ihn der Graf.

Der Blasl machte einen Buckel wie eine Katze, sein spitziges Gesicht zog sich in unzählige Falten. „I und meine Schaf — freili, jetzt müaßen's nir sein, und dawei lanft die ganz Welt umanand im Berg und kravallt! D' Weiberleut glei mit rote Parasol, daß d' Schaferl ganz narrert werd'n."

Da stutzte der Graf, das rote Parasol wirkte auf ihn mit der ganzen geheimnisvollen Kraft seiner Farbe. „Wer trägt ein rotes Parasol?" fragte er mit einem Inquisitorenblick.

„No, a Weibat 's halt, mitten im Prentenschlag oben, ganz blend't hat's mi. A bildsaubres a no, Herr Graf."

Maxl grinste verschmitzt. „Tät'us wohl net oj scharf anlass'n, wia der Blasl — g'wiß net, wenn S' grad z'sammakäma damit."

„Ganz allein?" fragte der Graf barsch.

„Das nacher do net," meinte Blasl. An Alter is dabei, so a G'lehrter oder was, mit einer grüna Büchs'n um den Hals, den Kopf allweil am Boden, die größte Brillen auf, und grad Bleamln brocken. I hab' ma no denkt, die brauchet oan, der die Aug'n besser oben hat." Der Blasl lachte verschmitzt in sich hinein.

„Ihr Mann doch nicht?" fragte der Graf.

„Schwarli, scho ehnder der Vatern. Können wir nicht in der Hütten da unten übernachten, hat er mi g'fragt. Na, Herr, hab' i g'sagt, das wird net gehn, weil der Graf kimmt heut nacht. Ein Graf? hat sie glei g'fragt, was ist denn das für ein Graf? No, sag' i, der die Jagd hat weit und breit da umanand. Der, wenn Ihna derwischt mit Ihr'm roten Parasol, hab' i g'sagt, da setzt's was, der kann anders grob sein. Da hat s' mi grad ausg'lacht. Ich fürchte ihn nicht, deinen Grafen, hat s' g'sagt, und das rote Parasol gewöhnt er mir auch nicht ab. Einen schönen Gruß von mir."

„Das werden wir doch sehen, ob ich ihr das nicht abgewöhne, dieser unverschämten —" Der Graf hielt in seinem aufgeregten Auf- und Abgehen inne. „Warum hast du sie denn nicht mitgenommen, Esel? Dann hätte man sie doch wenigstens da. Der Schirm würde einfach konfisziert, so — so kann sie mir noch das ganze Revier rebellisch machen."

„Und am Prentenschlag a no," brummte der Maxl, „auf 'm besten Plak! Zwoa Zehner schrei'n oben und a Haufen Wildbret! Grad mir soll's unterkäma —" er ballte die Fäuste —, „i tät' ihr scho heimleucht'n!"

„Maxl, nur keine Roheiten, in allen Fällen, hörst du?"

„Ja schau, so is," argumentierte der Blasl, „recht machst du's nia net. Jessas, hab' i mir

Digitized by Google

denkt, der Herr Graf und so Frauenzimmer, jung is er a und hitzig, — da is glei a Unglück g'scheh'n, weg'n so an roten Parasol! Wär' no schöner, hab' i mir denkt."

„Du denkst zu viel, Blasl, das ist dein Fehler," erklärte der Graf. „Komm, Marxl, wir gehen — und jetzt extra auf den Prentenschlag. Nichts reden, rasch!"

Das Weidmannsheil des Blasl klang arg spöttisch.

Der Prentenschlag bildet mit seinen Windwürfen, Wurzelplatten und undurchdringlichen Himbeerdickichten eine völlige Wildnis, nach oben schließen ihn steil abfallende Wände, nach unten trennt ihn ein Waldstrich von der Almlichten. Dicht unter den Wänden oben führte der Wildbretwechsel. Der Graf und der Marxl faßten Posto. In ihrem Eifer der ersten Pirsch waren sie früh an der Zeit, die Sonne stand noch hoch am Himmel. Ein farbentrunkener Oktobertag! Die Buchen lohten, die goldenen Ahornblätter fielen klirrend zu Boden, jeder Grat, jeder Fels, jeder Fichtenwipfel hob sich klar und scharf in die regungslose Bläne; ein gesättigtes, ruhiges Behagen erfüllt da jede Kreatur.

Marxl schwärmte vom Zehner, der da oben durch müsse. „Die dritte Kron', wenn er net glei zwölfe hat. Grad a bißl eins fielen laff'n, Herr Graf, daß er si net derfallt —" Plötzlich gab es ihm einen Riß. „Da unten steht scho a Stück, bei der großen Wurzen."

Richtig, da unten stand ein Stück und äste ganz friedlich.

„A Plaaner is er, der Blasl, kein wahr's Wort is an dem roten Parasol, grad d' Laun' möcht' er uns verderb'n."

Das Stück wurde plötzlich unruhig, sog den Wind nach allen Seiten ein und verschwand nach abwärts. Der Marxl schüttelte bedenklich den Kopf. „Jetzt glaub' i's bald selb'r, — von uns kann's nix g'merkt hab'n."

„Du sollst nichts glauben, sondern wissen, ob ein Frauenzimmer mit einem roten Parasol im Revier ist oder nicht. Das verlange ich von einem Jagdgehilfen," erklärte der Graf jetzt sichtlich gereizt.

Der Marxl würgte an einer Erwiderung. „Ja — aber i will nix g'sagt hab'n — aber wenn i mit dem Weibsbild —"

Ein Hirsch schrie im Wald. Marxl verstummte. Noch einmal. — „Fehlt si nix, Herr Graf, er is scho — und grad auf 'm Wechsel kommt er."

Lautlose Stille trat ein. Der Wechsel wurde nicht mehr aus den Augen gelassen. Die Sonne war hinter dem Waldberge verschwunden, schwere Schatten breiteten sich. Marxl wurde schon wieder unruhig. Der Hirsch ließ nichts mehr von sich hören. „So was, — a rot's Parasol! Das is scho die reinste Bosheit," brummte er.

Da gingen Steine oben in der Wand — neue Hoffnung! Der Graf faßte die Büchse fester. „Geb'n S' Obacht, z'erst kommt das Stück," flüsterte Marxl, den Blick unverwandt auf die Stelle gerichtet, an der der Wechsel die Latschendickung verließ. Es war ein schmaler, von Felsblöcken eingerahmter Paß, in den nur schwaches Licht drang. „Jetza, die Latschen rührt's sich scho. Obacht! I seh' scho den Grind!"

Wirklich bewegten sich die Latschen, ein Stein sprang polternd herab, dann rutschte etwas herein, etwas Dunkles, noch Unerkennbares, so tief war der Schatten. Der Graf legte an, — im nächsten Augenblick mußte das Wild unter die Wand treten, nur eine Latsche stand noch vor. „Ja, sakra," murmelte der Marxl — und das Unglaubliche geschah.

„So, jetzt deine Hand — so, langsam geht es schon," ließ sich eine Stimme vernehmen, eine weibliche Stimme. Ein erneutes Gerutsch, Gepolter, ein helles Auflachen. „Da geht ja der schönste Weg, und unten sehe ich schon die Alm —"

Weder der Graf noch Marxl rührten sich, so groß war die Ueberraschung. Eine Dame erschien unter der Wand, mit der linken Hand ein kleines, unsicher tappendes Männchen führend, von dem ein seltsames Blechgeklapper ausging, während die Rechte sich kräftig auf einen Schirm stützte, dessen flammendes Rot selbst die abendlichen Schatten nicht dämpfen konnten. „So — so — nur langsam, es geht schon!"

Der Graf sah noch immer starr auf den roten Schirm, und dabei entging ihm nicht die Gewandtheit der Trägerin, die mit unnachahmlicher Grazie sich in dem losen Geröll zu halten wußte.

Marxl war jetzt aufgesprungen. „Herr Graf, jetzt laff'n S' mi hin," sagte er, schäumend vor Wut. „Die soll'n lang'n auf a Zeit!"

Graf S. war kein Salonmann, ein derber Naturmensch, in Wald und Fels aufgewachsen; er fürchtete die Frauen. So oft er sich damit einließ, zog er den kürzeren, und er ahnte schon wieder so etwas. So ließ er dem Jäger seinen Willen: „Aber nur nicht zu grob, Marxl, hörst! Die Leute haben sich verstiegen."

Marxl hörte nicht mehr, er wollte sich die Freude einer völligen Ueberraschung nicht entgehen lassen und pirschte sich regelrecht an. Die Dame war unterdes mit dem zaghaften alten Herrn glücklich auf dem Schlag angelangt und atmete eben erleichtert auf, als Marxl in seiner ganzen Größe, wie aus dem Boden gewachsen, vor ihr stand. Der schlimmste Wilderer hätte seinen Zorn nicht so gereizt, wie das Frauenzimmer mit dem roten Parasol.

„Hab' i di endli derwischt, du ganz Verdächtige, mit dein'm roten Parasol? Was geisterst denn allewei da umanand', ha? Da find't wohl koan als höchstens an Jager, der di ordentli z'sammramt, und der bin i, — jawohl! Moanst epa, i laff ma von mein'm Graf'n wegen deiner oan Wischer nach dem andern geb'n? Glei' freili! Her mit dem Parasol, und nacher marsch di!" Marxl griff wirklich nach dem Gegenstand seines Zornes, aber da kam er gut an. Ein heftiger Schlag auf die Finger machte ihn stutzig. Jetzt sah er sich die Person erst näher an. Wie sie so furchtlos vor ihm stand! Leider mischte sich das Männchen mit einer hohen Stimme darein: „Aber, Kind, lasse dich doch nicht mit diesen Menschen ein, sie sind ja so furchtbar roh. Sie bekommen zehn Mark, wenn Sie uns den rechten Weg zu einer Unterkunft zeigen."

Diese Worte reizten Marxl nur von neuem. „I, den Bleamlbrocker schaug an! I pfeif' auf deine zehn Mark, unser Ruah woll'n wir hab'n, i und mein Graf, daß S' wissen!"

„Wo ist denn Ihr Graf, Sie Grobian?" fragte die Dame. „Ich glaube, er wird mit Ihrem Benehmen nicht einverstanden sein."

Digitized by Google

„Moanen S'? Da kennen S' ihn aber schlecht! Wenn er mi selber herg'schickt hat! Gar net weit is er, — da is er."

Der Graf hatte sich wirklich, eine peinliche Entwicklung fürchtend, genähert und stand jetzt vor der Fremden, die, auf den verhängnisvollen Schirm gestützt, ihn erwartete.

„Jetzt reden S' selber mit dera, i werd' net ferti damit," meinte der Marxl.

„Ein entsetzlich grober Mensch," erklärte der alte Herr atemlos, „unerhört!"

Die Dame musterte den Grafen mit einem Blick, der seinen Unmut von neuem heraufbeschwor.

„Aber völlig in seinem Recht ist er, mein Herr. Was haben Sie hier zu suchen, mitten in meinem Revier, ohne Weg, ohne Steg? Sie haben mir die ganze Jagd verdorben. Das geht doch nicht."

„Sie glauben also, daß wir absichtlich diesen reizenden Weg gewählt, um Ihnen die Jagd zu stören?" begann die Fremde.

„Das nicht, gewiß nicht. Aber Sie treiben sich ja schon den ganzen Tag da herum, noch dazu mit einem roten Schirm, der alles Wild toll macht. Das — das geht doch nicht."

„Glaube ich gar nicht von dem Wild, — ist viel zu vernünftig, das Wild —"

„Das ist es eben nicht — das heißt, gerade heraus, — auch mich macht er toll."

„Ah so — Sie? Das ist etwas andres, das kommt ja vor. Und ist doch so eine schöne Farbe, das Rot!"

„Für mich nicht — im Walde wenigstens nicht — auf der Hirschbrunst — auf der Jagd, wenn Sie das besser verstehen. Ich muß also schon bitten —"

„Sich zu trollen —"

„Das wollt' ich nicht sagen —"

„Nur nicht den Mut verlieren, Herr Graf, und sich treu geblieben — das ist immer noch achtungswert. Ich trolle mich schon. Komm, Papa."

„Aber wohin denn, mein Kind, in dieser Finsternis? O, diese Bayern! Diese Bayern!"

„Ich werde mir erlauben, Sie auf den Weg zu führen," bot sich der Graf an, in dem plötzlich sein Kavaliergewissen erwachte.

„Ich danke für Ihre Ritterlichkeit," entgegnete die Dame, „wir finden ihn schon allein."

„Aber das ist ja unmöglich, gefährlich geradezu —"

„Um so besser, dann sind Sie den roten Schirm für immer los oder können ihn in Ihrer Trophäenkammer aufhängen. Komm, Papa!"

Der alte Herr folgte, stolperte über die nächste Wurzel. Der Graf sprang herzu. „Haben Sie einen starken Sinn! Jetzt müssen Sie mir folgen. Graf S.," stellte er sich vor.

„Mein Vater, Professor Marcius, königlich preußischer Bleamlbrocker, seine verirrte Tochter! Jetzt verhaften Sie uns, Herr Graf!"

Da stand er wieder vor einem Frauenzimmer, beschämt, geschlagen, törichte Entschuldigungen stammelnd, — und vor was für einem Frauenzimmer! Diese Gestalt, diese Augen, das Entschlossene in ihrem ganzen Wesen! Das war ja gar keine von der zimperlichen, gezierten, in jeder Faser unnatürlichen, verzogenen, verwöhnten Rasse, die ihm immer so auf die Nerven ging. Das sah sich ja an wie ein Kamerad, mit dem man selber gern einmal eine Hirschbrunst mitmachen möchte. Das alles tauchte im Nu in ihm auf.

„Du führst den Herrn Professor, Marxl, aber Obacht geben!"

Der Marxl machte ein furchtbar dummes Gesicht, dann packte er in seiner Verlegenheit die Hand des alten Herrn mit seiner Bärentatze.

„Nur nicht so fest, das vertragen die Bleamlnbrocker nicht," meinte der Professor.

Der Graf reichte der Tochter die Hand, er wagte sie kaum zu berühren, aber das krause Wurzelwerk, Gräben und Buckel zwangen ihn, sie bald fester zu drücken, bald den Arm stützend zu fassen. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn, und der rote Schirm umgaukelte ihn immerfort. Endlich war er auf dem Ziehweg angelangt, der schwarze Wald nahm das Paar auf. Nicht die Hand vor den Augen sah man mehr. Jetzt griff das Fräulein selbst nach dem Arm des Grafen. Er fühlte seine edle Form, und seine Wärme durchdrang ihn. Sein Benehmen von vorhin erschien ihm jetzt im schlimmsten Lichte.

„Ich war recht grob, nicht wahr? Sehen Sie, das ist mein Unglück! Immer auf dem Lande aufgewachsen, — auf der Jagd — ich kann nicht mit Damen umgehen."

„Das habe ich gemerkt."

„Ich fürchte mich ordentlich davor."

„Das habe ich nicht gemerkt."

„Das ist's ja eben, dann wird man grob aus lauter Feigheit. Ich schäme mich ja zu Tode."

„Wirklich, tun Sie das? Lassen Sie sehen!" Die Professorstochter blieb stehen, es war gerade eine Lücke in den Fichten, und schwaches Licht drang herein. Sie sah ihm fest in die Augen, und er sah zum ersten Male jeden Zug ihres schönen, klaren Antlitzes, einen blühenden Mund, zwei Grübchen. „Wahrhaftig, ganz rot! Oder sind Sie nur von der Sonne so verbrannt, von der kräftigen Luft, von der Freiheit? O, wie preise ich Sie glücklich."

„Mich? Ja, das haben Sie gerade gesehen, wie glücklich ich bin — mit — mit meiner maßlosen Leidenschaft."

„Bilden Sie sich nur das nicht ein, — haben Sie ja gar nicht — sind viel zu gesund dazu."

„Gesund nennen Sie das? Wenn man einer Dame gegenüber sich benimmt, wie — wie —"

„Ja, gesund — eben das ist gesund."

Da gab es dem Grafen einen Ruck, so etwas hatte er noch nie von einer Dame gehört, es entzückte ihn geradezu. „Fräulein — Fräulein — wie heißen Sie, Fräulein? Ich muß Sie bei Ihrem Namen nennen."

„Irene!"

„Fräulein Irene, Sie machen sich lustig über mich. Sie wollen sich rächen, aber sehen Sie, ich bin kein Gegner für Sie, — ich nehme alles gleich ernst."

„Das sollen Sie ja!"

„Wirklich, das mit dem Gesundsein, — das dürfte ich — das soll ich ernst nehmen? Sie halten es wirklich für gesund, wenn man ein bißchen — ein bißchen grob ist?"

„Für sehr gesund."

„Aber das ist ja großartig, herrlich! Da — ja, da täten wir ja ganz herrlich —"

Digitized by Google

Der Arm des Grafen drückte wohl etwas zu fest. Irene blieb stehen und rief nach dem Vater. Maxl antwortete aus ziemlich weiter Entfernung.

Das Paar schritt weiter durch den Wald. Der Wind stieß plötzlich durch die alten Fichten, schwarzes Gewölk zog auf, von unten blitzte ein Licht — die Alm!

„Sie werden auf der Alm übernachten müssen," bemerkte der Graf.

„Und Sie und der Jäger?"

„Sind herzensgute Leute, wenn sie nicht gereizt werden."

„Durch ein rotes Parasol! Soll ich's wegwerfen? Ich möchte Sie nicht noch einmal —" Irene hob den Schirm zum Wurf in die Finsternis.

Der Graf hielt ihn fest und wand ihn ihr aus der Hand. „So! Nach der Brunft bringe ich ihn Ihnen."

„Doch nicht nach Marburg?"

„Wohin Sie wollen." Er drückte ihr die Hand.

Sie standen vor der Hütte. Der Blasl kam heraus, den Pfeifenstummel im Munde. Als er das Fräulein erblickte, hinterher den Grafen mit dem roten Parasol, lachte er verschmitzt: „Haben Sie's derwischt? Aber gel, net gar z' streng sein, is ja no gar so viel jung."

„Die Stube richt her," befahl der Graf barsch. „Das Fräulein bleibt hier mit ihrem Vater."

Da stutzte der Blasl. „Wenn's aber auskommt? I will net verantwortli sein dafür."

„Schwätz net so dumm und tu, was ich sage."

Blasl trollte sich schmunzelnd.

Die Flamme des Herdfeuers gaukelte um die geschwärzten Holzwände und verbreitete wohlige Wärme.

„Ist es da herrlich! Das habe ich ja gar nicht verdient." Das Fräulein setzte sich an den Herd, über dem schon das Teewasser brodelte. Der Schein der Flamme umgaukelte das gebräunte Antlitz, spiegelte sich in dem pechschwarzen Haar. Der Graf verlor keinen Blick von ihr. Ein Prachtweib! Wie die starken Brauen sich energisch wölbten! Zwischen den roten Lippen blitzte ein etwas vorgeschobenes Zähnchen, das verlieh ihr einen besonderen Reiz. So etwas war noch nicht heroben auf der Hirschbrunft! Mit der göttlichen Ruhe, die der Graf so liebte, war es nun zu Ende, die Welt war eingezogen in die armselige Hütte. Er machte sich mit dem Tee zu schaffen und stellte sich äußerst ungeschickt unter ihren Blicken.

„Jetzt begreife ich Ihren Haß gegen rote Schirme," begann sie plötzlich.

Der Graf sah sie erstaunt an.

„In diesem weltfernen Frieden — werfen Sie ihn doch hinaus, jetzt stört er mich selbst."

„Mich gar nicht mehr, er paßt zu Ihnen."

„Der Friedlosen, meinen Sie wohl."

„Zu Ihrem schwarzen Haar, Ihren Augen, Ihrem ganzen Wesen."

Maxl kam herein, mit dem Professor, und stutzte. Ein Frauenzimmer in der Hütte, und der Graf macht Tee, das war noch nie da! Der Professor putzte erst seine Brille und warf von unten herauf prüfende Blicke auf das Paar am Herde.

„Was soll nun geschehen, Herr Graf? Ihr Maxl setzte mir eben unser Verbrechen so klar auseinander, daß ich selbst einsehe, daß wir strafbar sind."

„Und Ihre Strafe soll sein, daß Sie die Nacht in dieser Hütte zubringen müssen; Ihr Fräulein Tochter hat sich bereits darein gefügt," erklärte der Graf.

„Aber Irene, du mit deinem ewigen Kopfweh, wenn du schlecht schläfst —"

„Ist ja gar nicht wahr, glauben Sie es nicht, Herr Graf, auf dem harten Boden schlafe ich und bekomme kein Kopfweh. Wie du das nur sagen kannst, Papa, im Gegenteil, ich liebe die Abhärtung, ich schlafe überhaupt immer hart, — ist auch viel gesünder, ja wohl."

Der Professor war starr über die Worte seines verwöhnten Töchterleins.

In wenigen Minuten war die Gesellschaft um den Tee vereint, und die Hütte hallte wider vom fröhlichen Gelächter. Dann spielte der Maxl eines auf der Zither, der Graf tanzte mit Irene, und der Bleamlbrocker schlug mit den Händen den Takt dazu. So fidel war noch keine Hirschbrunft angegangen! Es war schon spät, als sich der Professor mit seiner Tochter zurückzog. Er mußte das Versprechen abgeben, den andern Morgen die Rückkunft der Jäger vom Pirschgang zu erwarten.

Irene ging in die Stube, die der Blasl so säuberlich zubereitet. „Weidmannsheil, Herr Graf!" Der kleine Zahn leuchtete so schelmisch zwischen den kirschroten Lippen.

„Weidmannsdank, Fräulein Irene!" Dann folgte noch ein edler Wettstreit zwischen dem Professor und dem Grafen um die Liegestatt beim Maxl in der Jägerstube, aus dem der Graf als Sieger hervorging.

Maxl schüttete rasch Heu auf dem Boden auf. Der Graf blieb allein in der Küche. Der Schlaf floh ihn. Nebenan regte sich immer etwas, ein ständiges Knistern, Rauschen, Mücken — eine ganze Skala von Geräuchen. Er hielt sich mäuschenstill, sie sollte nicht wissen, daß er ihr Wächter war.

Plötzlich öffnete sich die Tür, nur ein kleiner Spalt, ein Händchen kam zum Vorschein, zwei gelbe Stiefeletten kollerten auf dem Boden, der eine blieb aufrecht stehen, der andre legte sich auf die Seite.

Der Graf konnte den Blick nicht mehr wenden davon. Sie erzählten einander eine lange Geschichte. Der Aufrechte dem Gefallenen, eine lange, schwüle Geschichte, ein feiner Saftduft ging davon aus und füllte den ganzen Raum. Ganz still wurde es. Der Graf warf sich auf sein Heulager, das verglimmende Feuer spielte seinen Spuk an den Wänden — plötzlich fuhr er verschlafen auf. Was war das in der Ecke, das Purpurrote, als ob Feuer sich durch die Wand bräche — es bewegte sich — dehnte sich. Da sprang er auf, trat dem Unglaublichen näher — er mußte lachen — das rote Parasol! Es hatte sich langsam entfaltet und kroch ihm förmlich entgegen. Er nahm es auf, legte es zusammen, knöpfte die Schnur ein und sog den Duft ein, stellte es beiseite und kroch wieder in das Heu — da wisperten wieder die Stiefelin, und als er hinsah, war es ihm, als ob sie ihre Stellung verändert hätten; der linke stand jetzt und der rechte lag. Zum Glück erlöschte eben der letzte Funke

Digitized by Google

auf dem Herde und mit ihm der ganze Spuk. „Ich drücke ſie morgen, daß ihr der Spaß vergeht.“ hörte er noch von dem einen. „Und ich platze vor Vergnügen,“ erwiderte der andre. Dann ſchlief er ein. — —

Der Regen fiel in Strömen, und das Gebirge lag im dichten Nebel, aber die Pirſch wird gemacht, ſchon wegen dem Marxl, der zuletzt glauben könnte —! Aber rechter Ernſt war nicht dabei, der Wind ſchlecht, kein Hirſch zu hören, und gepirſcht hat der Graf noch nie ſo ſchlecht, denkt ſich der Marxl. Um ſieben Uhr war man ſchon wieder auf der Hütte.

Vater und Tochter ſaßen ſchon beim Kaffee, den der Blaſl gebraut. Der Graf ſah unwillkürlich auf die gelben geſchwätzigen Stiefeln, und Fräulein Irene wurde feuerrot.

„Sie müſſen entſchuldigen, Herr Graf, ich wußte nicht, daß Sie hier ſchlafen.“

Es freute ihn, daß ſie ſeinen Blick verſtanden. Der Profeſſor drängte, er müſſe mit dem nächſten Zug in die Stadt. Der Graf bot ſeine Begleitung an, wenigſtens bis zur Fahrſtraße hinunter, er habe ohnehin da unten bei einem Brückenbau ein Geſchäft; Marxl ſollte ſeine Zurückkunft auf der Alm erwarten.

Blaſl bot galant dem Fräulein einen mächtigen alten Schirm. „Wir haben ja ſelbſt einen,“ erklärte der Graf, griff nach dem roten in der Ecke und ſpannte ihn auf.

„Wirklich, Ihr Ernſt?“ Irene lächelte verſchmitzt.

„Wenn er nur net z' klein is,“ meinte der Blaſl.

„Red net ſo dumm, groß gnua is er,“ half Marxl ſeinem Herrn.

Der Graf bot Irene ſeinen Arm, und unter dem geſtern ſo geſchmähten roten Dach verließen ſie die Hütte.

Blaſl und Marxl ſtupften einander in die Seite und blickten ihnen nach, bis der rote Fleck im Nebel verſchwand. Dann ſchlug ſich der Marxl klatſchend auf die Lederhoſe und ſchnalzte mit der Zunge. „Blaſl, ſetzt hat's das recht! Er is mir ſcho lang z'ſcharf, a Gräfin muß her — und i moan, ſie is ſcho da!“ — —

Aber es war kein Weidmannsheil dabei! Regen und Nebel, Wind ſchlecht, der Graf wie ausgewechſelt, mißlannſch, ohne Vertrauen; ſonſt ein vortrefflicher Schütze, hatte er bereits zwei Hirſche gefehlt. War auch zu dumm, die ganze Geſchichte! Da hatte er's wieder, wenn er ſich einmal aus Gutmütigkeit mit einem Frauenzimmer einließ! Im Hinunterweg war ſie noch die Natürlichkeit ſelbſt, voll Humor und Friſche, noch einmal ſo reizvoll erſchien ſie, umfloſſen von dem roten Licht, das der Schirm über ihr Haupt ergoß. Sie ſprachen zuſammen über alles Erdenkliche, wie alte Freunde, und auch der Profeſſor entpuppte ſich als ein trefflicher alter Herr, — da kam der Abſchied auf der Straße. Alles anders! Sie reichte ihm förmlich die Hand, machte einen Knicks wie ein Schulmädchen, nicht einmal das weiße Zähnchen zeigte ſie mehr, das er ſo lieb gewonnen. Der Alte entſchuldigte ſich über die Störung, die er verurſachte, — kein Wort von einem Wiederſehen!

Aber ganz recht hat ſie, — eine zufällige Begegnung, ganz originell, ganz amüſant, man genießt ſie harmlos, und dann — Schluß. Schämen ſollte er ſich, daß ein Mädchen ihn das lehren muß. Sich die Hirſchbrunſt verderben laſſen, auf die er ſich das ganze Jahr freute, wäre noch ſchöner, — bis er auf die Alm kam, fühlte er ſich ſchon wieder freier auf der Bruſt. Nur der Marxl ärgerte ihn gleich mit ſeiner dummen Frage nach dem roten Paraſol! Das ging ihm gerade noch ab, das verhexte Ding in der Hütte zu haben. — Wenn nur das Hundewetter nicht geweſen wäre! Da ſitzt man den ganzen Tag in der Hütte, langweilt ſich und denkt an allerhand, und der Marxl ſchwätzt das dümmſte Zeug.

Immer wieder fängt er von der Profeſſorstochter an, — nix Schöneres habe er ſein Lebtag nicht geſehen — und der Alte erſt — das beſte Maundl, — und ſteinreich müſſe er ſein, was er ſo außag'fragt hat.

Er konnte ihm doch nicht verbieten, davon zu ſprechen. Wovon ſoll er denn auch reden? Zuletzt hörte er es ganz gerne, ging ſelbſt davon an. „Ob ſie wohl im Dorfe unten Quartier genommen?“ — Auf was ſollen ſ' denn warten?“ meinte der Marxl. „Ja, wenn S' das Paraſol z'ruckb'halten hätten —“

„Gſel! Die wird eine Woche auf ein rotes Paraſol warten.“

„Was kann ma ſag'n, — und wenn net — könnt' ma ihr's ja bringa.“

„Auch noch! Bringen! Nach Marbmrg vielleicht!“

Aber recht hatte er doch, der Marxl, er hätte es behalten ſollen — für alle Fälle!

Dann kam eine öde Zeit auf der Vilsalphütte. Kalt, naß, die rauchige Küche, das ſchlechte Eſſen. Der Graf begriff es ſelbſt nicht, wie er ſich ſeit Jahren hier ſo wohl hat fühlen können. Nicht einmal der gute Zehner, den er ſchoß, machte ihm eine rechte Freude.

Eines Tages aber wurde er ſich über ſeinen ſchmachvollen Zuſtand klar. Er war mit Marxl auf der Frühpirſch — plötzlich riß dieſer ſein Perſpektiv herunter. „Sehen S' den roten Fleck da oben unter der Wand?“ Da hatte er das Vorgefühl eines Herzſchlages, ſeine Hand zitterte, als er ſein Glas darauf richtete, — eine Dirne war's, die zwei verſtiegene Geißen holte.

Ein jäher Schmerz durchzuckte ihn. Er war zu ehrlich, ſich ſelbſt zu belügen. Machen wir ein Ende damit,' dachte er, fort von der Hütte, das iſt das einzige Heilungsmittel.' Es war am Dreizehnten, am Fünfzehnten war ohnehin Schluß.

„Grad no a Gamspirſch!“ bat der Marxl, „weil's Wetter ſich aufzieht.“

Die Gamspirſch wurde genehmigt. Endlich einmal ſchönes Wetter, und das heißt was im Gebirg, im Oktober. Der ganze Menſch fühlt ſich klar und leicht, die Bruſt weitet ſich in der balſamiſchen Luft, das Auge beherrſcht alle Weiten, die ernſte Keuſchheit der Natur macht ihn wieder zum Kind. Auch der Graf fühlte ſich wieder freier, was im Nebel und Regen zum läſtigen Druck geworden, löſte ſich jetzt in heitere Erinnerung, die, ihm ſelbſt unbewußt, eine unbeſtimmte Hoffnung durchleuchtete. Dagegen war Marxl in übelſter Laune. Er hatte immer noch

Digitized by Google

gehofft, jetzt war's aus. So a dumm's Frauenzimmer! Nix merka, — nimmer komma, — könnt'st di z' tot ärgern!

Maxl nahm nicht ohne Absicht den Weg über den Preutenschlag. „Da hab'n ma's troff'n!" unterließ er an der kritischen Stelle nicht zu erwähnen. „Hat si do nimma einatraut mit ihr'm roten Parasol." Der Graf schwieg. Dann ging's durch den Paß hinauf, der Graf glaubte noch die zierliche Fährte Ireuens im feinen Sand zu erkennen.

Jetzt begann die Pirsch. In den Gräben des Kammes stand immer Gemswild, und in dem mittleren da wußte er einen ganz besonders guten Bock, der sollte die Brunst beschließen.

Auf einem Latschenkopf, der nach allen Seiten Umsicht bot, war sein Standquartier. Da war schwer anzukommen. Der erste Graben war leer; Maxl musterte mit seinem Perspektiv den mittleren. Richtig, da stand er schon auf seinem alten Platz und spekulierte umeinander. Hilft alles nichts, er muß umgangen werden, daß man ihm von oben beikommt.

Jetzt packte den Grafen der Jagdeifer; schon ein Zeichen der Heilung. Maxl voraus, ging's durch Geschröff und Latschen, und die Sonne sengte, als ob es August wäre. Wie der Maxl vorschlüpfte auf den Grat, um nachzusehen, stand der Bock noch immer und äugte in die Tiefe. „Wird halt a paar Geißl unten haben," meinte der Maxl.

Jetzt galt es äußerste Vorsicht. Der Wind war nicht rar. Mau war jetzt oder dem Bock angelangt, nur noch der Graben dazwischen. Langsam vorgekrochen, daß keine Latsche sich rührt, kein Steinrl geht, dann muß er schußgerecht sein.

Der Graf war voraus, dicht hinter ihm Maxl. Der Graf lag auf dem Bauch, streckte vorsichtig den Kopf vor, — der Bock hatte noch immer keinen Rührer getan und blickte starr auf das jenseitige Gehänge. Jetzt pfiff er, schlug mit dem Lauf, — aber noch immer wendete er sich nicht herauf.

„Schiaß'n S', lang halt er nimmer," mahnte Maxl.

Der Graf visierte den Bock an, gab Dampf, der Bock brach zusammen, kugelte in den Graben, aber der Graf und der Maxl rührten sich nicht, sondern blickten nur starr auf das jenseitige Gehänge hinüber, in dem für den ersten Augenblick Unerklärliches sich zeigte. Etwas Feuerrotes sprang in elastischen Sprüngen durch das Geschröff, von Wand zu Wand, plötzlich blieb es an einer Latsche hängen, entfaltete sich — das rote Parasol! Der Graf und Maxl riefen es zugleich! In dem Augenblick aber ergriff beide das Entsetzen, ihre Blicke irrten durch den Graben, hinauf zu den Wänden — der Graf schrie, daß der Berg hallte „Irene! Irene!" und von ganz oben kam unverständliche Antwort, eine Stimme — eine weibliche Stimme!

Sie stürzten förmlich abwärts, mitten durch die Latschen, durch den Graben, an dem Gemsbock vorbei, der vereubet in den Steinen lag, und der Graf rief den Namen Irene, daß die Echos sich kreuzten. „San S' do stad! Wenn s' oben is, kann s' do net abgfallen sein!" mahnte vergeblich Maxl.

Im Nu schwangen sie sich auf der andern Seite hinauf, kein Hindernis achtend, Maxl voraus, dem das ganze Herz lachte. An einem Latschenast, der über eine Wand sich herabbeugte, hing das rote Parasol! Maxl ließ es sich trotz aller Zurufe des Grafen nicht nehmen, das Hexenzeug zu holen, das ihm, wenn nicht alles täuschte, zu seiner Gräfin verhalf. Triumphierend schwang er es, — dann ging es aufwärts. Und da oben stand sie schon, mitten auf dem Jägersteig, den er in seiner Hast ganz vergessen.

„Schelten Sie mich nur tüchtig aus, Herr Maxl, ich verdiene es nicht anders," rief sie ihm zu.

„I schelten — Ihna? Abbusseln möcht' i Ihna, weil S' nur grad heil da oben stehen. Herr Graf, da steht s' scho, pumperlg'sund! Kommen S' nur auf!"

„Und das Parasol bringen Sie mir auch noch, das ich in meinem Schreck habe fallen lassen? Das ist mehr als edel," meinte Irene lachend.

„Hätt' ma ja den Gamsbock gar net g'schoss'n ohne 's Parasol! Vergold' muaß's werden, das Parasol! Jessas, die Freud' vom Grafen, wenn er Ihna wieder sieht. Ja, wo bleibt denn der Herr Graf? Da san wir! Hat ihn gar der Schnaufer auslassen —"

Da erschien das glühende Gesicht des Grafen zwischen den Latschen; mit einem Sprung war er herohen.

„Ja, wie können Sie — wie können Sie — die Todesangst — ich — ich Irene, Fräulein Irene —" Er ergriff ihre Hand, drückte sie, küßte sie, das Naß trat ihm in die Augen, und die trotzige Lippe zuckte verdächtig. „Ich kann die Worte nicht schön setzen, Fräulein Irene, ich bin glücklich — ich lasse Sie nicht mehr —, die Angst um Sie hat mir alles gesagt, mehr als Jahre können. Irene, da unten mag man es anders machen, hier oben, schau dich um, — macht man's so —" Er riß sie an sich, drückte sie an seine breite Brust und küßte sie lange — lange.

Der Maxl schwang das rote Parasol und tat einen Juchschrei, daß der Berg hallte. „Jetzt hol' i erst den Gamsbock, dem i mein' Gräfin z' danken hab'."

„Nicht wahr ist's, dem da hast du's zu danken." Der Graf packte den Schirm, spannte ihn auf und küßte, von seinem Schein wie von einem Morgenrot überströmt, von neuem die junge Braut!

Das war ein Hirschbrunftschluß! Der Maxl mit dem Gemsbock auf dem Rücken, hinterher der Graf und seine Braut unter dem roten Parasol...

Als ich vor einiger Zeit, in der ersten Hälfte des Oktobers, die Bergstraße beging, die unter dem Vilsalpsee in das Tirolische führt, da begegnete ich einem leichten Jagdwagen, mit zwei Füchsen bespannt, in dem eine reizende junge Frau saß, das liebliche Gesicht in die transparente Glut eines roten Schirmes getaucht. Das war die Gräfin S., die ihren Gatten auf dem Vilsalpsee besuchte.

Digitized by Google

Tänzerin

Nach dem Gemälde von Albert von Keller (München)

Digitized by Google

AUS ALLER WELT

FRITZ-MECKENBART.

Vom serbischen Königshofe

Die Dynastie Karageorgiewitsch erfreut sich noch immer der allgemeinen Aufmerksamkeit Europas, und mit Spannung verfolgt man alles, was an dem kleinen Hofe vorgeht. Dabei ist das Leben König Peters beinahe ebenso einfach geblieben wie in jener Zeit, da er noch als schlichter Privatmann in Genf lebte. Als im September v. J. der französische Major Levasseur seinen Posten als Gouverneur des Kronprinzen antrat, übergab ihm der König seinen Sohn mit den Worten: „Sie werden aus ihm zuerst einen guten Menschen heranzubilden haben, dann erst einen guten König und zuletzt einen tüchtigen Soldaten." Damit hat der König sich selbst charakterisiert.

Adolf von Sonnenthals siebzigster Geburtstag

Adolf von Sonnenthal, dessen siebzigsten Geburtstag das Wiener Hofburgtheater am 21. Dezember v. J. feierte, ist einer der bedeutendsten Vertreter deutscher Schauspielkunst in der Gegenwart. Seine Wiege stand zwar in Ungarn, aber in der damals noch fast ganz deutschen Hauptstadt Pest. Als ganz armer Schneidergeselle kam Sonnenthal nach Wien, und mit Stolz zeigt der Künstler noch jetzt das Zeugnis seines damaligen Meisters, das seinen Fleiß und seine musterhafte Führung bezeugt. Der erste Besuch des Burgtheaters, dessen Stern er einst werden sollte, brachte in Sonnenthal den Entschluß zur Reife, sich dem Theater zu widmen, und Dawison, der sein Talent frühzeitig erkannte, gab ihm die ersten Unterweisungen für seine Bühnenlaufbahn. Auf die Fürsprache seines Gönners hin erlaubte Heinrich Laube dem jungen Schneidergesellen, als unbesoldeter Statist im Burgtheater mitzuwirken. Sein erstes Engagement führte ihn 1851 nach Temesvar, wo er als Phöbus im „Glöckner von Notredame" zum erstenmal als Schauspieler die Bühne betrat. Ueber Hermannstadt und Graz kam Sonnenthal dann nach Königsberg i. Pr. Er hatte sich dort bereits ein ziemlich großes Repertoire gebildet, als Laube ihn im Mai 1856 zu einem Gastspiel an der Wiener Hofbühne einlud. Er gab dort den

Adolf von Sonnenthal

Phot. T. Chusseau-Flaviens, Paris

Erbprinz Georg

Prinz Alexander

König Peter

Mittagstafel im königlichen Schlosse zu Belgrad

Digitized by Google

Mortimer und Schiller in den „Karlsschülern". Laube erkannte sofort das Talent des jungen Künstlers, er engagierte ihn und förderte ihn, wo er nur konnte. Schon nach drei Jahren erhielt Sonnenthal das Tekret als lebenslänglicher Hofschauspieler am Burgtheater, wo er seither ununterbrochen wirkt. Bei seinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum als Burgschauspieler im Jahre 1884 wurde er durch die Verleihung des Ordens der Eisernen Krone ausgezeichnet und in den Ritterstand erhoben. Der Künstler hat nach Wilbrandts Rücktritt von der Direktion und auch nach dem Tode Dr. Försters längere Zeit die Leitung des Burgtheaters geführt, dessen Oberregisseur er seit 1884 ist. Von seinen Glanzrollen, die dem Schau- und Lustspiel angehören, seien nur erwähnt der alte Disler in „Fromont und Risler", Konrad Bolz, Marquis von Villemer, Graf Waldemar und Lord Rochester. Im klassischen Drama zählen Clavigo, Marquis Posa, Wallenstein, König Lear, Hamlet, Nathan und Faust zu Sonnenthals Meisterleistungen. Auf häufigen Gastspielreisen, die ihn nicht nur auf so ziemlich alle großen deutschen Bühnen, sondern auch nach Rußland und Nordamerika führten, hat sich der Künstler einen internationalen Ruf errungen. **m. w.**

Das Gotteshaus der Villenkolonie Grunewald

Die Villenkolonie Grunewald, Berlins vornehmster Vorort, nimmt auch im Aeußeren immer mehr den Charakter eines selbständigen Gemeinwesens an. Zwar sorgen strenge Gesetzesvorschriften dafür, daß kein gewinnsüchtiger Bauspekulant durch intensivere Bebauung des Bodens den Villencharakter beeinträchtige, und noch herrscht vornehme Stille in den breiten wohlgepflegten Alleen, aber hier und dort findet man schon größere Gebäude, die der ganzen Anlage mehr einen städtischen Charakter geben. Vor nicht langer Zeit hat sich die Gemeinde ein prächtiges Gymnasium erbaut, und jetzt hat die Kolonie in einer Kirche ihren architektonischen Mittelpunkt erhalten. An bevorzugter Stelle erhebt sich das geschmackvoll aus grauem Sandstein in gotischem Stil erbaute Kirchlein, und leicht und graziös wächst der schlanke Turm über die Wipfel der Fichten, der Baumart, die trotz der intensivsten Kultur noch für geraume Zeit in der Kolonie vorherrschen wird. Unser Bild gewährt einen Blick in das Innere der Kirche. Da es an reichen Gebern in der Kolonie nicht fehlt, hat es einen kostbaren künstlerischen Schmuck erhalten; die Vorhänge und die Altardecke sind Schöpfungen der bekannten Kunstgewerblerin Ida Seeliger, die nicht nur selbst reizvolle Arbeiten schafft, sondern auch eine erfolgreiche Lehrtätigkeit ausübt.

Der Altarraum in der Kirche der Villenkolonie im Grunewald

Zu Ludwig Pietschs achtzigstem Geburtstag

Eine der bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten der Berliner Künstler- und Schriftstellerwelt, Professor Ludwig Pietsch, vollendete am 25. Dezember v. J. das achtzigste Lebensjahr — nicht wie die meisten seiner Altersgenossen in behaglicher Muße oder doch frei von den täglich sich erneuernden Mühen eines aufreibenden Berufslebens, sondern noch immer frisch und arbeitsfreudig im Dienste der ungebuldigsten und schonungslosesten aller modernen Kulturmächte, der Tagespresse, tätig. Mit wahrhaft jugendlicher Rüstigkeit weiß der Achtziger noch heute den gewaltigen, vielfältigen Anforderungen nachzukommen, die der journalistische Beruf, zumal in der Reichshauptstadt, stellt, und wenn man bedenkt, wie sehr sich diese Anforderungen in den letzten fünf Dezennien, seit denen Pietsch für die Presse tätig ist, gesteigert haben, so muß man die Elastizität, mit der er sich den modernen Verhältnissen anzupassen verstanden hat, und seine Kraft, die mit dem Alter nur gewachsen zu sein scheint, aufs höchste bewundern. Daß Pietsch ursprünglich bildender Künstler war, ist heute vielleicht nicht mehr allgemein bekannt, aber die ältere Generation hat von seinen Gemälden, Radierungen und Zeichnungen noch viele in der besten Erinnerung. Ende der fünfziger Jahre begann er seine publizistische Tätigkeit. Anfangs schrieb er vorwiegend über Kunst und übernahm im Jahre 1858 an Stelle Wilhelm Lübkes die Besprechung der Kunstausstellungen und Kunstfragen für die „Spenersche Zeitung", arbeitete auch an den „Grenzboten" und der „Berliner Allgemeinen Zeitung" mit, bis er 1864 ständiger Mitarbeiter der „Vossischen Zeitung" wurde, der er seitdem in ununterbrochener vierzigjähriger Tätigkeit den größten Teil seiner Zeit und Arbeitskraft gewidmet hat. Er beschränkte sich bald nicht mehr auf die Kunstkritik, sondern übernahm auch die Berichterstattung über wichtige gesellschaftliche, politische oder sonstige öffentliche Vorgänge und Veranstaltungen. In Erfüllung dieser Pflichten unternahm er im Auftrag der Zeitung fast alljährlich größere Reisen, die ihn durch die interessantesten Länder der drei alten Weltteile führten und die er in zahlreichen Feuilletons aufs anziehendste geschildert hat. Den Kriegsereignissen von 1870/71 folgte er als Zeichner und Berichterstatter im Hauptquartier der III. Armee; 1889—91 machte er die Sommerfahrten Kaiser Wilhelms II. mit, um darüber zu berichten. 1894 wurde ihm zu seinem siebzigsten Geburtstag der Professortitel verliehen, zu seinem achtzigsten Geburtstag zeichnete ihn der Kaiser durch einen Ehrensold von jährlich 2000 M. aus. Von seinen Feuilletons veröffentlichte Pietsch eine Anzahl auch in Buch-

Phot. Reichardt & Lindner, Berlin

Ludwig Pietsch

Digitized by Google

Das für Hannover bestimmte Denkmal von Rudolf von Bennigsen
Entworfen von Lüer und Gundelach

form unter den Titeln: „Aus Welt und Kunst", „Orientfahrten", „Von Berlin bis Paris. Kriegsbilder", „Marokko", „Wallfahrt nach Olympia"; auch schrieb er den Text zu dem Prachtwerk „Die deutsche Malerei auf der Münchner Jubiläums-Ausstellung 1888" und die Autobiographie „Wie ich Schriftsteller wurde", ferner, in der bekannten Sammlung der Knackfußschen Künstler-Monographien, Biographien von Knaus und Herkomer u. a.

Das Bennigsen-Denkmal in Hannover

Bei dem für die Errichtung eines Bennigsen-Denkmals in Hannover ausgeschriebenen nationalen Wettbewerb hat der von dem Bildhauer Gundelach und dem Architekten Lüer eingereichte Entwurf den Preis davongetragen und soll, wie jetzt endgültig beschlossen worden ist, ausgeführt werden. In dem Preisausschreiben war für das Denkmal der dem Provinzialmuseum gegenüberliegende Platz an der Rudolf von Bennigsenstraße bestimmt und in erster Linie eine Brunnenanlage in Aussicht genommen, wobei das Porträt des Verewigten in hervorragender Form angebracht werden sollte; die ganze Anlage sollte in Granit und Bronze ausgeführt werden, die Gesamtkosten die Summe von 80000 Mark nicht übersteigen. Diese Aufgabe ist von den beiden genannten Künstlern in glücklichster Weise gelöst worden. Die vor Bildhauer Gundelach geschaffene sitzende Porträtfigur ist, was Aehnlichkeit der Gesichtszüge, Freiheit der Bewegung und echte Wiedergabe des inneren Wesens betrifft, geradezu vorbildlich zu nennen. Prachtvoll stimmt zu dem markigen Umriß der Figur das vom Architekten Lüer entworfene gedrungene, in antiken Formen gehaltene Postament. Der monumentale Rahmen, dessen das Denkmal in seiner großzügigen Umgebung, namentlich angesichts des neu angelegten Rathausparks und der großen Baumassen des gegenüberliegenden Provinzialmuseums bedarf, wenn es als hervorragendes Werk zur Geltung kommen soll, wird ihm in Gestalt einer halbkreisförmigen Säulenhalle gegeben, die den Bau auf der Rückseite abschließt und gewissermaßen ein Ehrenforum für die Denkmalsfigur bildet. Ringsherum zieht sich auf dem erhöhten Denkmalsplateau eine Steinbank. Nach der Parkseite zu ist eine mächtige Rasadenanlage geplant, deren Wasser sich in ein großes Becken dem Maschparkfee zu ergießen. Die Architekturformen sind ernst und einfach gehalten, wie es die Ausführung in dem harten Granitgestein erfordert. Der Eifer, das Gedächtnis des großen Politikers und Mitarbeiters am Werk der deutschen Einheit zu ehren, war groß; die Sammlungen ergaben eine weit größere Summe als nötig war. Das Denkmal wird 1908, voraussichtlich am 10. Juli, dem Geburtstage Bennigsens (geb. 1824), enthüllt werden.

Von den italienischen Wahlen

Die vor kurzem erfolgten allgemeinen italienischen Wahlen in Italien gewannen ein weit über die Grenzen des Landes hinaus reichendes Interesse dadurch, daß sich zum erstenmal eine stärkere Beteiligung der gläubig-katholischen Elemente

Von den italienischen Wahlen: Ein Polizeikommissar (an der Hand verwundet) leitet in Neapel die Räumung der Straßen

Digitized by Google

Phot. Jaeger & Goergen, München

Schlußszene des ersten Aktes aus der Pantomime „Geschichte eines Pierrots"
Von der Erstaufführung im Münchner Künstlerhause

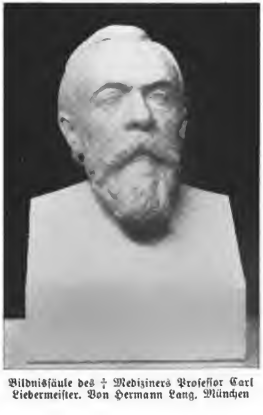
in der Bevölkerung bemerkbar machte. Wenn auch die Nachricht, Papst Pius X. habe das non expedit, das Verbot der Beteiligung der Katholiken an den politischen Wahlen des neuen Italiens, aufgehoben, sich später als irrtümlich erwies, so hat doch der Papst die Bischöfe ermächtigt, in einzelnen Fällen, speziell wenn es sich um den Kampf gegen die Umsturzparteien handelt, den Gläubigen die Teilnahme an den Parlamentswahlen nach ihrem Ermessen zu gestatten. Damit wäre dann dem immer mehr vordringenden Einfluß der republikanischen und sozialistischen Parteien, von deren Tätigkeit der kürzlich inszenierte Generalstreik Kunde gab, ein Gegengewicht geschaffen, dessen Wirksamkeit die Zukunft allerdings erst erweisen muß. Unser Bild a. S. 92 gibt eine etwas bewegte Straßenszene aus Neapel wieder.

Die Geschichte eines Pierrots

Dem lebhaft entwickelten Sinn des Münchner Publikums für aparte künstlerische Veranstaltungen ist es zu verdanken, daß eine im allgemeinen als veraltet geltende Kunstart, die Pantomime, welche die Gegenwart fast nur noch in der besonderen Form des Balletts kennt, in München kürzlich mit gutem Erfolg wieder auf die Bühne gebracht werden konnte. Eine Anzahl von Kunstfreunden hatte sich zusammengetan, um im Künstlerhause, der Meisterschöpfung Franz von Lenbachs, die von dem Franzosen Ferdinand Beissier verfaßte, von Professor Schütz und Franz Pocci ins Deutsche übertragene dreiaktige Pantomime „Die Geschichte eines Pierrots" zuzüglich mehrerer gemeinnütziger und Wohltätigkeitsvereine zum ersten Male in Deutschland zur Aufführung zu bringen. Die Arrangierung des Stückes und die Rolle des Prologus hatte der bekannte Komiker Konrad Dreher, der Liebling des Münchner Publikums, die Regie Herr Karl Goblewski von der Wiener Hofoper übernommen; die Figur des Pierrot wurde von Herrn Ehrmann aus Wiesbaden, die andern Hauptrollen von Mitgliedern der Wiener Hofoper (darunter Fräulein Camilla Weigang, Fräulein Hermine Gerzhofer, die Herren Leo Cladill und Aloys Schmid) dargestellt. In der Handlung wechselt tiefe Tragik mit heiterer Anmut und drolliger Komik. Der schüchterne Pierrot gewinnt nach langen Zweifeln und Qualen das Herz und die Hand seiner angebeteten Louisette, verscherzt sich aber bald, von seinem tückischen, rachsüchtigen Nebenbuhler Julot verführt, durch frevelhaften Leichtsinn und Untreue sein ganzes Glück und versinkt in Not und Elend. Erst nach Jahren führt ihn sein Weg wieder in die Nähe Louisettens, und der kleine Pierrot, beider Kind, vereinigt die lange Getrennten wieder. Das stumme Spiel der Darsteller war außerordentlich lebendig und ausdrucksvoll, so daß wohl kaum jemand unter den Zuschauern das gesprochene Wort vermißte; in manchen Szenen, besonders der des Wiederfindens am Schlusse, war es von höchster künstlerischer Vollendung und ergreifendster Wirkung.

Die Liebermeister-Büste in der medizinischen Klinik zu Tübingen

In der medizinischen Klinik zu Tübingen ist kürzlich eine von dem Münchner Bildhauer Hermann Lang geschaffene Marmorbüste des hervorragenden Klinikers und Anatomen Carl Liebermeister, der dreißig Jahre lang Leiter dieser Klinik gewesen war, aufgestellt worden. Liebermeister, der am 2. Februar 1833 zu Ronsdorf bei Elberfeld geboren war, studierte in Bonn, Würzburg, Greifswald und Berlin, habilitierte sich 1859 in Greifswald, 1860 in Tübingen, und wurde 1863 außerordentlicher, 1865 ordentlicher Professor und Direktor der medizinischen Klinik in Basel. 1871 folgte er einem



Bildnissäule des † Mediziners Professor Carl Liebermeister. Von Hermann Lang, München

Digitized by Google

Rufe nach Tübingen, wo er am 24. November 1901 ſtarb. Liebermeiſter hat ſich beſonders um die Lehre von der Wärmeregulierung und vom Fieber, ſowie um die Behandlung der fieberhaften Krankheiten Verdienſte erworben.

Ein amerikaniſches Rieſenfloß

Das Problem, wie man das Holz, das in den großen Waldgegenden Amerikas gefällt wird, nach den Verbrauchsorten transportieren kann, ohne durch die Koſten der Fracht den Verdienſt beim Verkauf allzuſehr zu beeinträchtigen, hat in den erfinderiſchen Köpfen der amerikaniſchen Techniker ſchon die abenteuerlichſten Pläne entſtehen laſſen. Man wollte ſogar mit einem großen Floß, das aus einem förmlichen Wald von Stämmen zuſammengeſchlagen war, die ſonſt den Bauch mehrerer Dampfer gefüllt hätten, den Atlantiſchen Ozean durchqueren und ſo als unüberwindliche Konkurrenz auf dem europäiſchen Holzmarkt auftreten. Das Rieſenfloß ging auch im Schlepptau eines Dampfers ab, aber es iſt nie an ſeinem Beſtimmungsort angelangt. Ein Sturm trennte den Bugſierdampfer von ſeinem Rieſenanhängſel, und tagelang trieb das Floß ſteuerlos im Meer, bis die Elemente das Gebäude in ſeine Beſtandteile zerlegten. Obgleich dieſer Verſuch mißlang, hat doch die Methode Anklang gefunden, und im Küſtenverkehr und ſpeziell auf den großen amerikaniſchen Binnenſeen verkehren jetzt zahlreiche derartige Transporte, die zugleich das Urſprünglichſte und Modernſte in der Schiffahrt darſtellen.

Ein amerikaniſches Rieſenfloß

Vom Krieg in Oſtaſien

Der Krieg im fernen Oſten iſt in ein ſpannungsvolles Stadium getreten. Die Eroberung des „203-Meter-Hügels“ vor Port Arthur hat den Japanern tatſächlich weitere ſchwer ins Gewicht fallende Erfolge gebracht, denn ſie hat es ihnen ermöglicht, die im Hafen liegende ruſſiſche Flotte ſo wirkſam zu beſchießen, daß ihnen von ihr keine nennenswerte Gefahr mehr droht. Die vier Linienſchiffe „Retwizan“, „Poltawa“, „Pobjeda“ und „Pereſwjet“, die zwei großen Kreuzer „Pallada“ und „Bajan“, das Kanonenboot „Giljak“ und ein Minenſchiff wurden nacheinander durch das japaniſche Feuer kampfunfähig gemacht; nur das Schlachtſchiff „Sebaſtopol“, das an einer verhältnismäßig geſchützten Stelle ankerte, konnte auf der Außenreede Zuflucht ſuchen, wo es jedoch den Angriffen der japaniſchen Torpedoboote bedenklich ausgeſetzt iſt, und auch die ruſſiſchen Torpedoboote ſcheinen genügend Deckung gehabt zu haben, um der allgemeinen Vernichtung zu entgehen. Was den energiſchen Befehlshaber des Geſchwaders, den Admiral Wiren, abgehalten hat, die ihm anvertrauten Schiffe vor dieſem ruhmloſen Untergang zu bewahren und ſie gegen die den Hafen blockierende japaniſche Flotte Togos zu führen, um, nachdem das Ende des ruſſiſchen Geſchwaders unvermeidlich geworden war, wenigſtens dem Feinde noch möglichſt zu ſchaden, das entzieht ſich einſtweilen der

Wie die Stämme zu einem für längeren Transport beſtimmten Rieſenfloß verbunden werden

Digitized by Google

Phot. Colliers Weekly — General Kuropatkin

Gottesdienst der russischen Armee in Mukden kurz vor ihrer ersten Offensivbewegung nach Süden

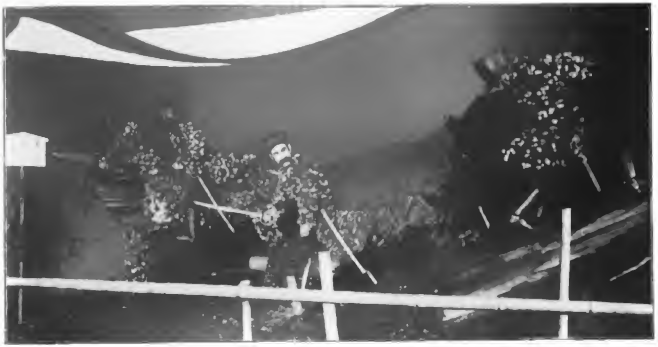
Blick auf das von japanischen Laufgräben durchzogene Vorterrain von Port Arthur

Digitized by Google

Beurteilung; zu seiner und der russischen Marine Ehre muß man wohl annehmen, daß triftige Gründe oder zwingende Umstände vorlagen, die ein aktives Vorgehen der Flotte ausschlossen. Durch die Vernichtung des Port-Arthur-Geschwaders hat Admiral Togo nicht nur freie Hand in der Verwendung seiner Streitkräfte bekommen, sondern auch ein so erhebliches Uebergewicht über die gegen ihn ausgesandte baltische Flotte erlangt, daß es nicht verwunderlich wäre, wenn Rußland diese unverrichteter Dinge umkehren ließe. Da nun überdies die Japaner vor Port Arthur, seitdem sie ihr erstes Ziel, die Zerstörung der feindlichen Kriegsschiffe, erreicht haben, von ihrer dominierenden Stellung aus jetzt nicht minder energisch und wirksam die Festungswerke und die Stadt beschießen, so daß man mit dem baldigen Fall der Festung rechnen darf, so ist die Lage der Russen zurzeit als recht kritisch zu bezeichnen, und auch der General Kuropatkin wird schwerlich imstande sein, in absehbarer Zeit darin eine Besserung herbeizuführen. Ob diese Situation Rußland endlich kriegsmüde und zum Friedenschließen geneigt machen wird? Man möchte es von Herzen wünschen! —

Die von den Russen auf dem Putilow-Hügel eroberten Geschütze

Das nebenstehende Bild vom ostasiatischen Kriegsschauplatz weckt die Erinnerung an eine Episode aus den gewaltigen Kämpfen am Schaho, bei der sich die Tapferkeit der Russen in glänzendem Lichte zeigte: die Erstürmung des „Putilow-Hügels". Die Schlacht hatte bereits mehrere Tage gedauert und war für die Russen so gut wie verloren; die japanische Westarmee unter dem General Oku hatte nach heißem Kampfe dem X. russischen Armeekorps Linschipu, einen wertvollen Stützpunkt, entrissen, wies alle Gegenangriffe siegreich ab und drohte die ganze russische Armee von Westen her aufzurollen. In dieser bedenklichen Situation zog der russische Oberkommandierende von seiner bis dahin weit zurückgehaltenen Hauptreserve das I. europäische und das II. sibirische Armeekorps vor und führte mit ihnen einen wuchtigen Gegenstoß gegen die im Zentrum der japanischen Aufstellung kämpfende Armee des Generals Nodzu. Der mit größter Tapferkeit ausgeführte Angriff gelang und machte die Erfolge der Japaner zunichte. Den Brennpunkt dieses furchtbaren Kampfes bildete das Gefecht um den „Bergkegel mit dem Baum", einen der wichtigsten, die Umgebung beherrschenden strategischen Punkte; dieser wurde von der 5. ostsibirischen Schützendivision unter dem Generalmajor Putilow mit heroischer Tapferkeit erstürmt, dann zwar von den Japanern wieder zurückerobert, aber schließlich von den Russen siegreich behauptet. Die schwersten Verluste hatte bei diesem Kampfe die japanische Artillerie; die Russen vernichteten fast alle Bedienungsmannschaften und Pferde der japanischen Batterien und eroberten zwölf Geschütze, aber auch ihre Reihen waren furchtbar gelichtet. Den mit so vielen Opfern erstrittenen Berg haben die Russen den „Putilow-Hügel" getauft.



Der ostasiatische Krieg in der japanischen Volkskunst: Kuropatkins Flucht von Liaujang
(Die Uniformen und das Pferd bestehen aus blühenden Chrysanthemen)

Digitized by Google

Armierte japanische Dschunken suchen die Küste ab, um die Verproviantierung des belagerten Port Arthur zu verhindern

Digitized by Google

Presse-Grantham Bain

Eine Batterie der japanischen schweren Artillerie bei Liaujang. (Im Hintergrund die Beobachtungsposten auf Leitern)

Ein merkwürdiger Niederschlag der Kriegsereignisse tritt uns auf dem zweiten Bilde a. S. 105 entgegen. In Japan blüht jetzt das Chrysanthemum, die von dem Inselvolk mit so großer Vorliebe und in zahlreichen Varietäten kultivierte Modeblume. Sie findet vielfach eine sehr eigenartige dekorative Verwendung, die dem europäischen Geschmack bis jetzt im allgemeinen fremd geblieben ist. Man bildet aus blühenden Chrysanthemen Puppen und andre Figuren von oft beträchtlicher Höhe (bis zu 10 Metern) und gruppiert diese zu lebenden Bildern, die dramatische Begebenheiten, Märchen u. dgl. darstellen. Während man nun in früheren Jahren in diesen Szenen meist nur Geishas, Pferde, Bären, Hunde u. dgl. zu sehen bekam, sind gegenwärtig Darstellungen aus dem Krieg mit Rußland an der Tagesordnung. Da kann man z. B. den General Kuropatkin mit seinem Adjutanten nach der Schlacht bei Liaujang vor den wild anstürmenden Japanern fliehen oder den Marschall Oyama mit zwei Offizieren seines Stabes eine Schlacht leiten sehen; andre Szenen stellen einen Seekampf, einen Sturm auf eine Festung, ein Begräbnis u. s. w. dar. Gesichter, Hände, Stiefel der Puppen sind aus bemaltem Holz, der Rumpf, die Arme und Beine werden aus blühenden Chrysanthemen in der Weise zusammengesetzt, daß die Erdklumpen, in denen die Wurzeln stecken, auf hölzernen Gestellen befestigt werden. Die Blumen werden täglich begossen und halten sich fast drei Monate.

Phot. W. Zigenthaler, Berlin

Das neue Charlottenburger Rathaus
Entworfen von Reinhardt und Süssenguth

Das neue Charlottenburger Rathaus

Berlins Nachbarstädte erfreuen sich bekanntlich in letzter Zeit der besonderen Fürsorge der preußischen Regierung, und unter ihrem starken Schutz und Schirm haben sie bisher jeden Versuch einer Eingemeindung glücklich überstanden und sich allmählich zu selbständigen und auch selbstbewußten Gemeinwesen entwickelt. Da ihnen alljährlich eine große Menge meistens recht zahlungsfähiger Steuerzahler zuströmt, die dem sich allmählich immer mehr zur „City“ entwickelnden Zentrum Berlins den Rücken kehren, und da ihnen nebenher das alte Berlin, der „Wasserkopf“ der preußischen Monarchie, so manche kommunalen Sorgen, wenn auch nicht abnimmt, so doch erleichtert, können sie sich wohl gelegentlich einen kleinen Luxus gestatten. Charlottenburg, die älteste der Nachbarstädte, das übrigens längst für sich allein schon zu den Großstädten gehört, hat z. B. seine eignen Kaiserdenkmäler, und jetzt hat es wieder durch den monumentalen Neubau seines Rathauses einen recht sichtbaren Beweis seiner kommunalen Selbständigkeit gegeben. Das nach den Plänen der Architekten Reinhardt und Süssenguth ausgeführte Gebäude liegt eingeschlossen in der Flucht der Straße, die dort allerdings sehr breit ist. Es zeigt alle Charakteristika einer gewissen Richtung der modernen Berliner Architektur, deren stark wirkende Monumentalität niemand bestreiten kann, die dem feinen Empfinden aber auch leicht etwas äußerlich, ja sogar protzig erscheinen mag. Bei der in diesem Jahr stattfindenden Zweihundertjahrfeier der Stadt soll das Rathaus, dessen Kosten auf 4 177 000 Mark veranschlagt sind, seiner Bestimmung offiziell übergeben werden.

Digitized by Google

Der neue schweizerische Bundespräsident

Die Würde eines schweizerischen Bundespräsidenten, die nach der Verfassung bekanntlich stets nur auf ein Jahr verliehen wird und nie von einer und derselben Persönlichkeit 2 Jahre nacheinander bekleidet werden kann, ist für 1905 dem bisherigen Vizepräsidenten des Bundesrats, Marc Ruchet, übertragen worden. Der neue, 1853 zu St. Saphorin am Genfersee geborene Präsident gehört dem Bundesrat, der aus sieben Mitgliedern bestehenden obersten Exekutivbehörde der Schweiz, seit 1899 an. Er wirkte darin als Chef des Finanz- und Zolldepartements; als Bundespräsident übernimmt er das Departement des Auswärtigen, und somit ist sein Amtsantritt auch von besonderer Bedeutung für Deutschland, dessen Bestreben stets darauf gerichtet ist, freundnachbarliche Beziehungen auch in kommerzieller Hinsicht zu der stammverwandten Republik zu unterhalten.

Marc Ruchet,
der schweizerische Bundespräsident für 1905

Leoncavallos „Roland von Berlin"

Am 13. Dezember fand im Berliner Königlichen Opernhause die erste Aufführung der mit so großer Spannung erwarteten Oper „Der Roland von Berlin" statt, die Ruggiero Leoncavallo, der gefeierte Komponist der „Bagliacci", dem Wunsch und der unmittelbaren Anregung unsers Kaisers folgend, geschaffen hat. Die Aufgabe des italienischen Tondichters war keine leichte; ist es ohnehin schon für jeden produktiven Künstler schwer, einen Stoff zu behandeln, zu dem ihn nicht sein eigner Schaffensdrang, sondern ein fremder Wille hingeführt hat, so kam in diesem Falle noch dazu, daß der Komponist sich in ein seinem nationalen und individuellen Empfinden weitabliegendes Milieu einzuleben hatte, wenn es ihm gelingen sollte, dem urdeutschen Stoff ein kongeniales musikalisches Gepräge zu geben. Daß Leoncavallo volle zehn Jahre gebraucht hat, um den ehrenvollen Auftrag auszuführen, ist neben vielen bekannt gewordenen Einzelheiten ein sprechender Beweis dafür, daß er mit größter Gewissenhaftigkeit zu Werk gegangen ist; und die glänzende Erstaufführung vor dem kaiserlichen Auftraggeber hat den Beweis geliefert, daß sein Ringen nicht vergeblich war. Fast allgemein wird anerkannt, daß Leoncavallos Werk die Erwartungen, die man von ihm hegte, beträchtlich übertroffen, daß es in besonderswerter Weise den ihm innerlich fremden Stoff zu meistern verstanden hat, und daß der schöne Erfolg und die äußeren Ehren, die dem Komponisten zuteil geworden sind, zweifellos wohlverdient waren. Ein völlig sicheres Urteil über das neue Werk zu fällen, ist indessen vorläufig noch nicht möglich; Kritik und Publikum sind durch die eigenartigen äußeren Umstände, unter denen das Werk entstanden und an die Oeffentlichkeit getreten ist, einstweilen noch mehr oder weniger voreingenommen, sei es für oder wider, und erst die Zukunft wird seinen wahren Wert erweisen. Die Handlung der Oper, auf die wir hier nicht eingehen können, hält sich im wesentlichen an den in der Zeit Kurfürst Friedrichs II. von Brandenburg spielenden Roman von Wilibald Alexis.

Phot. Zander & Labisch, Berlin

Von der Erstaufführung der neuen Oper von Leoncavallo „Der Roland von Berlin" im Berliner Opernhaus

Digitized by Google

Für müßige Stunden

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der dämischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe V

Von J. Jespersen in Svendborg („Tidsskrift for Schach“.)

Schwarz (5 Steine)

Weiß (6 Steine)

Weiß zieht an und zwingt Schwarz, im vierten Zuge mattzusetzen.

(Selbstmatt.)

Auflösung der Aufgabe IV

W. 1. Td6—a6
S. 1. Le7×a5
W. 2. Tf6—f4†
S. 2. Ke4—d4, d5
W. 3. Tf4—d6 matt.

A.

S. 1. Ke4—d4
W. 2. Tf6×f3
S. 2. e6—e4 od. bel.
W. 3. La3—b4, Td6—d3 matt.

B.

S. 1. Ke4—d5
W. 2. Tf6×e6†
S. 2. Kd5—d3, d4
W. 3. Ta6—d5 (event. auch La3—b2) matt.

C.

S. 1. Td6—g6, b8
W. 2. Tf6—e6†
S. 2. Ke4—d4, f4
W. 3. La3—b2, Te6—e4 matt.

D.

S. 1. Dd8×g5
W. 2. Tf6×g5†
S. 2. Ke4—d4, f4
W. 3. La3-b2, e1 matt.

E. S. 1. beliebig. and. W. 2. Tf6(×)f5† S. 2. Ke4—d4 W. 3. La3—b2 matt.

Partie Nr. IV

Turnierpartie, gespielt zu Cambridge Springs am 29. April 1904.

Unregelmäßige Partie

Weiß: F. J. Marshall. — Schwarz: H. N. Pillsbury.

Weiß.	Schwarz.		Weiß.	Schwarz.
1. d2—d4	d7—d5 [1])	13. e5×f6	Se7—f5
2. c2—c4	Sg8—f6	14. Dd1—a4	Dd8×f6
3. Sb1—c3	g7—g6	15. g2—g4	Sf5—d6
4. f2—f4	Lf8—g7	16. Sf3—e5	Df6—e7 [2])
5. e4—e5	d6×e5	17. Le4—d3	0—0 [3])
6. f4×e5	Sf6—d5	18. Tf1—f2	Kg8—g7 [4])
7. Sg1—f3	Sb8—c6	19. Ta1—f1	Le8—d7
8. Lf1—e4	e7—e6 [2])	20. Tf2—f3	Tf8—g8 [5])
9. Le1—g3	Sd5×c3 [3])	21. Se5×g6	De7×f6 [6])
10. b2×c3	Sc6—e7	22. Tf1×f6	Kg7×f6
11. 0—0	h7—h6	23. De2—e5 matt.	

[1]) Mit Dr. S. Tarrasch, dessen Anmerkungen wir folgen, erachten wir diese Entgegnung als ungünstig; sie steht nach Unterschätzung des Gegners aus.

[2]) Etwas besser war noch Le8—e6. Nun bietet der Damenläufer eingeschlossen, und der Punkt f6 wird schwach, was sich bis zum Schluß der Partie bemerkbar macht.

[3]) Dieser Abtausch, der das weiße Zentrum verstärkt, ist natürlich nicht günstig für Schwarz; aber die andern Züge sind ebenfalls nicht gut. Schwarz hat eben bereits keinen guten Zug mehr.

[4]) Die Einleitung zu einem sehr feinen, richtig und weit kalkulierten Bauernopfer.

[5]) Gibt die Dame nach g5, so kann gleich das Springeropfer auf f7 nebst Le4×c6 mit entscheidendem Angriff folgen.

[6]) Jetzt sieht es so aus, als wenn Schwarz das Schlimmste überstanden hätte. Aber der Angriff fängt erst recht an! Das schwarze Spiel ist nicht zu retten, und zwar wegen der irreparablen Schwäche der Punkte f6 und g6.

[7]) Es drohte bereits das Läuferopfer auf g6.

[8]) Natürlich helfen auch andre Züge nicht mehr.

Silbenrätsel

Der Ersten ist gelungen
Manch Lied zum Lob des Herrn.
Der alle seine Kinder
Nimmt in die Zweite gern.

Wenn dich die Erste schrecket,
Sei auf der Zweiten du.
Damit nicht diese Zweite
Dir werd' geraubt im Nu!

Das Ganze blüht im Garten
Empor zu stiller Pracht.
Einst ward's vom Schwerterklirren
Umtobt in wilder Schlacht.

F. M.-S.

Homonym

Als Stadt im preußischen Sachsenland
Bin sicher vielen ich unbekannt,
Obwohl ein Mann, an Verdiensten reich,
Mich schrieb mit seinem Namen zugleich.

Doch als Gelehrter in neuster Zeit
Da wurde bekannt ich weit und breit,
Als ich, was fern im Osten ich fand,
Hab' laut verkündet im deutschen Land. F. M.-S.

Zweisilbige Charade

Eins gleicht zwei,
Vereint wild, frei;
Zwei vertauscht,
Was leicht berauscht:
Tich der Mann
Verschönern kann. Dr. H. K. von Fr.

Rätsel

Welch' Dichter ist gemeint?
Knackst du mir wohl die Nuß?
Setz nur den Anfang her,
Und der ist dann der Schluß. E. S.

Wahlspruchrätsel

Eins ist uns lieb auf Reisen,
Eins frißt begierig Eisen;
Kommt beides zueinander,
So mahnt's den Erdenwandrer,
Im Wirken und im Schaffen,
Sowie im Kampf der Waffen
Zu früh nicht zu erschlaffen. G. P. P.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 4:

Des Silbenrätsels: Spießbürger.
Des Wechselrätsels: Schiras, Tiras.
Des Buchstabenrätsels: Waise, weise.
Des Trennungsrätsels: Ammut, An Mut.
Des Rätsels: Hand.

Schlau

„Wenn mei' Sohn Geld braucht, telegraphiert er immer, und damit i's net krumm nehm', schreibt er's Telegramm noch a mal so guet!“

Digitized by Google

Briefmappe

M. Th. in R. Die Frage ist schon längere Zeit vor der jüngsten Gerichtsverhandlung von einer Sachverständigen, Frau Clementine v. Wallwenich, Oberin vom Roten Kreuz, in der Broschüre „Die Krankenpflege von Männern durch Frauen" (München, J. F. Lehmann; Preis M. 1.—) in objektiver Weise behandelt worden. Der Ertrag der Schrift ist für ein Erholungshaus bestimmt.

Frl. J. M. in Bdg. Außer den in dem Artikel von R. Julien genannten Berufen gibt es selbstverständlich noch eine Anzahl andrer, die gebildeten jungen Damen eine lohnende Tätigkeit bieten. Bei Ihrem speziellen Interesse für Naturwissenschaften käme vielleicht vor allem das Studium der Chemie in Frage. Um sich aber den Lehrgang, die Aussichten u. s. w. in diesem Berufe des Näheren zu informieren, würden Sie sich am besten an Dr. H. Schreiber in Halle a. S., Heinrichstr. 1, wenden.

Cand. phil. H. G. in W. Anatole France ist allerdings nicht des Dichters eigentlicher Name, dieser lautet vielmehr Thibault; doch hat sich schon der Vater des Dichters France genannt, so daß man also von einem Pseudonym kaum mehr sprechen kann.

Thusneida in St. Die Verse:
„In der Welt geht's immer so zu. Dem Glücklichen sagt man:
Bleibst lange gesund! er findet Freunde die Menge.
Aber wem es übel gerät, der mag sich geduldenl"
finden Sie im zwölften Gesang von Goethes „Reineke Fuchs".

R. L. in F. Das Ergebnis der Reichstagswahlen im Jahre 1898 war folgendes: Konservative Vereinigte 56, Reichspartei 22, Antisemiten 10, Zentrum 106, Nationalliberale 46, freisinnige Volkspartei 29, freisinnige Vereinigung 13; Volkspartei 8, Sozialdemokraten 56, Polen 14, Elsässer 10, Welfen 9, Dänen 1, Wilde 19.

Elisabeth in E. Angeblich bekannte „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" sind erst 1870, drei Jahre nach dem Tode des Verfassers, von Nathusius herausgegeben worden. Unter den verschiedenen Ausgaben des Buches ist die bei Max Hesse in Leipzig erschienene als gut ausgestattet und wohlfeil zu empfehlen.

Franz K. in Z. An Luftschiffertruppen weist das deutsche Heer ein preußisches Bataillon zu 3 Kompagnien (Berlin) und eine bayrische Abteilung (München) auf.

Karl S. in Fl. Ohne Frage nur ein Druckfehler; nach der ganzen Tendenz des betreffenden Blattes halten wir eine Absicht für ausgeschlossen.

Grand Prix Weltausstellung St. Louis 1904.

Zu haben in Apotheken, besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Digitized by Google

„Reimschmied" in M. Nein, auf den Abdruck von Schüttelreimen wollen wir uns doch lieber nicht einlassen. Da aber aus Ihrem Begleitbrief hervorgeht, daß Sie selbst von den Produkten in dieser Kunstform, seien es auch die Ihren oder andre, recht skeptisch denken, so sei Ihnen zum Lohn Ihrer Bescheidenheit mitgeteilt, daß die Herren Schüttelreimer sich auf einen berühmten Vorgänger berufen können. Es ist Friedrich Rückert, der sein Gedicht „Die Klanggeister" (Gesammelte poetische Werke, Bd. 7, S. 132 ff.), ein förmliches Feuerwerk verblüffender Reimkunststücke, mit folgenden Versen schließt:

„Gib nicht dein Herz dem Wonnenland,
Lehne dich fest an die Tonnenwand!
Daß ich ins Blut der Trauben tunk',
Ist besser als Edens Taubentrunk.
Bekränze dich mit Rebenlaub,
Denn der Tod sinnt auf Lebenraub!

Das sind entschieden „erstklassige" Schüttelreime. Trotzdem würden wir Ihnen raten, wenn die Versuchung wieder einmal an Sie herantritt, sie mannhaft niederzukämpfen. Es läuft doch auf ödes Wortgeklingel hinaus!

Haarscharf vorbei!

Van Houten's Cacao

Wohlschmeckend, nahrhaft, leicht verdaulich.

Digitized by Google

Komitee ehemaliger Zöglinge und Schülerinnen des M. B. v. Stetten'schen Töchtererziehungs-Instituts in Augsburg. Gern erfüllen wir Ihren Wunsch und machen hiermit darauf aufmerksam, daß im Juli 1906 das obengenannte Institut sein hundertjähriges Gründungsfest begeht, aus welchem Anlaß alle ehemaligen Zöglinge und Schülerinnen der Anstalt gebeten werden, behufs weiterer Mitteilungen ihre Adressen baldmöglichst an Frl. Pauline v. Rad, Augsburg, Kaiserstr. 43/I zu senden. Frau Barbara Geiger, geborene Bosch, Göggingen-Augsburg, zu senden.

Gaudeamus. Der Hopfen enthält taisächlich eben schwerer Gerbstoff, der, in die Blutgefäße injiziert, schon in kleinen Dosen tödlich wirkt. In den Magen eingeführt, ist es dagegen unschädlich, da es über schnell zerstört wird. Sie haben also auf dieser Seite keine Gefahren zu befürchten; trotzdem wirkt das Bier zweifellos wie jedes alkoholhaltige Getränk nachteilig auf die Herztätigkeit ein, wenn auch diese Wirkung sich bei Individuen von kräftiger Konstitution, die Mäßigkeit beobachten, nicht auffällig bemerkbar zu machen braucht.

Freiin v. L. in R. Eine Zentralisierung des Haushaltungswesens, wie sie Ihnen vorschwebt, ist fürzlich in Kopenhagen von dem Schuldirektor Otto Rick versuchsweise eingeführt worden. Sie hat in einem Vorstadtviertel ein großes Gebäude errichten lassen, in dem 26 Familien untergebracht werden können und durch einen zentralen Betrieb gegen eine bestimmte monatliche Besahlung mit allen täglichen Lebensbedürfnissen versehen werden. Jede Familie hat ihre eigne Häuslichkeit, die Hausfrau braucht sich nur um die tausend Kleinigkeiten des Haushalts nicht zu bekümmern, denn auch für die Bedienung sorgt die Zentrale, sonnt es möglich ist. Das Ganze ist für wohlsituierte, aber nicht reiche Familien berechnet. Die Kosten für eine aus Mann, Frau und drei Kindern bestehende Familie werden 3000—4000 Kronen (3360—4480 Mark) jährlich für Wohnung und alles übrige betragen, doch wird das System auch mäßigeren Forderungen angepaßt werden können. Die Idee hat viel Verlockendes, doch muß man erst die bei diesem Versuch gemachten Erfahrungen abwarten, ehe man sich ein Urteil darüber erlauben kann, ob eine Ausdehnung dieses Systems möglich und wünschenswert ist.

A. M. in P. Ein gutes populäres Werk der gewünschten Art ist „Staunbergs Physik des täglichen Lebens“ (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt). Das Buch ist mit zahlreichen Illustrationen geschmückt, die das Verständnis bedeutend erleichtern.

Leserin in E. Wir empfehlen Ihnen, sich an den Lette-Verein in Berlin zu wenden, durch den Sie in all diesen Fragen die beste und zuverlässigste Auskunft erhalten werden.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Ein Hausmittel bei Erkältungen ist Dr. Oetkers Fructin, das, mit Wasser gekocht (genau nach Vorschrift bereitet), einen delikaten Honiggeschmack gibt, wie er besser und billiger nicht herzustellen ist. Einige Teelöffel voll in warmer Milch gelöst und möglichst warm getrunken, befördert den Schleimausswurf bei Katarrhen und trägt besonders bei Kindern viel zur Linderung bei. Ein Pfund kostet sich auf 87 Pfg.

In Genf, Brest, Nizza, Antwerpen, Brüssel u. s. w. sind neuerdings eigne Schuhsahnärzte angestellt worden. Die Ursache dieser wichtigen Einführung liegt in der Erkenntnis, daß eine rationelle Pflege der Zähne und des Mundes für das allgemeine Wohlbefinden von größter Wichtigkeit ist. Ein allen Anforderungen der Neuzeit entsprechendes Zahnputzmittel, wie es z. B. Sargs „Kalodont“, eine Zahncreme in Tuben, darstellt, kann daher nicht oft genug zur mechanischen Reinigung der Zähne empfohlen werden.

Haemogallol

ein von hervorragenden medizin. Autoritäten warm empfohlenes, für

Bleichsüchtige u. Blutarme

geradezu unentbehrliches blutbildendes Kräftigungsmittel.

Haemogallol wird nicht nur bei Bleichsucht und Blutarmut, sond. auch bei Schwächezuständen aller Art, Skrophulose, Rhachitis, Neurasthenie etc. mit grösstem Nutzen verwendet.

Haemogallol greift nicht, wie andere Eisenpräparate, die Zähne an, sondern ist frei von jeglichen unangenehmen Nebenwirkungen und wird deshalb von jungen Mädchen mit Vorliebe genommen.

Haemogallol wird selbst vom zartesten und kranken Organismus mit Appetit genommen, leicht assimiliert, gut vertragen und eignet sich auch deshalb vorzüglich als Nahrungsmittel für Kinder.

Haemogallol ist in Pulver-, Tabletten- und Pastillenform in allen Apotheken zu haben. Eine Schachtel Haemogallol-tabletten zum Preise von M. 2.40.

E. Merck, chemische Fabrik, **Darmstadt.**

Zweighäuser in London, Moskau und New-York.

Sachsen-Altenburg.

TechnikumAltenburg

Maschinenbau. Elektrotechnik, Papiertechnik. Programm kostenfrei.

Staatskommissar.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

In neuen Auflagen erschienen:

Ricarda Huch,

Seifenblasen. Drei scherzhafte Erzählungen. 3. Auflage. Geh. M. 3.50, gebunden M. 4.50.

Thusnelda Kühl,

Um Ellwurth. Erzählung. 2. Auflage. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

J. KOHLER & Co

SCHÖNBACH in BÖHMEN

BESTE BEZUGSQUELLE FÜR MUSIKINSTRUMENTE ALLER ART, SPEZIELL FÜR STREICHINSTRUMENTE - BLASINSTRUMENTE SAITENFABRIKANT

AUF VERLANGEN NEUESTE PREISLISTE GRATIS u. FRANKO

Sie Sparen

fast die Hälfte bei direktem Bezug Ihrer Strümpfe, Socken, Ersatzfüsse Trikotagen und Handschuhe

Paul E. Droop

Chemnitz i. S. 40

Fabrik und Versand direkt an Private. Verlangen Sie Katalog gratis und franko.

Ein **heller** Kopf

verwendet nur

Dr. Oetker's

Backpulver à 10 Pfg.

Dr. Oetker's

Vanillin-Zucker à 10 Pfg.

Dr. Oetker's

Pudding-Pulver à 10 Pfg.

Vorräthig in den besten Geschäften jeder Stadt.

Digitized by Google

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

E. M., Metzingen. Eine liebenswürdige und angenehme, umgängliche Persönlichkeit ohne scharfe Ecken und Kanten und doch nicht charakterlos oder unselbständig. Maßvoll in allem, feinfühlend, taktvoll. Nicht ohne Sinn für Höheres, aber doch dem ganzen Zuschnitt nach Geschäftsmann. Pünktlich, genau. Genußfreudig und pflichtgetreu. Mehr fein als groß angelegt u. s. w.

W. M., Tonau. Es ist ziemlich mehr Empfindungsvermögen vorhanden, als mancher, der Sie nicht genauer kennt, vermutet; denn Sie streben sichtlich nach Reserve, Zurückhaltung und Vorsicht und sind in diesem Bestreben auch schon ziemlich weit gediehen. Sie wollen gern Ihre eignen Wege gehen, suchen und pflegen das Aparte und begnügen sich auch manchmal noch mit dem Schein. Sie halten auf sich, sind selbstgefällig und selbstbewußt und fühlen sich leicht in Ihrer Eitelkeit verletzt, was zur Folge hat, daß Sie sich kühl zurückziehen und abwesend verhalten. Materielle Genüsse lassen Sie unbefriedigt; Sie haben Sinn für Ideales und Hohes. Für ein objektives Urteil ist Ihr Empfinden zu subjektiv und lassen Sie sich zu sehr durch Nebensächlichkeiten bestimmen.

L. Meyer, Malmsfeld bei Ragaz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart.
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Hermann Jacob & Braunfisch, Berlin O., Alexanderstrasse 27a

Vereinigte Berliner Möbelfabriken und Tapezierwerkstätten.

Specialität:

Wohnungs-Einrichtungen.

Illustrierte **Preislisten** für Möbel sowie Dekorationen, Gardinen, Teppiche gratis und franko.

Preis Bahnfracht durch ganz Deutschland.

Soeben erschien das **6.—10. Tausend** des mit so großem Beifall aufgenommenen Romans

Ernst Zahn, Die Clari-Marie.

Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

„Die Handlung und die Figuren des an beidem reichen Romans sind aufs klarste geführt und gezeichnet. Jede der Personen, die der Verfasser auftreten läßt, ist mit wenigen Strichen scharf umrissen, und dabei doch immer aufs Ganze gerichtet bleibt, ist bewundernswert. Bilder, wie der Hanst beim Holzfällen, oder wie der Sister seine verfliegene Ziege von der Felswand holt, oder wie das Zusammensein der Claudi und des Hanst im Holzschlag und die Auseinandergehen, findet man nicht bei vielen Erzählern. Die scharfe Bergluft weht es aus dem Buch, nicht zuletzt aus seiner Sprache. Zahn versteht Schriftdeutsch und Mundart zu mischen in einer Weise, die fast ohne Vergleich dasteht in deutschen Landen." Schwäbischer Merkur Stuttgart.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von

Bergmann & C°, Radebeul-Dresden

erzeugt ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weisse, sammetweiche Haut, blendendschönen Teint u. beseitigt Sommersprossen, sowie alle Arten Hautunreinigkeiten. à St. 50 Pf. in allen Apotheken, Drogen-, Parfüm- u. Seifen-Geschäften.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur an die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.**

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Am Bahnhof Halleſches Tor der Berliner Hochbahn
Nach dem Gemälde von Otto Marcus (Berlin)

Digitized by Google

Flammen

Roman

von

Wilhelm Hegeler

(Fortsetzung)

Seit vierzehn Tagen befand Grabaus sich wieder in Jena. Aeußerlich war alles wieder im alten Gleis, innerlich aber — das Feuer, das sich damals in seiner Brust entzündet hatte, brannte weiter, strahlte heller und heller und erleuchtete den ganzen Umkreis seines Lebens. Wenn ehedem trübe und helle Stunden abgewechselt hatten, je nachdem ihm die äußeren Umstände günstig oder widrig waren, so wandelte er jetzt wie in einem ewigen Licht.

Alles glückte ihm über die Maßen. Er hatte sich vor dem Wiedersehen mit seiner Frau gefürchtet. Aber Frau Konstanze war nach seiner Rückkehr wie ausgewechselt. Der Umstand, daß der allmächtige Geheimrat sich für ihren Mann verwenden wollte, ließ ihr dessen Karriere als gesichert erscheinen, und als nach einigen Tagen gar ein Brief von Grabaus' Vater eintraf, worin dieser schrieb, Wohlbold hätte sich sehr freundlich über Heinrich ausgesprochen und etwas von einer bevorstehenden Ueberraschung verlauten lassen, da hielt Frau Konstanze die Berufung ihres Mannes als ordentlicher Professor nach außerhalb für ausgemachte Sache. Und während sie, die Beine weit gespreizt, auf ihrem umfangreichen Schoß die beiden Kinder schaukelte und bald das eine, bald das andre herzte, rechnete sie ihm vor, wieviel Gehalt er dann bekommen würde, wieviel Umzugsvergütung, wieviel Wohnungszuschuß und — später einmal wieviel Pension! Ein Mann mit Pensionsberechtigung war in ihren Augen das Muster der Vollkommenheit. Pappi war jetzt der große Mann in der Familie, selbst Mammikind merkte mit feinem Instinkt, daß eine gewaltige Veränderung eingetreten sei, und behandelte die Manuskripte ihres Vaters, die sie früher schonungslos bekleckt hatte, mit achtungsvoller Scheu.

Grabaus aber, in dem Gefühl, daß jetzt, wo er sich innerlich von seiner Frau losgesagt hatte, er desto mehr für ihr äußeres Wohlergehen sorgen müsse, stürzte sich auf die Arbeit mit so freudiger, kampfbereiter Hast, wie ein Landmann, der in der Ferne ein Gewitter drohen sieht und den Rest der schönen Ernte noch vorher in die Scheuern bringen will. Und auch ihm schien ganz unmerklich in der Stille der verflossenen Jahre eine reiche Ernte herangewachsen zu sein, er fühlte es drängen und sich regen in seiner von der Fülle wie auseinandergepreßten Brust, und die Gedanken löften sich ab mit solcher Leichtigkeit, wohlgestaltet in prangender Schwere, wie der reife Ueberfluß von den Fruchtbäumen der Gärten. Außer zahlreichen kleineren Arbeiten, die ihm vor allem schnellen Verdienst sichern sollten, begann er ein größeres Werk, an das er sich lange nicht herangetraut hatte. Jetzt aber, wo er es mutig unternahm, schien es längst auf ihn gewartet zu haben, und er schrieb daran, nicht wie einer, der dem fernen Ziel zustrebend zugleich ängstlich bedacht ist, daß er sich nicht verirrt, sondern als wenn er von einer unsichtbaren Hand geführt geraden Wegs diesem Ziel entgegenliefe.

Auch in seinem Kolleg erlebte er eine freudige Ueberraschung. Denn trotzdem der Gegenstand, den er behandelte, dem allgemeinen Interesse fern lag, hatten sich weit mehr Studenten eingefunden als in den vergangenen Jahren. Und Grabaus sprach gleich in den ersten Vorlesungen mit solchem Feuer, wußte das engbegrenzte Gebiet so mit dem großen Ganzen menschlichen Wissens zu verweben, daß seine Zuhörer ihm nicht nur jedesmal Beifall spendeten, sondern daß sich in den nächsten Stunden auch noch immer mehr Hörer einfanden, statt daß, wie es sonst üblich, die Bänke allmählich leerer wurden. So flogen die Tage dahin, Werkeltage, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht mit Arbeit angefüllt, und doch eine festliche Zeit, eine Zeit höchster Spannung, glücklichsten Gelingens. Ergriffen war er ganz und gar von jenem Feuer, das jedes Teilchen seines Wesens zur höchsten Kraft entflammte und bis in die letzten Tiefen alles Dunkle, Trübe und Zweifelhafte verzehrte.

*

Am Buß- und Bettag machten Grabaus und seine Frau mit Wolf den ersten Besuch in Weimar. Sie fanden den Major als Patienten auf dem Sofa liegen. Ischias, sein altes Leiden, das ihn schon mehrere Winter schwer geplagt hatte und seinerzeit auch der Grund seines Abschieds gewesen war, hatte ihn wieder ergriffen. Außer dem Major und seiner Frau war auch dessen Bruder, ein Arzt, anwesend, der mit im Hause lebte.

Digitized by Google

Doktor Platen oder Onkel Rudolf, wie er von den Familienmitgliedern genannt wurde, hatte außer gewissen gemeinschaftlichen Familienzügen, die man erst nach längerer Kenntnis der Brüder entdeckte, gar keine Aehnlichkeit mit dem Major. Die aufgeworfenen Lippen über dem struppigen graumelierten Bart gaben seinem Gesicht einen brummigen Ausdruck. Tiefe Querfalten durchschnitten die mächtige Stirn, deren Wandung aus einer noch härteren und festeren Knochenmasse zu bestehen schien als bei andern Menschen. Er war kleiner als sein Bruder, von gedrungener Gestalt und gebeugter Haltung. Im Gehen oder Stehen pflegte er meist die Hände auf den Rücken zu legen und auf seine Stiefelspitzen zu schauen. Blickte er aber jemand an, so geschah es mit solcher eindringlichen Kraft, daß dem Betroffenen vor diesem stummen Beobachter wohl unheimlich werden konnte.

Als die Besucher ins Zimmer traten, erhob dieser Mann sich aus einem Lehnstuhl in der finstersten Ecke des Zimmers, ergriff beim Vorstellen mit seiner ungefügen Rechten eines jeden Hand und quetschte ihm die Finger zusammen, daß sie krachten. Dann setzte er sich wieder stumm in den Lehnstuhl. In der ganzen Zeit vor und während des Essens sprach er kaum dreimal, und das war mehr ein Gebrumme als zusammenhängende Worte. Aber immer wieder in kürzeren oder längeren Zwischenräumen spürte Grabaus die durchdringende Lust seiner Blicke, und so befangen machte dieser schweigsame Beobachter ihn, daß darüber das Glück, die geliebte Frau wieder zu sehen, ihm gar nicht rein zum Bewußtsein kommen wollte. Vergeblich mühte er sich ab, fröhlich zu sein. Immerfort mußte er denken: ‚Was für ein unheimlicher Mensch! Was will er nur? Was geht in ihm vor? Wie kann Marie Luise es nur in seiner Gesellschaft aushalten?‘

Nach dem Essen machte man einen Spaziergang. Rauhreif bedeckte Baum und Busch, und der weite Rasen breitete sich wie eine silbergraue Decke von zartestem Seidenplüsch. Nach einigen vergeblichen Versuchen war es Grabaus gelungen, mit Marie Luise hinter den andern zurückzubleiben. Da sagte er, als wenn diese Bemerkung ihm schon lange auf der Zunge gebrannt hätte:

„Was für ein eigentümlicher Mensch, Ihr Herr Schwager!“

„Man muß Geduld mit ihm haben,“ erwiderte Marie Luise mit einem Lächeln. „Er ist kein Mensch, der auf den ersten Eindruck wirkt. Aber je näher man ihn kennen lernt, desto lieber gewinnt man ihn.“

„Das mag wohl sein. Einstweilen aber, muß ich offen sagen, werde ich aus ihm nicht klug. So etwas von Schweigsamkeit!“

„Er ist von Natur verschlossen, und dann hat er auch viel Schweres durchgemacht. Vor einigen Jahren sind ihm beide Kinder an Diphtherie gestorben. Seitdem hat er seinen Beruf aufgegeben und will überhaupt von der ganzen Medizin nichts mehr wissen.“

„Also ist er Witwer!“ sagte Grabaus erstaunt. „Und ich hielt ihn für den richtigen eingefleischten Junggesellen.“

„Er lebt von seiner Frau geschieden. Auch das hat wohl dazu beigetragen, ihn niederzudrücken. Sehen Sie, er ist ein Mensch für die Stunden der Not. Dann lernt man seine treue Seele schätzen. In andern Stunden freilich —“

Sie brach ab, doch als wenn es ihr unmöglich wäre, von diesem Menschen, der sie offenbar seit langem viel beschäftigt hatte, loszukommen, fuhr sie nach wenigen Schritten fort:

„Ich glaube, daß Menschen, die selbst nicht glücklich sind, auch andre nicht glücklich machen können. Sein Hauptunglück aber besteht darin, daß bei ihm der Verstand die Quellen seines Gemütes verstopft hat. Verstehen Sie, was ich meine?“

„Ich glaube.“

„Ich meine, der Verstand hat immer einen etwas bösen Blick. Wenn man mit dem Verstand allein das Leben betrachtet, was sieht man? Berechnung, Niedrigkeit, Elend, den Tod als schließliches Ende. Das Auge des Gemüts muß dies Bild korrigieren. Wir Frauen sind den Männern gewiß geistig unterlegen. Aber das eine haben wir voraus: wir sehen mehr mit der Seele. Weniger scharf, aber vielleicht im ganzen desto richtiger. Glauben Sie nicht?“

„Sehen wir denn je etwas allein durch den Verstand? Das Gemüt ist doch immer dabei beteiligt. Die Begriffe des Verstandes sind farblos, Farbe und Ton, ob hell oder dunkel, gibt den Bildern immer erst das Gemüt.“

„Auch das ist wieder wahr,“ entgegnete Marie Luise. „Nun schließlich, was hat es für einen Zweck, Ihnen meinen Schwager lang und breit zu schildern! Am besten machen Sie sich selbst ein Bild von ihm. Und freuen würde es mich, wenn Sie sich vielleicht im Lauf der Zeit mit ihm anfreunden könnten. Das wäre gut für ihn, denn er ist viel zu einsam, und auch —“

„Gut für Sie?“ fragte Grabaus.

„Offen gestanden, ja. Auch gut für meinen Mann und mich. Denn — Sie werden es vielleicht nicht glauben — er hat auf uns beide einen ganz außerordentlichen Einfluß ausgeübt. So still, so zurückhaltend, so wortkarg er ist, allein durch seine Gegenwart wirkt er — wie soll ich sagen? — gewissermaßen wie ein großes Fragezeichen. Man kommt vergnügt nach Haus, man hat was Schönes gesehen, eine Freude gehabt, eine Hoffnung erfüllt einen, man ist vielleicht ein bißchen übermütig, und dann — allein sein unbewegliches

Digitized by Google

Gesicht, sein mißtrauischer Blick macht, daß die Hoffnung einem plötzlich zweifelhaft erscheint, die Freude weniger schön. Sehen Sie, auf uns beide hat er geradezu niederdrückend gewirkt. Lange Zeit haben wir es uns verschwiegen, dann gestanden wir es uns gleichzeitig. Und das war vor allem der Grund, warum wir mal einige Zeit verreist sind."

„Aber wird er jetzt nicht wieder dieselbe Wirkung ausüben?"

„O," sagte Marie Luise, „jetzt, wo ich seinen Einfluß kenne, weiß ich auch ein Mittel dagegen. Ich lache ihn einfach aus."

Denselben Abend noch hatte Grabaus Gelegenheit, Doktor Platen näher kennen zu lernen, indem er in einen Disput mit ihm geriet. Als sie nach Haus gekommen waren, hatte Grabaus seine Freude über die schöne Wohnungseinrichtung geäußert. Besonders der Empiresalon Marie Luisens gefiel ihm gut, und als er hörte, daß die meisten Möbel alte Erbstücke aus ihrer Großeltern Zeit, andre aber von ihr selbst auf Auktionen zusammengekauft seien, steigerte sich seine Bewunderung noch. In der Freude seines Herzens spendete er das Lob etwas wahllos und reichlich, denn alles, was nur irgendwie mit dieser angebeteten Frau zusammenhing, bekam in seinen Augen höheren Wert. So fand er auch eine Miniatüre, auf die sein Blick fiel, reizend. Sie hing in einer etwas versteckten Ecke und war aus einiger Entfernung gesehen von guter Wirkung, aus der Nähe freilich und bei hellerem Tageslicht mußte ein geübtes Auge sofort erkennen, daß die Emailmalerei nur ziemlich ungeschickt war. Onkel Rudolf mochte sich über diesen unangebrachten Enthusiasmus ärgern. Als man nun gleich darauf ins Zimmer des Majors ging und Marie Luise mit Hilfe eines langen Wachsstockes die Kerzen in dem bronzenen Kronleuchter anzündete, äußerte Grabaus wieder seine Freude:

„Ist das hübsch, gnädige Frau, daß Sie nicht Gas brennen. Dies — bald hätte ich gesagt — dies natürliche Licht ist doch tausendmal schöner."

Darauf brummte Doktor Platen, der wieder krummbucklig und mit hochgezogenen Knien in seinem Lehnstuhl saß, ziemlich unwirsch:

„Das ist doch ganz Wurscht, was für Licht man brennt."

Grabaus aber, lebhaft angeregt und gegen Doktor Platen überhaupt kriegerisch gestimmt, schoß förmlich auf ihn los:

„Wurscht, sagen Sie? Glauben Sie, daß es überhaupt etwas in der Welt gibt, was Wurscht ist? Daß nicht jeder kleinste Unterschied von Bedeutung ist?"

Der so plötzlich Angegriffene zog seine Stirn zusammen, so daß die Brauen fast die Augen verdeckten, und erwiderte in höhnischem Ton:

„Mit demselben Recht können Sie sagen, daß alles Wurscht ist. Denn im Grunde kommt alles auf dasselbe hinaus."

„Sie müssen nämlich wissen," sagte der Major lachend, „Wurscht ist der Lieblingsausdruck meines Bruders."

„Ja, das ist wahr," bekräftigte Marie Luise. „Ich habe schon immer gesagt, auf deinem Grabstein müßte dermaleinst stehen: ‚Ob ich lebendig oder tot bin, das ist im Grunde ganz Wurscht.'"

„Ist es auch."

„Na," versetzte Grabaus, „gegen eine solche Auffassung der Dinge läßt sich schließlich nicht streiten. Aber glücklich macht die nicht."

„Glücklich? Wer ist denn überhaupt glücklich?"

„Ich!" sagte Wolf aufspringend. „Ich bin glücklich."

„Du hast momentan ja auch Grund, nachdem du dich zu den Fleischtöpfen Aegyptens zurückgefunden hast."

„O, das ist —"

„Ueberhaupt, wie alt bist du eigentlich?"

„Nun, mir kannst du allzu große Jugend wohl nicht vorwerfen," mischte der Major sich ins Gespräch. „Aber auch ich muß sagen, wenn ich auf mein Leben zurückblicke: es gab ja trübe Stunden, trübe — Jahre genug. Aber trotzdem, etwa zu sagen, ich bin unglücklich gewesen, wäre einfach undankbar."

„Wirklich? Auch wenn du ganz ehrlich bist?"

Nun entbrannte ein erbitterter Streit. Wie ein Mann standen alle zusammen und verteidigten das Leben gegen Doktor Platen. Wolf mit dem Enthusiasmus des jungen Menschen, dem ein wunderbares Zukunftsgefühl die Gegenwart verklärt, der Major trotz seiner Schmerzen und seiner im geheimsten trüben Stimmung aus ehrlichem Gerechtigkeitssinn, Marie Luise mit dem Bedürfnisse der Frau, das Gute zu sehen und zu trösten, als könnte sie mit ihren lichten Worten dem Schwager die düstere Seele erhellen. Am eifrigsten von allen aber sprach Grabaus. Für ihn, der im berauschenden Hochgefühl seiner noch langem Schlummer frisch erwachten Kräfte in allem Unglück nur Strömungen und Hindernisse sah, die er sich stark genug fühlte zu überwinden, war dieser morose Haß etwas an Wahnsinn Grenzendes. Er sprach mit leidenschaftlicher Heftigkeit, ebenso extrem, ebenso wenig aus nüchtern abwägenden Verstandesgründen wie sein Gegner. Die Seele erfüllt vom Glanze Marie Luisens, pries er die Schönheit der Welt wie jemand, der im hellsten Licht steht, vor einem, der sich ins Dunkle verkrochen hat, trüb mit den Augen blinzelt und über Finsternis und Kälte klagt. Aber er hatte gut reden. Der andre zerstörte mit dem Meltau seiner Worte alle Bilderpracht, die er heraufbeschworen. Die Schönheit der Natur — jawohl! Doch wer näher zusah, sah den

Digitized by Google

erbitterten Kampf ums Dasein. Die Lebensfreude des gesunden Menschen — jawohl! Aber wenn die Krankheit einen überfiel? Wenn das Alter kam? Der Glücksrausch gelingender Arbeit — jawohl! Aber der stumpfsinnige Sklavendienst der Millionen, die sich ums trockene Brot abrackerten. Das Glück der Freundschaft, Ideale, Liebe, Aufopferung — herrliche Phrasen! Aber die Wirklichkeit? Betrug, Schwindel, Neid, Haß, Ausbeutung.

Das war keine objektive Debatte mehr. Ohne zu wollen, sagten sich die beiden schließlich die schönsten Grobheiten. Der eine sprach von ödem Pessimismus, der andre von verlogener Schönfärberei. Vergeblich hatte der Major einzulenken versucht. Schließlich schenkte er die Gläser voll und forderte die erhitzten Streiter zum Anstoßen auf. Aber noch ehe er trank, erklärte Doktor Platen mit zornrotem Gesicht:

„Ich kann sagen, daß in meinem Leben nicht ein Tag war, den ich noch einmal durchleben möchte. Und wenn den Menschen nicht der gemeine Instinkt am Leben hielte —“

Da ließ Grabaus das Glas sinken:

„Und ich sage: Wenn ich heute krank würde, wenn alles Unglück der Welt über mich hereinbräche, so würde ich doch fortfahren, das Leben zu preisen, das dem Menschen Entwicklungsdrang in die Seele gelegt hat und ihn vorwärts treibt zu unbekannten Zielen.“

Dann wurde es schließlich still. Beim Abschied aber hatten beide, Grabaus sowohl wie Doktor Platen, das Gefühl, unversöhnliche Gegner zu sein, die sich am besten aus dem Wege gingen.

*

Wie die Morgensonne über einer schlummernden Landschaft war in Grabaus die Liebe aufgegangen. Den grauen Himmel überläuft ein schimmernder Glanz, bis dahin unsichtbare Wölkchen beginnen durchsichtig zu erglühen, Nebel zerteilen sich, und aus dem grauen Bett leuchtet das prangende Grün der Wiesen, der Goldglanz reifenden Korns. Was eben noch ungefüge leblose Massen waren, gliedert sich nun zu tausendfachem Leben. Da ist nicht mehr eine schwarze Waldwand, sondern tausend Bäume regen sich, und an jedem Baum tausend Blätter, von denen jedes seinen eignen Glanz und seine eigne Flüstersprache hat. Auf den Wiesen funkeln Millionen Gräser, Millionen Blumen wenden ihre Kelche dem Lichte zu. Ein Chor lauter und leiser Stimmen erfüllt den weiten Raum vom schüchternen Zirpen der Feldgrille bis zum schmetternden Gezwitscher der Lerche in blauer Luft. Ein so vielgestaltiger Reichtum ist in wenigen Augenblicken aus schwarzem Nichts entstanden, daß dieser alltägliche Vorgang des Sonnenaufgangs uns immer als ein Wunder erscheint.

Ebenso war in Grabaus die Liebe erwacht, wie der junge Tag, wie die aufgehende Sonne, wie der wunderbarste und doch natürlichste Vorgang von der Welt. Wenn ihm in dieser Zeit ein vertrauter Freund, der um sein Geheimnis wüßte, Vorwürfe gemacht hätte, so hätte er ohne Arg im aufrichtigsten Glauben geantwortet: Wie kann das etwas Schlechtes sein, was mich besser, stärker, mutiger und reicher macht? Wie kann die Liebe sündhaft sein, die die Liebe zu allen Menschen in mir steigert, die mich aus dem gemeinen Alltagsram herausreißt und meiner Sehnsucht Schwingen gibt, um sich zu höchsten, reinsten Zielen zu erheben? Er, ein verheirateter Mann, liebte die Frau eines andern. Nie konnte er sie erringen. Aber trachtete er danach? Er durfte von sich sagen, daß er sich in der Nähe Marie Luisens keusch und rein fühlte wie in der Nähe seiner Schwester oder Mutter. Er begehrte nichts und erstrebte nichts. Er war beglückt von der Hoffnung, sie in ferner oder kürzerer Zeit wiedersehen zu können. Und sein Verlangen war schon fast gestillt, wenn sie in der stillen Arbeitsstube vor sein Auge trat, im Glanz des Festes, wie er sie an jenem Abend gesehen hatte, wenn er sich ihre Worte wiederholte und in stummer Zwiesprache mit ihr austauschte, was sein Inneres bewegte.

Hell schwebte ihr Bild ihm vor, einen verklärenden Schein auch über die ergießend, die ihr nahestanden. Er hatte sich in Wolf verliebt, weil er ihr Bruder war, und gewann auch den Major immer lieber, zu dem er aufblickte voll Sympathie und Bewunderung. Und wenn etwas wie Neid oder wie ein Wunsch sein Herz beschlich, so war es doch kein wirklicher Neid und kein wirklicher Wunsch. Es war, wie man wohl auf Märchenwesen neidisch ist oder wie man sich wünscht, fliegen zu können, ein Gefühl, dem das Bewußtsein der Unmöglichkeit jeden Stachel nimmt. Noch überwog das Glücksgefühl alles, seine Liebe glich hellem Morgenglanz, nicht sengender Mittagsglut.

Aber seitdem er in Weimar Marie Luise wiedergesehen hatte, drängte sich ihm immer und immer wieder eine andre Vorstellung auf. Er sah sie im Lichtschein der Lampe sitzen, wie beim Sprechen ein rosiger Blutschimmer ihre zarten Wangen färbte, wie ihre Augen aufstrahlten, er sah sie durch die hohen Räume schreiten, in diesem leichten, schwebenden Gang, von ihrer Kraft und Jugend förmlich getragen. Dann sah er den Major, dessen an diesem Tag so blasses Gesicht um die Augen von unzähligen kleinen Fältchen durchfurcht war, der trotz seines tapferen Lächelns einen so kranken, müden, hinfälligen Eindruck gemacht hatte. Und dann der Schwager — in seiner finsteren Ecke wie ein zusammengekrümmtes Urwaldtier hockend, knurrig, mürrisch, Unbehagen und dumpfes Grauen verbreitend.

So, in dieser Umgebung sah Grabaus jetzt Marie Luise. Und wenn er nun an sie dachte,

Digitized by Google

ergriff ihn manchmal ein plötzlicher Tumult, ein Gefühl rasender Angst. Und in seinem Innern spielte sich folgender Vorgang ab. Er trat auf sie zu, ergriff ihre Hand und flehte sie an zu fliehen. Sie müßte fort! Sie konnte hier ja nicht glücklich sein! Sie mußte ja zugrunde gehen!

Schmerzliches Mitgefühl und gleichzeitig bebende Furcht vor diesen wilddrängenden Stimmen seines Innern mischten sich jetzt in seine Gedanken. Dazu wurde seine Sehnsucht, sie wiederzusehen, immer ungestümer. Mit Ungeduld zählte er die Tage. Und tausend Fragen über ihr Los richtete er in grüblerischen Stunden an sie. Das war nicht mehr stumme Zwiesprache mit dem lichten Schatten seiner Phantasie, sondern ein banges Fragen, auf das er mit qualvoller Ungewißheit Antwort von ihr erwartete.

In dieser unruhevollen Stimmung erhielt Grabaus ein Anerbieten, über das er zu andern Zeiten vielleicht etwas geringschätzig gelächelt hätte, das er jetzt aber ohne langes Besinnen annahm.

Weimar ist bekanntlich die Stadt der Jungen-Mädchen-Pensionate. Es gibt deren über hundert dort. Mehrere Vorsteherinnen hatten sich nun zusammengetan und richteten an Grabaus das Ersuchen, seine Vorträge über die klassische Zeit der deutschen Literatur, die er während des Ferienkurses gehalten hatte, in Weimar zu wiederholen. Das angebotene Honorar war freilich ziemlich gering, und er hatte deswegen einen kleinen Disput mit seiner Frau, die meinte, er könnte durch Schreiben auf leichtere Art mehr Geld verdienen. Seinen eigentlichen Beweggrund ahnte sie nicht, sondern glaubte, ihn lockte die Aussicht, vor einem Kreis so vieler niedlicher Mädchen zu sprechen. Er ließ sie bei ihrer Ansicht und setzte seinen Willen durch.

Was er heimlich gewünscht und doch kaum zu hoffen gewagt hatte, traf ein: Marie Luise äußerte den Wunsch, diese Vorträge mit anzuhören. So fuhr er denn jeden Sonnabend nach Weimar hinüber, verbrachte den Abend nach dem Vortrag bei Platens und blieb, da der Major ihn niemals fortlassen wollte, oft genug die Nacht über. Den Doktor Platen traf er bei diesen Gelegenheiten eigentlich nie, oder wenn schon, so war es, wie Tag und Nacht sich treffen.

Alle Unruhe, alle Angst, alle Vorsätze, diese ganze innere Wirrnis, die Grabaus befiel, wenn er allein war, verschwand in Marie Luisens Nähe. Ihre heitere und doch stille Art, die innere Klarheit, die von ihr ausströmte, besänftigten ihn und machten ihn zu einem glücklichen, wunschlosen Menschen.

In dieser Zeit bekam Grabaus einen Brief des Geheimrats Wohlbold, der ihn aufforderte, zu einer Unterredung nach Berlin zu kommen.

Einige Tage vor seiner Abreise gingen er und Marie Luise vom Vortrag abends nach Hause.

Den Tag über hatten Regen und Schnee friedlich miteinander abgewechselt, bis nun bei sinkender Nacht der Schnee den Sieg davontrug. Lustig kreiste der weiße Wirbeltanz um die Laternen, und mit heimlichem Vergnügen beobachtete Grabaus, wie sich bald eine Flocke auf Marie Luisens blonde Locken, bald auf ihre Wimpern, einmal sogar auf ihre roten Lippen setzte, wo sie aber gleich zerschmolz. Dann aber fiel ihm auf, daß sie so schweigsam und wie in Gedanken dahinschritt, und als sie in der Nähe des Hauses waren, fragte er schließlich:

„Sie sind so still, gnädige Frau. Hat Sie irgendwas verstimmt?"

„Ich mache mir Sorgen wegen meines Bruders."

„Warum?"

„Haben Sie ihn in der letzten Zeit öfter gesehen?"

„Vor ein paar Tagen noch."

„Ist Ihnen da nichts aufgefallen?"

„Nein. Er war wohl etwas ernst —"

„Er hat mir nämlich einen ganz merkwürdigen Brief geschrieben. Wenn Sie wollen, so gebe ich ihn Ihnen nachher."

„Was stand denn drin?" fragte er besorgt.

„Ja, was stand nicht alles drin!" sagte sie mit halbem Lächeln. „Mehr, als ein ruhiger Mensch mit einem Mal fassen kann. Aber das eine ist mir klar geworden. Er hat sich verliebt."

„Was?!"

„Ja, verliebt in eine Schauspielerin."

Einen Augenblick war Grabaus nahe daran, hell aufzulachen. Nachdem sie dann aber einige Schritte weitergegangen waren, fragte er vorsichtig:

„Ist das denn etwas so Schlimmes, gnädige Frau?"

„Sie wissen das? Hat er mit Ihnen auch darüber gesprochen?"

„Mit keinem Wort. Ich weiß auch nichts. Aber — um ehrlich zu sein — ich ahne doch etwas."

Doch Marie Luise schüttelte den Kopf.

„Er hat mir geschrieben, daß er diese Schauspielerin heiraten will. Das ahnen Sie wohl nicht."

Da blieb Grabaus vor Erstaunen stehen und sagte nur: „Heiraten? — Heiraten? — Der Junge macht wohl Spaß."

„Lesen Sie den Brief, dann werden Sie sehen, wie ernst er's meint."

Sobald sie nach Haus gekommen waren, gab Marie Luise ihm den Brief.

Da der Major im Schlafzimmer vom Arzt massiert wurde, ging sie zu ihm, so daß Grabaus allein blieb.

Es war ein langer, sehr langer Brief. Eine förmliche Wildnis war dieser Brief, doch mitten

Digitized by Google

darin stand wie eine Blume, die man nicht sieht, deren Duft aber alles beherrscht, das Geständnis seiner Liebe. Es war das Geständnis eines Menschen, dem ein innerer Sturm die Seele bis in die letzten Tiefen aufgerührt hat, den ein jubelndes Glück erfüllt, auf dem aber auch ein ungeheures Verantwortungsgefühl lastet. Ein wahrhaftiger, ernster, reiner, aber auch ein gänzlich ratloser Mensch sprach daraus. Von Schwester und Schwager, von seinen Eindrücken der letzten Jahre, von seiner Zukunft, von Nietzsche, Emerson, Carlyle, Bebel, Grabaus handelte der Brief und handelte im Grund doch einzig und allein von dieser Liebe.

Nachdem Grabaus ihn gelesen hatte, war sein erster Eindruck der eines unermeßlichen Staunens. Da waren sie die letzten Wochen fast Tag für Tag zusammen gewesen, hatten alles ausgetauscht, was sie bewegte — und doch, was wußte einer vom andern? So gut wie nichts.

Als Marie Luise zurückkam, sagte Grabaus:

„Das ist der Brief eines jungen Menschen, gnädige Frau. Aber eines Menschen, auf den ich als Schwester stolz sein würde."

„Aber was soll daraus werden? Das ist doch eine unmögliche Geschichte."

„Das wird er mit der Zeit schon selbst einsehen. Und das, meine ich, ist das beste Zeichen, daß diese Leidenschaft das Vertrauen zu Ihnen nicht erschüttert hat. Legt er nicht die Entscheidung in Ihre Hände? Schreibt er nicht: Ich werde nur tun, was du für recht hältst?"

„Aber ich fürchte, wenn ich ihm nun mit kühlen Verstandesgründen komme — wie ich doch gar nicht anders kann —, dann wird er nicht auf mich hören."

„Soll ich mit ihm sprechen, gnädige Frau?"

„Ich glaube, das wäre vielleicht noch besser, als wenn ich ihm schriebe."

Grabaus versank in Nachdenken und sagte dann plötzlich: „Nein, gnädige Frau, ich weiß noch einen besseren Weg."

„Wieso?"

„Mit ihr will ich sprechen. Mit Fräulein — nun, mit der Schauspielerin."

„Kennen Sie sie denn?"

„So einigermaßen wenigstens."

„Ist das die Dame, die mit ihm auf dem Reichstagsfest tanzte?"

Grabaus nickte.

„Schönheitssinn hat der Bengel ja," meinte Marie Luise mit flüchtigem Lächeln. „Aber was versprechen Sie sich von einer solchen Unterredung?"

„Nun sie — sie kann am besten, und im Grunde nur sie kann ihm beibringen, daß Heiraten nach Lage der Dinge einfach Nonsens, eine kindliche Phantasie ist. Sie kann ihm beibringen, daß diese Liebe ein Glück der Jugend, aber nicht eine Verbindung fürs ganze Leben ist."

„Wird sie das aber auch tun?"

„Ich glaube schon. Denn ich glaube, daß sie ein Mensch ist, der's wirklich gut meint. Und schließlich, mit etwas gesundem Verstand muß sie sich sagen, daß eine solche Verbindung auch für sie ein Unglück wäre."

„Aber wäre es vielleicht nicht doch besser, Sie sprächen auch mit Wolf?"

„Ich glaube nicht."

„Warum nicht?"

„Warum — ?"

Er ließ den Blick von Marie Luise, die ihn erwartungsvoll ansah, abgleiten und starrte mit halbgeschlossenen Augen auf das Fenster, an dessen dunstbeschlagenen Scheiben kleine Tröpfchen sich bildeten und eilig hinunterliefen.

„Menschen, die lieben — wirklich lieben, gnädige Frau —, die gleichen Fässern mit Sprengstoff drin. Weh dem, der dran stößt! Wenn ich eine Frau liebte, und es käme mein bester Freund oder meine Schwester oder meine Mutter und wollte gegen diese Frau ein — ach, nicht mal ein schlechtes, nur ein zweifelhaftes Wort sagen, wagte nur daran zu tippen: dann wäre es aus mit meiner Freundschaft. Ich kennte mich dann einfach selbst nicht mehr."

„So blind macht Liebe?"

„So leicht verwundbar macht sie."

Er hatte auf der Scheibe zwei Tropfen gesehen, die eilig niederflossen und sich einander zu nähern schienen. Und mit einer Gewalt ohnegleichen schoß ihm plötzlich der Gedanke durch den Kopf: Wenn diese beiden Tropfen ineinanderfließen, dann wirst auch du dich einst mit ihr verbinden. Mit einer Angst, einem Herzklopfen, als wenn sein Leben daran hinge, verfolgte er ihren Lauf und sagte gleichzeitig wie im Traum:

„Wenn Sie liebten, würde es Ihnen nicht auch so gehen?"

„Ich habe solche Liebe nie gekannt und nie — gewünscht."

„Sie haben solche Liebe nie gekannt und —"

Die Stimme brach ihm ab. Die Tropfen hatten sich berührt, doch floß im selben Augenblick jeder schon wieder den eignen Weg.

„— nie gewünscht? Nie gewünscht? Und wenn sie doch käme? Wenn plötzlich — über Nacht — sie da wäre?"

Mit stockendem Atem sah er sie an, die mit gerunzelter und leise zitternder Stirn in die Höhe schaute; im Weißen ihrer Augen spiegelte sich das Licht der Kerzen, ein rosiger Schimmer, der sich tiefer und tiefer färbte, stieg in ihre Wangen.

„Was dann?"

„Wenn man so alt ist wie ich —" warf sie leicht und wie sich selbst beruhigend hin.

„So jung sind Sie ja!" versetzte er heftig. „So jung! — Und nie gewünscht? Nie gewünscht!?"

Digitized by Google

Da sah sie, zusammenschauernd, ihn plötzlich an. „Gewünscht? — Gefürchtet höchstens —"

Sie schwieg, erschrocken vom eignen Wort, das mit verräterischem Ton noch in der Luft zu schweben schien. Und erschrocken starrte auch Grabaus sie an, auf deren Wangen die heiße Röte jetzt einer tiefen Blässe wich. Gleich darauf stand sie auf und ging hinaus. Lange Zeit schien zu vergehen, ehe sie zurückkehrte.

„Mein Mann hat ausgeruht. Gleich wird er kommen," sagte sie in unbefangenem Ton.

Dann aber saßen sie stumm versunken und hatten beide das Gefühl, in diesem Schweigen einander alles zu verraten.

*

„Sie gaben mir die Erlaubnis, Ihnen zu schreiben, gnädige Frau, und fügten lächelnd hinzu: Falls Sie Zeit und Lust haben. Wenn aus diesem Lächeln nur nicht Bestürzung wird beim Empfang des langen Briefes. Aber was tut das? Es gibt Dinge, die man schreiben muß und schreiben würde, auch wenn man wüßte, daß der andre sie nicht liest.

Ich wohne im selben Hotel, das mir damals so lieb geworden, sitze im selben kleinen, schmalen Zimmer. Zu mir herauf tönt der gewohnte Lärm. Es ist das gleiche Berlin. Und doch — alles ist absolut anders.

Als ich vor zwei Monaten hierherkam, lag ein geheimnisvoller Glanz über der ganzen Stadt wie die Ahnung eines nahen Glücks. Ein Stern blinkte über mir, dem ich unbewußt nachging. Ich war so froh, und alles, was ich ansah, war verklärt. Aber jetzt, wo ich weiß, daß ich Sie hier nicht finden werde, sehe ich alles in seiner wahren Gestalt. Und jetzt ist mein Eindruck: Diese Stadt ist ein Monstrum. Etwas Schreckliches. Feineren, menschlicheren Geschlechtern nach uns wird sie vorkommen wie uns die Riesenungetüme aus einer barbarischen Periode der Mutter Erde, wie die Atlantosauren und — ich weiß nicht, wie sie alle heißen, diese Fleischkolosse, diese gefräßigen Ungetüme ohne Seele. Ach, wenn damals die Seele ein nicht mal geahnter Traum war, so ist sie heute ein fast vergessener Mythus geworden. In diesen Tagen ist mir plötzlich aufgegangen, was es eigentlich mit dem herrschenden Materialismus auf sich hat. Bisher hatte ich darüber gelacht, die Klage darüber für ein Geschwätz neidischer Pfaffen gehalten, die jammern, weil der hellere Blick des modernen Menschen ihren blauen Dunst durchschaut. Ich hatte mich gefreut, daß der Mensch mit jedem Tag mehr Herr wird der Erde. Aber nun ist mir aufgegangen: In dem Maß, als wir die Dinge beherrschen, beherrschen die Dinge uns. Der Mensch ist erdrückt, erstickt von den Dingen. Er ist der Sklave dessen, was er hervorgebracht hat. Der menschliche Geist ist wertlos geworden, er wird verachtet und verlacht, sobald er sich nicht kundgibt in greifbaren äußeren Resultaten. Ich war in einer großen Gesellschaft. Zufällig traf ich einen alten Freund, der mittlerweile Bankdirektor geworden ist. Er lud mich ein zum Mittagessen, wie auf der Karte stand. Ich dachte ihn und seine Frau zu treffen. Aber die beiden sah ich kaum in dem Gewimmel der Menschen. Alle in Frack, in großer Toilette. Ich war befremdet, verstimmt. Aber das hat meine Augen hell gemacht. Welch eine Pracht, welche eine Fülle von Licht, welch ein Drängen und Wogen. Aber wenn ich Ihnen wiederholen sollte, wovon man sprach in den Gruppen, denen ich mich als stummer Außensteher zugesellte — Meine Nachbarin bei Tisch war eine alte Dame, nicht schön, aber dafür auch nicht so hohl wie die andern. Ich fragte sie, ob das überall so sei? Sie verstand mich gleich und erwiderte: Ueberall. Die Männer sind müde, ihr Hirn ist erfüllt von Hausse und Baisse, von Geld und Geschäft. Die Frauen sitzen verlangend und angeödet da. — Ach, gnädige Frau, da dachte ich an unsern Besuch im Tiefurter Schloß, in Schillers Haus. Da wohnten Könige des Geistes in engen Hütten, und hier machen geistige Bettler sich breit in hohen Palästen. Dort herrschte Licht und Glanz und frohe Wärme, hier aber war es kalt und finster trotz alles elektrischen Lichts. Nie war ich so glücklich wie diesen Abend, ein armer Teufel zu sein und alle Aussicht zu haben, daß ich einer bleibe.

Was du besitzest, besitzt dich. Schaffen Sie sich einen neuen Hut an, gleich sind Sie die Sklavin dieses Huts. Sie gehen spazieren, es fängt an zu schneien — wie lustig wirbeln die Flocken, wie erfrischend bläst der Wind —, aber der Hut verträgt keine Nässe, und geschwind schlüpfen Sie in eine dumpfe Droschke. Nicht Sie! Nicht Sie! Sie haben mit königlichem Gleichmut sich ein seidenes Kleid verregnen lassen, weil das Gespräch, das wir führten, Sie interessierte.

Wir können mit allen Reichtümern der Welt uns selbst und unsre Räume schmücken und bleiben doch die gleichen armseligen Wesen, die wir sind. Unser Herz hat deswegen nicht ein gutes Gefühl mehr, und unser Geist ist nicht reicher um einen guten Witz. Aber es ist, als hätten wir uns selbst aufgegeben und suchten uns draußen in den toten Dingen. Wir haben Millionen Pferdekräfte in unsern Dienst gezogen, aber die Quellen unsrer inneren Kräfte, wo sind sie geblieben? Wo ist unser Glaube, unsre Phantasie, unsre Liebe? Nur noch den Verstand besitzt der Mensch und seine Sinne. Aber auch die werden jeden Tag stumpfer. So scharwerken wir gleich Lasttieren durchs Leben und gleichen ihnen auch in unsern Genüssen, indem wir nur noch hören und sehen, schmecken und fühlen —, aber die Kraft, die die Dinge beseelt, die einzige Kraft, die

Digitized by Google

ewige Werte und unvergängliche Genüsse schafft, haben wir zerstört. An tote Dinge hängt sich unser totes Herz.

Das alles überkam mich in diesen Tagen, die mir lang erschienen wie eine lange Verbannung. Das überfiel mich mit Finsternis und Grauen, mit der Angst des Menschen, der aufschreit und den man nicht hört. Kann ich überhaupt wirken? Wollen die Menschen das, was ich ihnen zu geben habe? Bin ich nicht das Kind einer längst gewesenen oder einer Zeit, die erst wiederkommen wird, wenn ich tot bin? Mich ekelte vor den Tausenden, die auf der Straße an mir vorüberhasteten, und doch verzehrte mich die Sehnsucht nach ihnen. Und doch fühle ich, in der Einsamkeit müßte ich verdorren. Ich kann die Quellen meines Geistes nicht ins Leere strömen lassen, ich muß eine Antwort haben, ein Echo lebendiger Seelen. Aber in diesen Stunden, wo ich verzweifeln wollte, rief mir eine innere Stimme zu: Warum verzagst du? Ist sie dir nicht erschienen? — Gnädige Frau, mein Gefühl zu Ihnen hat nichts zu tun mit dem, was die Menschen Leidenschaft und Liebe nennen. Nie kann ich Ihnen mehr sein als ein Freund. Und ich weiß nicht einmal, ob Sie mir diesen Namen gönnen. Vielleicht wird bald mein Weg mich weit von Ihnen führen. Und doch: seitdem ich Ihnen begegnet bin, hat ein neues Leben für mich begonnen. Ein Leben, das das gleiche sein wird auch fern von Ihnen. Und was in mir reifen sollte, was in mir stark sein sollte, das danke ich Ihnen. Es wird Kraft haben, weil ich es bewußt oder unbewußt an Sie richte. Ich bin erfüllt von Ihnen, von Ihnen geprägt und entbrannt wie die Jünger jenes Meisters, von dem es heißt: Die Wirkung seines Wesens verlor sich nie.

Am nächsten Abend.

Es ist nach Mitternacht. Ich sitze noch immer und weiß nicht, was ich schreiben, was verschweigen soll. Eisblumen ranken an den blassen Fensterscheiben. Die Kälte knistert im Zimmer. Aber mein Kopf glüht. Im Tumult der Gedanken entfliehen mir die wenigen klaren, und die ich festhalte, erschrecken mich. Ich sollte Ihnen doch mitteilen, was alles ich in Berlin ausgerichtet habe. Ich kann's nicht. Später! Nur das eine, daß Sie wegen Ihres Bruders ohne Sorge sein können. Und dann — Also ich war wieder im Ministerium, hatte eine lange Unterredung mit Wohlbold. Die Universität soll errichtet werden und ich dorthin als ordentlicher Professor. Als Wohlbold mir das mitteilte, nahm er sich aus wie Napoleon, der einen bescheidenen Offizier zum General befördert. Um den Sprung nicht zu groß zu machen, soll ich — vielleicht in wenigen Wochen schon — als Außerordentlicher nach Königsberg. Sie wünschen mir Glück, gnädige Frau? Sie freuen sich? O Gott, was gäbe ich drum, wenn ich Ihre Miene sehen könnte im Augenblick, wo Sie diese Zeilen lesen.

Gnädige Frau, ich will Ihnen offen sagen, ich habe mich nicht gefreut. Vor wenigen Monaten noch wäre ich der glücklichste Mensch gewesen. Heute aber — ja, zuerst war es wie ein Freudentaumel, wie ein Schwindel, der mich ergriff. Aber dann! Wissen Sie, was dann mein Gedanke war? Fort von Ihnen! Fort von Ihnen! Gnädige Frau, ich soll fort von Ihnen! Ich soll Sie nicht mehr sehen, nicht mehr Ihre Stimme hören, nicht mehr bei Ihnen sitzen — all das soll nicht mehr sein. Das sind meine einzigen Gedanken gewesen in den Stunden, wo ich ruhelos durch die Straßen lief.

Und immer wieder wie damals, als ich ihn zum erstenmal gehört, klang Ihr Name in mir nach: Marie Luise — Marie Luise. Es war wie eine Stimme, die mich rief. Wie die Stimme, die vom Ufer her den Ertrinkenden ruft. — Und ich soll wieder hinabgeschleudert werden in die dunkle Tiefe, kaum daß ich Ihre Hand ergriffen?!

Früher habe ich nie verstanden, wie einer sich auf den Tod verlieben könnte. Wie ihm das vielgestaltig bunte Leben mit seinen tausend Geschenken, seinen Aufgaben, seinen Zielen zusammenschrumpfen könnte zu einem einzigen Wesen. Ich hab's für Krankheit, Blindheit, Wahnsinn gehalten. Aber nun weiß ich's besser. Immer muß ich an die Worte der Schrift denken: Das Himmelreich gleicht einer Perle, für die der Kaufmann alles hingab.

Und der Kaufmann behielt die Perle! Er behielt sie!!

Marie Luise, ich kann nicht glauben, daß ein boshaftes und sinnloses Geschick mich zu Ihnen geführt haben sollte, um uns in der nächsten Stunde auseinanderzureißen. Glauben wir nicht beide, daß die Natur von geheimer Güte erfüllt sei, zweckvoll waltend, auch wenn man ihre Wege nicht versteht? Sollen wir wirklich auseinandergehen wie vom Zufall zusammengeführte Reisende, die sich Stunden angenehm verkürzen und dann beim nächsten Scheidewege leichten Herzens Abschied nehmen? Ist das möglich? Ich kann es nicht glauben. — So vom Unglück geschlagen ist kein Mensch, daß er sich ganz verlöre, ganz aufginge in einen Menschen, der nicht auch an ihn gebunden wäre durch elementare Sympathie. Ich fühle es, Marie Luise, auch Sie bedürfen meiner. Auch Sie sind nicht glücklich. Auch in Ihnen ist die Sehnsucht erwacht. Ich habe das lange geahnt und doch nicht zu glauben gewagt. Aber als am letzten Abend unsre Blicke sich begegneten, da las ich es in Ihren Augen. Das Feuer, das mich verzehrt, verzehrt auch Sie.

O Marie Luise, nun, wo ich das geschrieben, was ich nie schreiben wollte, ist mir leicht und fröhlich ums Herz. Was soll werden? Ich weiß

Digitized by Google

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Der Gratulant

Nach dem Gemälde von Hermann Kaulbach (München)

Digitized by Google

es nicht. Nur das eine weiß ich, daß ich morgen zu Wohlbold gehen und alle Hebel in Bewegung setzen werde, um noch in Jena zu bleiben — in Ihrer Nähe! Ich wünsche nichts, ich hoffe nichts, ich begehre nichts, außer daß ich Sie sehen darf und daß Sie mir gütig gesinnt bleiben. Aber vielleicht werden Sie mich verachten nach diesem Brief. Ich weiß es nicht. Vielleicht bin ich von Sinnen. Auch das weiß ich nicht. Nur das eine fühle ich, wie froh und hoffnungsreich mein Herz schlägt. Denn höher als alle Vernunft ist das selige Glück, sich wehrlos und bloß der Güte des Menschen anzuvertrauen, den man liebt."

*

An jenem Abend aber, als dieser Brief ankommen sollte, befanden sich der Major und seine Gattin im Wohnzimmer. Es war ein böser und endlos langer Tag gewesen. Ein unbarmherziger Nordostwind hatte auf dem Haus gelegen, und durch die Ritzen an Tür und Fenstern war ein feiner Kältestrom gedrungen, der die Schmerzen des Majors bis zur Unerträglichkeit gesteigert hatte. Der Kranke hätte am liebsten immerfort gestöhnt und geschrien, aber solange Marie Luise bei ihm war, kam nicht die leiseste Klage über seine Lippen, und auf ihre besorgten Fragen antwortete er stets mit einem Lächeln.

„Es geht schon vorbei! — Man darf das nur nicht tragisch nehmen. Das sind so kleine Mückenstiche, zarte Winke, daß es mit der Jugend aus ist."

In der Weise hatte er ihre Besorgnis wegzuscherzen versucht.

Die Lichter auf den Kerzen des Krouleuchters zuckten zusammen und suchten wie ängstlich zu entfliehen, wenn ein heftiger Windstoß gegen das Haus fuhr. In dem altertümlichen Kamin duckten sich die Flammen scheu zu Boden und fuhren im nächsten Augenblick prasselnd mit gieriger Wut an den Buchenkloben in die Höhe.

Nur das Feuer in dem kleinen Petroleumofen, der zum Abfangen der kalten Zugluft vor der hohen Gartentür stand, glühte friedlich und unbeweglich weiter.

Nach dem Kaffee hatten die beiden miteinander geplaudert, wie Menschen, die einander vertraut sind, zusammen plaudern: still, in kurzen Andeutungen, ohne großen Eifer. Von allem möglichen hatten sie gesprochen, zuletzt auch von Grabaus. Und da war ihre Unterhaltung verstummt. Denn in Marie Luisens Innern waren stärkere, wenn auch nur leise Stimmen erwacht, die nie den Weg über ihre Zunge hätten finden können, und deren geheimnisvoll webendes Flüstern doch ihre Seele ganz umspann.

Marie Luise stickte. Der Major wollte Grabaus die Nachbildung eines Lehnstuhls, der diesem besonders gut gefallen hatte, zu Weihnachten machen lassen, und seine Frau arbeitete den Ueberzug dazu. Es war ein altes Gobelinmuster, ein etwas steifer Ritter mit langem Schwert kniete vor einer schlanken Schönen, die sich huldreich zu ihm neigte. Dahinter waren seltsam verschlungene Bäume und Felsen zu sehen, aus denen ein Quell sprudelte. Während sie den Seidenfaden von verblichenem Silberglanz immer wieder durch die engen Maschen des Stramins zog und dabei jedesmal den knieenden Ritter ins Herz stach, beschäftigte sich ihr Sinnen unaufhörlich mit Grabaus. Nicht daß sie eigentlich über ihn nachgedacht hätte, sondern er war bei ihr, hier im Zimmer, wie ein unsichtbarer Gast; dort saß er auf dem Stuhl, oder er ging auf und ab, wie er in lebhaften Momenten zu tun pflegte, oder er stand plötzlich auf dem Podium des kleinen Saales vor ihr, und ihr Herz pochte dann geschwind und stürmisch, als wenn es getroffen würde von den Hammerschlägen seiner erregungsvollen Worte.

Einmal aber, als das wilde Fauchen des Windes draußen eine ganze Weile verstummt war, als die Kerzen bewegungslos und aufrecht brannten wie Kerzen vor dem Altar, als die prasselnden Flammen des Kamins in Notglut verglommen waren, da in dieser anfatmenden Stille rieselte es ganz leise hinter der Tapete, kaum hörbar wie ein feiner Schauer, wie plötzliches geheimnisvolles Raunen verborgener Dinge. Und mit jähem Brand flutete das Blut über Marie Luisens Wangen, ein Schauer durchlief sie, zitternd tat noch die Nadel den letzten verirrten Stich, dann sank ihre Hand in den Schoß. Die feuchten Augen groß auf eine Stelle an der Wand gerichtet, hinter der es geknistert hatte, schien sie dort etwas zu suchen und schien zu lauschen. Ihr war, als müßten die Worte, die sie beide am letzten Tag vor seiner Abreise gewechselt hatten, diese nichtssagenden, harmlosen Worte, die doch blitzartig das Geheimnis ihrer Seelen erhellt hatten, in diesem Augenblick gleich körperlichen Wesen den Raum durchschweben. Sie fühlte alles ganz so wie an jenem Abend, nur ungleich eindrucksvoller und lebendiger, als wenn es damals von ihrem noch ruhigen und kühlen Herzen abgeglitten wäre, jetzt aber tief hineindränge und es ganz erfüllte. Und während ihre Brust sich bang zusammenzog, hatte sie das Gefühl, schnell immer tiefer und tiefer zu versinken. Wohl huschten ängstliche Fragen auf, aber vor dem seligen Glücksgefühl dieses Versinkens blieben sie zurück und waren schon verschwunden, ehe sie noch recht gewußt, was sie eigentlich wollten. Draußen fauchten die Winde ein wildes Katzengeheul, und prasselnd streckten sich die Flammen aus, doch sie hörte nichts davon. Sie hörte nicht das Klingeln an der Haustür und sah nicht den Blick ihres Mannes, der sie versunken betrachtete.

Seitdem Marie Luise verstummt war, hatte die Erschöpfung sich mit tausend Fältchen auf

Digitized by Google

seine Züge gelagert. Er wehrte sich nicht mehr gegen seinen Schmerz, es war förmlich ein tiefes Ausruhen, als er sich ihm ganz hingeben konnte. So hatte er eine lange Weile gelegen, mit der Hand seine Augen verdeckend. Dann aber, als wenn er fürchtete, daß seine Frau ihn beobachtete, hatte er sich aufgerichtet. Und nie glaubte er sie in solcher Schönheit gesehen zu haben wie in diesem Augenblick. Ein Glanz umgab sie, der nicht vom Kerzenlicht noch vom Widerschein des Feuers kommen konnte. Ganz still saß sie da, schien kaum zu atmen, wie in wachem Schlummer, die Lippen waren leicht geöffnet, die Augen benetzt von feuchtem Schimmer, unbewegt war der Ausdruck ihres Gesichts, fast ernst, und doch schien ein inneres Lächeln darüber zu spielen. So jung war sie, so jugendvoll und schön! Und mit einem Weh, bitterer als alle körperlichen Schmerzen, ergriff ihn der Gedanke, daß er dalag, kraftlos und krank und alt.

Das Mädchen öffnete sacht die Tür und trug die Zeitung herein.

Marie Luise erhob sich. Als ihr Mann die Hand nach ihr ausstreckte, setzte sie sich auf ein Polster neben ihn.

„Kind, du warst so schön! An was für Schönes hast du gedacht?"

Sie atmete langsam auf und schüttelte nur leise den Kopf.

„Wie geht's dir, Liebster?" fragte sie.

„Mir? Weißt du, Herz, ehrlich gestanden, mit mir ist's zu Ende. Du solltest mich ruhig meinem Schicksal überlassen."

Sie runzelte leicht die Stirn und fuhr liebkosend durch sein Haar.

„Mußt mir nicht wehtun, Ernst. Ich mag das nicht, wenn du so sprichst."

Er ergriff wieder ihre Hand.

„Du mußt mir mal ruhig zuhören, Marie Luise. Ganz ruhig. Das, was ich dir damals sagte, nach meiner ersten Krankheit, du hast es ja nie glauben wollen — —"

„Ich glaub's auch jetzt nicht," versetzte sie heftig. „Ich will's nicht hören. Sprich nicht davon."

„Ich möchte aber davon sprechen. Meinetwegen. Weil es mich beruhigt. Ich fühle mich freier, wenn ich es dir noch mal gesagt habe. Du darfst nie vergessen, mein Lieb, nie, daß du frei bist. Wenn ein andrer kommt, ein Jüngerer, und du fühlst, daß du ihn liebst —"

Sie schüttelte sich in jähen Schauern.

„Quäl mich doch nicht!"

Er strich ihr die Tränen aus den Augen, während das schmerzvolle Lächeln des Kranken seine Züge furchte.

„Ich will dich ja nicht quälen. Ich möchte nur die Gewißheit haben, daß du freiwillig bei mir bleibst. Wenn ich dir mal zur Last geworden bin —"

„Du mir zur Last!"

„Ach, Kind, kranke Menschen fallen endlich immer zur Last."

„Ach, wenn du mich nur verstehen wolltest! Es ist doch gerade meine Natur, dich so zu lieben, wie du bist. Du weißt doch, ich hab's dir doch gesagt, daß meine erste wirkliche Liebe mein Vater war, und daß ich nie glücklicher war, als wenn ich ihn pflegen konnte. Ich kann nur lieben, wo ich niederknien kann. Und alle die Männer, die ich sonst getroffen habe — alle — alle —"

„Aber wenn nun eines Tages ein andrer kommt?"

Sie bäumte sich zurück und schrie fast auf in ihrer Leidenschaft.

„Und wenn er käme. — Wenn er käme, der andre — und ich ließe dir davon, was wäre dann aus mir geworden? Wo wäre dann das geblieben, was ich geglaubt, wofür ich gelebt habe? Wo wäre dann Ehrlichkeit, Treue, Würde? Das alles gäb's dann ja nicht —"

„Das alles gibt es, aber es gibt noch etwas Stärkeres."

„Für mich nicht — ich will bei dir bleiben. Mein ganzes Leben liegt in dir. Ich würde mir selbst untreu, wenn ich dir untreu wäre. Und nun sei still! Sei still!"

Er hielt ihre Hand umpreßt. Ihrer beider Augen waren ineinander versunken, und angstvoll schien sie mit stummen Blicken ihm immer wieder zu betenern, was er nicht glauben konnte, und was zu hören ihm doch so süße Labsal war.

Draußen fauchten die Stimmen weiter. Der Wind fuhr in den Kamin und schien bald die Flammen zerdrücken und bald sie mit sich in die Lüfte hinaufreißen zu wollen. Aber zwischen den beiden im Zimmer war es ganz still geworden. Es war beinah, als schämten sie sich ihrer leidenschaftlichen Erregung, in der ihr Innerstes sich enthüllt hatte, und suchten ihre reine Menschlichkeit so schnell wie möglich unter dem Alltagsgewand der Banalität zu verstecken. Ruhige, alltägliche Worte wechselten sie nach einer kleinen Weile.

Da der Major das Liegen auf dem Sofa nicht mehr ertragen konnte, nahm er in dem Lehnstuhl am Kamin Platz, Marie Luise rückte einen Schemel zurecht, auf dem er die Füße ausruhen konnte, und breitete mit aller Vorsicht eine Decke darüber.

Dann las sie ihm wie gewöhnlich die Zeitung vor, und nur an einem kaum hörbaren Beben in ihrer Stimme, die weniger voll klang als gewöhnlich, hätte man das letzte Nachzittern ihrer inneren Bewegung spüren können.

Da kam das Mädchen wieder herein und brachte die Abendpost, eine ganze Hand voller Briefschaften, die es dem Major überreichte.

Digitized by Google

„Man merkt, daß Weihnachten in Sicht ist," sagte dieser.

„Hier, Herz, der ist für dich." Dabei schob er, ohne weiter einen Blick darauf zu tun, seiner Frau den Brief hin. „Eigentümlich, daß Berger nicht schreibt wegen der Ländereien. Diese Lose sind die reine Landplage. — Aha, das ist Berger. Nun werden wir sehen."

Er schnitt das Kuvert auf und legte das Messer wieder auf den Tisch, so daß Marie Luise es erreichen konnte. Aber diese streckte nicht die Hand danach aus, sondern starrte mit blassem Gesicht den Brief an, dessen Handschrift sie auf den ersten Blick erkannt hatte. Alles, was sie soeben gesagt hatte, fiel ihr ein. Und während sie in ihrer gepreßten Brust den wilden Herzschlag spürte und dem verworrenen Raunen heißer Stimmen lauschte, war sie sich selbst ein finsteres, gehaßtes Rätsel. Endlich nahm sie sich zusammen, schnitt den Brief auf und begann zu lesen, langsam, indem ihre Blicke sich auf jedes Wort hefteten, als wenn sie seinen Inhalt prüfte und alles von vornherein feindselig von sich abwehrte.

Eine lange Weile verging. Der Major rechnete halblaut die vielstelligen Zahlenreihen nach und machte auf einem Blatt dann und wann kurze Notizen.

„Ja, Kind, wir müssen das mal überlegen. Einige Landstellen sind sehr gestiegen. Es scheint mir wirklich eine günstige Zeit zum Verkaufen."

Als sie nicht antwortete, wandte er sich um. Da sah er, daß sie weinte. Zuerst bekam er einen Schreck, weil er glaubte, in dem Brief hätte irgendeine traurige Nachricht gestanden. Aber als er sie schweigend betrachtete, wie aus ihren weitgeöffneten Augen die Tränen über ihr ruhiges und wie aufgelöstes Gesicht flossen, da schien noch stärker als vorhin der Glanz eines leuchtenden Glücks von ihr auszustrahlen. Er rief sie leise bei Namen, ohne daß sie hörte.

„Kind, Marie Luise, was hast du?" wiederholte er.

Da sah sie ihn an und schien sich zu besinnen. Sie trocknete ihre Tränen, ihr Gesicht nahm einen grüblerischen, finsteren Ausdruck an, dann reichte sie ihm den in ihren Schoß gesunkenen Brief. Verwundert nahm er das Schreiben in die Hand und begann neugierig zu lesen. Sie hatte aufgehört zu weinen und starrte mit gequälter Miene vor sich hin. Nur wenn sie an dem Knistern des Papiers hörte, daß er die Seiten umwandte, stieß sie einen kurzen, gepreßten Atemzug aus.

Endlich hatte er geendet. Seine über die Stuhllehne hängende Hand hielt die zerknitterten Seiten. Sein zurückgesunkenes Gesicht lag kaum erkennbar tief im Schatten.

„Sag doch was!" stieß sie hervor.

Aber die Hand zuckte nur kurz zusammen. Da erhob sie sich erschauernd, als wenn sie fröre, und kniete neben seinem Stuhl nieder.

„Ernst, sag doch ein einziges Wort!"

Er hatte sich vorgebeugt. Das Weiße in seinen Augen war ganz fahl, und zwischen den zahllosen Fältchen der gelben Haut sickerte kalter Schweiß hervor.

„Schick ihm den Brief zurück und schreib ihm, daß er nie wiederkommen darf."

Da zog er die Stirn hoch und schüttelte den Kopf.

„Doch! Doch! — Ich will ihn nicht wiedersehen!" sagte sie flüsternd, mit klangloser, doch fester Stimme.

„Kind, Kind, — das — wie handelten wir dann? — Wenn jemand anders — aber der hätte eben ganz anders geschrieben. So schreibt doch kein — Verführer." Er lachte kurz und trocken bei diesem Wort. „Wir wollen ihm kein Unrecht tun. Nicht wahr?"

Seine schwere Hand streichelte nervös ihr Haar, während sie von fortwährenden Schauern geschüttelt vor ihm kniete.

„Nicht wahr, Kind, das wollen wir doch nicht? Er soll nur ruhig wiederkommen. Das soll kein Stein des Anstoßes zwischen uns sein. Wir verdanken ihm doch manche frohe Stunde. Nicht wahr, mein Herz?"

Sie hatte ihr Gesicht erhoben, sah ihn mit großen Augen an und schien etwas sagen zu wollen. Aber ein Stärkeres als sie selbst schien in ihren Augen zu flehen, daß sie dies Wort nicht sagen sollte.

„Na — nun — nun geh, mein Herz. Lies den Brief nur nochmal, für dich. Ich möchte auch mal 'nen Moment allein sein. So 'ne Art — Nervenchok hat einem das doch versetzt. Geh, Herzchen, bitte!"

Er richtete sie auf und drückte ihr den Brief fest in die Hand. Sie trat damit an den Kamin, wo sie versunken und zögernd stehen blieb, als wenn sie ihn in die Flammen werfen wollte.

„Nicht doch! — Glaub mir, er selbst wird nie wieder von diesem Brief sprechen. So etwas — das bricht einmal durch und wird dann wieder für immer begraben. — Bis gleich!"

Noch einmal drückte er rasch ihre Hand. Dann ging sie. Aber als sie schon die Türklinke in der Hand hielt, wiederholte sie noch ihre letzten Worte: „Schreib ihm, daß ich ihn nie wieder sehen will."

Ganz still, bewegungslos und mit geschlossenen Augen hatte der Major gelegen. Das Mädchen kam herein und schichtete in dem Kamin neues Holz auf, mit matten Blicken schaute er zu.

„Liegen der Herr Major auch gut?" fragte die Alte.

„Na, wenn man krank ist, liegt man nie recht gut. Aber Sie könnten den Stuhl 'n bißchen näher ans Feuer rücken."

Nachdem sie das getan, war sie hinausgegangen

Digitized by Google

und hatte sacht die Tür hinter sich zugemacht. Und der Major hatte wieder bewegungslos und mit geschlossenen Augen dagelegen. In seinem dumpfen, schmerzbetäubten Kopf kreiste gleich einer sich wiegenden Melodie immer das eine Wort: „Alter Mann — junges Weib. Alter Mann — junges Weib!“ Das mußte er ohne Unterlaß wiederholen. Aber zwischendurch tauchte noch etwas andres auf, gewissermaßen wie aus einem trüb wogenden Wasser ein Glied heraustaucht, von dem man nicht den Rumpf sieht, und das man selbst kaum erkennt, ob's eine Hand, ein nackter Fuß oder eine tote Ratte ist. Ehre — Ehre. Auch dies Wort wiederholte sich von Zeit zu Zeit im chaotischen Wogen seines Hirns, ohne daß er wußte, was es bedeuten sollte.

Derweil leckten die gelben Flämmchen naschhaft an der neuen Nahrung, aber als wenn ihnen das kalte frische Holz nicht schmeckte, züngelten sie sogleich wieder zurück, um dann gierig noch länger die heißen Zungen auszustrecken. Plötzlich knallte ein geborstenes Scheit laut auf und war im selben Augenblick von der fenrigen Lohe wie mit einem roten Mantel ganz umhüllt.

Der Major richtete sich auf und starrte versunken in die Glut, sah das Holz auftauchen und wieder verschwinden, sah es bersten und verschlungen werden von den gefräßigen Flammen. Er stützte den Kopf auf und bedeckte die Hand mit den Augen. Und vor seinem inneren Blick stand der Wald, in dem diese jetzt fast in Asche versunkenen Scheite einst große, feste Bäume gewesen waren, die den Winden getrotzt, die tief ins Erdinnere ihre Wurzeln gestreckt hatten. Aber die Flamme kam und fraß sie auf, machte sie zu Asche. Und da kam ihm das Bewußtsein, so wie die Bäume in langsamen Jahrzehnten stark und groß gewachsen waren, so waren in seiner Brust, in jeder Menschenbrust, Meinungen, Satzungen, Schätzungen gewachsen, hatten sich tief festgewurzelt und allen Stürmen getrotzt. Aber die Flammen kamen und fraßen sie alle auf, machten sie zu Asche — alle. Ehrlichkeit, Treue, Stolz, Würde — alles, wovon sein Weib gesprochen hatte.

Er bäumte sich auf und krümmte sich, hielt mit den Händen die Lehnen umpreßt und biß die Zähne zusammen. Alles, was er sich vor einem Jahr geschworen hatte, rief er sich ins Gedächtnis. In diesen bitteren, düsteren Stunden, die sich lange dehnten wie schlaflose Nächte, da hatte, wenn er auf dem Sofa liegend seine Frau mit den Blicken verfolgte, wie sie dahinschritt, von ihrer jungen Kraft getragen, Glück ausstrahlend und an sich ziehend gleich einem Magnet, da hatte ein gerechter und reiner Mensch in ihm sich gegen sein eigen Fleisch und Blut empört und ihm bewußt gemacht, daß es Unmenschlichkeit und Frevel sei, dies junge Geschöpf an sich zu binden, sie einzukerkern mit dem Kranken. Das hatte sich ihm aufgedrängt wie eine Pflicht und eine Gerechtigkeit, die stärker und ewiger war als alle von Menschen erfundenen Pflichten und Gerechtigkeiten. Er hatte ihr das gesagt und es ihr wiederholt, wie sehr sie sich auch dagegen anflehnte. Und nun war es da. Der andre war da. Es war Zeit, sein Wort einzulösen.

Aber der ganze Mann lehnte sich auf, schüttelte sich und wehrte sich dagegen mit krampfhaften Schauern wie gegen die kalten Faustgriffe des Todes selbst.

Und wie nun über dem veraschten Holz noch letzte Flämmchen hüpften und letztes Knistern sprühender Funken im Kamin verklang — da hatte er wirre, blitzartige Bilder.

Er sah sich selbst groß und massig aufgerichtet — ritsch, ratsch riß er den Brief entzwei, und mit todblassem Gesicht schlich der andre hinaus. — Ein schneeweißer Wald, zwei richten die Pistolen gegeneinander, der andre fällt und er selbst steigt ruhig in den Wagen. Plötzlich sah er Marie Luise als blutige Leiche. Dann sich selbst, die rote Lache floß über seinen Rock, entsetzensstarre Menschen umstanden ihn. Blut, Blut, Blut sah er überall. Er rieb sich die Augen, preßte die Hände dagegen, aber nur neue blutige Dinge tauchten auf, als wenn Blut aus seinen Augen selbst flösse. Von Entsetzen vor sich selbst ergriffen, schauerte er zusammen. Und da — in dem Lehnstuhl, in dem er so oft gesessen hatte und dessen Nachbildung der Major ihm zu Weihnachten machen lassen wollte, sah er Grabaus selbst sitzen. Er saß da, und während er mit leuchtenden Augen Marie Luise anblickte, sprach er in einem aufgeregten, fließenden Ton. In diesem Ton, über den der Major sich so oft erstaunt hatte, und er sprach wieder diese langen, zusammenhängenden Sätze, über die er ebenfalls gestaunt und manchmal gelächelt hatte. Er sprach, als wenn ein gedrucktes Buch plötzlich zu sprechen begänne. Der Major hatte ihm gelauscht und war warm geworden und hatte sich gefreut, wenn er etwas verstand. Aber im Innern hatte er wohl auch gelächelt und gedacht: wie das wohl wäre, wenn einer der Leutnants beim Liebesmahl so zu sprechen anfinge?

Und wie er nun das alles so deutlich vor sich sah, da ergriff ihn ein Gefühl plötzlicher Erlösung. Es war wie ein Aufatmen, fast wie ein inneres Lachen. Es war wie eine bessere Erkenntnis dieses Menschen, der rein und keines Schlechten fähig, mit seinem offenen Gesicht plötzlich vor ihm stand, und es war auch ein leises Ueberlegenheitsgefühl, als wenn alles, was er ihm zugetraut hatte, gar nicht im Bereich der Möglichkeit für diesen Menschen läge.

Als Grabaus wenige Tage später den kleinen Saal betrat, in dem er seine Vorträge hielt, waren schon alle Plätze besetzt. Nur der Stuhl

Digitized by Google

Marie Luisens war leer. Während er langsam daran vorbeiging, ohne weiter einen Blick darauf zu tun, verdichtete sich die erwartungsvolle Unruhe, die auf dem Hinweg in ihm gewogt hatte, zu einem stacheligen, bitteren Schmerz, der sich ihm tief ins Herz grub. Während er das Manuskript auffchlug und noch einen Augenblick zögerte, um seine Gedanken zu sammeln, flüsterten beschwichtigende Stimmen ihm zu: Kann sie nicht krank sein, verhindert? Aber er glaubte diesen Stimmen nicht, sondern war überzeugt, sein Brief sei schuld daran, daß sie nicht gekommen war. Denn die Liebe zu dieser Frau, die ihm so viel Stolz und Mut eingeflößt hatte, hatte ihn in gleichem Maß ängstlich, demütig und unsicher seiner selbst gemacht.

Schon hatte er seinen Vortrag begonnen, als sich die Tür noch einmal öffnete und Marie Luise eintrat. Mit raschen, festen Schritten ging sie zu ihrem Platz. Er schrak zusammen, obwohl er ganz ruhig fortfuhr zu reden, wie man vor dem Erscheinen eines Menschen erschrickt, den man am allerwenigsten erwartet hat. Von Zeit zu Zeit flog sein Blick für einen kurzen Moment zu ihr hinüber. Und nun störte ihn eins: sie hatte ihren Schleier nicht abgenommen. Dieser nichtige Umstand schien ihm ein sicheres Zeichen, daß eine Wolke zwischen ihnen läge. Nach Schluß des Vortrages begrüßte er sie vor der Tür auf der Straße, sie reichte ihm freundlich die Hand, fragte, wann er zurückgekommen wäre, und fügte dann, wie um ihren eiligen Abschied zu erklären, hinzu, sie hätte noch Weihnachtsbesorgungen zu machen, ob er nicht den Abend bei ihnen verbringen wollte, ihr Mann würde sich sehr freuen, ihn wiederzusehen.

Er dankte, indem er vorgab, nach Haus zu müssen.

Im Laufe der nächsten Woche wurde er mit Wolf zusammen bei Platens eingeladen. Aber auch an diesem Abend sah er Marie Luise nicht einen Augenblick allein und wechselte nur wenige gleichgültige Worte mit ihr. Sie war sehr still, so daß die Männer das Gespräch fast ganz allein führten.

Den Sonnabend darauf sprach Grabaus so matt und wirr, daß nach Schluß des Vortrages eine mitleidige Pensionsvorsteherin auf ihn zukam und ihn fragte, ob er Kopfschmerzen hätte? Sie empfahl ihm Alpirinpulver, das ganz gefahrlos und von unfehlbarer Wirkung wäre. Eine ältliche Lehrerin aber sagte ihm auf den Kopf zu, daß sein ganzes Uebelbefinden von kalten Füßen herkäme, Kopfarbeiter litten fast alle an kalten Füßen. Er sollte Strümpfe aus Eiderdaunwolle tragen. Auch nannte sie gleich die Adresse eines Geschäfts, in dem er welche bekommen könnte. Als sich diesen beiden nun eine dritte alte Dame zugesellte, empfahl Grabaus sich weniger höflich als schnell und eilte Marie Luise nach. Erst lief er ein Stück die Straße rechts, dann wie ein verirrter Jagdhund links hinunter, bis er endlich auf der gegenüberliegenden Seite Marie Luise gewahrte.

Wieder wurde sie von dem Mädchen begleitet.

Er grüßte und fragte, ob er einige Schritte mitkommen dürfte.

„Himmel, haben Sie mich erschreckt!"

„Verzeihen Sie! Aber darf ich ein Stückchen mitgehen?"

„Ich muß Besorgungen machen, und dabei sind Männer immer ein bißchen unbequem," erwiderte sie lächelnd. „Wollen Sie nicht lieber meinem Mann Gesellschaft leisten? Ich komme auch bald heim."

„Ich habe auch Besorgungen zu machen, gnädige Frau."

Er sprach mit dieser verzweifelten Hartnäckigkeit eines Menschen, der sich ins Wasser gestürzt hat und entschlossen ist, entweder das andre Ufer zu erreichen oder zu ertrinken.

„Sie wollen auch Einkäufe machen?"

„Jawohl. Mir rieten zwei Pensionsmütter, ich sollte mir Eiderdaunsocken für meine kalten Füße und Aspirinpulver für meinen heißen Kopf besorgen. Ich muß wie ein Idiot gesprochen haben. So fühl' ich mich auch. Nicht wie ein Idiot, sondern — seit acht Tagen fühl' ich mich einfach wie im Fieber."

„Aber dann sollten Sie sich wirklich ins warme Zimmer setzen und nicht hier auf der kalten Straße herumlaufen. Ich will Ihnen die Sachen gern besorgen."

„Gnädige Frau, daß Sie mich verhöhnen, ist nicht schön."

„Mein Gott, das wollte ich wirklich nicht," versetzte sie erschrocken. „Ich meinte es in vollem Ernst."

„Gnädige Frau, woran ich krank bin, das ist — weil etwas zwischen uns liegt. Weil ich fühle, daß Sie nicht mehr wie früher zu mir sind. Ich weiß auch den Grund. Sie haben ja recht. Aber lassen Sie uns einmal, dies eine Mal, offen darüber sprechen. Dann — wenn Sie es für nötig halten, will ich gern gehen — für immer."

Ohne zu antworten setzte Marie Luise den Weg fort. Sie kamen an einem hell erleuchteten Laden vorbei, und hier im Lichtschein begegneten sich beider Blicke, ihr banger, unentschlossen fragender Blick ruhte eine Sekunde lang auf seinem verzweifelten, blassen Gesicht und den fahlen, flehenden Augen.

„Einen Moment!"

Dabei wandte sie sich um, holte Geld und einen Zettel hervor und gab dem Mädchen Instruktionen, in welcher Weise es die Besorgungen auszuführen hätte. Während das Mädchen nach

Digitized by Google

dem Markt zu ging, setzten die beiden in der entgegengesetzten Richtung ihren Weg fort.

„Ich danke Ihnen," murmelte Grabaus.

Marie Luise zuckte leicht zusammen und sagte:

„Sie wollen wegen des Briefes mit mir sprechen, Herr Doktor, den Sie an mich geschrieben haben. Denn das ist es ja, was uns trennt. Ich habe ihn meinem Mann gezeigt, und er sagte, Sie würden wohl nie wieder darauf zurückkommen. Er würde zwischen uns begraben sein, wenn Sie zur Besinnung gekommen wären."

„Er sollte auch begraben sein."

„Dann ist es ja gut. Wollen wir dann nicht nach Hause gehen? Ich gebe Ihnen den Brief zurück, Sie vernichten ihn — und alles soll sein wie früher? Ist das nicht das beste?"

„Ich kann nicht," erwiderte er leise. „Es kann ja doch nie mehr werden, wie's war. Nie kann zurückkehren, was verloren ist. Das Neue muß kommen, so oder so. Als ich Ihnen den Brief schrieb, gnädige Frau, da dachte ich, Sie würden ihn lesen, ihn still für sich bewahren, ihn — doch, ich finde das richtige Wort nicht — ihn verstehen, ihn billigen —, doch auch das ist nicht das rechte Wort."

„Ihn billigen? Wie kann ich das? Welche Frau könnte das, die Achtung vor ihrem Mann hat und vor sich selbst?"

„Mit Achtung hat das alles doch nichts zu tun," sagte er kopfschüttelnd. „Ich mußte das einfach schreiben. Als ich den Brief in den Kasten steckte, da sagte ich mir selbst: morgen um diese Zeit wirst du in ihren Augen ein elender, verächtlicher Mensch sein. Und doch habe ich ihn abgeschickt. Ich mußte einfach."

„Sie mußten nicht. Wenn Sie auf den reinen Menschen, der in Ihnen lebt, gehört hätten, dann hätten Sie ihn nie geschrieben."

„Ja doch! Gerade weil das Beste, was in mir lebt, seine Stimme erhob, deshalb habe ich ihn geschrieben."

Ohne auf den Weg zu achten, waren sie durch stille Straßen gegangen und befanden sich nun in der Belvedere-Allee.

Dunkle Gestalten gingen an ihnen vorüber, die mit kleinstädtischer Neugierde ihre Gesichter zu erkennen versuchten. Eine Straßenbahn brauste plötzlich heran und überflutete sie mit grellem Licht. Da blieb er nervös stehen; auf den verschneiten Park deutend, der sich zu ihrer Linken in weißem Dämmerlicht ausbreitete, sagte er:

„Wollen wir nicht hineingehen? Dort ist es wenigstens still."

„Ich gehe nicht in den Park um diese Zeit," versetzte sie herb. „Sagen Sie mir, bitte, hier, was Sie noch zu sagen haben."

„Ich will es versuchen. Und es wird wohl das letzte sein, was zwischen uns gesprochen wird. Sie müssen wissen, aus welcher Stimmung dieser Brief geschrieben ist. Dann werden Sie ihn nicht billigen, aber vielleicht milder beurteilen. Ich habe meine Frau sehr geliebt. Ach, nicht bloß geliebt, sondern sie auf ein so hohes Piedestal gestellt, daß, auch wenn ich aufrecht stand, sie noch immer hoch über mir schwebte. Dann aber merkte ich, daß ich mich geirrt hatte. Sie ist das nicht, wofür ich sie gehalten habe. Sie ist nicht besser noch schlechter als tausend andre Frauen — eine gewöhnliche Natur. Und da glaubte ich, daß mein Leben verpfuscht wäre. Nicht meine Karriere, sondern das, was eigentlich das Wertvolle im Leben ausmacht. Mit ihr zusammen stürzte ich selbst von dem Piedestal meiner Selbstschätzung. Ich verlor den Glauben an mich. Mein Kopf mochte ja gut sein. Die Gedanken, die er zeugte, tüchtig und stark. Aber der ganze Mensch, was taugte der? Zeig mir die Menschen, die du anzuziehen die Fähigkeit hast, danach will ich dich schätzen. Und ich schätzte mich nach meiner Frau, deren Liebe ich errungen hatte. Sehen Sie, in dieser Stimmung bin ich Ihnen begegnet. Aber nun müssen Sie das Wenige, was ich Ihnen noch zu sagen habe, ruhig anhören. Wollen Sie?"

„Ja, ich will. Sprechen Sie nur!" erwiderte Marie Luise mit gepreßter Stimme.

Wieder waren sie an eine belebte Straße gelangt.

Schweigend gingen sie nebeneinander her und bogen dann wie in stiller Uebereinkunft in die schmale, dunkle, menschenleere Gasse „An der Ackerwand" ein, wo sie sich von neuem dem Park näherten.

„Als ich an dem ersten Abend in Berlin von Ihnen Abschied nahm und durch den Tiergarten nach Hause ging, da hatte ich das Gefühl: Wenn du die Achtung und die Freundschaft dieser Frau gewinnen könntest, so wäre das für dich mehr, als wenn die Universität oder der Staat, oder ich weiß nicht was auf der Welt dich mit Ehren überhäuften. Diese Frau hat es in ihrer Macht, den Glauben an dich wieder herzustellen. Den Glauben an deine Persönlichkeit."

Er war stehen geblieben und umfing mit weiten durstigen Blicken den Abendhimmel, an dem in rötlichem Dunst über schlanken, hochstrebenden Pappeln der Mond schwebte. Tief unter ihnen lagen Wiesen in grauer Schneedämmerung, und feurig umhaucht breitete sich das Gewirr der Baumkronen.

„Als ich den Brief schrieb, gnädige Frau, da wußte ich wohl, daß wir einander nie gehören könnten, daß ich Ihnen nie mehr sein würde, als ich heute bin. Aber wollte ich das denn? Es hat sich kein unreiner Gedanke meiner Liebe beigemischt. Sehen Sie, darauf kommt's ja nicht an, das Glück zu besitzen! Wenn man nur

Digitized by Google

glauben darf, man hätte es besitzen können! Wenn man nur glauben darf: nicht du, nicht du bist zu niedrig und elend, um die Geliebte zu gewinnen, sondern die ewigen Sterne haben es nicht gewollt. Was ist Wirklichkeit? Glauben ist alles. Darum habe ich geschrieben; damit ich einst in meiner einsamen Stube hinausblicken könnte auf eine Nacht wie diese und mir sagen, daß ich auf fernen Bahnen, wohin kein Schicksal, kein Zwang mehr reicht, mit Ihnen wandeln könnte, Herz an Herz — das war meine Schuld, Marie Luise. Und nun verzeihen Sie mir."

Er ergriff ihre Hand, die willenlos, weich in seiner lag.

„Verzeihen Sie mir!"

„Ich verzeihe Ihnen."

„Bin ich kein elender, niedriger Mensch?"

Sie schüttelte stumm das Haupt, während Tränen über ihre Wangen rannen.

„Marie Luise, Marie Luise!"

Noch immer hielten ihre Hände sich umschlungen.

„Sehn Sie den Park dort!" flüsterte er. „Wir wollen hineingehn. Diese eine Stunde! Dann wird, was wir geträumt, zur Wirklichkeit."

Groß und fragend sah sie ihn an und richtete dann den Blick auf den Park. Und ihr war, als erkannte sie ihn nicht mehr, dessen Bäume doch schon ihrem Kinderohr gerauscht hatten, auf dessen Wegen sie ihr lebelang gewandelt war, der nun aber fremd dalag wie ein verwunschenes Land.

In mattem Silberglanz standen Busch und Baum, und aus dem hochgiebligen Gartenhaus auf weitem Schneeplan, das sonst um diese Zeit ganz finster lag, schimmerte geheimnisvolles Licht. Größer schien alles, weiter und so still, wie sie es nie gesehen.

„Gehn wir, Marie Luise! Gehn wir!"

Aber unbeweglich, wie versunken stand sie da. Ein Frühlingsabend stieg ihrem inneren Gesicht auf. Ein weicher Frühlingsabend. Da war sie ganz allein auf diesen Wegen geschlendert, auf den schmalen Wiesenpfaden, an den buschigen Ufern der Ilm. Hatte nicht gewußt, was sie dort suchte, und doch nicht heimkehren können... Dem Weinen nah, wie überwältigt vom allzu starken Drängen junger Kraft, vom süßen Vorgefühl kommenden Blühens und erwachender Schönheit schien alles in dieser milden Stunde: die tauigen Sterne, die weiche Erde, die murmelnden Wellen und der klagende Vogel. Schwer war die Luft. Und schwer, erfüllt von ungeweinten Tränen, lautlosem Jubel und schlummernden Liebkosungen war auch ihr junges Herz, das der Drossel in den hohen Baumkronen lauschte und sich bangte nach einem, den es nicht kannte, und der doch schwer in ihren Armen hing und sie immer weiter und weiter auf diesen verschlungenen Wegen führte.

„Gehen wir, Marie Luise! Gehn wir!"

Während sie so stand und sann, und das bebende Flüstern hörte, da war ihr, als ginge alles, wonach sie sich damals gesehnt, jetzt in Erfüllung. Noch einmal huschte der Eindruck eines düsteren Zimmers in ihr auf, der Gedanke an ihren einsamen Mann, der sie erwartete. Doch das war nur wie ein schnell verlöschender Schein. Während sie von seiner Hand sich fast gezogen fühlte, umspielte ein rätselhaftes Lächeln ihren Mund, und aus dem feuchten Schimmer ihrer Augen brach die Frage: Was tu' ich nur? Sie wehrte sich und gab doch nach, und hatte dabei das süße, schwindelnde Wohlgefühl eines schnellen tiefer und tiefer Sinkens.

So gingen sie vorsichtig die schmalen Erdstufen eines steilen Wiesenhangs hinunter. Er ging voran, sich immer besorgt nach ihr umblickend. Und als sie ausglitt, ergriff er ihren Arm.

„Gehn wir, Marie Luise! Gehn wir!" flüsterte er in bebendem Jubel.

Immer schneller eilten sie nun die Treppe hinab. Erst unten gingen sie langsamer, Arm in Arm, stumm und wie verloren in einer andern Welt. Als das hohe Buschwerk zu Ende war und der Blick sich auf die weite Schneefläche eröffnete, mit einzelnen mächtigen Baumgruppen, und dahinter die hochragende Säulenwand der Pappeln, über die jetzt klar und silberblank der Mond schwebte, blieb er stehen und sagte:

„Mein Gott, ist das nicht schön!? Sind wir nicht jung, Marie Luise? — O, Marie Luise, Marie Luise! Seitdem ich Ihren Namen gehört, ehe ich Sie noch gesehen, da saß ein Vogel in meiner Brust, hat immer gesungen Marie Luise — Marie Luise, und dann an meinem Herzen gepickt. Süß war's und weh tat's. Und da wußte ich, daß ich Sie lieben würde."

Wie trunken blieb er mit schmerzerregtem Ausdruck vor ihr stehen und bat:

„Ich möchte Ihre Augen ohne Schleier sehen. Der Schleier hat mich schon immer so gestört."

Er zog ihn zurück, legte ihn vorsichtig um ihre Hutkrempe und ließ dann seine Hände auf ihren Schultern liegen. So zog er sie an sich und küßte sie auf ihren Mund. Ganz naß, vereist war sein Bart, kaum spürte er die Wärme ihrer Lippen. Aber als er dann den Kopf erhob, schaute er rasch auf, wie verwundert, daß die Sterne noch blinkten und der Mond so still schien. Als sei das Größte, Unmögliche geschehen, das, was seinem Leben neuen Glanz gab und ihn heraushob über die andern Menschen, war ihm zumute.

Stumm gingen sie weiter, Arm in Arm, bald streiften niedrige Zweige sie, und leise gluckste die Ilm, bald wehte über die weite Fläche der Eishauch des Schnees sie an. Die Stadt warf

Digitized by Google

„Quo Vadis, Domine?“

Nach dem Gemälde von N. Maluta

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

Digitized by Google

ihren Lärm und Lichtschimmer zu ihnen hinüber, dann wieder umgab sie tiefste Stille und matter Dämmerschein. Ohne darauf zu achten, gingen sie weiter, wußten nicht, wie ihnen war, wohin der Weg sie führte, noch wie die Zeit verstrich in dieser verwunschenen Stunde.

Da schauerte sie zusammen, erschrocken fragte er, ob sie fröre?

„Ein bißchen."

Er riß seinen Mantel auf und wollte ihr den umtun, aber sie wehrte ihm.

„Nur die Hände frieren. Sonst bin ich warm."

Und als er diese nun ergreifen wollte, um sie zu reiben, schüttelte sie wieder leise lächelnd den Kopf.

„Nicht so! Nicht so!"

Ein Wunsch schien sich in ihr zu regen, den sie nicht ausdrücken konnte. Aber endlich nahm sie mit zager Bewegung seinen Arm und legte ihn um ihren Hals und schlang ihren Arm um seinen Rücken. So Wange an Wange, einer vom andern gehalten, indem ihre Rechte seine umschloß und seine Linke die ihre, schritten sie dahin. Und während ihre Erinnerung plötzlich zu jenem Frühlingsabend ihrer Mädchenzeit zurückflog, wußte sie, daß so auch der Mann, von dem sie damals geträumt, sie hatte führen müssen.

Und wieder standen sie dann still, er küßte sie wieder und wieder und spürte nach jedem Kuß ein wenig mehr die Weichheit und Wärme ihrer Lippen.

„Daß ich den je küssen würde, deinen holden, reinen Mund!"

„Das ist er nun nicht mehr — der reine Mund," sagte sie mit leisem Klagelaut.

Aber er preßte sie fester an sich.

„Sag einmal du zu mir!"

Da schlang sie ihre Arme um seinen Hals, und wie von inneren Schauern losgerissen, stieß sie heraus:

„Ach, Heinrich — du, mein Liebster!"

Schläge einer Turmuhr schwebten dumpf erzitternd in kurzen Intervallen durch die eisige Klarheit. Doch als sie nun warnend drängte, sie müßte heim, zog er sie weiter. Matt widerstrebend folgte sie, ließ immer heißere Küsse auf ihrem Mund, ihren Wangen, ihren Augen brennen. Und nur wie ein letzter ferner Klang von dem, was einst gewesen, klagte es aus ihr:

„Was machst du aus mir, Heinrich! Ich habe keinen Willen mehr. Und müßte längst, längst zu Haus sein."

So kamen sie an eine Brücke und schauten in das dunkel fließende Wasser hinab. Wieder mahnten dumpfe Schläge aus der Stille.

„Das ist dieselbe Brücke, über die wir zuerst gekommen sind, Marie Luise."

„Dieselbe Brücke. Nur wir sind nicht mehr dieselben."

„Reut's dich?"

Sie ergriff seine Hand.

„Versprich mir eins, Heinrich! Gib mir die Hand darauf!"

Er sah sie an, lange Zeit.

„Was du vorhin sagtest, das ist nicht wahr. Nie wirst du mir mehr sein wollen, als du bis heute warst. Nie wirst du das wollen! Versprich mir das."

„Ich verspreche dir's."

„Was heute war, das bleibt begraben. Nie wirst du mich daran erinnern."

„Nie werd' ich das."

„Es war einmal, und darf nie, nie wiederkehren."

„Und braucht's auch nicht. Denn es war ja für alle Ewigkeit."

Sie atmete tief auf und sagte:

„Dann ist alles gut."

Langsam gingen sie Arm in Arm nach Hause, ohne der ihnen begegnenden Menschen zu achten. In der Belvedere-Allee, ganz nah schon der Wohnung, kam ihnen ein Mädchen entgegen, einen Handkorb im Arm, das mit eiligen Schritten an ihnen vorüberging.

„Weißt du, wer das war?" fragte Marie Luise.

„Wer denn?"

„Mein Mädchen. Sie hat mich nicht erkannt. Sie würde ja nie glauben, daß ihre Frau Arm in Arm mit einem fremden Mann geht. — Aber das Herz schlägt überall gleich, bei mir wie bei ihr."

Nachdem sie das Gartentor wieder geschlossen hatte, drückten sie sich ein letztesmal durch das Gitter die Hand. Dann verschwand sie im Haus, und er ging noch immer wie im Traum die stille Straße hinunter.

Marie Luise warf nur einen flüchtigen Blick in das Arbeitszimmer ihres Mannes, wo dieser mit seinem Bruder in lebhafter geschäftlicher Unterhaltung saß. Sie rief den beiden Guten Abend zu und sagte, sie käme gleich, nachdem sie sich umgezogen hätte. Im Schlafzimmer fand sie Christine mit Aufräumen der Wäsche beschäftigt und bat sie, ihr beim Umkleiden behilflich zu sein. Die alte Kinderfrau, welche Marie Luise noch im Wägelchen gefahren und sie so ziemlich das ganze Leben hindurch begleitet hatte, machte ein nicht wenig verblüfftes Gesicht, als sie ihr die Schuhe auszuziehen versuchte.

„Ne, ne, die krieg' 'ch nich unter. Da muß ich lieber 'n Messer holen und sie uffschneiden. Ach, herrje, und der Kleiderrock! Sie sind wohl in 'n Graben neingefallen, Frau Major?"

Sie ächzte und stöhnte beim Ziehen, und ihr runzliges Gesicht wurde kirschrot von der Anstrengung. Als sie die Schuhe dann glücklich herunter und auch die Strümpfe abgestreift

Digitized by Google

hatte, da geriet sie vor Schreck ganz aus der Fassung.

„Ach, die Fießchen! Da is ja kee Leben und keen Blut drinne. Wenn die nur nich erfroren sind! Was haben Se denn bloß angestellt, Frau Major? — Wie kann mer aber auch so unvernünftig sein und bei der Temperatur im Park spazieren gehn? 's is doch keen Frühjahr! Wenn Sie's mir nur vorher gesagt hätten, da hätt' 'ch Ihn'n die Gummischuh angezogen. Aber so! Nich mal Gamaschen! — Nu machen Se bloß mal den großen Zeh krumm, 'ch gloobe, der will ieberhaupt nich mehr. Reene abgestorwen is er. Ne, wie kann mer nur so leichtsinnig sein!"

Marie Luise lächelte still versunken vor sich hin und ließ ihre Füße von den treuen alten Händen der Magd reiben, und ließ sich ausschelten von ihrem treuen alten Mund. Und beides tat ihr so wohl, so wohl, während sie, von leisen Schauern durchrieselt, noch immer seine heißen Küsse auf ihren Lippen brennen fühlte. Nachdem sie dann vollständig umgekleidet war, ging sie zu den beiden Männern ins Zimmer.

„Na, mein Herz, wo hast du denn so lange gesteckt?" fragte der Major.

„Ich war noch mit Doktor Grabaus spazieren im Park."

„Das ist gescheit. Da warst du diese Woche wenigstens einmal an der frischen Luft. — Wollte er nicht mitkommen?"

„Er mußte nach Hans."

In diesem Augenblick kam Christine mit einem großen Glas Glühwein herein.

„Das müssen Sie nuntertrinken, Frau Major. So heiß wie es is."

Aber Marie Luise nippte nur und ließ dann das Glas sinken. Doktor Platen beobachtete sie mit mißtrauischen Blicken, während auf dem Gesicht ihres Mannes ein sorgenvolles und doch gütiges Lächeln lag.

„War's schön im Park?" fragte er.

Da leuchteten Marie Luisens verträumte Augen auf, und sie sagte leise: „Wunderschön war's."

„Hm," machte Doktor Platen höhnisch, „und morgen dein Schnupfen wird auch wunder-wunderschön sein."

Mit großen Augen sah sie die beiden Männer an, und plötzlich war ihr, als müßte sie sagen: ‚Denkt euch nur, als wir im Park waren, da hat Grabaus mich geküßt, und ich — glaubt ihr das? — ich habe ihn wieder geküßt.'

Mit einer Gewalt ohnegleichen überfiel dieser Gedanke sie. Und im selben Augenblick überkam sie auch das Gefühl, daß alles ein andres Gesicht bekommen hätte, alles was bis zu dieser Stunde fest, aufrecht und hell in ihr gewesen, war verworren, dunkel und schwankend geworden. Wahnsinnige Angst ergriff sie, Angst des Menschen, der den Boden unter den Füßen verloren hat und sich versinken fühlt.

Das Essen war aufgetragen. Die drei gingen hinüber. Nach Tisch blieb Marie Luise allein im Zimmer, um verschiedene Weihnachtspakete auszupacken. Aber während sie die Bindfäden zerschnitt, sank ihr die Schere plötzlich aus der Hand. Zusammenschreckend sah sie sich um, in dem deutlichen Gefühl, daß zwei starke Arme sie umschlungen hielten und eine Wange sich an ihre drängte.

„Bin ich schuldig oder nicht? Kann ich ihm noch ehrlich ins Gesicht sehen?" dachte sie.

Als vor dem Schlafengehen ihr Mann an der Schwelle ihrer Kammer ihr den Gutenachtkuß gab, hielt sie einen Augenblick mit leidenschaftlichem Druck seine Hand in ihrer. Wieder drängte sich das Geständnis auf ihre Lippen. Aber kaum merklich schüttelte sie den Kopf. Sie fürchtete sich vor seinem Schmerz.

Und wie sie dann im Bett lag, allein in der dunkeln Kammer, da tobten in ihrem ehrlichen und klaren Kopf die wild erregten Gedanken weiter. Nie hatte sie bis jetzt das Bedürfnis gefühlt, von ihrem Tun und Handeln einem andern Rechenschaft abzulegen. Was sie getan oder unterlassen, hatte sie oft geärgert, oft gereut. Doch immer war sie eins mit sich selbst gewesen. Was aber heute geschehen war, das zerriß sie, zerriß den innersten Kern ihres Wesens. Sie lechzte nach Rechtfertigung und fühlte sich doch unfähig, ihr eigner Richter zu sein.

Aber während ihr Kopf noch glühte und fieberte, da schien sich ganz sacht die Mondnacht des Parks über sie zu breiten mit ihrem milden, kühlen, wohligen Schimmer. Zuerst kaum vernehmbar wie verwehtes Flüstern im Stimmenlärm hörte sie seine lieben, guten Worte in ihrem Ohr, diese Worte voll Zärtlichkeit und Reinheit, diese nie gehörten und doch ihr seit Ewigkeit so vertrauten Worte. Ein tiefer Seufzer rang sich aus ihrer Brust, und ihren Mund umspielte ein leises Lächeln. Indem sie die Augen schloß, fühlte sie sich wieder von seinem Arm umschlungen und ging mit ihm, wohin er wollte.

So schlummerte sie endlich ein und schlief ganz fest, tief und traumlos auf den Kissen ihrer Schuld und ihrer Liebe.

Immer wieder während der nächsten Tage befiel sie Angst vor dem, was kommen würde, als wenn es in ihrem Leben überhaupt nichts Sicheres mehr gäbe. Zugleich auch befiel sie tiefes Staunen über das, was geschehen war. Vor ihren verwunderten Augen stand dann eine Frau, die auf das Bitten eines fremden Mannes diesem in den menschenleeren, nächtlichen Park folgte, und sie sagte sich: ‚Ja, das war ich — diese Frau.' Immer wieder kehrten solche Gedanken,

Digitized by Google

und oft mußte sie darüber in ganz gleichgültigen Beschäftigungen innehalten.

Als aber die Woche zu Ende ging, ergriff etwas Neues sie! Furcht vor dem Wiedersehen mit Grabaus. Nicht die leiseste Sehnsucht fühlte sie, nur Furcht. Am Sonnabend morgen erwachte sie mit heftiger Migräne. Unter gewöhnlichen Umständen wäre sie zu Haus geblieben, doch ging sie jetzt trotzdem in den Vortrag. Während Grabaus sie auf dem Heimweg begleitete, waren ihr die Worte wie im Mund erstorben, obwohl sie sich fest vorgenommen hatte, ebenso gesprächig wie sonst zu sein. Auch er war zurückhaltend und scheu, und es kostete ihn große Mühe, eine gleichgültige Unterhaltung zu führen. Erst kurz vor dem Haus wurden sie beide freier, als fühlten sie, daß es ihnen gelungen war, das Geschehene zu begraben. Nur als er ihr zum Abschied die Hand reichte, zuckte die ihre zu festerem Druck, und er erwiderte dies Zeichen mit einem dankbaren Blick.

Nach diesem Wiedersehen fühlte Marie Luise ein tiefes, wohliges Aufatmen.

Kurz vor Weihnachten traf auch der Kadett auf Urlaub ein. Vor seinem Vater besaß der junge Krieger einen ziemlichen Respekt, auch machte dessen Krankheit ihn befangen, aber der Mama gegenüber kam er sich ganz groß vor und machte sie zum Schatzkästlein alles dessen, was sein junges Herz nicht in sich behalten konnte, klärte sie über das Leben auf in und außerhalb des Kadettenhauses — was nämlich verdammt zweierlei war, das sollte die Mama nur glauben —, vertraute ihr seine Pläne, Hoffnungen, seinen Aerger, seine Liebe und nicht zuletzt seine vielen, vielen Wünsche an. Mit der Naivität seiner Jugend nahm er sie ganz in Beschlag, und Marie Luise war glücklich, in seinem Leben das ihre eine Weile zu vergessen. — So klärte sich ihr Inneres wieder. Und eines Abends konnte sie an das Geschehene zurückdenken ohne Furcht und Reue. Es lag versunken auf dem Grund ihrer Seele und schimmerte dort mit still gedämpftem Glanz durch ihr ganzes Innere. Tiefes Glücksgefühl durchrann sie, und ihr ward zumute, als hätte diese eine rätselhafte Stunde ein langes, banges Jugendsehnen erfüllt, als wäre sie damit des Größten, was ein Weib verlangen darf, teilhaftig geworden und hätte nun vom Leben nichts mehr zu fordern, sondern nur noch zu danken. Nie war sie heiterer, zärtlicher, hilfsbereiter gegen ihren Mann wie gegen alle Menschen überhaupt gewesen als in dieser Zeit. Es ging ein Zauber von ihr aus, gegen den selbst Doktor Platen sich zu seiner eignen Verwunderung nicht wehren konnte.

In Grabaus aber wirkte seit jenem Abend das Gefühl, daß ein neues Leben für ihn begonnen hätte, und daß dies Leben einen stärkeren, kühneren, eifrigeren Menschen erforderte, als er bisher gewesen. Er sagte sich, daß, wenn noch ein letzter Rest von Kleinherzigkeit, von Furcht, von Alltagssorgen und Alltagshoffnungen in ihm steckte, er dies alles von sich werfen müßte wie schmutzigen Lumpenkram. Was er bisher geleistet hatte, erschien ihm nichtig und fast verächtlich. Und er setzte sich von nun ab an den Schreibtisch mit dem fieberhaften Drängen eines Menschen, der eine alte Welt in Stücke zertrümmern und eine neue aufbauen will. Manchmal aber in stillen Nachtstunden brauste der innere Jubel so wild in ihm, daß er die Feder nicht mehr halten konnte. Es war, als wenn die Ströme seines Lebens sich stürmisch überschlügen. Dann sprang er auf, lief im Zimmer hin und her, breitete die Arme aus und wußte nicht, was er ergreifen sollte. Oder er machte das Fenster auf und starrte, ohne die eisige Kälte zu spüren, in den verschneiten Garten hinaus. Und immer stand dann im Dämmerungslicht dieser hellen Nächte eine hohe Pappelwand vor seinen Augen und darüber der silberne Mond, und zwei umschlungene Gestalten gingen im tiefen Grund. Immer wieder fühlte er seinen Mund auf ihrem ruhen, auf diesem weichen, regungslosen Munde, der seine Küsse nicht erwiderte, nur empfing. Ein einziges Mal hatte sie ihn fest umschlungen, und es war gewesen, als hätte sie ihm mit diesem einen Kuß ihr ganzes Leben hingeben wollen.

Er konnte nichts dafür, die Stimme kam aus den tiefsten Gründen seiner Natur, über die der Wille nicht mehr Herr ist: die Stimme, die in ihm rief, daß das, was geschehen war, nicht das Ende sein könnte, daß noch etwas Schöneres und Gewaltigeres kommen müßte. Er verfluchte diese Stimme und schwor sich mit aller Inbrunst seines ehrlichen und reinen Herzens immer neue Eide, daß er niemals sein Versprechen brechen würde. Aber zum Schweigen brachte er dies lockende Rannen nicht.

*

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Nach der Wanderſchaft

Von

Wilhelm Lobſien

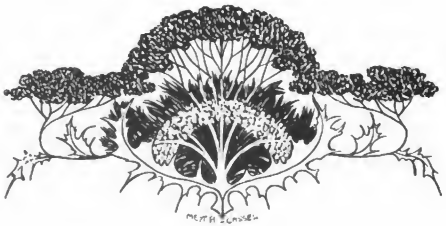
Ich bin durch manche Stadt gegangen
Und trug mein Bündel wohlgemut,
Hab' manches Liedel aufgefangen,
Und manchem Mädel war ich gut.

Bei manchem Wein hab' ich geſeſſen,
Bei manchem Lumpen, ſei's geklagt,
Und hab' der ſtillen Stadt vergeſſen,
Nach ihrem Frieden nicht gefragt.

Nun geh' ich wieder durch die Gaſſen,
Die Heimatgaſſen eng und ſchmal,
Und fühl' mich doch ſo gottverlaſſen
Und trag' ſo tiefe, tiefe Qual.

Mein Bündel drückt, kaum kann ich's tragen,
Hart ſchlägt mein Stock den Straßenſtein.
Ach, keinen weiß ich, ihm zu ſagen:
„Da bin ich wieder, laß mich ein!"

Nun weiß ich erſt, wie leer die Erde,
Und daß ich irrte und verdarb,
Seitdem mir auf dem Heimatherde
Die gaſtlich frohe Flamme ſtarb.



Digitized by Google

Angehänge und Damenuhr. Von Lalique

Pariſer Juweliere

Von

Carl Lahm

(Mit 12 Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen)

Die Rue de la Paix iſt die Pariſer Luxusſtraße par excellence. Hier in der Frühe zwiſchen elf und zwölf — das iſt in Paris „in der Frühe“ — zu flanieren, iſt ein ganz beſonderes Vergnügen. Man ſetzt eine ſehr vornehme Miene und den glänzenden Zylinder etwas ſchief auf, man wirft das Dandyſtöckchen unter den Arm und ſchönen Frauen blaſiert-ungezogene Blicke zu, ſteckt die Hände tief in die Rocktaſchen und etwaige kleinbürgerliche Sorgen dazu — dann bildet man ſich ein, hier Kröſus unter Kröſuſſen zu ſein. Die ganze Atmoſphäre in dieſer Straße iſt millionenſchwanger. Zu wiederholten Malen hat man im Laufe des verfloſſenen Jahrhunderts die Napoleonſtatue von der Vendômeſäule heruntergeholt und wieder hinaufgebracht; wollte man dieſem Denkmale glorreicher Waffentaten hier in der „Friedensſtraße“ heute eine aktuelle Krönung geben, der Geldſack gehörte hinauf. Der gigantiſche Bronzeturm ſcheint nur der Zeigefinger der Crédits Foncier und Mobilier dicht unter ihm zu ſein, wo das Gold die Keller füllt. Daneben nimmt das altehrwürdige Hotel Riz finanzkräftige Fremde auf, und in deſſen Klubſälen ſpielt ſich's mitunter „goldig“ auf grünen Tiſchen. Die feinſtgeſchirrten Geſpanne, die ſchmuckſten Automobile ſcheinen ſich hier ein Rendezvous zu geben.

Dieſe Straße iſt der Bazar der Millionäre. Da verſchwinden auch in der ſchlimmen Jahreszeit die Fenſter aller Etagen der weltberühmteſten Schneiderhäuſer hinter Arrangements lebender Blumen, da geleiten die Grooms den guten Geſchmack ſtets mit

Becher in Silber und Gold mit durchſichtigem Emaille Von Lalique

Digitized by Google

der Faust ins Auge treffende Misses von ihren Wagen ins Magazin der teuersten Modistin, da kauft ein Chicagoer Pökelmilliardär die Brillanten sackweise ein . . .

Der harmlose Flaneur bleibt vor einem der sich hier Laden an Laden reihenden Juwelengeschäfte stehen und mustert mit Kennerblicken die funkelnde Auslage; das will heißen, er spielt mit. Es kann kein Mensch ihm ins Portefeuille sehen, und so gilt ihm wie dem echten Millionär an seiner Seite der Werbeblick vorüberrauschender Sirenen. Erst wenn der Flaneur seine Harmlosigkeit verlieren, mit der Sirene anbandeln und sie zur Eröffnung der Bekanntschaft in eines der Edelsteinhäuser begleiten sollte, dann könnten ihm die schönen Illusionen vergehen, in der Millionenatmosphäre zu Hause zu sein, in der sich praktisch nur Besitzer wohlbestallter Kreditbriefe auf den „Lyonnais", große Welt- oder Halbweltdamen und eventuell noch Taschendiebe bewegen dürfen.

Im Opernviertel mag man wohl an die dreihundert mehr oder minder bedeutende Juweliergeschäfte zählen; die gesamten Diamantengruben des Kaps bergen vielleicht nicht mehr so viele Karat der durchsichtigen Kohle, wie dieser zentralisierte Juwelenmarkt, der größte in der Welt, sie vereinigt. Das ist der plumpe Reichtum, der blendende Glanz, der dem Parvenu imponiert, den er seiner runden Charcuteriegattin in die Ohren hängt, die Belohnung nach gemeinsamer dreißigjähriger Dienstzeit in sparender Entsagung. Ueber das Schönste, was die wunderbaren Etalagen bergen, was der Stolz der Pariser Juwelierkunst ist, sieht der naive Prachtenthusiast hinweg, über die kleinen Meisterleistungen der modernen Goldschmiedekunst, in welcher der französische Geschmack noch immer einen nationalen Triumph feiert. Der Flaneur, der hierfür Verständnis mitbringt, wird seinen freudigen Genuß haben; die Rue de la Paix ist eine wahre Miniaturkunstgalerie, in der einem gar oft das Herz lacht ob der zierlichen Formen, der kühnen Linien und phantastischen Ornamente, des wohltuenden Farbenspiels in Metall und Steinen. Obwohl nicht immer die teuerste Materie für diese kleinen Kunstgegenstände im Frauenschmuck verwendet wurde, muß der Flaneur doch zumeist Flaneur bleiben; das Kaufen verlangt auch hier den wahren Krösus. Die mit Gold und Brillanten spielenden Künstler lassen sich selbst dann mit Gold brillant bezahlen, wenn sie bei ihrer Arbeit nur das entwertete Silber und einige billige Topassteine verwenden. Das Genie tariert sich heutzutage hoch. Doch das Beschauen kostet nichts . . .

Die Preise, die für modernen Originalschmuck in Paris gefordert werden, sind ganz enorm; eine Brosche, deren materieller Wert 50 Franken nicht übersteigt, kostet beim Bijoutier der Rue de la Paix gar häufig einen Kassenschein mit drei Nullen. Und nicht

In Lalliques Laden

Digitized by Google

Kämme in Elfenbein. Von Foy

nur Perlenketten, die „authentiſch“ einſtvon Marie Antoinette getragen wurden, ſtehen in einer Preishöhe von 150 000 Franken; auch moderne Kolliers, die auf kunſtvoll emailliertem Golde ungeſchliffene Rubinen und Smaragden im Verein mit ſeltſamen Achatgebilden tragen, können ſolche Kapitalien erfordern; der Juwelier des art nouveau berechnet dabei ſeine Arbeit auf ein Drittel des Verkaufspreiſes. Es ſind reiche Leute, dieſe Juweliere; ſie intereſſieren ſich nicht, wie beiſpielsweiſe ihre deutſchen Kollegen es faſt ausnahmslos tun müſſen, für den kleineren Artikel, der erſt in der Maſſe etwas bringt. Ihre Gäſte rekrutieren ſich aus den upper ten. insbeſondere aus den unzweifelhaft hierzu zu rechnenden Belles Otéros, denen finanzkräftige Verehrer Präſente zu machen vermögen wie etwa das bewußte Diamantenkorſage, das die Kleinigkeit von eineinhalb Millionen gekoſtet . . .

Die billige moderne Schmuckware kommt zum großen Teil aus Deutſchland; dort gibt es, ſo in Mainz, Goldwarenfabriken, die ſpeziell für die Republik in dem legalen Goldkarat und — es muß eingeſtanden werden — zuweilen nach den neueſten Arbeitsmuſtern der franzöſiſchen Meiſter, ſehr zu deren Aerger, Broſchen, Gehänge, Ringe und Spangen nouvel art herſtellen. Das Made in Germany, Fait en Allemagne ſpielt auch bei Mariaune von Tag zu Tag eine größere Rolle. Das kommt daher, weil man ſich am Rhein auch gern mit dem erſt „en gros“ rentierenden Billigen und Kleinen abgibt, während man an der Seine ſich nur zu ſehr in dem Teuerſten, Künſtleriſchen und — etwas Größenwahn gefällt. Namentlich in der franzöſiſchen Provinz haben die deutſchen Reiſenden „in Goldwaren“ ſich den Markt erobert; ſie haben der billigen Preiſe wegen nur einen Konkurrenten, die Schweiz. Auch die böhmiſchen Schmuckwaren, Granaten und Kriſtall, die in ſehr hübſchen, modernen Modellen nach Paris kommen, haben großen Abſatz, ſogar in der vornehmſten Geſellſchaft. Was dort zurzeit getragen wird, ſo auf diplomatiſchen Soireen oder in den Salons bourboniſcher Ducheſſes, iſt faſt ausſchließlich art nouveau; dem Familienerbſchmuck, den ſtets geſchanten Brillantendiademen, den großen Perlengehängen iſt eine vollkommene Ruhezeit vergönnt. Ueberall die bunten Emaille-Agraffen,

Kriſtallbecher mit Rebenblatt-Dekor. Von Foy

Digitized by Google

die mattgoldenen Ketten der neuen bizarren Formen. Das brachte auf den stets so sehr dekolletierten Toiletten der abendlichen Empfänge einige Abwechslung. Den größten Dienst aber leistet die moderne Kunst auf dem Straßenkostüm, wo die Gürtelspange allein schon dem Geschmacke der Damen eine delikate Aufgabe stellt. Eine vielgenannte Pariser Komtesse amerikanischen Ursprungs soll eine, an Zahl nicht einmal große Sammlung moderner Gürtelspangen besitzen, deren Wert weit über 100 000 Franken hinausgeht.

Emaillehalskette aus Weinlaub und Emailleohrringe. Von Foy

Was nun der Promenierende in der Rue de la Paix und der Avenue de l'Opéra an moderner Juwelierkunst sieht, ist bei aller Pracht noch nicht das Bedeutendste, was Paris darin hervorbringt. Die berühmtesten der Goldschmiede halten sich fern der vornehmen Heerstraße und lassen sich wie

René Foy in seinem Studierzimmer

Veilchen im Verborgenen suchen. Der Vater der neuen Richtung im Reiche des Geschmeides, Lalique, hat sich sein Haus — an sich schon ein Schmuckkästchen modern style, Cours la Reine — unter den Bäumen des Seinekais erbaut. Es erinnert in Einzelheiten an gewisse Paläste des Berliner Kurfürstendamms, wo man ähnlich reiche Steinskulpturen stilisierter Blumen- und Blattdekoration, an den Balkonen dieselben Motive in schmiedeeiserner Arbeit und an den Fenstern in bunter Verglasung wiederfindet. Im Innern sind alle Räume in jenem Geschmacke eingerichtet, den die Münchner „Sezession" am weitesten in der Welt entwickelt und in der von Meier-Gräfe geleiteten kunstgewerblichen Maison Moderne auch in Paris zur Schau bringt. René Lalique ließ alles nach eignen Entwürfen anfertigen, die geschnitzten Paneele aus Eichenholz, die stilisierten Möbel, die geschmiedeten Kronleuchter, in denen nur die Augen sich windender Schlangen oder die Körper wunderlicher Chamäleons glühen und leuchten. In solchen Räumen, in denen die Persönlichkeit des Künstlers aus jedem Winkel zum Besucher spricht, müssen natürlich seine Schöpfungen auf dem Gebiete modernen Schmucks zu ganz besonderer Geltung kommen.

Ein Blick in Laliques „Laden" mag fürs erste erstaunen. Es handelt sich um keine Auslage, wie man sie aus Großbazaren gewöhnt ist. Die Armreifen, die Haarkämme, die Gürtelspangen, die Becher stehen nicht im Dutzend beisammen; sie sind spärlich gesät und, wie es mit Meisterwerken nicht anders sein darf, jedes für sich an einen Platz gebracht, wo es seine volle Wirkung ausübt. Lalique war der Pfadfinder, welcher der Goldschmiedekunst die neuen Wege eröffnete; er kam zuerst auf den Gedanken, die alten etruskischen und byzantinischen Formen und Farben, die man auf andern Gebieten der dekorativen Kunst bereits so glücklich vermählt, auch im Geschmeide zu verwenden. Anfänglich schuf er nur Modelle in einer Größe, die sie zum Tragen als Schmuck unmöglich machte. Seine Phantasie schwelgte in bunten Steinen und noch nicht gesehenen Metallformen; das Material war ihm gleichgültig. Jeder Stein, auch der ganz wertlose, war ihm willkommen, wenn er sich nur gut dem erträumten Ornament einpaßte.

Der Gold-, Wein- und Rauchtopas, die Opale, Achat, Jaspis, Karneol, Malachit, überhaupt alle

Digitized by Google

Halbedelsteine bis hinunter zum Amethyst, zu den Granatsteinen und gar Korallen, die so lange für altmodisch galten, gefielen Lalique in seiner Metallintrustation gleicherweise wie Türkisen, Rubinen, Smaragden, Saphire und weiße, gelbe wie schwarze Diamanten. Er setzte das alles bunt durcheinander wie der Maler seine Farben aus der Palette. Die ganze hohe Schleif- und Fassungskunst der Steine ward er über den Haufen; die Opale wurden gerade so wie die Rubinen oder Smaragden halbkugelförmig in die Metallvertiefungen oder Ringe eingesetzt, so primitiv, wie Theodora oder Karl der Große bis zu den Fürsten des späten Mittelalters ihr Geschmeide verziert sahen. Das helle Gefunkel, das die Neuzeit so sehr lieben gelernt, der geschliffene Diamant in der hohen, klauenförmigen Platinfassung, die von den Seiten durch Spiegeleffekte noch den Glanz erhöht, hielt der Reformator der Juwelierkunst nur für den höchsten Trumpf des plumpen Protzentums; den raffinierten Steinschliff und die noch raffiniertere Fassung nannte er Kunstfertigkeit, keine Kunst. Er fand, daß der nicht „à jour“ gesetzte Rubin eine ganz andre, dunkle Glut entfachte, und daß hierin die eigenartige Schönheit des altertümlichen Schmucks trotz seiner Kunstlosigkeit beruhte.

Radikal ging Lalique in seinen Theorien weiter. Er ließ bei der Auswahl der Steine und Metalle nur das Auge, nicht den Wert entscheiden. Die Perlen selbst wurden degradiert; wenn ihre Formen bizarr, ihre Töne perlmutterartig waren, wenn sie sich dem Ganzen fein an- oder eingliederten, dann zog er sie den schneeweißen, tadellos runden und also teuersten vor; er fand mitunter, daß die Natur in der Bildung der Perle dieselbe Laune gezeigt, der er in seinen Formenphantasien nachgegangen. In irgendeiner Muschel tief im Indischen Ozean war eine Perle ganz von selbst — etruskischem Linienschwung gefolgt! Der gewöhnliche Juwelier hätte sich angestrengt, irgend etwas Rundes herauszuschleifen, Lalique ließ ihr die eigenartige Schönheit, wies ihr den Ehrenplatz in seiner Arbeit an, vielleicht als Berlocke. Das Metall selbst durfte nicht mehr wie früher in spiegelblanker Politur glänzen; das Gold wurde im Feuer so lange bearbeitet, bis es dank chemischen Prozessen für die Blumen- und Blattornamentation die passenden gelben, rötlichen und grünen Nuancen zeigte. Das Silber wurde gebrannt, das Kupfer legiert und mitunter nur das Zinn gelassen, wie es war. Diese Revolution in der Juwelierkunst ging anfangs beträchtlich zu weit; aber wo geben sich Neuerer im Feuer der ersten Begeisterung zunächst nicht als Jakobiner? Es ist vielleicht nötig, daß sie sich grotesker Uebertreibungen schuldig machen, um die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen; wer zaghaft vorgeht, wird nicht beachtet. Von ihren Bestrebungen bleibt für die Zukunft der abgeklärte Gedanke. Und dieser Gedanke läßt sich in unserm Falle heute schon erkennen. Die Goldschmiedekunst lag danieder, Meisterwerke, wie das Mittelalter sie von ihr erhielt und auch zu würdigen wußte, wurden wegen Mangel an Interesse nicht mehr geschaffen. Man verlangte die Edelsteine so, daß jedermann weithin sah: „Aha, ein Rubin, der hundert Mark gekostet, ein Brillant für dreitausend!“ Die Uhrketten z. B. mußten in ihren Gliedern hohl gearbeitet werden, damit der Glaube aufkam, es handle sich um ein halbes Pfund Gold. Grober Geschmack der Emporkömmlinge drückte jedes gute Wollen nieder. Lalique und seine Jünger in Frankreich, Deutschland und England wollten eine höhere Aufgabe, und wenn auch ihre Neuerungen, die Natur in ihren Tier- und Pflanzenformen stilisiert nachzubilden, noch nicht überall ernst genommen werden, sie verhalfen fast augenblicklich einer alten Kunst zu frischem Aufblühen. Wahre Künstler wandten sich wieder der Goldschmiede zu, und seitdem entstehen nicht nur auf dem Gebiete des Frauenschmucks, sondern noch viel mehr in dem besonderen Zweig des getriebenen Edelmetalls in allen Ländern wieder Werke, die sich dem Besten, was das Mittelalter hervorgebracht, schon beinahe zur Seite stellen lassen. Der Juwelier denkt wieder, wenn er sich zur Arbeit setzt, seine Phantasie sieht sich Formen- und Farbenaufgaben gegenüber, und ein sich langsam mehrendes Publikum von Kennern folgt der unbestreitbaren Evolution der Goldschmiedekunst mit freudigem Interesse.

Anhänger aus legiertem Golde mit Glasur-Seelandschaft. Von Fouquet

Wenn Lalique, Fouquet, René Foy, Vever, Bing u. s. w. eifrig das universelle Vergnügen an wertvollem, leuchtendem Gestein und schwerem Edelmetall bekämpfen, so geschieht dies nicht aus einem künstlerischen Puritanismus heraus, der großen Effekten sich fernhält. Satte Farben, majestätische Bewegung, schwellende, interessante Formen sind im Gegenteil ihr ganzes Streben. Die altnordische wie die byzantinische Kunst liebten ja das

Digitized by Google

„Ecarlate" und den „Elan" in der Ornamentierung; selbst in den überkommenen Stoffresten vermochten die Jahrhunderte die Farben nicht zu bleichen. Lalique war der erste, der funkelnder Emaille, purpur und dunkelblau, sowie dem feinen Mosaik heller, aber undurchsichtiger Steine auf Edelmetall nach berühmten Mustern alexandrinischer Kunst zu neuer Anwendung verhalf. Auch die Harmonie des Elfenbeins und Perlmutters mit aller Art matter Metallfassung imponierte ihm bei seinen antiken Vorbildern. Elfenbein und Perlmutter erlauben eine besonders feine skulpturale Dekoration; weit schöner als in Metall lassen sich körperliche Formen, Frauenköpfe und Büsten hineinschneiden. Welche Summe von Arbeit, die durchaus jene horrenden, vom Künstler geforderten Preise rechtfertigt, jedes Stück Laliquescher Schöpfungen repräsentiert, mag am besten ein herrlicher Becher aus Metall und durchsichtigem Emaille illustrieren, der alle Freunde wahrer Kunst in Entzücken versetzen muß. Den Kelch bildet ein Netzwerk aus feinen Silber- und Goldadern, die dünne, in Form von Efeublättern geschnitzte Emaillescheibchen einfassen; diese Ornamentierung umrahmt zierliche Elfenbein-Frauenköpfe, abwechselnd mit hellen Weintopasen. Den Fuß des Bechers ziert das gleiche grünschimmernde Efeunetz, während der Hals darüber aus zwei ebenfalls mit Weintopas eingelegten, feinziselierten Metallringen besteht, die eine prächtig geschnitzte, kleine Säule aus durchsichtigem Elfenbein mit graziösen Nymphengestalten oben und unten umspannen. Das ganze Meisterwerk (Abb. s. S. 125), das monatelange Arbeit erforderte, ist transparent — und nicht 20 Zentimeter hoch!

Laliquesche Schmuckstücke sind auch heute noch nicht leicht zu haben, da er nicht viel für das praktische Tragen arbeitet; oft schafft er Spangen, die so groß sind, daß selbst etruskische Riesendamen Mühe hätten, sie am Gürtel ihrer Taille anzubringen. Seine Schmetterlinge, deren Flügel so wunderbar schimmern und so kaum erklärlich fein und durchsichtig sind — nicht zu übertreffende Leistungen der Glasurkunst —, sind ebenso meist zu tropisch-groß, um auf den kleinen Köpfen zeitgenössischer Schönen die Frisur zu zieren, wozu sie im Prinzip bestimmt sind. Der Künstler beschäftigt sich sehr viel zu seinem Vergnügen; aber seine Modelle verkauft er trotzdem, da es in Paris reiche Leute gibt, die solche modernen Neuheiten sammeln. Kommt man in Laliques „Laden" mit der ausgesprochenen Absicht, etwas für eine Dame zu kaufen, ohne daß man die Dame mitbringt, dann ist der Künstler nicht sonderlich zufrieden und will zum mindesten das Porträt der zu Beschenkenden sehen, um sich die Wirkung seiner Brosche oder Spange denken zu können. Er scheint sich nicht gern von seiner Schöpfung zu trennen und möchte sie nur von einer Dame getragen wissen, die sie zur vollen Geltung bringt. Er rät mitunter direkt vom Kaufe ab, wenn er nichts Passendes vorrätig hat. Und das nicht bloß aus einer gewissen Koketterie heraus; er ist selbst Mäcen und hat es nicht mehr nötig,

Ausstellungssaal von Fouquet (Dekoration von A. Mucha)

Digitized by Google

zunächst geschäftliche Interessen zu wahren. Ein Idealjuwelier, nicht wahr, der mehr an seinen Arbeiten als an Kunden hängt!

Auch René Foys kleines Kunstmuseum will gesucht sein; es befindet sich im eleganten Quartier des Parks Monceau, wo nur der Geburts- und Geldadel und keine Geschäftsleute wohnen. Foy hat sich ein Haus im Stile einer Kirche errichtet; im Innern stattete er es ganz im modernsten Geschmacke aus; überall die kühngeschweiften Linien, auf der Tapete, in den Stoffen, in der Holzschnitzerei der Paneele, Schränke und Sessel. Der Künstler gibt sich mit nicht geringerer Liebe und mit demselben emsigen Fleiße wie Lalique seinen kleinen Schöpfungen hin. Sein Haarkamm aus Elfenbein mit dem Kopfe Pallas Athenes, deren Haare unter dem Helme hervorquellen und als fünf Kammzinken herunterlaufen, die Kammscheibe mit dem Erostempel und den tanzenden Priesterinnen der Liebesgöttin ist ein Miniaturrelief von höchster Meisterschaft. René Foy ist seit der Weltausstellung von 1900, auf der seine Kunstgegenstände das größte Interesse erregten, einer der geschätztesten und bestbezahlten modernen Juweliere in Frankreich geworden. Seine Phantasie geht in der Stilisierung von Blumen- und Körperformen oft etwas weit, aber die unübertreffliche Grazie in allen seinen Arbeiten läßt ihm die kleinen Ausschweifungen verzeihen. Er ist jedenfalls derjenige Künstler in Frankreich, der am meisten nachgeahmt wird.

Emaillebrosche mit hängenden Perlen
Von Fouquet

Der Prachtliebendste unter den drei Führern der französischen Schule modernen Schmucks ist George Fouquet, der sehr viel mit Brillanten und Perlen arbeitet, darum aber nicht minder reich an neuen Gedanken ist wie Lalique und Foy. Seine Verkaufsräume in der Rue Royale sind das Entzückendste, was man sich an moderner Innendekoration denken kann. Kein Geringerer als Mucha, der bekannte Affichenzeichner und Wiedererwecker byzantinischer Farbenpracht auf dem Gebiete der dekorativen Malerei, hat die Einrichtung des Fouquetschen Ladens entworfen. Die Hauptwand, mit keramischen Paneelen ausgelegt, die Wasserrosen und andre Teichpflanzen darstellen, nimmt im Zentrum ein prächtiger Pfau ein, dessen aufgeschlagenes Rad in tiefdunkelm Grün und Blau geheimnisvoll leuchtet. Die eleganten Wandsäulen aus metalleingelegtem und geschnitztem Edelholze verschiedenster Farben steigen zum reich ornamentierten Deckenfries auf, zu dem sich ein zweiter Pfau kühn emporgeschwungen. Vor einem Wandspiegel entschlüpft eine Nixe dem marmornen Wasserbecken, von verliebten Salamandern verfolgt. Ruhesessel, deren Lehnen von spitzen Ibisschnäbeln gehalten werden, stehen vor den ebenso originell gestalteten Ausstellungsschreinen, in denen hinter Glas auf Samt und Seide Fouquets glitzernde Herrlichkeiten sich ausbreiten. Nach Muchaschen Aquarellen ausgeführte Glasfenster werfen von oben ihr mattes, buntes Licht in den Laden, der schon mehr wie der Prunkraum eines Feenschlosses anmutet.

Hutnadel. Von Fouquet

Fouquets Ornamentik gefällt sich besonders in Motiven, die der Pflanzenwelt der See entlehnt

Diadem (Blatt und Hüllen der Platanen). Von Fouquet

Digitized by Google

sind; auch die Schlange hat für den Künstler besondere Reize, und er dekoriert sie immer wieder Eva als symbolischen Schmuck. Eine Hutnadel beispielsweise zeigt in grünschillernder Emaille zwei Schlangen, die in ihren Windungen zwei rohgeformte Perlen festklemmen und die den Rachen weit aufreißen, bereit, ganze Kaninchen zu verschlingen. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die Kühnheit der Windungen oder die trotzdem geglückte Symmetrie. Nicht minder überraschend formt Fouquet einen Drachen als Agraffe; das Untier hält im Rachen einen Zweig Seetang, dessen Knoten aus dünnen, länglichen Perlen gebildet sind: ein sehr originelles Stück. Zierlich sind seine Diademe, die in Emaille und winzigen Brillanten mitunter ganze Schmetterlingsschwärme darstellen. Fouquet wiederholt sich nie; er folgt stets neuen Launen, und der Born seiner Erfindungsgabe scheint nie zu versiegen. Tarin ist ihm sein Konkurrent Vever nicht ganz ebenbürtig, obwohl auch dieser oft sehr originelle Gedanken hat. Auch Bing hat nicht die Bedeutung des Triumvirats Lalique, Foy, Fouquet; er ist mehr Geschäftsmann und in der Hauptsache Kunstkenner, Experte selbst für das „objet d'art" des Altertums. Bing ist eine populäre Erscheinung in Paris, überall zu sehen, wo auf Auktionen Kunstgegenstände ausgeboten werden, in allen Ausstellungen; wie seine Schöpfungen originell sind, ist er selbst ein wenig Original und ganz modern style. Noch einige zwanzig Künstler, deren moderner Schmuck in den Frühjahrssalons neben der Malerei und Bildhauerei mit Recht als zur vollen Kunst gehörig ausgestellt wird, möchte man hier aufzählen und dabei gern auf ihre Spezialitäten eingehen; indessen ist zu befürchten, daß uns dies zu weit führen würde. Wir zeigten die Größten der Großen.

Im Auslande besitzt man jetzt nicht minder zahlreich wie in Frankreich hochbedeutende und eigne Wege gehende Juweliere der neuen Richtung. In Deutschland u. a. die einstigen Darmstädter Behrens und Christiansen, den Berliner Werner, die Münchner Gosen, Schäfer, Koch und Obrist und den Dresdner Groß, in Oesterreich Hauptmann, in Belgien Wolfers, in England die Dawson, Robinson, Frampton, Ashbee ... Aber nirgendwo fanden ihre Talente und Mühen gleiche Anerkennung und Ermutigung wie in Frankreich die Lalique und Konsorten. Gerade die deutschen Künstler stehen den französischen Kollegen nur wenig an Originalität und gutem Geschmack nach. Die Hauptsache jedoch fehlt ihnen noch, Verständnis im Publikum und dessen großer Geldbeutel. Ihre Kunst kann nicht den hohen Aufschwung nehmen, wo nicht der Mammon für jeden Luxus auf der Straße liegt. Lalique, Foy und Fouquet vermochten nur da reiche Leute zu werden, wo eine Rue de la Paix und eine Avenue de l'Opéra mit dem größten Brillantenlager der Welt einer Hauptstadt, die noch heute die Hauptstadt der Mode ist, die Signatur geben.

Gespenster-Geburtsnacht

Von

Karl Herold

Alt Weiblein ging nachts spät durchs Revier,
Da brauste ein Wagen vorüber ihr,
War mit zwei grauen Rossen bespannt,
Der Kutscher lenkte mit starker Hand. —
Sie kamen von einem Hochzeitsschmaus,
Der Herr schlief den Rausch im Wagen aus.

Das Mondlicht weiß auf dem Wege lag,
Die Nacht war wie ein verzauberter Tag.
Zu beiden Seiten der dunkle Hain
Grenzte die helle Straße ein.
Es schimmert ein Weiher, schilfumsäumt,
Darauf die geschloßne Nymphäe träumt;
Die Fledermäuse huschen vorbei,
In den Wipfeln gellt eines Käuzchens Schrei.
Die Hirsche wechseln von Wald zu Wald,
Von fern eines Wilderers Büchse knallt.
Und das Räderrollen tönt nach so lang,
Der Alten wird in der Brust so bang:

Der Wagen ist doch schon weit hinaus
Und immer noch hört sie der Rosse Gebraus
Und sieht auf dem Bock den schwarzen Mann! —
Jetzt weiß sie, er schaute sie schreckhaft an
Und Feuerfunken stoben umher:
Das war kein lebend Gefährte mehr!
Es war ein Gespenst um Mitternacht,
Das unhold die ruhlose Runde macht;
Es war ein verstorbener Bösewicht,
Der findet die fröhliche Urstätt nicht! —

Die Alte läuft morgens von Haus zu Haus
Und trägt, was sie gesehn hat, aus. —
Der damals gefreit hat, ist längst geschieden
Und wandelt nicht mehr auf der Erde hienieden.
Der Herr und der Kutscher sind längst gestorben,
Die Rosse bei elendem Futter verdorben —
Doch die Fahrt von der Hochzeit nach Haus im Fluge
Gespenstert in jedem Sagenbuche!

Digitized by Google

Ein Blick in den Wiener Sophiensaal
Nach dem Gemälde von Josef Engelhart (Wien)

Digitized by Google

Phot. Sciutto, San Remo

Floratempel im Garten der Villa Pallavicini bei Pegli

Die Gärten der italienischen Riviera

Von

W. Hörstel

(Hierzu 7 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die Riviera gehört trotz ihrer Lage zwischen dem dreiundvierzigsten und vierundvierzigsten Grad nördlicher Breite klimatisch nicht zu Ober-, ja nicht einmal zu Mittel-, sondern zu Unteritalien, weil sie gegen Norden durch Apenninen und Seealpen geschützt, nach Süden aber gegen das warme Meeresbecken offen ist, weshalb man auch wohl von einer Treibhauslage gesprochen hat. Bei den in tiefe Buchten eingebetteten Kurorten kommt noch der teilweise Schutz gegen Ost und West hinzu durch die ins Meer vorgerückten „spanischen Wände" der vom Hauptkamm des Gebirges in südlicher Richtung auslaufenden Bergzüge. Dort ist denn auch die üppigste Vegetation zu finden, und die in den letzten Jahrzehnten entstandenen Villen und Hotels liegen in prachtvollen Gärten mit italienischen und außereuropäischen Sträuchern und Bäumen, die auch zur Winterzeit ihr grünes Kleid nicht ablegen, sondern vielfach gerade dann Blüten treiben und Früchte tragen, und unter denen tagaus, tagein die herrlichsten Blumen blühen. Der nordische Fremdling aber, der noch vor wenig Stunden in derselben Breitenlage durch die verschneite lombardische Tiefebene mit ihren kahlen Bäumen fuhr, fragt sich wohl staunend beim Anblick dieser paradiesischen Gärten: „Träum' ich? Umfängt dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?"

Dort wird in der Tat die Mignonsehnsucht nach den blühenden Zitronen, den im dunkeln Laub glühenden Goldorangen, der stillen Myrte und dem hohen Lorbeer vollauf gestillt. Schon vor langer Zeit hatte die Genueser Aristokratie in Nervi und Pegli wunderbare Gärten mit allen möglichen exotischen Gewächsen angelegt, und heute kann die Riviera mit Recht das Paradies Italiens genannt werden.

Bei der Anlage der Gärten hat man vernünftigerweise die ehrwürdigsten der jene Grundstücke

Digitized by Google

einst bedeckenden Oelbäume stehen lassen. Das Einförmige ihres Laubes aber kommt uns in den Gärten vielfach gar nicht zum Bewußtsein, weil man dort an den Oelbäumen häufig Glyzinen, Passionsblumen und Bignonien hinaufsteigen läßt, die mit tausend farbigen Blüten sich von Ast zu Ast schlingen. Ebenso hat man die Kiefern, Myrten, Lorbeer, Steineichen, Baumheide, Erdbeerbaum, Ginster — die im Gegensatz zum Oelbaum zu der ursprünglichen Rivieravegetation gehören — vielfach in größerem Umfange in den Hügelpartien der Gärten belassen, so namentlich in der Villa Pallavicini in Pegli. Die Myrte erreicht, gleich der im Februar und März mit Tausenden weißer Glockenblüten bedeckten Baumheide, eine Höhe von zwei bis drei Metern und ist im Sommer mit Blüten, im Winter mit kleinen, schwarzen, wacholderartigen Beeren übersät. Der Lorbeer steht nur in Gärten und an feuchten Stellen hoch, wie Mignon singt, an Felswänden bleibt er ein Strauch. Die Schirmpinie, die mit ihrer weitgeschwungenen, edelgewölbten Krone auf dem hohen, schlanken Stamme neben Orangen, Myrten und Lorbeer von dem unsrer Phantasie vorschwebenden Bilde italienischer Landschaft unzertrennlich ist, kommt an der westlichen Riviera nur in einzelnen angepflanzten Exemplaren vor, aber ihre Wirkung wird vielfach durch die daneben in den blauen Himmel stechenden schwarzen Obelisken der Zypressen erhöht. Ein üppiger Baum ist auch unser Gummibaum in den Rivieragärten, und eine Art desselben — Ficus ferruginea — treibt an feuchten und schattigen Plätzen aus dem Stamm und den Hauptästen ganze Bündel von Luftwurzeln. Im Wuchs und im glänzenden Blatt ist ihm der schöne Magnolienbaum sehr ähnlich, er hat jedoch die prachtvollen, in der Farbe an die Seerose, in der Form an die Tulpe erinnernden, schneeweißen, duftenden Blüten von ca. zwanzig Zentimetern Durchmesser vor ihm voraus. Als große Bäume mit schönen rosavioletten Blüten präsentieren sich die japanischen Paulownien; aus den Aesten des Judasbaumes — der Sage nach soll Judas sich an solchem Baume erhängt haben — entspringen vor den Blättern schöne dichtgedrängte Blüten, so daß, wie Strasburger treffend sagt, „die ganze Baumkrone ein einziges rosenrotes Blumengewinde zu sein scheint“. Prächtig sind die Blüten der Kamelienbäume, Rhododendren und Azaleen, doch sind diese Pflanzen auf dem Kalk und in der trockenen Luft der westlichen Riviera nicht so gut entwickelt wie in Pegli und Nervi oder gar an den oberitalienischen Seen.

Dagegen verhalten sich viele unsrer Blumen zu denen der Rivieragärten wie ein Kindchen zu seiner Mutter. Ein Busch der weißen oder gelben Marguerite oder des Pelargoniums mit der üppigen Fülle roter, lilafarbiger, gelber, buntgefleckter und gescheckter Blüten hat oft den Umfang eines unsrer

Phot. Benigni

Palmengruppe im Ballonegarten bei Bordighera
Der Baum in der Mitte ist eine Dattelpalme (Phoenix dactylifera)

Digitized by Google

Pergola im Mortolagarten zwischen Ventimiglia und Mentone

Blumenbeete, und manche unsrer bleichsüchtigen Gewächshauspflanzen strotzen in den Rivieragärten in blühender Gesundheit. Den ganzen Winter über scheint die Riviera ein großer Blumengarten zu sein, zu Milliarden hauchen die holden Kinder Floras, von bunten Schmetterlingen umgaukelt, ihre Düfte in die milde Luft. Da sehen wir Rosen, Veilchen, Nelken, Margueriten, Leukoyen, Narzissen, Ranunkeln, Freesien, Anemonen, Tuberosen u. s. w.; aber so reich die Auswahl, auch hier ist die Rose die Königin der Blumen. Besonders gedeihen die Tee- und Noisetterosen; am verbreitetsten sind die gelbe Safrano, die Marie van Houtte und die Nabonnandrosen. Die große Trockenheit des Sommers gibt den Rosen an der Riviera die nötige Ruhezeit wie im Norden die Kälte des Winters. Sie blühen im Dezember und noch üppiger im April; der Gärtner erzielt aber durch das späte Beschneiden der Stöcke an bevorzugten warmen Standorten eine Verspätung der ersten Blüte, so daß auch im Januar und Februar die Rosen nicht fehlen, und ebenso deckt er im Winter einen Teil seiner Pflanzungen mit Glas und erreicht damit die Frühlingsblüte bereits im sonst rosenarmen März. Zu dem schönsten Frühlingsschmuck der Rivieragärten gehört die rankende Bankfiarose, deren graziöse Zweige mit den dicht aneinander gereihten, gefüllten Kirschblüten ähnlichen, weißen und gelben Blüten wahren Rosenketten gleichen. Mit der gelben Teerose, den Passionsblumen, Glyzinien, Bignonien klettert sie an Bäumen von starker Lebenskraft, namentlich an Oelbäumen und hie und da auch an Zypressen hinauf, um wie ein heiteres Lachen aus dem starren finsteren Antlitz der letzteren hervorzubrechen oder um den alten ehrwürdigen Oelbäumen — fast hätte ich gesagt: Oelgötzen — um den Bart zu gehen und in munterem Getändel mit ihnen zu scherzen, wozu sie sich besonders eignet,

Digitized by Google

denn sie macht eine Ausnahme von der Regel: „Keine Rose ohne Dornen". Auch an Mauern und Felsen, an Veranden und Lauben turnt sie lustig empor, und auf der Pergola — dem Laubengange — von La Mortola zeigt sie sich in ihrer üppigsten Pracht, in ihrem tollsten Uebermut wie in ihrer lieblichen und liebenswürdigen Anmut.

Das Mesembrnanthemum gehört zu den Saftpflanzen, deren fleischige Teile als Wasserreservoir dienen, das sie in der Regenzeit füllen, und aus dem sie in den Monaten der Dürre schöpfen. Sie fühlen sich an der Riviera äußerst wohl und sind besonders an steilen Abhängen von großer landschaftlicher Wirkung, wie schon die wildwachsenden — aus den trockenen Gebirgsgegenden Mittelamerikas stammenden — Agaven und Feigenkakteen an der Landstraße beweisen.

Von den Kakteen sind besonders zahlreich die Opuntien mit ihren scheinbar plattgepreßten stachligen Gliedern, den prächtigen Blüten und „fadsüßen" Früchten, dem täglichen Brote des armen Süditalieners. Neben den Agaven dienen einige Opuntienarten ihrer Stacheln wegen als Gartenzäune, und in La Mortola vertritt die mexikanische Opuntia tunicata mit ihren gefährlichen weißen Stacheln die Stelle der sonst üblichen Glasscherben auf den Mauern.

Mit dem eigenartigen Vegetationsbilde der Saftpflanzen sind weichere Pflanzenformen wie Laubholz und Blütenbüsche ebenso schwer zu verbinden, wie mit den Drachenbäumen, den mexikanischen Dasylirien und andern Asparageen. Die letzteren haben daher einen von den Standorten der übrigen, meist so ganz anders geformten Pflanzen getrennten Platz als dekorative Einzelpflanzen erhalten, wozu sich der Drachenbaum mit seinem palmenartigen Stamme und dem an eine Palmenkrone erinnernden Schopfe säbelförmiger Blätter vorzüglich eignet, oder sie sind zu Gruppen vereinigt, und zwar vielfach mit Agaven, Aloen, Kakteen, Yukken und Palmen.

Das Ueberraschendste in den Rivieragärten ist die große Anzahl nun landständiger Palmen, die es im Verein mit Drachenbäumen, Yukken und Bananen gestatten, größere Gruppen tropischen Charakters zu bilden. Dadurch empfängt die landschaftliche Physiognomie der Gärten einen ganz eigenartigen Reiz, wovon man sich keine Vorstellung machen kann, wenn man diese „Fürsten der Pflanzen", wie Linné die Palmen genannt hat, im Frankfurter Palmengarten oder in den bekanntesten Palmenhäusern des Nordens in Grundbeeten, oder wenn man sie gar nur in Kübeln gesehen hat. Ein in der Freiheit der Natur erwachsener Palmbaum oder gar ein Palmenhain in der zu ihnen gehörenden Pflanzenumrahmung machen einen ungeahnten Eindruck. Von besonders malerischer Wirkung sind die hochstämmigen Arten, wenn sie als Einzelpflanzen oder in kleinen Gruppen das blaue Meer zum Hintergrund haben und mit ihren Kronen den Horizont überragen.

Dabei tritt gewiß den Kennern der Riviera jene unter dem Namen ‚Scheffelpalmen' bekannte,

Phot. Road

Garten der Villa Gropallo in Nervi

Digitized by Google

von Hermann Neftel so oft gemalte Gruppe von 18 hohen, malerisch um eine alte Zisterne gruppierten Dattelpalmen über der blaugoldenen Pracht des Meeres an der wunderbar geschwungenen Bucht zwischen Ospedaletti und Bordighera vor das Auge, in deren Schatten einst Viktor von Scheffel, „dem Tode nah", von den Freunden getragen wurde. Die Scheffelpalmen sind jetzt das Eigentum unsers bekannten Landsmanns, des Landschafts- und Handelsgärtners Ludwig Winter, geworden,

Zisterne und Pergola im Giardino Winter in Bordighera

der sie in seinen unterhalb des Kirchleins Madonna della Ruota angelegten neuen Garten einbezog, als er das wilde Vorgebirge in wenigen Jahren in ein Blumenparadies, in einen der schönsten Riviera-gärten umwandelte, dabei aber die Umgebung der Scheffelpalmen pietätvoll in ihrer Wildheit beließ, ja den Eindruck ungepflegter und ungebändigter Natur noch steigerte durch wildwuchernde Blumen. Aus diesem Garten bringen wir obenstehend die Abbildung einer Zisterne mit einer Pergola, zu deren Säulen Herr Winter den Palmen das in diese Umgebung passende Stilmotiv entlehnte, wie einst die ältesten Kulturvölker die Formen der Palme in ihre Steinbauten hineingetragen haben.

Zu der ursprünglichen Rivieravegetation gehörte nur eine Palmenart, die mediterrane Zwergpalme, die bei Nizza ihren nördlichsten Standort hatte, heute aber an der Riviera nur noch in Gärten angetroffen wird. Die Sarazenen brachten dann die Dattelpalme, den Baum der Oasen, nach der Riviera, und wenn sich hier auch nicht wie bei Elche an der Südostküste Spaniens eine — von Moritz Willkomm geschilderte — noch jetzt nach arabischem Muster bewirtschaftete, von mehr als achtzigtausend Palmbäumen beschattete Oase findet, so kann sich Bordighera, das Palmyra Italiens, mit seinen etwa zehntausend Dattelpalmen doch immerhin auch sehen lassen. Man fühlt sich dort wirklich wie von Zauberhänden hinübergetragen über das blaue Mittelmeer ins Morgenland.

Die Dattelpalme — Phoenix dactylifera — erreicht an der Riviera eine Höhe von zehn bis zwanzig Metern, ihr Stamm ist mit den Schuppen der abgefallenen Blätter bedeckt, die graugrünen Wedel sind zweieinhalb bis dreieinhalb Meter lang, und die großen bräunlichen Fruchtbüschel erreichen in manchen Jahren ein Gewicht von drei Kilogramm. Die wegen ihrer Aehnlichkeit mit einem Finger von den Griechen δακτυλος — Finger — benannten Dattelfrüchte kommen der für sie zu bedeutenden Regenmenge wegen nicht zur Zeitigung ihres Zuckers, wohl aber zur Keimfähigkeit. Der Dattelpalme wegen erhielt der westlichste Teil der Riviera in der Franzosenzeit den Namen ‚Palmendistrikt', heute verdient ihn die ganze Riviera und mit noch höherem Rechte, denn die Palme ist der Alleebaum der Kurorte, und es sind jetzt gegen fünfzig Spezies dort akklimatisiert, die Hälfte davon freilich nur in den geschütztesten Lagen, wo der nächtliche Taufall gering ist, und die Temperatur nicht unter — 2 Grad Celsius sinkt. Sehr verbreitet ist die der Dattelpalme ähnliche, aber gedrungenere Phoenix canariensis, die zur Dekoration von Zimmern und Wintergärten wie zum Schmuck der Gartenanlagen während des Sommers auch im Norden dient, und die indische Phoenix silvestris. Von Kokospalmen finden sich neben der blaugrünen Cocos australis einige südbrasilianische Arten, während die echte Kokospalme, Cocos nucifera, unter europäischem Himmel nicht gedeiht.

Digitized by Google

Werfen wir nun, nachdem wir die hauptsächlichsten Pflanzen und einzelne Partien der Rivieragärten betrachtet, noch einen Blick auf die Gesamtanlage und Eigenart einiger der berühmtesten unter ihnen.

Der bekannteste ist der vom Marchese Ignazio Pallavicini im Jahre 1837 mit einem Kostenaufwand von sieben Millionen Lire an einem Hügel angelegte Park in Pegli, den man, von einem Führer begleitet, in etwa zwei Stunden durchwandert. Er ist mit Recht ein Feengarten voll wunderbarer Ueberraschungen genannt worden, denn er enthält inmitten seiner einheimischen und subtropischen Pflanzen See- und Felspartien, ein Kaffeehaus, jedoch ohne Kaffee, einen mit den allegorischen Figuren des Frohsinns und des Ueberflusses geschmückten marmornen Triumphbogen, der auf der Rückseite in jähem Kontrast in ein ärmliches Bauernhaus übergeht, eine von einem spanischen Erzbischof mit Ablaß ausgestattete Kapelle, eine Moschee, eine Pagode, einen Flora- und einen Dianatempel aus schneeweißem Marmor, einen ägyptischen Obelisk, Adler und Krokodil aus Terrakotta, auf der Höhe ein Kastell mit den Spuren einer fingierten Beschießung und in dessen Nähe das Mausoleum des Kommandanten und den Friedhof seiner Tapfern. Bald wandert man durch eine von Oleandern eingefaßte Allee zwischen den Wänden düsterer Steineichen, bald in einem Kiefernwalde mit dichtem Unterholz von Baumheide, Erdbeerbaum und Myrte, bald zwischen blühenden Kamelienbäumen und leuchtenden Blumen, bald unter Palmen, Araukarien, Kampferbäumen, Libanonzedern, bald in einer aus prachtvollen Stalaktiten und Stalagmiten gebildeten Höhle, aus der man in einer Barke auf einen kleinen See hinausgefahren wird, in dem sich der von Tritonen umgebene Dianatempel spiegelt, und den ein großer Teil der übrigen Tempelchen umgibt; bald schwebt man in einer Schaukel oder wird auf einem Karussell im Kreise gedreht, bald wird man von Vexierwassern naßgespritzt. Herrlich ist die Aussicht von einigen Punkten, namentlich von der Terrasse des Kastells auf die mit Kiefern bewaldeten Berge, auf das Tal, auf das Meer und die Küste, besonders überraschend aber der mit großem Raffinement geschaffene Blick vom Kahn aus unter einer Brücke hindurch auf den gewaltigen Leuchtturm Genuas, der so trotzig seinen Fuß auf eine Uferklippe gesetzt hat.

So sehenswert dieser Garten ist, nennenswerte Nachahmungen hat er an der Riviera nicht gefunden, denn gegen derartige launige und lamische, künstliche und gekünstelte Anlagen und Spielereien sträuben sich nicht nur die Nüchternheit und der Ernst des genuesischen Charakters, sondern auch der lichte

Phot. Schultz, San Remo

Der See im Garten der Villa Pallavicini bei Pegli mit dem Dianatempel

Digitized by Google

Himmel, die Felsenküste und die hohen Lorbeeren, die stillen Myrten und die immergrünen Eichen, Magnolien, Pinien, kurz die ganze starre Baumvegetation mit ihrer gebundenen, strengen Gestalt. Ernst und starr wie architektonische Gebilde stehen, worauf schon Viktor Hehn treffend hingewiesen hat, die Kuppel der Pinie und der Obelisk der Zypresse, wie ein Springbrunnen in gebogenen Strahlen schwebt auf ihrem säulenartigen Stamm die Krone der Dattelpalme, und wie ein Armleuchter ruht auf grüner Rosette der hohe Blütenstengel der Agave. Auch Orangengruppen, Lorbeerwände, immergrüne Eichen, Karuben, Myrtengebüsche haben bei all ihrer Verschiedenheit das gemein, daß sie gleich der Felsenlinie über ihnen „starr blicken, als wären sie nichts Vegetatives, sondern aus Lava und Basalt gemeißelt." So schöne Baumexemplare man auch in der Villa Durazzo Pallavicini in Pegli antrifft — an der ganzen Riviera habe ich zum Beispiel nie einen so gewaltigen Kampferbaum gesehen wie dort —, die Wirkung dieser starren Pflanzenwelt ist in den Gärten Nervis entschieden größer. Der gewaltige Gegensatz des warmen, windgeschützten Nervi zu dem zugigen, von der rauhen Tramontana oft durchbrausten Genua lockte einige Genueser Aristokraten zur Anlage von Villen an, und so entstanden in der schmalen Ebene zwischen dem weltberühmten Klippenstrand und den steil abfallenden Bergen jene wundervollen Gärten der Villen Gropallo, Croce, Serra, die dem Traum des Nordländers von Italien entsprechen, ja ihn noch übertreffen durch die weiten, üppigen Rasenflächen, die man dort nicht zu finden erwartete, und die neben der nahezu ebenen Lage einen Ueberblick über größere Gartenpartien ermöglichen, als das in den Berggärten der Fall ist, aus denen unsre übrigen Abbildungen stammen. Zwar hat man in den meisten Gärten Rasenplätze geschaffen, auf denen man dann Blumenbeete, Buschwerk, einzelne Palmen oder kleinere Palmengruppen, die besonders ins Auge fallen sollten, angepflanzt hat; aber im Mai bereits sterben trotz aller Bewässerung die zarten Gräser ab. Im Herbst wird dann wieder neuer Grassamen gesät.

Herr von Hüttner, der Schöpfer des berühmten Gartens der Villa Parva in San Remo, verzichtete gänzlich auf solch künstliche Wiesenanlage, deren grüner Teppich im Landschaftsbilde der nordischen Gartenanlagen gleichsam den Aufzug darstellt, während die übrigen Pflanzen den Einschlag bilden, da er sie dem Wesen eines Landschaftsgartens mit tropischen Pflanzen nicht entsprechend fand. Die Villa Parva ist eine künstlerisch vollendete, aber ungekünstelte, lediglich der Natur der Tropen abgelauschte Gartenanlage, die in ihrem Gesamteindruck ein Hochgenuß für landschaftliche Feinschmecker wie in ihren einzelnen Pflanzen ein Schatzkästlein für den Botaniker ist.

Die reichste Sammlung von Pflanzen enthält der mehrfach erwähnte La Mortolagarten des Sir Thomas Hanbury zwischen Ventimiglia und Mentone, nämlich fünftausend bis sechstausend Arten, wovon etwa vierhundertfünfzig auf die wilde Flora entfallen. Der Mortolagarten ist für die Botaniker wie für den Gartenbau von großer Bedeutung; denn zahlreiche botanische Arbeiten werden von dort aus mit Material unterstützt, und botanische Gärten und Private erhalten von dort Sämereien. Mancher Rivieragarten hat einen Teil seiner schönsten Pflanzen dem Mortolagarten direkt oder indirekt zu verdanken. Er bedeckt etwa fünfzehn Hektare und hat erst ein Alter von sechsunddreißig Jahren.

Villa im Mortolagarten

Digitized by Google

Märchenerzählerin. Nach dem Gemälde von Hermann Buschbeck (München)

Digitized by Google

Iſt Liebe?

Skizze von Louiſe Schulze-Brück

Schon eine ganze Weile beobachtete ich meinen Reiſegefährten. Er ſaß in der Ecke gegenüber, in einer ſtilvollen Haltung, leſend.

Entſchieden war er einer von den „ganz Neuen“. Von dem mageren, gelblichen, ſcharf geſchnittenen Geſicht hatte das Raſiermeſſer jedes Härchen ſorgfältig entfernt, — ein Wunder nur, daß nicht auch Augenbrauen und Wimpern abraſiert waren. Um den Hals ſchlang ſich die unvermeidliche rieſengroße Taktkrawatte, die nur ein allerſchmalſtes Streifchen eines unendlich hohen Stehkragens ſichtbar werden ließ, — den im modernen Linienornament modellierten Körper umſchloß ein dunkelgrauer langſchößiger Gehrock. Eine ſeiner ſchlanken und ſehr gepflegten Hände ſtützte das Kinn, die andre hielt ein Buch, in dem er eifrig las.

Auch das Buch war ſtilvoll. Ein blaßgelber Einband mit orangegelben und goldenen Linien ſparſam verziert. Und unten in der Ecke mit ſtilvoller Schrift, die ich erſt nach langem Studium entzifferte, der ſtilvolle Titel „Iſt Liebe?“

Manchmal ſchlug der Jüngling — er mochte dreiundzwanzig zählen — ſeine blaßlichen Augen einen Moment gedankenvoll zur Coupédecke empor. Er dachte nach, — tief, — lange. Er lächelte jenes „wiſſende“ Lächeln, in dem all das war, was ihn trennte vom „Herdenmenſchen“.

O, ich kannte ihn! — Seinen Namen freilich nicht. Aber was iſt ein Name! Ich wußte es, daß er einer war „von jenen um“. Gleichgültig um wen — um irgendeinen Uebermenſchen. Wie das Wort trivial klingt heute, — und doch, noch nicht lange iſt's her, da war's eine Offenbarung.

Er ſenkte das Auge wieder auf das Blaßgelbe mit den Orange- und Goldlinien. Mit einem ganz langſamen Niederſchlagen der Lider, — das ſah famos aus, dieſes langſame Niederſchlagen. Und die Wimpern lagen ſchwer auf den zartgetönten Wangen.

Dann hob er die ſchlanke bleiche Hand und ſtrich ebenſo langſam über ſein Haar, das maſſig, ſchwer in einer ſtrengen Linie von der Stirn zurückfiel. Und über ſeine ſchmalen blaſſen Lippen ging es wie der Hauch eines Seufzers.

Der Zug brauſte weiter über die öde Hochfläche. Dürftige Roggenfelder, auf denen niedrige, magere Halme der Ernte entgegenreiften, ſchlecht beſtellte Kartoffeläcker, dazwiſchen Heideflächen, über denen ein brauner Hauch lag von den Millionen Knoſpen des Heidekrautes. Armſelige Dörfer mit Fachwerkhäuſern, poeſielos, häßlich, dürftig. Manchmal ein einſames Gehöft in einer Bodenwelle eingedrückt, wie verſunken.

„Ra-tata-ta — Ra-tata-ta“ ſtampfte die Maſchine gleichmäßig.

Ich duſelte mählich ein. Mein Gegenüber ſchien mir immer dünner, immer linienförmiger zu werden, — die Hand immer länger, immer ſchlanker, der Hals immer höher, im—mer höh—

Da, — ich fuhr in die Höhe. Das Natatata hatte plötzlich aufgehört, es gab einen heftigen Stoß. Noch einen. Und noch einen. Dann fuhr der Zug langſamer, bremſte, daß die Wagen ſchütterten, — ſtand mit einem plötzlichen Ruck ſtill.

Ein Durcheinander entſtand. Köpfe an allen Fenſtern, — Rufen, Fragen, Schreckenstöne aus Frauenkehlen. Die Schaffner liefen am Zug entlang.

„Ruhig ſitzen bleiben, ganz ruhig. Ein kleiner Defekt an der Maſchine!“ Irgendein Bruch irgendeines Maſchinenteils.

Wir lagen feſt, mindeſtens eine Stunde, bis eine Erſatzmaſchine angekommen ſein würde. Die Paſſagiere ſchimpften, wetterten über die Eiſenbahnverwaltung, jammerten über verfehlten Zuganſchluß, ärgerten ſich über das langweilige Warten. Sie waren plötzlich alle miteinander bekannt geworden.

Was tun? Im heißen Coupé ſitzen mit dem Ausblick auf die öde Hochfläche?

Mein Reiſegefährte, der ganz menſchlich herabgeſtiegen geworden war, ſchlug mir einen Spaziergang vor. Aus einer Bodenſenkung, nicht weit entfernt, lugten ein Kirchturm und ein paar Dächer. Ein Kirchdorf alſo. Die Straße ſchien gut, der Himmel war blau, und hoch in der Luft trillerte die Heidelerche. Jedenfalls war alles beſſer als das Sitzen und Warten.

Mit Behagen ſog ich die herbe Luft ein. Ein Duft von reifendem Roggen miſchte ſich mit dem

Digitized by Google

strengen Geruch der Erika. Zwitschernde Schwalben schossen blitzschnell um uns herum, Grillen zirpten. Sonst eine himmlische Stille. Es war gar nicht so übel, durch diese Stille hinzugehen, den Duft zu atmen und über die leis wogenden Kornfelder zu schauen.

Er stellte sich mir vor. Hans Martin Soundso. Natürlich Hans Martin! Zwei Namen müssen sie ja alle haben, unsre jungen Neuen. Darunter geht's nicht. Ein Mensch mit einem Namen! Ein Herdentier! Uebrigens hieß ja auch ein gewisser Goethe schon Johann Wolfgang.

Ein Anknüpfungspunkt war bald gefunden. Mein Gott, wozu ist man denn ein gebildeter Mensch? Und Hans Martin war ganz erfüllt von dem Buche, das er eben gelesen, — dem blaß-orangegelben, — dem Buche „Ist Liebe?"

Liebe?

„Was ist das, Liebe? Wer kennt sie, die Liebe? Was ist sie dem Herdenmenschen, dem stumpfsinnigen Massengeschöpf, diese Liebe?

„Ein beschönigender Name für kurze Augenblicke des Rausches oder für ein lebenslanges stumpfes Nebeneinander, — oder für einen mattherzigen, unbegehrenden Verzicht, oder . . .

„Liebe? Ein Mäntelchen, das Natur ihrem Zweck umhängt, ein verschönernder Schleier über das Tierische, eine Jugendefelei — und auch das, selbst das nur für wenige. Die große Masse kennt ja kaum das! Nicht einmal das!"

Er hatte sich beinahe warm gesprochen. Seine bartlosen Lippen zuckten, die strenge Linie seines Haares schien noch strenger zu werden, seine bläßlichen Augen zeigten eine Art müden Abscheus. „Da" — er wies auf den Haufen von Fachwerkhäusern, die sich jetzt ziemlich nah um die häßliche Kirche zusammendrängten. „Da, — was wissen die da von Liebe! Die leben ihr Leben einen Tag wie alle Tage, sie kommen und zeugen Kinder und gehen und sind vorüber. Und dann werden sie eingegraben, da —"

Vor uns war der Kirchhof des Dorfes. Eine verwilderte Ligusterhecke faßte ihn ein, aus der einzelne schwanke Ruten hoch aufschossen. Man sah hinüber auf die Reihen gleichförmiger Holzkreuze, auf die schlecht gehaltenen Gräber. Kein Trauerzeichen, keine dunkeln Tannen oder Hängefichten, — nur die Gräber in langen Reihen nebeneinander.

Ich stieß das plumpe Holzgatter auf, und wir traten ein und schritten durch die Gräberreihen. Ein paar neue Gräber, die Schollen noch aufgetürmt zu unordentlichen Hügeln, zeigten kargen Schmuck, mißfarbene Papierblumen in grell gefärbten Mooskränzen, ausgefranste Bänder um die Kreuze geschlungen.

Sonst überall Verwilderung, trostlose Verwahrlosung.

Ein alter Mann hantierte neben dem letzten, frischesten Grabe. Er stach den dürftigen Rasen ab und warf ihn in Haufen übereinander. Als er uns sah, richtete er sich auf und schaute uns aus seltsamen, hellen Augen an, die das in tausend Fältchen gekniffene Greisengesicht merkwürdig belebten. Die kurze Pfeife schob sich aus einem Mundwinkel in den andern.

Eine Zigarre machte ihn gesprächig. Langsam, nachdrucksvoll kamen kurze Sätze aus seinem Munde. Die Totengräber sind ja alle Philosophen. Die Beschäftigung mit Grab und Tod und Kirchhof macht sie nachdenksam.

„Hm, ha, hm! — Nä, schön is der Kirchhof nich! Die Bauern ha'n keine Zeit nich! Der Boden is so arm und die Arbeit schwer. Un denn vergißt man auch die, die da liegen. Un die ha'n's ja auch gut. Die ha'n keine Plag' mehr und keine Sorg'! Wenn sich manch einer von denen" — er zeigte mit dem Grabscheit nach dem Dorfe — „auch so hinlegen könnt', das wär's beste für'n, — das tät' sich manch einer wünschen! Nur daß er's nich kann, wenn er's möcht'! Und die, die man hinlegt, die han's oft gar nicht gewollt! Nä, nä —

„Nä, nä! Sehen Sie, das gibt allerlei Sorten von Menschen! Wenn ma so'n Metje hat, wie unsereins, denn lernt sich das! Fuzig Jahr die Leute immer nur eingraben, un dabei stehen, wenn die Leichen eingesegnet werden, da sieht man was und hört was! Ja, ja! Ich ha schon gesehen, daß sich die Weiber ha'n hintenachwerfen wollen ist das Loch, wo ihr Mann drin war, und wenn sie heimgegangen sind, dann ha'n sie keine Zeit gehabt zum Wiederkommen, weil sie zu viel ha'n zu tun gehabt mit der zweiten Freierei. Und ich ha gesehen, wie sie hinterm Sacktuch geschaut ha'n, ob auch eine große Leich' gewesen is, und ob der, den sie schon im Aug' gehabt ha'n, auch dasteht und sie anschaut. Und ha gesehen, wie die Männer mit'm Sacktuch an ihr'n Augen gewischt ha'n, damit's nach einer Trän' aussehen soll, und hätten doch lieber gejuchzt, weil man da ihr Hauskreuz eingräbt.

„Ja, — so Menschen gibt's und so." — Er machte eine Pause und starrte nachdenklich ins Blaue.

Hans Martin sah mich an, — mit einem triumphierenden Blick.

„Ist Liebe?" sagte er stark betont.

„Ja, so 'ne und so 'ne," wiederholte der Alte. „Und denn, — ja, und denn och noch die Weinerten."

„Die was?"

„Na, die Weinerten. Die Bauern sagen ja, sie is verdreht, — ja, 'n ganz verdrehtes altes Weib. Aber wenn die verdreht is, — nä, die is besser hier oben" — er tippte mit dem Finger auf die Stirn — „wie manch einer."

Der Jüngling wandte sich um. „Gehen wir," sagte er gelangweilt.

„Nä, das muß ich Ihnen weisen," eiferte der Alte. „Nich, damit die Stadtherren meinen, unsereiner hätt' gar nichts übrig für die Gestorbenen! Nä, so schön sehen Sie nichts auf dem vornehmsten Kirchhof!"

Er ging schleunkend um ein verwildertes Gebüsch herum. Dicht an der Hecke lag Abfall in großen Mengen angehäuft. Verdorrte Kränze, welkes Unkraut, zusammengelesene Steine, Reisig. Ein unangenehm fauliger Geruch stieg auf, aber ein starker, süßer Rosen- und Resedenduft mischte sich seltsam darein. Im äußersten Heckenwinkel war ein Grab. Nein, kein Grab, ein Blumenbeet, ein buntes, üppiges Beet. Hohe Rosenstöcke mit roten, gelben, weißen Rosen beschatteten es, Reseda und Phlox wucherten in satter Fülle. Am Kopf-

Digitized by Google

ende, wo sonst das Kreuz steht, steckte in einem sorgfältig eingegrabenen Kruge ein grellbunter Strauß dickköpfige flammendrote Päonien, gelbe große Dotterblumen, lilafarbene Glockenblumen und weiß gestreiftes Bandgras.

Der Alte wies stolz darauf hin. „Hä, is das nich schön? Da liegt nu einer schon fünfunddreißig Jahr! Un was für einer! Daß er da liegt, im Armsündereck, da sieht man ja schon dran, was das für einer war. Kein Kreuz hat sie ihm setzen dürfen, die Weinerten! Un wie er un endlich gestorben is, in Sniff und Sünden, da ha'n die Leute gesagt, nu ging' doch für seine Frau endlich mal 'ne bessere Zeit an! Und zu mir hat der Pastor gesagt, ich sollt' man die Erde wieder gleichmachen auf dem Grab und den Rasen wieder auflegen, damit die Spur von dem Sünder und Lump vertilgt wär' vom Erdboden. Aber da bin ich schlecht angekommen! Bis nach 'n Landrat is die Weinerten gelaufen und hat so lang gebittet und gefleht, bis sie ihr Recht gekriegt hat für zwanzig Jahr auf das Grab. Und jetzt sind's schon fünfunddreißig, und weil's keinen gelüstet, in das Eck eingescharrt zu werden, da bleibt's so.

„Früher, da is sie nur am Sonntag gekommen, weil sie hat die Woche über vom Morgen bis Abend in Arbeit gehen müssen. An Sonntagmorgen um sechse is sie schon draußen gewesen und hat gehackt und gejätet und gepflanzt und gegossen. Und wenn's Sommertags heiß gewesen is, da is sie um fünf Uhr morgens hergelaufen und hat Wasser getragen. Hä—hi," er kicherte verschmitzt. „Ich hab' sie oft gesehen durch die Hecke kriechen. Und 'n schönes Weib war sie dazumal noch und mannig einer hätt' sie wohl genommen, weil sie eine gute Schul' durchgemacht hat bei dem da" — er wies auf das blühende Grab — „aber nä, partout nich, sie hat von keinem was wissen wollen. Jetzt is sie 'n knochenalt Weiblein, das nichts mehr arbeiten kann, und bosselt da herum, — grad halt eben kommt sie angehumpelt."

Ueber den versengten gelben Rasen kam eine gebückte, verhutzelte alte Frau. Sie schleppte sich mit einer Gießkanne voll Wasser und einem Spaten. Ihr kleines Gesichtchen war wie ein ganz verschrumpfter rotwangiger Winterapfel. Sie warf einen unruhigen Blick auf uns, einen mißtrauischen auf den Alten.

„Hab' mal grad den Herren gezeigt, wie schön du das Grab hältst, Ann-Marei," sagte der Alte.

Sie nickte mit dem Kopf. „Hast auch nichts Böses hergeschwätzt?" fragte sie kurz.

„I, wo werd' ich denn, Ann-Marei," log der Alte eifrig, „so nur, daß du seit fünfunddreißig Jahr —"

„Dich kenn' ich," sagte die Alte scharf. „Wirst schon dein Teil dazu getan haben, daß dem da seine Sünden immer wieder aufgewärmt werden. Anderleuts Untaten, die vergessen die Menschen nich so leicht, bloß die eignen."

Ich brachte ein paar verlegene Worte vor. Daß es schön und löblich sei, wie sie das Grab jetzt noch pflege. Sie unterbrach mich.

„Herr," sagte sie ruhig, „ich weiß nich, was der Schwätzer da Ihnen erzählt hat. Und wahr is es, er war der Beste nich! Er konnte das Trinken nich lassen, und wenn er getrunken hatte, dann kannt' er sich nicht. Und im Trunk is er gestorben, ohne Buß' und Sakrament. Und deswegen haben sie ihn da hingelegt, ohne Kreuz und Segen. Aber, Herr, er war doch nu mal mein Mann! Und vorher war er mein Schatz. Ich hab' ihn doch mal lieb gehabt, arg lieb, wie wir zwei jung waren. Wenn ich daran denk', das is mir, als wär' dazumal der Himmel immer blau gewesen und immer hätt' die Sonn' geschienen, und alle Tag wär' Sonntag gewesen. Dann kam freilich die schlimme Zeit. Aber is deswegen die gute nich gewesen? Kann einer das vergessen, was das Beste gewesen is im Leben? Ich nich! Und wenn ich daran denk', dann vergeß' ich all das andre und weiß nur immer das! Is es nich mit allem so? Wer alt is, der erinnert sich an seine jungen Tage und preist sie, und wer krank is, seine gesunden. Was weiß ich noch vom Schlimmen, was er mir getan hat? Nix mehr! Aber vom Lieben und Gnten, das weiß ich noch! Und wenn's nich so eingerichtet wär' von unserm Herrgott, da wollt' man ja gar nich mehr leben. Da wär' man ja nich viel besser wie's liebe Vieh! Da hätt' ich mich ja schon vor dreißig Jahr hinlegen können und sterben! Wozu wär' man dann nachher noch auf der Welt? Nä, nä, un die Welt is doch so schön! Wenn man weiß, daß es mal so schön gewesen is, da kann's einem gar nich mehr schlecht gefallen auf der Welt! Auf 'ner Welt, wo's so was gegeben hat!"

Sie nahm eine große, rostige Schere aus der Tasche und schnitt zwei köstliche blutrote Knospen ab.

„Nichts für ungut, ihr Herren! Alte Leute schwätzen gern! Und feine, kluge Stadtherren, die haben vielleicht ganz andre Gedanken im Kopf wie ich altes, dummes Weib. Aber die Rosen schenk' ich Ihnen, so schön gibt's doch in der Stadt keine!"

Sie sah den Jüngling eine Weile aufmerksam an. Dann lächelte sie ordentlich schelmisch:

„Ich wollt' sagen, Sie sollten die Ros' Ihrem Schatz schenken. Aber ich seh's Ihnen an, Sie haben keinen!" Sie gab ihm einen kleinen aufmunternden Puff. „Lassen Sie sich raten, junger Herr, von 'ner alten Frau, schaffen Sie sich 'n Schatz an, damit Sie rote Backen kriegen und helle Augen und damit die Welt so schön is für Sie und die Sonne alle Tag scheint."

Wir saßen wieder im Coupé. Der Zug rollte langsam vorbei an dem stillen Kirchhof. Wir sahen noch einmal das bunte, blühende Grab. Die alte Frau saß friedlich daneben, die Hände im Schoß gefaltet.

„Ratata—ta—ratata—ta" — schneller ging's, immer schneller. Jetzt war noch ein bunter Punkt zu sehen, — jetzt nichts mehr. Aber unser Coupé war voll süßen Rosenduftes, und die Hand des Jünglings, die vorhin das Buch gehalten, spielte jetzt leise mit der feurigroten Knospe. Sein Haar hatte die strenge Linie verloren, und um seine blassen Lippen ging ein ganz, ganz leises Lächeln. Und es schien mir, als ob auch ihm vielleicht der Tag kommen könne, da er die Welt schön finden würde und die Sonne golden und den Himmel blau. Und daß er diesen Tag vielleicht dem alten Weiblein zu danken habe, das da irgendwo war, weit, weit zurück.

Digitized by Google

Bacchantinnen

Nach dem Gemälde von F. Aug. von Kaulbach (München)

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Chopins Grab mit der Statue der trauernden Muse von Cleſinger]

Auf dem Père Lachaiſe in Paris

Zum hundertjährigen Jubiläum des Friedhofs

(Hierzu 8 Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen von Otto Haſſelkampf, Potsdam)

Paris iſt vor allen andern Städten der Welt die Stadt der Lebenden. Auf eine Vergangenheit von über zwei Jahrtauſenden kann es zurückblicken, aber ein gütiges Geſchick hat es bewahrt, jemals zu altern, und wer immer ſich dem Strudel des Pariſer Lebens anvertraut, iſt erſtaunt von der Lebensſehnſucht und der Lebensenergie, die dieſes einzige Gemeinweſen durchflutet. Ein unvergänglicher Zauber ſcheint über der Stadt zu liegen, die ſo anmutig ſich über das liebliche Seinetal ausbreitet und mit ihren Häuſern und Gaſſen die Hügel hinaufklettert, und dieſer Zauber übt ſeine Wirkung auf alle Völker der Erde. Die franzöſiſche Nation aber ſtarrt wie faſziniert auf dieſes Kleinod ihres ſchönen Landes, und zumal die Jugend zieht Paris mit magiſcher Gewalt in ſeinen Bannkreis. Söhne und Töchter verlaſſen Heimat und Eltern, ſtürzen ſich voll jubelnder Hoffnung in das laute, fröhliche Treiben, und oft verliert ſich ihre Spur in dem Völkergewimmel der Großſtadt. Paris iſt mächtiger als alle Bande der Familie. Auf ſeinen breiten Straßen, auf den Raſenplätzen der Gärten und der flimmernden Waſſerfläche der Seine liegt heller Sonnenſchein, in engen Gaſſen wohnt die Dämmerung, myſtiſch umweht ſie uralte Dome und verwitterte Klöſter und Stifter. Die

Digitized by Google

Riesenstadt birgt das, was nach und nach aus der veränderten Welt schwindet: das Geheimnisvolle. Die Nebel, die überall sich lichten, ballen sich dort wieder zusammen. Am einsamsten ist der moderne Mensch unter Millionen, am unbemerktesten, wenn er unter Tausenden gleichgültiger Augen dahinlebt. Es ist schwer auszudenken, was diese Stadt alles im Laufe der Jahrhunderte geleistet hat. Die Summe geistiger Arbeit, die in vielen Jahrhunderten, angesichts dieser Mauern, die heute noch stehen als stummberedte Zeugen, aufgewandt wurde, ist unermeßlich. Man vergißt das leicht, wenn man sich auf der Oberfläche des Pariser Lebens, das so ganz auf den Genuß gestimmt zu sein scheint, dahintreiben läßt. Einen ungeheueren Eindruck von der kulturellen Bedeutung der französischen Hauptstadt gewinnt aber der ernsthafte Besucher, der für ein paar Stunden den Lebenden den Rücken kehrt und aufmerksam die stillen Städte durchwandert, die Paris für seine gestorbenen Bürger erbaut hat. Die Toten sind seßhafter als die Lebenden.

Ein Jahrhundert ist jetzt verflossen, seitdem die Kommune das Gelände, das einst dem Jesuitenpater Lachaise, dem Beichtiger des Sonnenkönigs Ludwigs XIV., gehörte, ankaufte und die große Nekropole errichtete. Den melancholischen Zauber andrer Friedhöfe, die stille Poesie des Verwerdens sucht man auf den Höhen des Père Lachaise zwar vergebens. Eng gedrängt liegt Grab neben Grab, Stein neben Stein, nur wenig Grün sproßt dazwischen, kaum hier und dort dämmernder Schatten, und von der emsigen, wuchernden Arbeit der

Obelisk auf dem Grabe von Eugène Scribe

Grab von Alfred de Musset

Natur, alles Organische, das seine Erdenlaufbahn vollendet, langsam wieder in den Mutterschoß aufzunehmen, spürt man hier nur wenig. Der Pariser bleibt auch im Tode Großstädter. Aber von dem großen Gräberberg schweift der Blick frei über die unermeßliche Stadt, deren dumpfer Lärm hinaufstrandet bis an die Mauern des Schweigens; eine ewige Dunstwolke lagert über dem Häusermeer, wie viel Seufzer, wie viel Gebete, wie viel Flüche steigen mit ihr zum Himmel auf — und hier aller Zorn verraucht, alle Wünsche gestillt, alle Rätsel gelöst! Diese dominierende Lage brachte es mit sich, daß in Zeiten stürmischer Umwälzungen die Friedhofsruhe des Père Lachaise mannigfach gestört wurde. Im Jahre 1871 war der Kirchhof der letzte Zufluchtsort der Kommunards; dort, wo jetzt vom Montmartre die weißen Steinmassen von Sacré Coeur herableuchten, standen die schweren Geschütze der Versailler, und Granaten um Granaten sausten über die unglückliche Stadt. An einer der äußeren Mauern des Père Lachaise spielte sich dann auch der letzte Akt dieses schauerlichen Dramas ab, dessen Zuschauer — der Fall steht einzig in der Welt da — eine feindliche Armee mit Gewehr bei Fuß war. Dort wurden alle Kämpfer der Kommune, die mit den Waffen in der Hand gefangen genommen, von den Versaillern erschossen. Kränze der Parteigenossen schmücken stets den düsteren Ort, alljährlich finden Wallfahrten und Prozessionen statt, und die Arbeitermenge pflegt bei diesen Demonstrationen das Grabmal

Digitized by Google

eines Unteroffiziers der Versailler Armee, der im Kampfe gegen die Kommune fiel und in der Nähe bestattet wurde, voll Abscheu — anzuspeien.

Auch in seiner letzten Wohnung wohnt der Pariser noch gleichsam zur Miete. Nur eine Erdschicht in der Stärke von etwa 20 Zentimetern, also kaum dicker als eine Zimmerwand, trennt ihn von seinem Nachbar, den der Tod wahllos an seine Seite gebettet. Früher bestattete man die Armen, denen das Leben nicht so viel eingebracht, daß sie für ihr letztes Lager sorgen konnten, in großen gemeinsamen Gräbern. Heute gönnt man ihnen ein Extraplätzchen, aber allzu lange währt diese Rast auf dem mühevollen Wege auch nicht. Der Raum auf der Erdoberfläche wird kleiner und die Zahl der Toten immer größer. Wie die Lebenden in dem unermeßlichen Paris verschwinden, so verwischt sich auch die Spur der Toten sehr bald. Nur zwei Dinge heben den einzelnen aus der Masse der übrigen heraus im Leben wie im Tode: Verdienst und Geld. Aber es gehört schon eine ganz anständige Summe dazu, wenn man sich auf dem Père Lachaise dauernd einrichten will. Zwei Quadratmeter sind auch für den Pariser, der nicht an große Räumlichkeiten gewöhnt ist, ein bißchen eng, aber sie müssen schon mit 1000 Franken bezahlt werden, jeder Quadratmeter darüber wird als Luxus betrachtet und daher noch unverhältnismäßig viel höher besteuert. Ueber 6 Quadratmeter kostet bereits jeder weitere 3000 Franken. Eine ähnliche Skala bestimmt die Kosten der Begräbnisse, die in neun Klassen eingeteilt sind. Der billigste Preis ist 3 Franken, der höchste übersteigt sogar noch die Summe von 7000 Franken. Alle Begräbnisse werden von einer behördlich konzessionierten Gesellschaft ausgeführt, der Compagnie des Pompes funèbres.

Die Todesstätte der Kommunards

Der Grund, warum auch der Fremde die Pariser Friedhöfe und namentlich den Père Lachaise aufsucht, ist nicht der, die Gräber der Reichen zu sehen,

Die Gräber von Molière und Lafontaine

Digitized by Google

die, nebenbei gesagt, nur selten sehr geschmackvoll sind. Die übliche Form des Grabschmuckes ist ein kleines Schilderhaus aus Stein, das so nichtssagend wie möglich wirkt. Auch die Kapelle der Rothschilds in der jüdischen Abteilung des Kirchhofs vermag kaum besonderes Interesse zu erwecken. Was jeden Kulturmenschen, aus welchem Lande er auch sei, aber immer wieder nach der Totenstadt

Grabkapelle des Komponisten Rossini

zieht, das sind die Gräber großer Menschen die hier so zahlreich beieinander liegen wie auf keinem andern Platz der Erde. Es ist ein seltsames Gefühl, wenn man an die letzte Ruhestätte eines der Großen unter den Menschen tritt. Man erhascht gleichsam auch den letzten Hauch seiner Persönlichkeit, wenn man auf die letzte Spur seines Erdenwallens stößt, und das melancholische Resümee: „Er war" wird verschönt durch das Gefühl unzerstörbaren Besitzes, dessen sich der Lebende erfreut und den die kommenden Geschlechter ebenfalls genießen werden.

Seitdem sich am Ende der Hauptallee des Père Lachaise das gewaltige Totendenkmal von Bartholomé erhebt, gehört der Besuch des Friedhofs auch zu den stärksten künstlerischen Eindrücken, die Paris zu bieten vermag. Der Tod, das Aufhören der Persönlichkeit, das Scheiden von dieser Erde, hat hier eine ergreifende symbolische Darstellung gefunden. Der Künstler hat in richtiger Erkenntnis seiner Zeit jede billige Allegorie verschmäht. Weder das mittelalterliche Gerippe noch das verhüllte Schicksal, das Watts darstellt, haben in seinem Werke einen Platz gefunden. Die Menschheit selber stellt er in wenigen, aber ungeheuer eindrucksvollen Typen dar, wie sie, von innerem Grauen durchbebt, jener geheimnisvollen Pforte entgegenwallt, die alles ist, was wir vom Jenseits wissen. Dieses Monument ist somit gleichsam auch allen denen gewidmet, deren Namen weder Stein noch Kreuz nennt.

An der Hauptallee liegt das Grab, das die Gebeine von Alfred de Musset, Frankreichs größtem Lyriker, birgt. In einem seiner schönsten Gedichte hatte er sich gewünscht, einst unter dem Schatten einer Trauerweide zu ruhen, und die Nachwelt sorgt dafür, daß stets eine Weide ihre silbernen Zweige auf das Monument herabsenkt, obwohl auch sie dem Grab, das unmittelbar an der breiten Heerstraße liegt, kaum den melancholischen Reiz zu geben vermag, von dem der Dichter geträumt. Nicht weit vom Grabe Mussets steht die Grabkapelle Rossinis, der im Jahre 1868 in Paris starb, nachdem er 40 Jahre vor seinem Tode mit seiner Oper „Wilhelm Tell" seine glorreiche Laufbahn als Opernkomponist jäh abgebrochen hatte. Heute ist das Grab leer. Das italienische Vaterland hat sich die Gebeine seines großen Sohnes wieder geholt. Am Fuße des Bartholoméschen Denkmals ist die Grabstätte von Felix Faure. Zu die russische Flagge und die Trikolore gehüllt liegt die Gestalt des elegantesten aller Präsidenten der dritten Republik langgestreckt auf der Grabplatte: besonders die Hand ist von feinster künstlerischer Ausführung.

Eines der stimmungsvollsten Denkmäler erhebt sich auf dem Grabe Chopins, das versteckt an einem Seitengange liegt. Wie die Westminsterabtei, so hat auch der Père Lachaise seine Künstlerabteilung, obwohl die Scheidung nicht strenge eingehalten ist. Hier schläft Boieldieu, der graziöse Komponist der „Weißen Dame", Talma, der geniale Schauspieler, Géricault nächst Delacroix, das Haupt der romantischen Malerschule, nicht weit von David, dem starren Republikaner und Verfechter des klassischen Ideals.

Das Grabmal von Abälard und Heloise ist mehr eine fromme Täuschung für die zahllosen

Grabmonument von Abälard und Heloise

Es ist unmöglich, alle die Namen derer nur aufzuzählen, die auf den Höhen des Père Lachaise ihre letzte Ruhe gefunden, während drunten das Leben in der unermüdlichen Stadt seinen Gang weitergeht. Da ruhen Balzac, der Riese unter den Romanschriftstellern, Souvestre, Delavigne, Scribe, der Lustspieldichter: Taubigny, der Maler des Frühlings; Corot, die Zierde der Malerschule von Fontainebleau; die Marschälle Masséna, Macdonald, Mortier und der „Tapferste der Tapferen", Ney; Raspail, der einst vielgenannte Apostel des Kampfers; Cuvier, der große Naturforscher und Staatsmann; Laplace, der geniale Astronom und Mathematiker; Bellini, der melodienreiche Schöpfer der „Puritaner"; Bizet, der so früh verblichene Komponist der „Carmen", die Tragödin Rachel u. a. m. Beim Durchwandern dieses ungeheueren Gräberfeldes durchlebt man, in einem Gang durch Jahrhunderte, gleichsam noch einmal die ganze politische und kulturelle Geschichte der französischen Nation, die, mag man über ihre Schwächen denken, wie man will, doch den Ruhm mit Recht für sich beanspruchen kann, der gesamten Menschheit im steten Kampfe um innere wie äußere Freiheit die Fahne vorangetragen und auf allen Gebieten des Geisteslebens den Fortschritt gefördert zu haben.

Liebespaare, die zu diesem geweihten Orte wallfahren, denn weder der gotische Baldachin noch der Sarkophag mit den liegenden Figuren der unglücklichen Liebenden ist echt, aber das Volk von Paris glaubt fest daran, und die Menge der eingekritzelten Namen gibt Kunde davon, daß auch ein unechtes Denkmal Wunder tun kann, wenn nur der Glaube stark ist. Aehnlich steht es mit den Gräbern von Molière und Lafontaine. Es ist nicht ganz sicher, ob die Sarkophage überhaupt Gebeine bergen; wenn sie es aber tun, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß es diejenigen der beiden Dichterfürsten nicht sind.

Unter den Gräbern berühmter Staatsmänner fällt die massige Kapelle besonders auf, in welcher der kleine Thiers zur letzten Ruhe bestattet wurde. Casimir Perier, der als Förderer des Julikönigtums und später als Ministerpräsident unter Louis Philipp den politischen Ruhm dieser Familie begründete, hat ein Bronzestandbild auf hohem Sockel. Für uns Deutsche ist das Grab Ludwig Börnes, des 1837 im Exil Verstorbenen, besonders interessant, wenn es auch bei weitem nicht so viele Besucher anzieht wie das Grab, das den Dichter des Buches der Lieder auf dem Kirchhof Montmartre umschließt. Eine schöne Büste von David d'Angers schmückt das Grab des mutigen Kämpfers für Geistesfreiheit. Nicht weit davon ruht ein andrer Dichter, der nicht minder tapfer für die Freiheit gestritten, Béranger. Ein paar Schritte weiter, und wir stehen vor dem Grabe Beaumarchais', dessen Theaterstücke einst die große Revolution vorbereiten halfen. Nun sind sie alle stille Männer, aber ihre Werke zeugen für sie.

Ruhestätte von Boieldieu

Digitized by Google

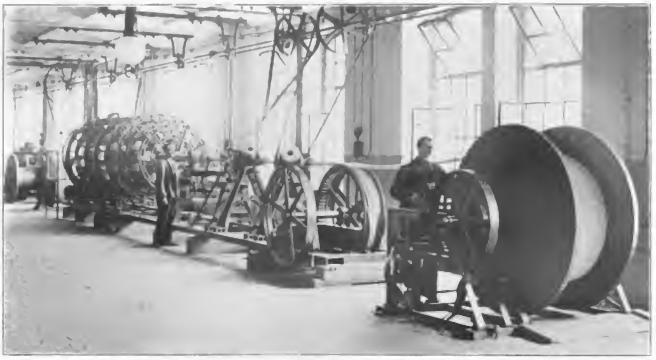


Abb. 1. Das Verseilen der Kabeladern zur Kabelseele

Die elektrischen Kabel

Von

Otto Jentsch

(Hierzu 12 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und Zeichnungen)

Der Gedanke, die Elektrizität zum Telegraphieren unter der Erde und unter Wasser fortzuleiten, ist fast so alt wie der Gedanke an eine elektrische Telegraphie überhaupt.

Lesage in Genf wollte bereits 1774 elektrische Leitungen in glasierten Tonröhren isoliert unter der Erde verlegen, Reußer und Böckmann in Karlsruhe beabsichtigten 1794 die Leitungen in gläserne Röhren einzuschließen, und Sömmering in München führte kurz darauf eine Art Kabel aus, indem er die Drähte für seinen Telegraphen mit Schellack überzog und zu einem Seile zusammendrehte. Andre Versuche gingen dahin, den Leitungsdraht in Holztrögen zu verlegen oder ihn mit Zwirn zu überspinnen und dann in eine Mischung von Wachs, Harz und Talg zu tauchen. Sämtliche Versuche mißlangen, indem die Isolierung derartiger in die Erde oder in das Wasser versenkter Leitungen versagte. Der an der Aufgabestation in solche Leitungen geschickte elektrische Strom ging infolge der mangelhaften Isolierhülle durch diese teilweise in das große elektrische Reservoir „Erde“ und gelangte nur zu einem minimalen Bruchteil auf der Empfangsstation an.

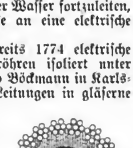


Abb. 2. Tiefseekabel vom ersten Ozeankabel

Werner v. Siemens war es vorbehalten, die immer brennender werdende Kabelkonstruktionsfrage endgültig zu lösen. Er war der erste, der die 1843 durch den Arzt Montgomerie in Singapore bekannt gewordene Guttapercha alsbald für die Isolierung der Leitungsdrähte nutzbar zu machen vorschlug und auch eine Maschine zur Herstellung der isolierenden Hülle angab. Die ersten Versuche mit der Konstruktion und Auslegung von Guttaperchakabeln schlugen zwar fehl, so auch anfänglich die mit kühnem Wagemut von dem Amerikaner Cyrus Field im Jahre 1855 in Angriff genommene Kabelverbindung zwischen Europa und Amerika. Der erste Versuch der Kabellegung durch den Atlantischen Ozean mißlang vollständig, auch das zweite ausgelegte Kabel war nicht betriebsfähig, und erst das dritte Kabel, das aus einem siebendrähtigen Kupferleiter und einer äußeren Bewehrung von 18 Eisendrahtlitzen bestand, stellte 1858 die Verbindung zwischen Irland und Neufundland wirklich her. Doch schon nach drei Wochen versagte das Kabel für immer. Keineswegs entmutigt nahm Field die Sache

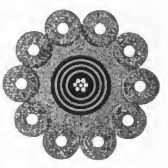


Abb. 3. Küstenkabel vom ersten Ozeankabel zwischen Irland und Neufundland

Digitized by Google

von neuem wieder auf, und 1866 wurde das großartige Werk glücklich zu Ende geführt. Abb. 2 stellt den Querschnitt dieses Kabels in natürlicher Größe dar, Abb. 3 den Querschnitt einer der an den Küsten zur Verwendung gekommenen stärkeren Kabeltypen.

Das Gelingen der Kabellegung zwischen der Neuen und Alten Welt veranlaßte die Bildung vieler neuen Unternehmungen, und bald wurde in allen Teilen der Welt ein Kabel nach dem andern gelegt. Allein zwischen Europa und Amerika bestehen zurzeit 18 Kabelverbindungen. Die deutsche Kabellinie nach Amerika ist in Heft 9, Jahrgang 1901/02 dieser Zeitschrift ausführlich dargestellt worden. — Während Deutschland mit der Bildung eines eignen Unterseekabel-

Abb. 4. Aufspulen der Kupferdrähte in der Drahtwickelei

netzes anfangs zögerte und erst seit einigen Jahren nachdrücklich mit seinem Ausbau begonnen hat, verfügte es bereits seit 1877 über ein ausgedehntes Netz von unterirdischen Telegraphenlinien, das jetzt etwa 6000 Kilometer Linie umfaßt und nicht weniger als 90 Städte, darunter die ersten Handels- und Verkehrsplätze, verbindet. Es sind durchweg Guttaperchakabel mit 7 Leitungsadern zur Verwendung gekommen. Außer Deutschland ist nur Frankreich noch im Besitze eines unterirdischen Leitungsnetzes von größerem Umfange.

Die Ausdehnung der Telephonie und die Anwendung der Elektrizität zur Beleuchtung und zur Kraftübertragung stellte der Kabeltechnik neue Auf-

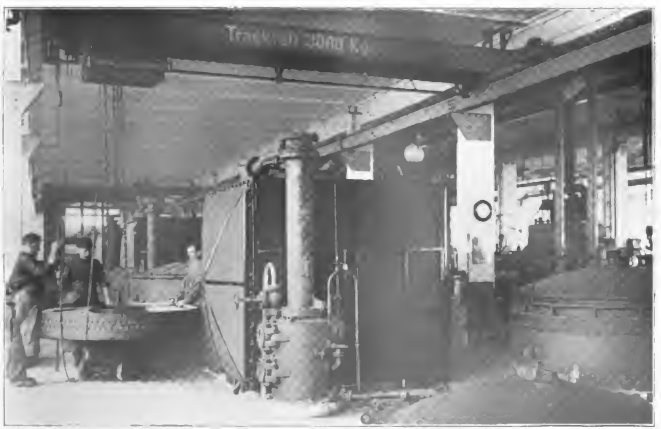


Abb. 5. Austrocknen und Tunken der Kabel

Digitized by Google

gaben. Man unterschied nunmehr Schwachstromkabel und Starkstromkabel; zu ersteren rechnet man die Telegraphen- und Telephonkabel, zu letzteren die Kabel für elektrische Beleuchtung und Kraftübertragung. Zu einem Kabel gehören die Leitungsdrähte oder Adern, die isolierende Umhüllung der einzelnen Leitungsdrähte und eine Bewehrung der zu einem Ganzen — der Seele — vereinigten Leitungsdrähte aus Eisen oder Stahl oder durch Eisenband zum Schutze gegen äußere Beschädigungen. Die Ader besteht entweder aus einem einzelnen Kupferdraht, wie bei den Fernsprechkabeln und einigen Arten von Telegraphenkabeln, meist aber aus einer Litze von Kupferdrähten, wie bei den meisten Starkstromkabeln und den durch Guttapercha isolierten Telegraphenkabeln. Bei den Seekabeln verwendet man in neuerer Zeit oft eine Litze mit einem stärkeren Mitteldrahte, der von Drähten besonderer Form spiralig umwunden ist.

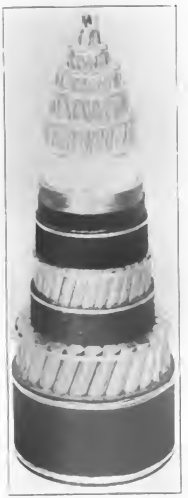


Abb. 6. Fernsprechflußkabel mit Papierisolation

Als Material für den Leiter dient ausschließlich elektrolytisch gereinigtes Kupfer. Solches Kupfer, das in Form von Barren in den Handel kommt, wird in rotglühendem Zustand zu Stangen ausgewalzt. Dies geschieht durch drei unmittelbar übereinanderliegende kalibrierte Walzen; aus der letzten Walze kommt ein Runddraht von etwa 6 Millimetern Durchmesser heraus. Der Walzdraht wird nun in den Ziehbänken, das sind Formblöcke aus hartem Stahl mit konisch zulaufenden Löchern, bis zu 2 Millimetern Stärke ausgezogen. Um feinere Drahtsorten zu ziehen, benutzt man Ziehbänke, deren Ziehlöcher mit Diamanten besetzt sind.

Das beste Isoliermittel für alle Kabel ist wegen ihrer plastischen Eigenschaften und ihrer schlechten Leitungsfähigkeit die Guttapercha. Sie ist der eingetrocknete Milchsaft von tropischen Bäumen aus der Familie der Sapotaceen, insbesondere der Isonandra gutta. Diese Bäume kommen nur auf Malakka, den benachbarten kleineren Inseln, sowie auf Borneo und Sumatra vor. Zur Gewinnung der rohen Guttapercha werden in die Bäume Einschnitte gemacht, in denen sich der Milchsaft ansammelt und gerinnt; der Milchsaft wird dann mit Wasser aufgekocht. Die rohe Guttapercha kommt gewöhnlich in Form von Broten, Blöcken, Flaschen, Rollen und viereckigen Kuchen auf den Markt. Sie enthält Sand, Holz, Rinde und andre Beimengungen, von denen sie gereinigt wird, indem man sie durch besondere Schneidemaschinen in Stücke zerreißt, diese in Waschmaschinen in heißem Wasser wäscht und hierauf durch eine Presse mit feinen Drahtsieben hindurchdrückt. Nach abermaligem Waschen kommt die Masse in eine Knetmaschine und hierauf in ein Walzwerk, in dem sie zu Platten von verschiedener Stärke, meist 3 bis 6 Millimeter, ausgewalzt wird.

Abb. 7. Starkstromkabel mit zwei konzentrischen Leitern

Leider ist der Bestand an Guttaperchabäumen, die bei der früheren rohen Gewinnungsweise der Guttapercha einfach abgehauen wurden, mehr und mehr zurückgegangen, während der Bedarf an diesem Material sich von Jahr zu Jahr steigert. Die hieraus sich ergebende sehr erhebliche Verteuerung der echten Guttapercha hat zu Versuchen geführt, sie durch andre Isoliermittel zu ersetzen.

Als Ersatz für die Guttapercha würde in erster Linie Kautschuk oder Gummi in Frage kommen. Kautschuk ist ebenfalls eingetrockneter Milchsaft einer Anzahl tropischer Pflanzen, von denen der Gummibaum Hevea brasiliensis am Amazonenstrom in der brasilianischen Provinz Para ungefähr die Hälfte der gesamten Kautschukerzeugung unter dem Namen Parakautschuk liefert. Man verwendet reinen Kautschuk jedoch nur wenig zur Kabelfabrikation, da er ebenfalls teuer, dafür aber zu wenig plastisch ist und an der Luft bei zunehmender Temperatur leicht weich und schmierig wird. Die nötige Elastizität kann man dem Kautschuk allerdings durch Vulkanisieren, d. h. durch Zusatz von 2 bis 7 Prozent Schwefel geben. Es müssen daher Adern, die mit vulkanisiertem Kautschuk oder Gummi isoliert werden sollen, verzinnt werden, da sonst der Schwefelgehalt des Gummis das Kupfer angreifen würde. Meist versieht man das zur Kabelfabrikation benutzte Gummi noch mit Zusätzen von Talkum (Speckstein), Zinkweiß, Magnesia, Schlemmkreide, Kreosin, Erdwachs, oxydiertem, d. h. stark an der Luft erhitztem Leinöl u. dgl.

Abb. 8. Starkstromkabel mit drei verseilten Leitern

Seit ca. einem Jahrzehnt verwendet man als

Abb. 9. Herstellung der mit Guttapercha und Kautschuk isolierten Kabeladern

Ersatz für Guttapercha und Gummi zur Isolierung der Kabel Pflanzenfaser in Gestalt von Jute, Hanf, Flachs, Baumwolle und Papier. Jute ist die Bastfaser mehrerer, unserm Hanf ähnlicher, ca. 3½ Meter hoher Pflanzen, die im südlichen Asien heimisch sind. Die frisch geerntete Jutepflanze wird einem Röstprozeß unterworfen, nach dessen Beendigung die Bastfaser leicht abgezogen werden kann. Gegerbte Jute wird hauptsächlich zum Schutz der Guttaperchaadern in Telegraphenkabeln benutzt. Wenn man solche Pflanzenfaserstoffe zur Isolation von Leitungsdrähten benutzt, so muß die in dem Faserstoff enthaltene Feuchtigkeit durch Trocknen in luftleeren Räumen ausgetrieben werden. Nach dem Trockenprozeß wird die Pflanzenfaser in der Regel noch mit Harz, Erdwachs, Leinöl, Terpentin oder einem andern isolierenden Tränkungsmittel behandelt. Der Hauptzweck einer solchen Tränkung ist der, die Faserstoffhülle vor Neuaufnahme der ausgetriebenen Flüssigkeit zu bewahren. Zur Verbesserung der Isolation wickelt man nicht selten zuerst einen Gummistreifen um den Leiter oder abwechselnde Lagen von Gummi und Stoff.

Als weiteren Schutz gegen Feuchtigkeit erhalten die durch Faserstoff isolierten Kabel einen dicht um das Kabel gepreßten Bleimantel. Zum Schutz gegen äußere Beschädigungen versieht man endlich noch die Kabel mit einer Armatur von Eisen- oder Stahldrähten in einer oder mehreren Lagen, oder auch mit einem Panzer von zwei spiralig, fugenbedeckend übereinander gewickelten Lagen von Bandeisen. Abb. 7 veranschaulicht den Querschnitt eines Starkstromkabels mit zwei Leitern, von denen der eine konzentrisch um den andern angeordnet ist, und Abb. 8 stellt den Querschnitt eines Starkstromkabels vor, in dem drei Leiter miteinander verseilt sind. Ein vieladriges Fernsprechflußkabel mit Papierisolation und doppelter Armierung ist in Abb. 6 wiedergegeben.

Wenden wir uns nun zur eigentlichen Kabelfabrikation. Die Fabrikationsmethoden sind in den einzelnen Kabelwerken im großen ganzen die gleichen; der nachfolgenden Beschreibung lege ich die Herstellung der Kabel in dem Kabelwerke der A.-G. Siemens & Halske bei Berlin, einer der ältesten und bedeutendsten Kabelfabriken der Welt, zugrunde. Die Abbildungen veranschaulichen Fabrikationsvorgänge aus diesem Werke.

Die Fabrikation beginnt mit der Herstellung der aus einem einzigen Kupferdrahte, meist aber aus mehreren zu einer Litze verseilten Kupferdrähten bestehenden Kabeladern. Kupfer ist ein teures Material, die Uebergabe der Drahtringe aus dem Kupferlager (Abb. 10) nach der Drahtwickelei erfolgt daher genau nach dem Gewicht. In der Drahtwickelei werden die Kupferdrähte durch einfache Wickelmaschinen auf Holzspulen aufgewickelt (Abb. 4). Auf größeren oder kleineren Verseilmaschinen (Abb. 11), die so schnell rotieren, als es ihre schweren Schwungmassen überhaupt zulassen, werden die von den Spulen ablaufenden Kupferdrähte in ähnlicher Weise zu Litzen zusammengedreht, wie man es hier und da in kleineren Drahtseilereien noch mit der Hand verrichten sieht. Telegraphenkabel mit Guttapercha-

Digitized by Google

isolation haben zumeist eine Kupferlitze aus sieben dünnen Drähten, Fernsprechkabel und Telegraphenkabel mit Faserstoffisolation begnügen sich mit einem einzelnen Kupferdrahte von 1,5 bis 2 Millimetern Stärke, und bei Starkstromkabeln kommen oft starke Kupferseile mit einem Durchmesser von 1 Zentimetern, die aus vielen einzelnen Drähten bestehen, zur Verwendung.

Abb. 10. Verwiegen des Kupferdrahtes für die Kabeladern

Die fertigen metallenen Kabeladern müssen nun mit einer Isolierschicht umgeben werden. Soll als Isoliermittel, beispielsweise für Telegraphenkabel, die teure Guttapercha oder für Starkstromkabel Gummi oder eine Gummikomposition, deren Zusammensetzung meist Fabrikgeheimnis ist, verwendet werden, so wird die Isoliermasse durch Erwärmung zuerst plastisch gemacht. Die Umhüllung des einfachen oder des Litzendrahtes mit der Isoliermasse erfolgt dann mittels einer Presse in der Weise, daß der Draht konzentrisch durch die Oeffnung eines Zylinders gezogen wird, in dem die unter starkem Drucke gehaltene weiche Guttapercha-, Kautschuk- oder sonstige Isoliermasse sich um den Draht preßt. Der Durchmesser der Oeffnung entspricht der Dicke, die der isolierte Draht haben soll. Die aufgebrachte Isolationsschicht muß um so dicker sein, je höher die elektrische Spannung der Ströme ist, die durch

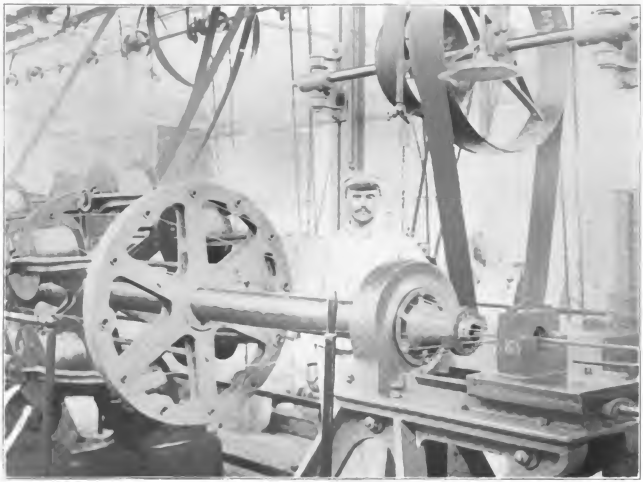


Abb. 11. Verseilen der Kupferdrähte zu Kabeladern

Digitized by Google

das Kabel hindurchgeleitet werden sollen. Da die aus den Pressen heraustretende Isolierschicht noch warm und weich ist, so muß die frisch isolierte Kabelader (Abb. 9), bevor sie aufgehaspelt wird, durch lange Tröge mit kaltem Wasser geleitet werden. Bei der Mehrzahl der Kabel wird jetzt Jute, Papier oder ein sonstiger Pflanzenfaserstoff zur Isolation verwendet. Der Isolationsstoff wird zunächst in den Spinnereien (Abb. 12) auf Spulen oder Rollen gewickelt und dann in kleinen Wickelmaschinen um den Kupferleiter herumgelegt. Die fertigen Kabeladern wickeln sich hierbei auf Haspel auf.

Die Vereinigung der durch Gummi, Guttapercha, Faserstoff u. s. w. isolierten Kabeladern zur sogenannten Kabelseele findet auf großen Verseilmaschinen (Abb. 1) vom Kerne aus nach den äußeren Lagen statt, bis die erforderliche Zahl Adern im Kabel vorhanden ist. Die fertige Kabelseele erhält dabei noch eine Baumwollumspinnung, die ihr ein festes Gefüge gibt.

Alle mit Faserstoff isolierten Kabel müssen nun noch einem besonderen Trockenprozeß unterworfen werden, durch den die die Isolation verringernde Feuchtigkeit vollständig aus dem Faserstoff ausgetrieben wird. Die Kabel werden zu diesem Zweck auf durchlöcherte eiserne Schalen gelegt und in großen schrankartigen gußeisernen Gefäßen (Abb. 5) unter Luftleere getrocknet. Bekanntlich fängt das Wasser im Vakuum schon bei ca. 30° C zu kochen und zu verdampfen an. Nach Beendigung des Trockenprozesses werden die eisernen Schalen mit den Kabeln aus den Schränken herausgenommen und sofort in große Kessel versenkt, die mit einer heißen Imprägnierflüssigkeit von Asphalt, Teer, Wachs u. s. w., deren Zusammensetzung ebenfalls Fabrikgeheimnis ist, angefüllt sind. Nach etwa zweistündiger Durchtränkung der Kabel mit Imprägnierflüssigkeit kommen die Kabel in die mit hohem Wasserdruck arbeitenden Bleipressen, in denen sie zum Schutz gegen Feuchtigkeit mit einem nahtlosen Bleimantel umpreßt werden. Das Blei tritt in Form eines das Kabel in seiner ganzen Länge umgebenden Rohres aus den Matrizen der Presse heraus.

Das fertige Kabel wird sodann in großen Trögen 24 Stunden lang unter Wasser gesetzt, wobei die Enden herausragen; hierauf wird jede einzelne Ader einer genauen elektrischen Messung unterzogen.

Nach der elektrischen Messung werden die Kabel noch mit einer in Asphalt-Teermischung getränkten Juteumspinnung versehen, auf die dann der Schutzpanzer von Eisen-, Stahldraht oder Bandeisen mittels besonderer starker Verseil- oder Panzermaschinen aufgebracht wird.

Abb. 12. Aufspulen von Jute, Papier oder sonstigem Faserstoff in der Spinnerei

Digitized by Google

Die Jungen

Novellette

von

L. Bürkner

Hans Eberwyn Mordian Freiherr von Enzenberg und Neesen!“ — Es ging wie ein elektrischer Schlag durch das ganze große Schulzimmer. Der alte Dorfschulmeister schob die Brille auf die kahle Stirn und sah den bildhübschen, schlanken blonden Jungen mit dem wirren Haarschopf und den großen stahlgrauen Augen lächelnd an:

„Hans Eberwyn Mordian Freiherr von Enzenberg und Neesen,“ wiederholte er langsam und nickte bei jedem Worte schwer mit dem Kopfe. „Ich kannte zwei, die so hießen! Dein Großvater war der eine! Und deinen Vater sah ich zum erstenmal mit ihm, als er just so groß war, wie du es jetzt bist. Er hieß Eberwyn. Und so wird man dich auch wohl rufen?“

Der Junge nickte mit heißen Backen.

„Ja, ja! Habt ihr nun alle genug geschaut? Der Name sollte euch nichts Erstaunliches sein. Steht er doch auf den alten Grabtafeln in der Kirche oft genug zu lesen. Und wenn auch heute die Burg und das Land, das den Enzenbergs früher gehörte, einen andern Herrn hat“ — die Augen des Alten glitten nach einer Bank auf der Mädchenseite, wo ein paar städtisch gekleidete Kinder saßen —, „eure Eltern kannten den alten Herrn Baron noch alle gut genug. Setz dich, Eberwyn von Enzenberg, und nehmt eure Bibeln zur Hand.“

Es wurde doch eine unruhige erste Schulstunde. Immer wieder drehten sich die flachsblonden Strubelköpfe der Jungen und die bezopften der Mädchen nach der Stelle, wo der große schlanke Junge saß, und immer wieder gab es ein Flüstern und Tuscheln, bis die Frühstückspause kam und erst die Mädchen, dann die Jungen wohlgeordnet das Schulzimmer verließen, um draußen desto lauter zu lärmen.

Heute bildeten sich Gruppen. Eberwyn von Enzenberg stand noch fremd unter ihnen, in seinem städtischen Anzug, der aber ausgewachsen und ziemlich fadenscheinig war. Die Jungen drängten sich noch scheu um ihn herum. Daß er beim Pastor wohnte, erhöhte noch ihre unbehagliche Ehrfurcht. Und die meisten hatten oft genug erzählen hören über die alte „Herrschaft“ von ihren Eltern, ehrfürchtig und von allerhand erstaunlichen Begebnissen. Nun stand einer von denen leibhaftig unter ihnen, dessen Geschlecht in der Kirche unter den Grabplatten lag, auf denen harnischbewehrte Ritter und vornehme Damen mit riesengroßen Halskrausen ausgehauen waren. Und einer der Keckſten sprach es aus, indem er auf Eberwyns großgeratene Nase deutete: „Grad' wie der neben der Orgeltreppe.“

Sie guckten ihn alle an. Er sah selbstbewußt und trotzig aus, wie er dastand im zu eng gewordenen Anzug. Er hatte große Füße und Hände, man sah, er würde noch hoch über sich auswachsen. Und prompt erwiderte er:

„Das war mein Urgroßvater, Eberwyn Mordian von Enzenberg und Neesen!“

Der Prunk dieser Namen überwältigte noch einmal die Jungen. Aber einer lachte doch. Da schob Eberwyn der Jüngſte seinen kurzen Aermel noch etwas höher:

„Wer was zu lachen hat, der soll nur kommen.“

Er stand kampfesmutig da. Aber das imponierte dem Lacher. Und bald war die Freundschaft geschlossen. Es gab ein allgemeines großes Räuberspiel, und Eberwyn rannte mit den längſten Sätzen, stieß das wildeste Kampfgebrüll aus und borte am erfolgreichſten. Und als sie alle rot und heiß wieder im Schulsaal saßen, da nickte der alte Schulmeister befriedigt vor sich hin. Der wurde ein strammer, gesunder, unverbildeter Junge, ein Enzenberg durch und durch. Vielleicht war diese letzte Verfügung seines kürzlich verstorbenen Vaters doch gar nicht so sonderbar, als sie erst geschienen hatte; nämlich daß „sein einziger Sohn von seinem dreizehnten bis zum fünfzehnten Lebensjahre in Esenberg erzogen werden und dort die Dorfschule besuchen solle“.

Mit dem Pastor, der immer einige Zöglinge hatte, hatte der Freiherr von Enzenberg schon alles geordnet und beiprochen damals, vor fast zwei Jahren, als er zum letztenmal das Dorf besucht hatte. Damals war er schon ein Leidender gewesen. Wie oft hatte der alte Lehrer ihn gefunden auf der Bank unter dem knorrigen Birnbaum, von wo er gerade den Blick hatte auf Burg Enzenberg! Frühjahr war es gewesen. Der alte Birnbaum hatte geblüht, und im trockenen Burggraben der verwilderte Flieder und die Berberitzen, und der Efeu, der an dem ungeschlachten viereckigen Hauptturm so hoch gekrochen war, daß er fast nur noch die verfallenden Zinnen frei ließ, hatte lichtgrüne junge Sprossen getrieben.

Der kranke Freiherr aber hatte so still und wehmütig auf das zerfallende Haus seiner Väter geschaut mit den tief eingesunkenen Augen, — viel-

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Strenge Kälte

Nach dem Gemälde von Hans Larwin (Wien)

Digitized by Google

leicht war ihm damals der Gedanke gekommen, daß sein Einziger hierher gehen müsse, um den Zusammenhang wiederzufinden mit dem Mutterboden, aus dem entwurzelt zu werden keinem gut tut. Dem kranken Manne hatte es sicherlich nicht gut getan, — er hatte den verschuldeten Besitz verkauft, das Gut war parelliert und die Burg um einen Spottpreis dem reichen Bauern verschleudert worden, der sie jahrelang als Steinbruch benutzt hatte, und im Burggraben hatte seine Frau Wäsche gebleicht und getrocknet.

Von dem „jungen Baron" hatte dann keiner mehr viel gewußt, — im Dorf sagte man, daß er eine reiche Frau geheiratet und ein rasches Leben geführt habe.

Nun saß er da — viele Tage lang — immer auf derselben Stelle — in der Sonne solle er sitzen, hatte ihm der Arzt verordnet. Da war wohl die Sonne, die ihn von außen wärmte, aber von innen, da kroch wohl immer wieder die Kälte aus seinem Herzen heraus und machte ihn frieren. Dann war er eines schönen Tages abgereist, ohne Abschied, und bald darauf war er wiedergekommen, ein stiller Gast für immer, in der Gruft unter der Kirche, wo all seine Vorfahren in zerfallenden Särgen schliefen. Die Frau war auch damals nicht mitgekommen, sie sei krank, hieß es.

Der Tote hatte es nicht mehr erlebt, daß die Burg ihren Besitzer gewechselt hatte, daß sie ganz ausgebaut worden war. Blinkende Fenster wurden in die dicken Mauern eingelassen, braune Ziegeldächer auf die Firste gesetzt. Jeder fehlende Stein wurde sorgfältig ersetzt, jeder zerfallende Balken. Der verwilderte Garten wurde bestellt, prächtige Möbel kamen an, und dann war eines Tages der neue Besitzer da. Ein seltsamer Burgherr! Wenn die alten Enzenberger ihn hätten sehen können, wie er Tag für Tag viele Stunden lang über seinem Schreibtisch saß, der in einer Ecke stand, von dem man stundenweit über die Waldberge blickte, sie hätten wohl den Kopf geschüttelt. Ein Bücherschreiber saß in ihrem Bau, den sie zu Schutz und Trutz in wilden Zeiten errichtet hatten, ein sinnender Mann, der die Einsamkeit gesucht hatte, weil das Leben da draußen viel zu laut war und zu rasch für das, was seine Seele bewegte.

Mehr Freude hätten sie freilich an seiner Tochter gehabt, an dem Kinde, das mit fliegendem, wirrem Haar und roten Backen durch die Gartenwege rannte, sich ein halb Dutzend Dorfkinder mitbrachte als Gespielen, die die stillen Räume nach der ersten Scheu mit dem Lärm ihrer Spiele erfüllten. Dann kam auch manchmal der Herr des Hauses einen Augenblick hinaus, strich seinem janchzenden Kinde die wirren Haarsträhne aus der Stirn und warnte vor gar zu toller Lust.

Ilse ging auch in die Dorfschule. Sie saß mit der Tochter des Lehrers und der des Bürgermeisters auf einer Bank, nach dieser Bank waren des Lehrers Blicke gegangen. Da saß die künftige Herrin in Esenberg, wie hier der Sohn des ehemaligen Herrengeschlechtes. Der alte Philosoph verlor sich in seine Grübeleien. Mit der Herrschaft der Adligen war es zu Ende gegangen, nun begann auf Burg Enzenberg eine andre Herrschaft, und der Sohn des alten Geschlechts war der Enterbte, freilich durch die Schuld seines Vorfahren.

Immer wieder wanderten seine Blicke. Der recht verbrauchte Anzug des Jungen ließ nicht auf besonders günstige Vermögensverhältnisse schließen. Als der Vater begraben wurde, hatte man gemunkelt, daß das große Vermögen der Frau wohl schon sehr zusammengeschmolzen sei durch ihre eigne Verschwendungssucht — nun, der Pastor wird es ja wissen und ihm erzählen.

Er raffte sich aus seinem Sinnen auf, — auf der ersten Bank steckten sie schon die Köpfe zusammen und kicherten. Er sah nur noch, wie Ilse Weißenbach den Kopf neugierig vorstreckte und nach Eberwyn hinüberäugte. Ein Blitzmädel, die Ilse!

Vierzehn Tage später ging der alte Schullehrer nachdenklich auf dem Burgwege. Es war warm und still, der Birnbaum über der Ruhebank blühte, und der Flieder im Burggraben. Aber auf der Burg saß jetzt der Neue — unwillkürlich zog der alte Lehrer den Fuß zurück. Er hegte fast einen Groll gegen diesen Neuen, seit der Sohn des andern Herrn da war und ihm ans Herz gewachsen in den kurzen vierzehn Tagen. Ein Prachtjunge war das. Der Erste in der Schule, wo er die andern freilich leicht überflügeln konnte mit seiner städtischen Weisheit, aber auch sonst ein Prachtjunge. Immer vorn in jedem Spiel und in jedem Streich, aber auch immer ehrlich und brav von innen heraus. Und mit Ilse Weißenbach hatte er sich merkwürdig angefreundet. Die zwei steckten den ganzen Tag zusammen, und darum wollte wohl auch der Burgherr mit ihm reden und hatte ihn eingeladen zu einem Glase Wein. Er stieß das leichte Gitterpförtchen auf, das den Burggraben jetzt einzäunte und trat ein. Im Rasen blühten Maßliebchen und dicke gelbe Butterblumen, an der Zugbrücke Klematis, und im Burghof plätscherte der Brunnen. Ganz still war's, anders wohl als zu alten Zeiten.

Und als er darauf bei Doktor Weißenbach in dem stillen Studierzimmer saß, dessen Wände ganz bestellt waren mit Bücherregalen, da mußte er wieder daran denken, daß dies Bücherzimmer wohl das Wohngemach derer von Enzenberg gewesen sein mochte, das gab ihm fast einen Stich ins Herz. Aber dann wußte ihn Doktor Weißenbach bald an der rechten Stelle zu fassen, er kam ins Reden und hielt erst inne, als er halb erschrocken bemerkte, daß er so ziemlich all diese seine Gedanken vor dem ruhigen, leise lächelnden Manne ausgekramt hatte.

Draußen im Garten hatten sich laute Kinderstimmen erhoben. Und nun stand der Burgherr auf und lugte vorsichtig durch die dünnen Vorhänge. Dann winkte er dem Lehrer lächelnd zu. Und als der andre neben ihn trat, sahen sie ein seltsames Bild. Eberwyn von Enzenberg hatte Ilse Weißenbach in eine Nische der Burgmauer gedrängt, da stand sie halb zornig, halb lachend. Ihr Haar hing wirr um ihr hübsches, glühendes Gesicht, ihre Augen funkelten. Listig erspähte sie, ob sie nicht ausbrechen könne. Aber er hatte den Fuß vorgestreckt und hielt sie gefangen. Und stolz und überlegen rief er:

„Jetzt ist die Prinzessin gefangen und muß sich ergeben."

Aber die Prinzessin stampfte mit beiden Füßen.

„In meiner Burg kann mich keiner gefangennehmen."

Digitized by Google

Aber Eberwyn rief ordentlich zornig: „Das iſt meine Burg! Die Enzenburg! Schon ſeit fünfhundert Jahren gehört ſie uns!“

„Nein, nein,“ begehrte die Prinzeſſin auf. „Meine Burg iſt es! Mein Vater hat ſie gekauft!“

„Meine Burg kann man nicht kaufen,“ rief Eberwyn wieder. „Ich ſperre deinen Vater ins Burgverließ.“

Da wurde die Prinzeſſin zornig:

„Nein, nein! Vater darf nicht ins Burgverließ eingeſperrt werden. Du biſt ein unverſchämter Prinz. Erſt ſperrſt du mich in meiner Burg ein, und dann willſt du auch meinen Vater einſperren. Ich mag dich nicht leiden.“

Der Prinz lachte:

„Das kann dir nichts nutzen. Mein war die Burg, dann hat ſie dein Vater geraubt. Und jetzt gehört ſie mir wieder, aber weil du die allerſchönſte Prinzeſſin im ganzen Lande biſt, darum will ich dich gefangenhalten und deinen Vater ins Burgverließ werfen, bis du einwilligſt, mich zu heiraten.“

Die ſchönſte Prinzeſſin ſah ihn zweifelnd an.

„Dich heiraten,“ ſagte ſie gedehnt. Der Gedanke war ihr offenbar ſehr neu. „Dich heiraten!“

„Jawohl, mich heiraten.“

Eberwyn war Feuer und Flamme. Und wie er daſtand und das Mädchen gefangen hielt, ein prächtiger Junge, ſchlank wie aus Stahl und biegſam wie eine Gerte, blond und kraftvoll, da hatten die beiden oben im Erkerfenſter wohl denſelben Gedanken. Denn der alte Schulmeiſter ſah den jüngeren Mann von der Seite an, und Doktor Weißenbach lächelte und nickte langſam und zuſtimmend.

Unten aber ſagte die ſchönſte Prinzeſſin in dieſem Augenblick vorwurfsvoll:

„Dich heiraten. Aber warum haſt du das nicht gleich geſagt?“

Eine Stunde ſpäter ging der alte Schulmeiſter heim. Es war ſchon dämmerig, die Sonne ſtand tief und ſchien gerade auf die Bank unter dem Birnbaum. Und dem alten Schulmeiſter war es, als ob da einer ſitze, wie dazumal, aber nicht mit halberloſchenen Augen auf das verfallene Haus ſeiner Väter ſchauend, ſondern mit einer zuverſichtlichen Hoffnung die neuen Dächer und hellen Fenſter betrachtend.

Und Hans Eberwyn Mordian von Enzenberg und Neeſen, der heiß vom Spiel neben ihm trabte, ſagte luſtig in dieſe Gedanken hinein:

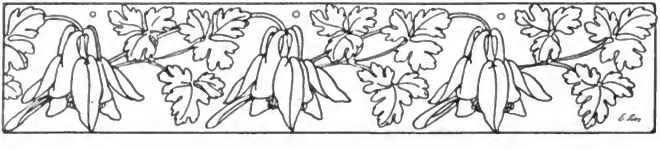
„So ein famoſes Mädel wie die Ilſe gibt's doch gar nicht mehr.“

Und da lächelte der alte Schulmeiſter und faßte den Jungen an der Schulter:

„Haſt recht, Eberwyn, haſt recht!“

Beſuch beim Klausner. Nach dem Gemälde von Walter Geffcken (München)

Digitized by Google



Der Streit um die Ebenbürtigkeit

Von

Dr. jur. Ernst Grüttefien

Der lippische Erbfolgestreit, der voraussichtlich demnächst endgültig zum Austrag gebracht werden wird, ist im wahren Sinne des Wortes ein Kampf um die Ebenbürtigkeit. Es dreht sich dabei um die juristische Frage, ob die Ehe eines Mitgliedes eines hochadligen Hauses mit einer Dame von niederem Adel oder gar von bürgerlicher Abkunft eine unebenbürtige ist.

Es ist nicht das erstemal in der Geschichte des deutschen Hochadels, daß ein derartiger Streit um die Ebenbürtigkeit tobt. Im Gegenteil, die Geschichte berichtet schon seit dem 13. Jahrhundert über zahlreiche derartige Streitfälle bis in die neueste Zeit hinein. Ströme von Tinte sind geflossen, die scharfsinnigsten Juristen haben ihre Federn in den Dienst dieser Frage gestellt, und dicke Bücher sind über Ebenbürtigkeit und Unebenbürtigkeit geschrieben worden, ohne daß es jemals gelungen wäre, eine Einigung der Meinungen über diese Frage herbeizuführen. So erleben wir auch heute wieder das erbauliche Schauspiel, daß sich unsre hervorragendsten lebenden Staatsrechtslehrer über die lippische Frage in zwei einander schroff gegenüberstehende Lager spalten. Mag auch unser bürgerliches Empfinden im Zeitalter der Dampfkraft und der Elektrizität der Streit um die Ebenbürtigkeit ammuten wie eine Lehre aus der Rumpelkammer des deutschen Rechts, mag auch unsrer so stark vom sozialen Geist erfüllten Zeit ein so antisoziales Institut direkt unsympathisch sein, der lippische Fall ist doch der lebendige Beweis dafür, welche weittragende praktische Bedeutung die Frage der Ebenbürtigkeit noch immer besitzt.

Ragt hier noch ein Stück Mittelalter in unsre moderne Neuzeit herein, eine Ruine des Rechtes, wie so viele Ruinen der Baukunst uns erhalten geblieben sind? In gewisser Beziehung ja; in ihrer heutigen Gestalt aber ist die Ebenbürtigkeitslehre wohl ein Erzeugnis der Zeit des Absolutismus, das um so eigenartiger berührt, als es ein spezifisch deutsches Produkt ist, das allen andern monarchischen Ländern, selbst England und Rußland, gänzlich unbekannt geblieben ist. Auch in Frankreich hat es niemals einen eigentlichen Ebenbürtigkeitsbegriff gegeben. Dafür ist aber in Deutschland die Lehre von der Ebenbürtigkeit mit einem Raffinement und einem Aufwand an Sophisterei und Haarspalterei ausgebildet worden, die im Lande der „Denker" wirklich überraschend sind und einigermaßen ihre Erklärung nur in einer andern berüchtigten Eigenschaft der Deutschen, nämlich ihrem Kastengeist, finden.

Der Zweck der Aufstellung des Begriffs der Ebenbürtigkeit ist nämlich die kastenmäßige Absonderung des hohen Adels als eines privilegierten Geburtsstandes von der gesamten übrigen Nation, nicht nur vom Bürgerstand, sondern auch vom niederen Adel. Der Begriff des hohen Adels hat sich in Deutschland in steigender Bedeutung mit dem Niedergang des alten Deutschen Reiches aus dem Begriff der Freien entwickelt.

In den Ursprungszeiten der Völker gab es Schranken der Ebenbürtigkeit fast überall, so in Griechenland zwischen Spartanern und Heloten, in Italien zwischen Römern und Latinern, Schranken, die allmählich beseitigt wurden. Aehnliche Schranken fanden sich bei den alten Germanen zwischen Freien und Unfreien. Die letzteren waren meist die unterworfenen Ureinwohner des Landes. Bei den Germanen hatte ursprünglich die Stammesverschiedenheit ähnliche Wirkungen wie die Standesverschiedenheit. Die Stämme sonderten sich voneinander ab. Wurde nun ein Stamm von dem andern unterjocht, so verharrten die Sieger in ihrer bisherigen isolierten Stellung. Nur von ihren Volksgenossen konnten sie gerichtet und im Prozeß überwiesen werden; nur mit ihren Volksgenossen sollten sie durch eheliche und verwandtschaftliche Bande geeinigt sein. Die Besiegten hingegen vermochten infolge der Unterwerfung ihre frühere selbständige Stellung nicht zu behaupten. Durch das Ebenbürtigkeitsprinzip wurde mithin ursprünglich der siegende Volksstamm, d. h. die Freien, in seiner bisherigen Isolierung gegenüber den Besiegten, d. h. den Unfreien, erhalten.

Innerhalb der Freien gab es aber ursprünglich in Deutschland keinen Unterschied der Ebenbürtigkeit. Es ist eine historische Tatsache, daß in dieser Zeit sogar Ehen der Könige mit freien Mägden niederen Standes vorgekommen sind; so wurde z. B. Chlotar II., der Sohn der Fredegunde, als Prinz von Geblüt anerkannt und konnte als Erbe den fränkischen Königsthron besteigen.

Noch das berühmte niedersächsische Rechtsbuch, der Sachsenspiegel (zirka 1228), stand auf dem Standpunkt, daß zwischen Freien keine Mißheirat statt-

Digitized by Google

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Die Generale Friedrichs des Großen nehmen Abschied von ihrem toten König

Nach dem Gemälde von Georg Schöbel (Berlin)

Digitized by Google

finden könne, wenn es auch bereits innerhalb der Freien Klassenunterschiede machte, nämlich als höchste Klasse freie Herren und schöffenbare, d. h. zum Amt eines Schöffen geeignete Leute. Die Fürsten und freien Herren werden wiederum zusammen unter der Bezeichnung „Edle" begriffen, so daß also die höchste Klasse der Freien eigentlich nur zwei Rangunterschiede zeigt, Edle und Schöffenbare. Als geringere Klasse der Freien nennt der Sachsenspiegel Pfleghafte und Landsassen. Selbst eine Ehe zwischen einem Fürsten und der Tochter eines Landsassen wäre im Sinne des Sachsenspiegels keine Mißheirat gewesen. Ist dagegen ein Elternteil dienstpflichtig, gleichviel ob dies eine gemeine Unfreiheit war oder eine ritterliche Ministerialität, so lag eine Mißheirat vor, und es galt der Grundsatz: „Das Kind folgt der ärgeren Hand." Dagegen findet sich im Schwabenspiegel (zirka 1250) in Süddeutschland bereits eine andre Gruppierung der Geburtsstände. Die erste Klasse der Freien bilden nur die „Semperfreien", d. h. diejenigen Fürsten und Herren, die andre Freie zu Mannen (Vasallen) haben. Die zweite Klasse bilden die Mittelfreien, d. h. diejenigen Freien, die Vasallen der ersten Klasse sind. Die dritte Stufe bilden die „Landsässen", d. h. freien Bauern. Der Schwabenspiegel erklärt aber nur diejenigen für „semperfrei", deren Vater und Mutter und abermals deren Vater und Mutter, d. h. die Großeltern beider Seiten, semperfrei waren. Hier zieht bereits das Ebenbürtigkeitsprinzip engere Schranken innerhalb der Freien. Es ist aber ein lange verbreiteter Irrtum gewesen, daß die Ebenbürtigkeitsgrundsätze unsers modernen „hohen" Adels an diese Unterschiede zwischen den „Freien" anknüpften. Heute ist es nicht mehr zweifelhaft, daß der niedere Adel aus unfreien Elementen hervorgegangen ist, während der Hochadel seinen Ursprung in den Freien hat, die mächtig genug waren, ihre Freiheit gegen alle Anfechtung zu behaupten. Es waren dies meist Fürsten oder Grafen und nur wenige Reste kleiner Ritterbürtiger, die sogenannten freien Reichsritter, deren Kampf um ihre Selbständigkeit den historischen Hintergrund von Goethes Drama „Götz von Berlichingen" bildet. Die Unebenbürtigkeit, die ursprünglich zwischen Freien und Unfreien bestand, übertrug sich dann von selbst auf das Verhältnis des hohen zum niederen Adel. Allerdings konnten die Wirkungen der Mißheirat, d. h. namentlich der Ausschluß der Kinder von Namen, Stand und Rechtsnachfolge des Vaters, durch kaiserliches Privileg beseitigt werden. Das geschah schon im 13. Jahrhundert. So hat Kaiser Rudolf von Habsburg bei der dritten Ehe des Markgrafen Heinrich des Erlauchten von Meißen mit Elisabeth von Maltitz, einer Dame aus einem ritterlichen ministerialen Geschlecht, die letztere sowie ihre Nachkommenschaft von jeder Rechtswirkung ihrer Unfreiheit dispensiert und sie so gestellt, als ob sie frei geboren wäre. Uebrigens weigerten sich trotz dieser Standeserhebung die Landstände, den aus dieser Ehe hervorgegangenen Sohn Heinrichs des Erlauchten, Friedrich, als ebenbürtigen Erben anzuerkennen, wie er denn auch nicht als solcher sukzedierte, sondern mit Dresden und Radeburg abgefunden wurde. Ebenso handelte derselbe Kaiser bei der Ehe des edeln Herrn Reinhard von Hanau mit Adelheid von Münzenberg, die nebst ihrem Sohn, Ulrich von Hanau, von dem Kaiser von allen Mängeln ihrer unfreien Herkunft befreit wurde. Und dabei waren die Münzenberg eine hochgestellte Familie, die über Land und Leute gebot und eine Stellung einnahm, die in politischer Beziehung wohl den Grafen gleichkam. Aehnlich verlieh Kaiser Ludwig der Bayer 1323 dem Grafen Heinrich von Boldenberch die Rechte der Vollfreiheit. Er war, weil seine Mutter, als Tochter des Marschalls Johannes, eine Unfreie gewesen, nicht in den Stand seines Vaters eingetreten, sondern der „ärgeren Hand" gefolgt.

So standen die Dinge noch im Anfang des 14. Jahrhunderts. Allmählich macht sich nun ein Wechsel in der Ebenbürtigkeitsfrage bemerkbar. Es beginnt nämlich der Glanz des Rittertums die unfreie Abkunft der Ministerialen (d. h. der ritterlichen Dienstmannen) derart zu überstrahlen, daß der unfreie Ritterbürtige für vornehmer galt als der freie Nichtritterbürtige, während bis dahin das Gegenteil der Fall gewesen war. Konnte danach die Freiheit und Unfreiheit keine Kluft der Ebenbürtigkeit mehr bilden, so trat eine andre dafür an die Stelle, nämlich die Herrschaft über Land und Leute und die Reichsstandschaft, d. h. das Recht der Teilnahme an den deutschen Reichstagen mit Sitz und Stimme. So bildete sich auch zwischen dem hohen Adel in diesem Sinne und den gewöhnlichen Freien ein Unebenbürtigkeitsprinzip heraus. Allerdings nur sehr allmählich und anfangs recht schüchtern. So fand noch Kaiser Ferdinand I., als er die Ehe des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich mit Philippine Welser 1561 ratifizierte, es ratsamer, auszusprechen, die Ehe sei unstatthaft gewesen, weil sie ohne sein Wissen und Wollen geschlossen sei, als den wahren Grund anzugeben, daß er diese Ehe wegen des Standesunterschiedes nicht hatte zugeben wollen.

Diese strengen Ebenbürtigkeitsgrundsätze erfuhren aber eine starke Durchbrechung durch das Eindringen von Geschlechtern des niederen Adels in die Reihen des Hochadels, das sich namentlich im 17. und 18. Jahrhundert geltend machte. Die Kaiser nahmen für sich das Recht in Anspruch, Mitglieder des niederen Adels in den hohen Adel zu erheben, denen damit auch Reichsstandschaft, d. h. das Recht, an den Reichstagen teilzunehmen, verliehen wurde. Ein berühmtes Beispiel ist die Erhebung der reichen Kaufmannsfamilie der Fugger in den Grafenstand durch Kaiser Karl V. Die Kennzeichen des hohen Adels wurden jetzt drei: Reichsunmittelbarkeit, Reichsstandschaft und Landeshoheit. Wer zum hohen Adel gehören wollte, durfte keinen andern Herrn über sich erkennen als den Kaiser (Reichsunmittelbarkeit), mußte Sitz und Stimme auf dem Reichstag haben (Reichsstandschaft), und mußte endlich selbst Landesherr sein, wenn auch auf noch so kleinem Territorium. Je mehr sich der hohe Adel als Geburtsstand abschloß, um so energischer machte er gegen das Recht des Kaisers Front. Angehörige des niederen Adels in den hohen Adel zu versetzen. Der schwache Kaiser Karl VII. mußte sich schließlich in seiner Wahlkapitulation von 1742 verpflichten, daß er nicht „bei den aus ohnstreitig notorischer Mißheirath erzeugten Kindern eines Standes des Reichs oder

Digitized by Google

aus solchem Hause entsprossenen Herrn, zu Verkleinerung des Hauses, die väterlichen Titul, Ehren und Würden beilegen, vielweniger dieselben zum Nachtheile deren wahren Erbfolgern und ohne deren besondere Einwilligung vor ebenbürtig oder successionsfähig erklären, auch wo dergleichen vorhin bereits geschehen, solches für null und nichtig ansehen und achten werde". Aber auch diese kaiserliche Wahlkapitulation schuf keine Klarheit, denn nun erhob sich sofort ein Streit darüber, was denn eine notorische Mißheirat sei; dazu kam, daß jede hochadlige Familie kraft des ihr zustehenden Rechtes der Selbstsatzung (Autonomie) durch Hausgesetz die Frage der Mißheirat und Ebenbürtigkeit selbständig regeln konnte. In diesem Chaos konnten sich die Juristen des 18. Jahrhunderts nicht mehr zurechtfinden, und da man nicht verkennen konnte, daß nicht alle Familien des hohen Adels an den strengen Ebenbürtigkeitsgrundsätzen festhielten, stellte man die Theorie auf, daß wenigstens die fürstlichen Häuser, im Gegensatz zu den gräflichen, die strengere Ebenbürtigkeit aufrecht erhalten hätten. Aber auch diese Theorie war nicht haltbar, da von 32 Familien, die zwischen 1500 und 1800 Fürstendiplome erlangt hatten, nur 20 alte Herrengeschlechter waren, während 12 aus niederem Adel entstammten oder ausländischer Herkunft waren. Die Verwirrung wurde durch die Auflösung des alten Deutschen Reiches noch größer, indem noch sechs weitere Familien in den Reichsfürstenstand eintraten, die sämtlich dem niederen Adel entstammten. Der hohe Adel bestand bei der Auflösung des Deutschen Reiches aus 30 Herrengeschlechtern mit Fürsten- und höheren Titeln, fünf Herrengeschlechtern ohne Fürstentitel, 19 Geschlechtern aus niederem oder ausländischem Adel mit Fürstentitel, 24 Geschlechtern aus niederem oder ausländischem Adel ohne Fürstentitel. Seitdem ist der Kreis der Familien des hohen Adels stabil geblieben, d. h. nicht mehr vermehrt worden. Selbst die Verleihung des Titels Herzog von Lauenburg an Bismarck hat dessen Familie nicht dem hohen Adel eingereiht.

Unter diesen Umständen kann es nicht überraschen, daß die Frage der Ebenbürtigkeit eine so überaus bestrittene ist. Es stehen sich namentlich drei Meinungen gegenüber: nach der ersten ist nur die Ehe eines Reichsstandes (d. h. Mitgliedes des hohen Adels) mit einer unfreien Person eine Mißheirat. Da es aber heute keine unfreien Personen mehr gibt, müßte es nach dieser Ansicht folgerecht auch keine Unebenbürtigkeit und Mißheirat mehr geben. Da das Gegenteil aber erwiesen ist, ist diese Ansicht von selbst hinfällig. Nach der zweiten Ansicht steht in Ermanglung anderweiter hausgesetzlicher Bestimmungen die Ebenbürtigkeit mit dem hohen Adel zwar auch dem niederen Adel, nicht aber dem Bürgerstande zu. Nach der dritten, strengsten Ansicht besteht Ebenbürtigkeit nur zwischen Angehörigen des hohen Adels. Alle diese drei Theorien gelten aber nur für das sogenannte gemeine Privatfürstenrecht, d. h. nur subsidiär, wenn nicht durch das Hausgesetz oder die Observanz der betreffenden hochadligen Familie etwas andres bestimmt ist. Für das lippische Haus läßt sich nun eine Hausobservanz aus einer Reihe einzelner Präzedenzfälle entwickeln, wonach Ehen mit Personen vom Bürgerstand oder gewöhnlichen niederen Adel als unebenbürtig, Ehen mit höheren Stufen des niederen Adels, d. h. vom Freiherrn aufwärts, aber als ebenbürtig gelten.

Der Protest der Schaumburger Linie gegen die Thronfolge des Grafen Leopold zur Lippe-Biesterfeld richtet sich nun gegen die Ebenbürtigkeit der Ehe der Eltern des Grafen Leopold, des verstorbenen Grafen Ernst und der Gräfin Karoline Wartensleben, und zwar mit der Begründung, daß die Gräfin Wartensleben nicht ebenbürtig sei, da ihre Mutter, eine geborene Halbach, bürgerlicher Herkunft war. Die Biesterfelder dagegen behaupten, daß diese Ehe ebenbürtig sei. Auffallend ist es nur, daß dieser Familienstreit um die Ebenbürtigkeit noch zu Anfang des 20. Jahrhunderts eine solche Anziehungskraft auf das deutsche Volk besitzt, daß wirklich eine Zeitlang dieser lippische Erbfolgestreit alle andern Interessen in den Hintergrund drängen konnte und ganz Deutschland in zwei Lager: „Die Schaumburg, die Biesterfeld!" gespalten war. Dieselbe deutsche Nation, die einst mit Herz und Seele auf der Seite des Fürsten Leopold von Dessau stand, als er die Apothekerstochter Anne-Liese heiratete, zerbricht sich heute den Kopf über die Ebenbürtigkeitsstützeleien eines Duodezfürstentums? Ist unser Jahrhundert wirklich fortgeschritten?

Die Generale Friedrichs des Großen nehmen Abschied von ihrem toten König

(Zu dem Bilde von Georg Schöbel zwischen S. 160 u. 161)

Unter den Historienbildern, die auf der letzten Großen Berliner Kunstausstellung vertreten waren, erregte Georg Schöbels ergreifendes Gemälde „Die Generale Friedrichs des Großen nehmen Abschied von ihrem toten König", das wir unsern Lesern abbildlich vorführen, durch Vorwurf wie durch Komposition und Ausführung allgemeine Aufmerksamkeit. In der Morgenfrühe des 17. August 1786 — um 2 Uhr 20 Minuten — war der große König in seinem Lieblingsschloß Sanssouci nach hartem Todeskampfe verschieden. „Gegen 11 Uhr," schrieb der damalige Kronprinz, spätere König Friedrich Wilhelm III., in sein Tagebuch, „versammelten sich die Offiziere der Garnison, um die Parole anzuhören. Unterdessen hatte man den verstorbenen König angekleidet und wiederum auf seine Feldbettstelle gelegt. Nun machte man die Fenster und Türen wieder auf, und die Offiziere wurden hereingelassen." Schöbels Bild vergegenwärtigt den feierlichen Augenblick, in dem die Generale des verstorbenen königlichen Feldherrn in dem Musikzimmer von Sanssouci von ihrem obersten Kriegsherrn und dem Anführer in so manchem Schlacht den letzten Abschied nehmen.

Digitized by Google

Aphorismen

Von

Peter Sirius

Wir lächeln gern, wenn wir lügen, und lachen oft, wenn man uns die Wahrheit sagt.

*

Man spricht immer von Berufswahl: aber einen Beruf wählen kann im Grunde nur der, der keinen hat.

*

Mancher neue Hut sitzt auf einem abgetragenen Kopf.

*

Unglück spannte die Sehne manches Bogens, die im Glücke erschlafft war.

*

Es kommt nicht jeder in die Welt, der auf die Welt kommt.

*

An vielen „Notlügen" ist das Verlogenste die „Not".

*

Wer sich auf die Hochzeitsreise einen Bädeker kauft, der sollte nicht reisen oder — nicht heiraten.

*

Die größte Freude an einem Skandal haben immer die, die noch nicht dran sind.

*

Es gibt Redensarten, die man Redensunarten nennen sollte.

Digitized by Google

Auf falscher Fährte

Humoreske

von

Teo von Torn

Baroneß Hella Rüterbusch war bei der Morgentoilette. Während das sonst bei jungen Damen eine mit Sorgfalt, oft sogar mit zeitraubender Umständlichkeit bewirkte Einleitung der Tagestätigkeit ist, behandelte das die kleine Baroneß derart oberflächlich, daß Miß Boye wohl oder übel sich hatte entschließen müssen, dem Lever ihres Schützlings beizuwohnen.

Schließlich fällt es doch immer auf die Gouvernante bezw. Gesellschafterin zurück, wenn ein junges Mädchen von reichlich siebzehn Jahren — Nichte und Mündel eines der angesehensten Grandseigneurs der Provinz — notwendige Kleidungsstücke verkehrt anzieht, von den zehn Haken einer Taille durchschnittlich nur drei Prozent wirklich schließt, oder alle Augenblick ein Strumpfband verliert.

Dabei war Hella Rüterbusch nicht eigentlich unordentlich. In ihren beiden Stübchen, in welche die Herbstsonne neckisch durch die Vorhänge blinzelte, herrschten musterhafte Ordnung und Sauberkeit. Daß sie sich selbst ein wenig vernachlässigte, geschah auf Grund einer ganz eigenartigen herben Reflexion. Ist jemand schön, so hat er nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, diese Schönheit zu pflegen und ins rechte Licht zu setzen; ist jemand aber häßlich — so häßlich wie Hella Rüterbusch zu Schloß Bolanken — dann ist es vollkommen Wurscht, was und wie er sich anzieht.

Diese Rechnung stimmt natürlich nicht. Sie ist ebenso falsch wie ihre Voraussetzung. Die kleine Baroneß war allerdings keine blendende Schönheit. Sie hatte etwas jungenhaft Eckiges in der Figur. Das Gesicht war unregelmäßig, der Mund — mit der vorgeschobenen Oberlippe, die die weißen Schneidezähne nur zum Teil bedeckte — nicht allzu klein. Das nervöse, flügelzuckende Näschen, an dessen Wurzel die dunklen starken Brauen sich fast berührten, saß keck und eigensinnig im Gesicht. Demnoch hatte letzteres einen seinen pikanten Reiz, namentlich in seiner massigen Umrahmung von braunem Haar und in den wirklich schönen Augen, deren Blick alle Welt zu ironisieren schien.

Hella Rüterbusch gähnte, wobei sie mit beiden Handrücken zwar nicht den Mund, aber die Augen bedeckte und diese geschäftig rieb. Dann ließ sie die Arme sinken und seufzte auf wie jemand, der es unsinnig schwer hat auf der Welt und nicht weiß, wo er zuerst anfangen soll.

„Wissen Sie, Miß Boye — jener Mann hat recht; jener, der sich neulich aufgehängt hat, weil es ihm zu fad gewesen ist, sich ewig an- und auszuziehen."

„O —"

„Tatsächlich. Es ist was Gräßliches. Jeden Morgen und jeden Abend, den der liebe Gott werden läßt! Die Eskimos haben es besser. Vier Monate Nacht oder noch länger. Da lohnt es sich doch. Eventuell möchte ich auch in Zentralafrika leben, wo die Leute mit der Toilette gar keine Umstände haben. Eine Garnitur Palmblätter und ein Schlips. Fertig. Fein — was?"

„Oooh —"

„Das klang entrüstet und ungeduldig zugleich. Aber die Baroneß achtete nicht im geringsten darauf. Sie sprach überhaupt wie zu sich selbst. Während sie sprach und dabei auf der breiten Marmorplatte des Waschtisches hantierte, schaute sie unverwandt in den Spiegel — und es war wie ein Resultat dieser Betrachtung, als sie unvermittelt sagte:

„Wissen Sie, Miß Boye, was ich möchte —? Tot sein möcht' ich! Dann hat man seine Ruh und — überhaupt."

„Oooh —"

Bei dieser dritten, auf den einen Vokal gestimmten Interjektion muß zur Erklärung eingeschaltet werden, daß Miß Ingeborg Boye — eine überlebensgroße Schwedin, glatt wie ein Exerzierplatz — im Verkehr mit ihrem Schützling meist nur unter verschiedentlicher Anwendung und Betonung des Buchstabens o sich äußerte. Einmal genügte das zum Ausdruck der Entrüstung oder des Befremdens vollkommen. Des weiteren war die Miß nur der schwedischen und englischen Sprache mächtig. Von der ersteren kannte Hella Rüterbusch nicht viel mehr als „utan svafel och fosfor" und gegen letztere hatte sie eine entschiedene Abneigung. Sie behauptete zwar, daß das seit dem englisch-südafrikanischen Kriege sei — aber wer die kleine Baroneß kannte, der wußte, daß sie vorher auch schon keine Vokabeln gelernt hatte. Da Miß Boye nur höchst selten dazu gereizt werden konnte, sich mit ihrem Deutsch zu blamieren, so gestaltete sich die Verständigung zwischen den beiden etwas einseitig. — Nach einer Pause, während welcher die Baroneß wiederum nachdenklich und aufmerksam in den Spiegel geschaut, fuhr sie fort:

„Und wenn ich schon nicht tot sein kann, dann möchte ich wenigstens etwas dicker sein. Der Mensch ist doch sozusagen kein Kleiderhaken. Ich möchte bloß wissen, ob die Magerkeit vom vielen Reiten kommt oder davon, daß ich sie immer um mich sehe — — nein, bitt' schön, Miß Boye, bleiben Sie noch ein bißchen hier. Zur Schnitzeljagd müssen

Digitized by Google

Sie mich anziehen helfen. In den roten Frack komme ich nicht allein. Außerdem weiß ich nicht, was Sie wollen. Meine Annahme hat ihre wissenschaftliche Berechtigung. Ich hab' kürzlich darüber gelesen. Man paßt sich in manchen Aeußerlichkeiten seiner Umgebung an. Von Onkel Woldemar habe ich die Nase angenommen, von Tante Passow, die sich immer selbst was ins Ohr sagt, den Mund, und —"

„Und von Mister Edwin das Ungeßogenheit!" Hella schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Erstens heißt es die Ungeßogenheit', Miß Boye; und dann ist das auch nicht richtig. Vetter Edwin ist zu jung, als daß ich etwas von ihm annehmen könnte."

„Ooooo —!"

Darin lag so viel Hohn und lauernde Herausforderung, daß die Baroneß das feuchte Gesicht aus dem Waschbecken hob, die überfallenden Haarmassen mit dem Arm aus der Stirn strich und sich umschaute.

„Na was denn ‚o'! Ein kleiner Fähnrich, der nur alle Vierteljahr mal auf ein paar Tage zu Besuch kommt —"

„Ye—es! Und die viele love-letters, wo Sie von das kleine Fänritsch in Ihre Streitbisch haben —!?"

Miß Boye hatte sich bei diesem scharfen Ausfalle erhoben, um die Nähe der Tür zu gewinnen. Und es hatte einen Moment auch den Anschein, als wenn diese Vorsicht durchaus angebracht gewesen wäre. Die Baroneß stand zunächst wie verdonnert. Dann überflog eine heiße Röte ihr Gesicht. Impulsiv griff sie nach dem großen Schwamm — um ihn gleich darauf ins Wasser zurückplumpsen zu lassen. Unter einem verächtlichen Achselzucken wandte sie sich ab.

„Ich will nicht fragen, Miß Boye, wie Sie in meinen Schreibtisch kommen. Wer das Schnüffeln aus Beruf und Neigung betreibt, findet seinen Weg auch durch Schlösser und Bretter. Na — schließlich ist's egal. Mach' mir nichts draus. Da Sie aber die Entdeckung wohl nicht bloß zu Ihrem eignen Spaßvergnügen gemacht haben, sondern auch, um Onkel Woldemar oder Tante Passow damit zu erfreuen, so erkläre ich Ihnen, daß ich die Briefe zwar erhalten, aber nicht einen einzigen davon beantwortet habe —"

„Oooo —"

„Nicht einen davon beantwortet! Utan svafel och fosfor noch einmal — wenn ich was sage, dann ist's so! Ich erlaube Ihnen nicht, in meine Worte Zweifel zu setzen!"

„Dann wicklet man nicht so rote Bändsen rum," warf Miß Boye mit süffisantem Lächeln ein.

„Rote Bändsen!" rief die Baroneß, indem sie in hellem Zorn das breite Lispeln nachäffte. „Was ist denn mit roten Bändsen bewiesen, he!? Nichts, gar nichts ist damit bewiesen! — Oder doch —" fügte sie mit zuckendem Munde hinzu, indem sie die Miß aus feuchtfunkelnden Augen anblitzte, „etwas vielleicht doch! So dumm und albern das ist, was Vetter Edwin sich da zusammengeschrieben und zusammengedichtet hat — Gott, was für ein Stiefel von Gedichten! — verdienen die Briefe sehr wohl ihr rotes Bändchen. Dieses beweist einzig und allein, daß es mir nicht gleichgültig ist, wenn wenigstens ein Mensch auf Gottes weiter Welt mich lieb hat oder es wenigstens vorgiebt — und wenn's so ein Schafskopf ist wie Vetter Edwin! Können Sie sich denn gar nicht denken, daß mir das wohltut? Wer hat mich denn sonst lieb! Sie etwa —? Oder Tante Passow, die immer was an mir herumzumäkeln hat? Oder Onkel Woldemar — weil er mich im zärtlichsten Falle Fratz nennt? Oder gar dieser — dieser" — sie schluckte ein paarmal heftig, als wenn es sie im Halse würgte — „dieser Onkel Rolf, für den ich immer noch das Baby bin, das er täglich, stündlich mit seiner baumlangen Ueberlegenheit töten darf!? Der geht nun fort — morgen — und das ist ein Glück! Sonst wäre ich gegangen." — Die Stimme stockte wie in einem Aufschluchzen; gleich darauf aber sammelte sie sich wieder zu der ihr eignen temperamentvollen Energie. — „Das sind sie alle, die eigentlich die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit haben, mir gut zu sein. Kein Mensch tut's — und ich weiß weshalb! Weil ich häßlich bin und zu eckig, um bei Hofe mit mir Staat zu machen! Wenn der Vetter mich trotzdem anhimmelt, so ist das lieb von ihm, sehr lieb — was mich allerdings nicht abhalten wird, ihn heute, falls er zur Schnitzeljagd kommt, den Marsch zu blasen."

Miß Boye war von dieser längeren Auseinandersetzung um so peinlicher berührt, als sie knapp die Hälfte davon verstanden hatte. Nur den Schlußpassus hatte sie kapiert, weil er eine jener drastischen Wendungen enthielt, deren Sinn sie sich bei dem häufigen Gebrauch seitens ihres Schützlings nach und nach zurechtgelegt hatte. Aeußerste eine deutsche girl den Wunsch oder die Neigung, auf die Akazien zu klettern, so bedeutete das ungefähr to lose one's patience; wünschte sie sich einen gebratenen Storch, so erschien ihr irgend etwas surprising; sollte dieser Storch auch noch recht kunsperige Beine haben, dann very surprising; und den Marsch blasen, hieß soviel wie to scold. Die deutsche Sprache ist eben nicht nur eine schwere, sie ist auch eine umständliche Sprache.

„Das ist nicht nötik," bemerkte Miß Boye in Anknüpfung an den letzten Passus, „das Fänritsch ist angekommen und ist ihm der Marsch schon geblasket geworden wegen der love-letters —"

„Natürlich! Ich konnte mir wohl denken, daß Sie keine Minute zögern würden, die greuliche Entdeckung an den Mann zu bringen. Das wäre Ihnen auf die edlen Teile geschlagen und Sie hätten möglicherweise daran ersticken können. Jedenfalls mache ich mir gar nichts daraus. Onkel Woldemar ist viel zu vernünftig, um so was aufzumutzen!"

Ganz so gleichgültig, wie sie es hinstellte, schien der Baroneß die Sache doch nicht zu sein. Das ergab sich aus der zornig abgehackten Art, in der sie sprach, und aus ihren heftigen Bewegungen. Sie bürstete und kämmte sich mit einer Energie, als wenn sie nicht das eigne prächtige Haar, sondern die dürftigen Selleriesöpfchen der Miß unter dem Striegel hätte. Plötzlich ließ sie den Kamm sinken und fuhr herum.

„Oh no —" hatte Miß Boye mit Nachdruck sich vernehmen lassen, „Mister Onkel Woldemar — oh no! Der sein fu indulgent for solche impro-

Digitized by Google

priety. Das einzige Menß, wo Sie Respekt haben, sein Mister Rolf —"

„Allmächtiger Gott —" hauchte die Kleine entgeistert in sich hinein. Dann wie ein Aufschrei: „Und Sie — haben dem — diesem Menschen —!"

„Erzählt von die love-letters," nickte Miß Boye triumphierend. „Dooooo — all right — werde ich auch erzählen, daß Sie mir mit der Kamm sweißen — und —"

Den Rest verschlang die Tür, die die Enteilende mit großer Beschleunigung zwischen sich und ihren Zögling gesetzt hatte.

Wenn junge Mädchen nicht wissen, was sie in fassungsloser Zornstimmung anstellen sollen, dann weinen sie. Auch hierin unterschied sich Hella Rüterbusch von der Mehrzahl ihrer Mitschwestern. Sie brach zunächst von einem zierlichen elfenbeinernen Handspiegel den Griff ab. Während sie darauf die Haltbarkeit einer Stuhllehne auf eine harte Probe stellte, durchzuckte sie der Verdacht, daß man ihr die Briefe — ihr Eigentum, an dem niemand sonst ein Recht hatte! — vielleicht überhaupt genommen. Sie stürzte an den Schreibtisch — die Schublade flog auf —: Gott sei Dank, nein! Da lagen sie — diese albernen Dinger — mit ihren roten Bändsen! Erst nachdem sie das corpus delicti mit bedeutender Rasanz in einen Winkel geschleudert, machte Hella Rüterbusch es genau so wie andre junge Mädchen, wenn sie nicht wissen, was sie in fassungsloser Zornstimmung anstellen sollen . . .

*

Ungefähr zur selben Stunde wurde die Angelegenheit der love-letters auch im Familienrate behandelt. Baron Woldemar von Rüterbusch-Hansen und sein jüngerer Bruder Rolf — ein breitschultriger Hüne mit dem ernsten blonden Jörn Uhl-Typus — waren bereits im roten Dreß. Der Angeklagte, Fahnenjunker Edwin von Passow, trug den Dragonerwaffenrock mit aufgehakten Schößen. Er kaute verlegen an einer Zigarette, und sein sonst so durchtriebenes Jungensgesicht hatte den Ausdruck melancholischen Mißbehagens — nach und nach auch einiger Ungeduld.

„Aber Edwin —" beschwor ihn Frau von Passow nun schon zum dritten Male in dem zärtlichsten Tremolo eines besorgten Mutterherzens, „du mußt dir doch etwas dabei gedacht haben! Ich bitte dich! So rede doch —"

Der Junker schaute noch angelegentlicher als bisher nach dem Hofe hinab, wo die aufgezäumten Pferde bereits herumgeführt wurden.

„Was ist denn da noch zu reden!" stieß er endlich hervor. „Onkel Rolf hat ja die Sache bereits erörtert — und in einer Form, wie ich sie mir als angehender Offizier wohl von keinem andern gefallen lassen dürfte!"

„Es ist dein Glück, mein Junge, daß du deine Mannesseele bezwungen hast!" grollte der Zitierte. „Im übrigen bist du in Formfragen nicht kompetent. Wenn du so weit wärst, dann müßtest du wissen, daß es in hohem Grade ungehörig ist, sich mit seiner Mutter und älteren Angehörigen über die Schulter hinweg zu unterhalten. Also mal dalli Front 'n bißchen! Sonst kehre ich deinen gewesenen Rittmeister heraus und hol' dich herum!"

„Aber Rolf —!" rief Frau von Passow ängstlich und verletzt in ihrem Sohne. Letzterer hatte die gewünschte Frontbewegung, wenn auch zögernd, ausgeführt. Mit seinem früheren Rittmeister war eben nicht zu spaßen. Das wußte er ganz genau.

Frau von Passow hatte sich erhoben und beschwichtigend die Hand ihres Einzigen ergriffen.

„Sage mir nur eins, Edwin: Liebst du denn Hella?"

„Weshalb soll ich se denn nich lieben!"

Rolf Rüterbusch lachte hart auf.

„Na gewiß doch! Für den königlichen Dienst hat er nie eine besondere Leidenschaft gehabt — Pralinés mag er auch keine mehr — also weshalb soll er se nich lieben!"

„Bester Rolf, ich — die Mutter spricht jetzt mit ihrem Sohne," bemerkte Frau von Passow steif und hoheitsvoll. Und wie zur Bekräftigung dessen wandte sie sich sofort wieder an ihren maßlos gereizten Filius. „Du weißt, daß ich keinen andern Gedanken habe als dein Glück, mein lieber Sohn. Und deshalb frage ich dich: hast du dir das auch überlegt? Sieh mal — seit unser lieber Papa dahingegangen, sind wir auf die opfervolle Güte Onkel Woldemars angewiesen —"

Der Majoratsherr, der bisher hinter seiner Morgenzeitung geschwiegen hatte — geschwiegen mit der behaglichen Ruhe eines Mannes, der sehr viel fremden Streit aushalten kann —, dankte für die ehrenvolle Erwähnung mit einer Verbeugung. Dann kniffte er die Zeitung um und vertiefte sich weiter in deren Inhalt.

„Genau dasselbe ist bei Hella der Fall," fuhr Frau von Passow eindringlich fort. „Sie besitzt nicht einen Pfennig eignes Vermögen, und außerdem —"

„Also schön!" rief der in seiner Feuerseele gekränkte Fähnrich, indem er sich von der Mutter loszappelte und die langen Arme wild emporwarf. „Dann lieb' ich se meinetwegen nicht! Herrgott, wie kann man so'n Sums aufstellen wegen ein paar lumpiger Schreibebriefe! Gedichte hat doch mal jeder gemacht, nicht wahr! Na, und wenn man schon welche macht, will man sie doch auch irgendwo unterbringen! Ist denn da was bei!? Wenn ich nicht mal meiner leibhaftigen Cousine ein paar Verse schicken kann — wem soll ich denn welche schicken! Hella hat mir bei meinem letzten Urlaub gesagt, daß es hier zum Auswachsen sei, daß Onkel Rolf immer gröber werde — jawohl, das hat sie gesagt! — und daß sie sich kreuzunglücklich fühle. Da habe ich mir gedacht, es würde sie aufheitern, wenn ich mal 'n bißchen nett schriebe — und so! Jetzt wird da eine Kiste von gemacht, als wenn ich Kupferdraht gestohlen oder meinen Oberst erwürgt hätte! Das paßt mir nicht! Ich huste auf eure ganze Schnitzeljagd und reise ab! Mor'n!" — Raus war er.

„Woldemar —!" flehte Frau von Passow, indem sie die kummervoll gerungenen Hände dem Bruder über das Zeitungsblatt streckte. „Hast du kein Wort für ihn —"

„Hab' ich, Tinchen, hab' ich!" nickte der Schloßherr freundlich. „Lauf ihm mal nach und — zwei Worte nenne ihm inhaltsschwer: ‚Zweihundert' und ‚Em' — aber deutlich, Tinchen, sonst versteht der Bengel wieder Dahler. Außerdem soll er ablasen

Digitized by Google

lassen, sobald die Klingenhofer und die von Baasdorf in Sicht sind."

Frau von Passow drückte ihr Fonlard an Mund, Nase und Augen und schwirrte hinter ihrem Sohne her.

Nachdem die Tür sich geschlossen, faltete Woldemar von Rüterbusch sein Blatt zusammen und angelte sich aus einem Blechkistchen eine Zigarette.

„Mein lieber Rolf —," sagte er, indem er das duftende Kraut umständlich in Brand setzte und das Streichholz ausschlenkerte, „Kinder und Narren reden die Wahrheit — und der Jung hat uns die nach zwei Richtungen hin gegeigt. Erstens ist von der Chose viel zu viel hergemacht. Auf seiner Seite eine Kinderei, auf ihrer Seite so ungefährlich wie nur möglich. Oder glaubst du wirklich, daß der Fratz in Edwin Passowschen Verschen sein Herz entdeckt? Ich wundere mich bloß, daß sie mir von dem Gemalme noch nichts vorgelesen hat —"

„Ein Grund mehr, meine ich, die Sache doch nicht so leicht zu nehmen," warf der andre ein, indem er, ohne aufzusehen, seine Zimmerpromenade fortsetzte. „Das eigenartige Wesen des Mädels und deine Verantwortlichkeit erheischen besondere Vorsicht!"

„Und Rücksicht vor allem, mein Lieber, — Rücksicht! Da wir gerade davon sprechen, möchte ich dir meine Ansicht nicht vorenthalten, daß du die kleine Deern doch recht lieblos behandelst. Edwin hat dir das ja ebenfalls mit exfernlicher Courage aufs Butterbrot geschmiert. Und in der Tat — wenn auch das Mädel dem ganzen Wesen nach einen handlichen Jungen abgegeben hätte, so ist es doch immer ein Mädel und kein kaschubischer Rekrut, der nur mit Buff und Knurr zu meistern ist. Dabei will ich mich selbst keineswegs rein waschen. Ich bin eine ganz unpädagogische Natur, die speziell von Mädchenerziehung so viel versteht wie der Esel vom Harfe spielen. Es ist überhaupt ein Elend, mein Lieber! Zwei verbissene Junggesellen wie wir — dann die Tine, bei der jeder Gedanke Edwin heißt, — und schließlich diese Spinatwachtel von Miß, die immer ein Gesicht macht, als wenn sie sich selber nicht gut wäre! Da lebt nun so'n armes Wurm mitten mang. Das ist seine Welt! Kannst du's ihr verdenken, wenn sie widerborstig wird in dem Milieu? Ich nicht."

„Na, ich gehe ja morgen. Vielleicht wird es dann besser."

Woldemar Rüterbusch hob die Schultern und ließ sie dann mit einem leichten Seufzer sinken.

„Kann sein, kann auch nicht sein. Du bist der einzige, dem sie wenigstens zur Not mal pariert — früher wenigstens; in den letzten Monaten auch nicht mehr. Da ist der Fratz überhaupt vollständig aus der Tüte! Das rührt seit deinem Geburtstag her — ich glaube mich genau zu erinnern. Die dicke Komteß Kerwart hatte dir in der Seltlaune einen Kuß aufgeschmatzt. Ihr Bruder verlangte dafür als Familienentschädigung einen solchen von Hella. Es war so übermütig fidel; wir redeten ihr alle zu, und du kommandiertest. Aber ich denk', sie mordet den Menschen! Schlägt ihm die Handschuhe in die Augen und verläßt das Lokal."

„War auch nicht richtig damals —"

„Unsinn! Im engen Kreise. Sind doch schließlich mehr oder minder verwandt mit all den Leuten. Tine meinte, das wäre wegen des Nemerower Selbitz gewesen, den Hella zum Tischherrn hatte und mit dem sie sich ganz manierlich unterhalten. Ich glaube aber grade deshalb nicht, daß sie sich besonders für ihn interessiert. Eher für Fritz Haukau, der nenlich den famosen Hürdensprung machte und ihr den ‚Waldvogel' zugeritten hat. Sie hat ihm rein den Arm aus dem Gelenk geschüttelt. Dann fällt mir eben ein — der Zweitälteste von den Reichenhofens wäre auch ein Mann! Oder der Assessor von Schädler. Von dem sagte sie noch gestern, er wäre zwar ein bißchen ‚ehtepethete', aber sonst ein netter Knopp'. Das will doch schon was sagen! — Ja, du läufst herum, schüttelst den Kopf und machst ein grimmiges Gesicht! Damit ist es doch nicht getan, mein Gutster! Du schiebst morgen ab und ich kann mit der Spinatwachtel weitererziehen. Das geht nicht. Der Fratz muß heiraten! Und zwar werde ich mir daraufhin schon heute das Feld ein wenig ansehen. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich da nicht auf eine Fährte komme."

*

Hella Rüterbusch hatte es mit indianerhafter Geschicklichkeit einzurichten gewußt, daß sie ziemlich unbemerkt zu Pferde kam. Sie hatte das aus drei Gründen angestrebt: Einmal ihrer verheulten Augen wegen, die sie gräßlich genierten; dann wegen der Briefe, die ja oben nicht mehr sicher waren und ihr in der Tasche brannten, und vor allem des — jenes Menschen wegen, der imstande war, ihr vor Gott weiß wem die Leviten zu lesen.

Der Master war abgeritten, die Meute entlassen. Den Moment, wo das Feld sich über die Chaussee und die Wiesen hinweg ausbreitete, hatte sie abgepaßt. Dann war sie seitlich abgebogen, um an der Meierei vorbei den Waldweg zu gewinnen. Hier fühlte sie sich geborgen.

Sie atmete tief auf und strich die Haare von den Schläfen fester unter das Sammetmützchen. Dann setzte sie sich bequem und dachte nach, was unter den obwaltenden Umständen für sie nun eigentlich zu tun sei.

Die Gedanken gingen ihr kraus genug durch das Köpfchen. Zwischen allerhand Schabernacks, die sie der Miß noch spielen konnte und spielen mußte — wenn es überhaupt eine Gerechtigkeit auf der Welt gab —, kam sie auf den ihr nenerdings besonders gelüstigen Gedanken, tot zu sein, mausetot, mit weißen Blüten im Haar und auf der Brust. Wenn sie dann — natürlich nur ganz wenig und vorsichtig — aus dem rechten Winkel des linken Auges hervorzwinkerte, würde sie sehen, wie die andern sich härmten. Und das wäre ihnen recht! Weshalb waren sie so. Onkel Woldemar würde sie wahrscheinlich leise ins Ohrläppchen ziepen, wie er das immer tat, und ein paarmal ganz traurig ‚Fratz' sagen; Edwin würde sein dämlichstes Gesicht und nachher ein Gedicht machen, wobei ihm Tante Passow egal weg trostreich über den Krisel streichen würde. Na und der andre — der würde zunächst mal spionieren, ob irgendwo ein Haken nicht geschlossen ist, und dann losbölken. Dann würde sie sich aber ganz gewiß auf die andre Seite umkehren und mit tiefer Grabesstimme sagen: Du kannst mir jetzt den Buckel 'nanfsteigen! Ich bin tot — und für dich noch töter!

Digitized by Google

Hella Rüterbusch lachte laut auf. Aber es war ein eignes Lachen, das so klang, als wenn Tränen dazu gehörten. Und es waren auch wirklich welche da. Nur zwei allerdings. Dafür aber ganz große funkelnde Tropfen. Der eine perlte auf den roten Frack, den andern ließ sie nicht soweit kommen — sie holte ihn ärgerlich mit dem Handschuh von der Wimper.

Plötzlich schrak sie derart zusammen, daß der ‚Waldvogel' sich auf die Hinterhand stellte. Sie hatte es ganz deutlich gehört:

„Hella — !!"

Ein Blick nach rückwärts — in derselben Sekunde erhielt der Gaul die Peitsche, daß er zunächst wie unsinnig hinten und vorn auskeilte, um dann mit gespannten Nüstern wie ein Pfeil davonzuschießen.

Er —! Was wollte er! Sie zur Rede stellen — was sonst! Natürlich — er konnte die Zeit nicht erwarten, bis er sie wieder gescholten und gedemütigt! Und die Briefe! Allmächtiger Gott — wenn er wußte, daß sie sie bei sich trug — er würde sie verlangen! Ja, er war imstande, sie ihr mit Gewalt zu nehmen! — Das nicht! Nur das nicht!

Mit Sporn und Druck brachte sie das Pferd in eine Pace, die fürs erste nicht zu überholen war. Dann nahm sie die Peitsche zwischen die Zähne, die Zügel in die Linke, und mit der Rechten suchte sie das Paket aus der Tasche zu holen. Das war schwer — aber es gelang. Endlich!

Fortwerfen? Nein. Er würde es aufnehmen. Sicher! Also Stück für Stück. Sie kleumte das Bündel unter den Arm und riß kleine Fetzen davon ab, soviel sie fassen und in dieser schwierigen Haltung mit einem Male loskriegen konnte. Das schaffte zunächst wenig. Allmählich aber bekam sie Uebung. Die Schnitzel stoben wie Flocken hinter ihr her und rieselten auf den Weg.

Sie sah sich nicht um, aber sie hörte, daß er ihr folgte — daß er näher kam.

Muskeln und Nerven spannten sich zu äußerster Anstrengung. Der parkartige Wald, nach dem die Rüterbusch ihren Namen führten, lag bereits hinter ihr. Als sie das freie Feld gewonnen, hatte sie eine Schwenkung gemacht — über Wiesen und Brache nach der Nemerower Chaussee hin. Jetzt über die Chaussee hinweg, daß Kies und Funken stoben — und hinter ihr rieselten weiße Fetzen auf den Weg.

Der ‚Waldvogel' hielt sich fabelhaft. Aber sie selbst ließ allmählich nach — das fühlte sie mit heißaufquellender Erbitterung. Die Hilfen waren matt und wurden immer schwächer. Sie ritt gegen den Wind, und dieser schnitt ihr in die Augen. Dazu ein atembeklemmendes Stechen in der Brust. In ihren Ohren klang und summte es wie die anschwellenden und verhauchenden Akkorde einer Aeolsharfe. Lange konnte sie es nicht mehr machen — namentlich bei dieser fieberhaften Vernichtungsarbeit, die sie gleichzeitig zu besorgen hatte.

Glücklicherweise war sie damit zu Ende — eben! Mit einem hellen Schrei warf sie die letzten Fetzen in die Luft, just als sie einer mannshohen Koppeleinzäunung sich näherte. Der Arm war frei und vor allem die rechte Hand. So sehr die Finger auch schmerzten von dem Zerren und Zupfen, gab ihr die freiere Bewegung doch wieder ein gewisses Kraftgefühl. Außerdem stachelte sie ein Ruf hinter ihr auf — ein unartikulierter wilder, angstvoller Ruf, der die Mitte hielt zwischen Knechen und Brüllen.

Sie nahm die Gerte aus dem Munde — und ein pfeifender Hieb peitschte den ausgepumpten Gaul zum Sprunge. Der ‚Waldvogel' nahm die unsinnige Zumutung an — aber zu kurz. Ein dumpfes Brechen — ein Poltern und Kollern ... Die Baroneß hatte das Empfinden eines tiefen Falles in lichter, flammender Umgebung. Dann sprangen rote Flecke aus der dröhnenden Erde — immer mehr und mehr —, und einer von ihnen legte sich über ihren schmerzenden Kopf. Da war ihr gut. Sie sah sich tot, mausetot, mit weißen Blüten im Haar und auf der Brust ...

Hinter Rolf war auch ein großer Teil des roten Feldes herangepretscht. Von der Chaussee her hatte man nicht den Master, sondern jene falsche Spur verfolgt, die Hellas Schnitzel gegeben. So geschah es, daß Woldemar Rüterbusch, der kleine Paffow und noch vier, fünf andre der Jagdteilnehmer gerade recht kamen, um den wahnwitzigen Sprung mitanzusehen — und dann die befremdliche Art, in der der jüngere Oheim sich um seine Nichte bemühte. Befremdlich insofern, da Küsse nicht zu den Vorschriften gehören, die man als ‚erste Hilfe bei Unglücksfällen' zu beachten hat.

Sie schienen aber sehr gut zu tun in diesem Falle. Die bleichen Wangen der Kleinen röteten sich — und nun erst ließ sich Rolf auf die ihn bestürmenden angstvollen Fragen vernehmen.

„Gott dem Herrn sei Dank! Sie atmet, sie lebt! Nur eine leichte Kontusion am Kopf —"

Das war wie ein Schluchzen und Jauchzen zugleich — was sich wiederum befremdlich machte bei einem sonst so rauhen und empfindungslosen Menschen.

Auf dem jovialen Gesichte des älteren Bruders aber malte sich eine Welt von Begreifen. Er pfiff leise durch die Zähne und nickte ebenso zufrieden wie verständnisvoll vor sich hin: „Ich hab's doch gesagt, daß ich noch heute auf eine Fährte kommen würde — und nun sogar durch eine falsche auf die richtige!"

Hella Rüterbusch zwinkerte ein wenig und ganz vorsichtig aus dem rechten Winkel des linken Auges hervor. Onkel Woldemar ziepte sie richtig am Ohrläppchen und sagte ein paarmal ‚Fratz' — aber so lieb, wie sie das noch nie von ihm gehört hatte. Edwin hatte einige der umherliegenden größeren Fetzen aufgenommen — und machte dabei tatsächlich sein dämlichstes Gesicht. Na und der andre —?

Da er sie an sich gedrückt hielt, konnte sie sich beim besten Willen nicht umkehren. Und daß er ihr den Buckel ‚raufsteigen solle, konnte sie auch nicht sagen, weil er ihr eben wieder den Mund verschloß. Deshalb ließ sie es dabei bewenden und kuschelte sich fester an seine Brust.

Digitized by Google

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München

In dulci jubilo. Nach dem Gemälde von Paul Bowe (Berlin)

Digitized by Google

Lustige Kunst

(Hierzu 14 Abbildungen nach photogr. Aufnahmen)

Wir leben in der klassischen Zeit der Karikatur. Keine frühere Generation hat mehr künstlerisches Können und künstlerischen Ernst in den Dienst der lachenden Göttin gestellt, die heiteren Spott hinter pathetischen Gebärden zu verbergen, grausamen Wahrheiten ein Narrenkleid umzuhängen liebt. Heute waltet die Karikatur im sozialen und politischen Leben mit unerbittlicher und unverwüstlicher Laune ihres Amtes; und wenn sie sich von ihren Amtspflichten erholen will, dann wendet sie die Waffen, die ihr die Kunst geliehen hat, gegen diese selbst; und kein Meister ist so hochgefürstet, kein einzelnes

„Pallas Athene“
(Zeichnung nach Stuck)

Werk so in sich vollkommen, daß die Karikatur nicht an ihnen eine Stelle fände, auf die sie nur mit einem beredten Seitenblick die Hand zu legen braucht, um uns über das lachen zu machen, was wir soeben noch verehrt haben — und das wir vielleicht nicht minder aufrichtig von neuem verehren werden, wenn wir zu lachen aufgehört haben. Denn wo ein echtes Kunstwerk und ein echtes Gefühl sich zusammenfanden, da wird alle Kritik — und die Parodie ist die schneidigste Form der Kritik — weder dem einen noch dem andern schaden können; sie werden aufs neue — und nur inniger als zuvor — nach einer solchen Probe zusammenhalten. Aber auch gar manchmal hat die Parodie schon Unechtes entlarvt, als es sich noch im Glanz des Erfolges sonnte, und mit ein paar Bleistiftstrichen gezeigt, daß oft nur Manier und Routine ist, was viele noch als innerliche Meisterschaft und Ausdruck einer tiefen Persönlichkeit respektierten. Aber ob sie nun mit ihren Peitschenschlägen nur ihr Narrenrecht übt oder das ernsthafte Urteil der Nachwelt vorwegnimmt — immer bleibt die Parodie ein bei Künstlern und Laien freudig willkommen geheißener Gast. Auch die Getroffenen, sofern sie Humor haben, werden mitlachen; und was vom einzelnen gilt:

„Wer sich nicht selbst zum besten haben kann,
Gehört gewiß nicht zu den Besten —“

das ist auch für ganze Zeitrichtungen und Schulen der Kunst wahr. Seitdem jener witzige Düsseldorfer all die trauernden Juden und trauernden Königspaare, die seine gefühlvolle Kollegen gemalt, in den „Trauernden Lohgerbern“ (die seitdem in den Zitatenschatz des deutschen Volkes aufgenommen sind) so köstlich verhöhnte, hat man es immer mit Recht als ein Zeichen fröhlichen Lebens und vielseitiger Kraftentfaltung in der Kunst angesehen, wenn die Künstler untereinander mit den Waffen der parodierenden Karikatur einen heiteren Bruderkrieg führen.

Es ist denn auch kein schlechtes Symptom für das Münchner Kunstleben der Gegenwart, daß dort die Kunst eine wahre Meisterschaft darin entfaltet, sich selbst zum besten zu haben. Wieviel kritischer Witz und spielende Bravour haben jahrzehntelang schon in den Kneipzeitungen bei Künstlerfesten oder in Vereinigungen wie der „Allotria“ der hygienischen Anfgabe gedient, durch Erschütterung des Zwerchfells zur Klärung der Kunstbegriffe beizutragen! Wenn aber diese Leistungen meist der breiteren Oeffentlichkeit vorenthalten blieben, so darf auch diese seit ein paar Jahren Zuschauer stellen zu dem lustigen Krieg der Kunst gegen die Kunst.

Auf der Theresienwiese hat im Gedränge des Oktoberfestes, wo Preisvieh und Schießstände, landwirtschaftliche Maschinen und Karussells, Bierhallen und Wachsfigurenkabinette sich hart im Raume stoßen, auch die lachende Kunst sich ein Plätzchen erobert. Und mit jedem Jahr wächst die Besucherzahl

Ein unschuldiges Dienstmädchen
(Nach Habermann)

Digitized by Google

Der Kavalür mit der Tabakspfeife
(Nach R. Schuſter-Woldan)

„Das iſt das ſüße Mädel"
(Nach Fr. Stuck und F. A. von Kaulbach)

des „Ausſtellungspalaſtes", vor dem eine leibhaftige Pallas Athene, ſo unvermeidlich wie auf allen deutſchen Plakaten, die etwas mit Kunſt zu tun haben, wachehaltend auf und ab ſchreitet. Daß profane Blicke unter der göttlichen Hülle ein altbekanntes Künſtlermodell männlichen Geſchlechtes erkennen wollen, tut der Wirkung keinen Abbruch, ja es erhöht die Stimmung, mit der der Beſchauer das Innere des Kunſttempels betritt. Und wenn die Bretterwände dieſes Tempels 14 Tage lang von frohem Gelächter widergehallt und dann Vandalenhände die geweihte Stätte wieder der

Ein ver-Schuſteries Porträt
(Nach Raffael Schuſter Woldan)

Die Hühneraugenoperation
(Nach Kalckreuth)

Digitized by Google

L'inspiration
(Nach Gaston La Touche)

A brennat's Modell
(Nach Strathmann)

Die ſpaniſche Mantilla
(Nach Zuloaga)

Digitized by Google

Prähiſtoriſche Landſchaft im Grunewald
(Nach Leiſtikow)

Erde gleichgemacht haben, dann denkt noch mancher mit behaglichem Schmunzeln an all die Genüſſe, die er dort gefunden, an all die berühmten Namen, die dort — nicht auf den Bildern zu finden waren, ſondern aus den luſtigen Zerrbildern und den würdevollen Inſchriften erraten werden mußten.

Drei junge Künſtler, Chriſtian Metzger, Fritz Peterſen und Harry Schultz, haben es ſchon ſeit mehreren Jahren unternommen, die markanteſten Perſönlichkeiten und Werke der zeitgenöſſiſchen Kunſt für dieſe „Schau“ zu beſchwören: ſie riefen, und alle, alle kamen — in effigie, im parodierten Bild. Da blickt uns ein „ſüßes Mädel“ an, das ſeine Reize zu gleichen Teilen Fritz Auguſt v. Kaulbach und Franz Stuck zu verdanken ſcheint; da erkennen wir in dem kindlich naiven „Mädchen mit dem Flederwiſch“ eine „entfernte Schweſter“ der kleinen Gratulantin, die Stuck im letzten Sommer ausgeſtellt hatte; das „unſchuldige Dienſtmädchen“ verrät durch die regelmäßige Schönheit ſeiner Geſichtszüge und die ſinnvolle Geſte, daß es zuletzt bei Hugo v. Habermann in Stelle war; in dem „Kavalür mit der Tabakspfeife“ begrüßt uns ein beinahe echter Raffael Schuſter-Woldan, deſſen Pſychologie und Arrangement auch das „verſchuſterte Frauenporträt“ deutlich widerſpiegelt. Die raffiniert dekorative Note E. Strathmanns klingt von fern in der ergreifenden Darſtellung „A bremat's Modell“, deſto deutlicher die bäuerlich-geſunde, kraftvoll archaiſierende Art M. Schieſtls in der „Frauenrechtlerin“ an. Und hier — iſt das nicht des Grafen Kalckreuth Sohn? In derſelben frappierenden Stellung, wie er ſchon ſeit Jahren an einem Schreibepenſum arbeitete, vollzieht er jetzt, mit ſchmerzbewegtem Antlitz, am eignen kleinen Zeh eine Hühneraugenoperation. Verſöhnend wirkt nach dieſem unſer Mitgefühl weckenden Bild der Friede der „Prähiſtoriſchen Landſchaft im Grunewald“, die in der ſtrengen Stiliſierung durchaus eines Leiſtikow würdig iſt. Aber auch

Das Mädchen mit dem Flederwiſch
(Nach Stuck)

Digitized by Google

das Ausland iſt anſprechend vertreten; wir führen nur die „Häſcherin“ vor, deren Linien- und Fleckenmanier aus Toorop'ſchem Geiſt geboren ſcheint; die ſtrenge, lilienumglänzte Frauenſchönheit in Hochformat, die nach Art und Namen („Zugeknopft“) an den berühmteſten belgiſchen Symboliſten gemahnt; die „Spaniſche Mantilla“, drei packende Geſtalten aus jenen Tiefen des ſpaniſchen Volkslebens, in die nur Zuloaga hinabtauchen kann, ohne den Atem zu verlieren.

Man ſieht: die Kunſtausſtellung auf der Oktoberwieſe iſt nicht einſeitig. Die Sonne ihres Humors lacht — unter Mitwirkung der Beſchauer — über Gerechte und Ungerechte, und die Pfeile ihrer Satire treffen auch den Größten an der Stelle, wo er ſterblich iſt. In dieſer erhabenen Unparteilichkeit liegt auch einer der Gründe für den Erfolg dieſer „Luſtigen Kunſt.“ Der Künſtler, der verſpottet wird, und der Laie, der ſich in ſeinem Lieblingskünſtler mit verſpottet fühlt, lacht unbefangen mit, wenn er ſieht, daß auch alle übrigen vom Spott nicht verſchont geblieben ſind. Freilich ſetzt ſolche Vielſeitigkeit auch ein mit der Kunſt der Gegenwart einigermaßen vertrautes Publikum voraus. Es muß einer die Ausſtellungen, in denen die ernſte (oder nur unfreiwillig komiſche) Kunſt des Jahres dargeboten wird, immerhin ſchon ein wenig kennen, um immer gleich vor den Meiſterwerken der Oktoberwieſe Beſcheid zu wiſſen und auch die feinen Pointen recht würdigen zu können.

Zugeknopft
(Nach Khnopff)

Es wäre ſchon deshalb intereſſant, zu verſuchen, ob eine derartige Ausſtellung ſich auch an andern Kunſtzentren Deutſchlands als alljährlich wiederkehrende Inſtitution einbürgern könnte. Man darf, vorläufig wenigſtens, wohl annehmen, daß ein ſolches Experiment ſchwerlich von Erfolg begleitet ſein würde. Am eheſten vielleicht noch in Düſſeldorf, wo, ähnlich wie in München, die Kunſt ſeit vielen Jahrzehnten heimiſch und ein durchaus mitbeſtimmender Faktor im ganzen Leben der Stadt iſt. Auch das lebensfrohe, witzliebende Naturell der Rheinländer

Auch eine Frauenrechtlerin
(Nach Schiehl)

iſt, wie ja das altberühmte Beiſpiel der vorhin ſchon erwähnten „Trauernden Lohgerber“ mit beweiſt, für das Erfinden und für das verſtändnisvolle Erfaſſen ſolcher Parodien wie geſchaffen. In Berlin, das der Lebensſtimmung nach ein paar Breitegrade nördlicher als München und Düſſeldorf liegt, würde der Witz zu ſehr jene Beigabe harmloſer Ulkſtimmung, der Freude am Unſinn an ſich entbehren, die in dem raſch pulſierenden Leben am Niederrhein und in dem behäbigen München ſo trefflich gedeihen. Jedenfalls wollen wir der Münchner „Luſtigen Kunſt“ auch für kommende Jahre ein fröhliches Weiterblühen unter dem Palladium des ſein Pfeiflein ſchmauchenden „Atheneriche“ wünſchen.

Die Häſcherin. (Nach Toorop)

Digitized by Google

Schleppdampfer an der Elbemündung kommt einem notleidenden Segelschiff zu Hilfe. Nach einer Zeichnung von Alex Kircher

Digitized by Google

Vorstellung auf der Dorfstraße
Nach dem Gemälde von Peter Zmitek (Prag)

Digitized by Google

Giuditta Africana

Novelle

von

Rudolf Herzog

Regungslos lag die See ... Und regungslos das halbverfallene Städtchen, das hoch über ihr an der Felswand klebte, leeren Auges die Vergangenheit suchend. Unbewohnt stand die Hälfte der kastenartigen roten und weißen Häuser mit den abgeplatteten Dächern maurischer Bauart. Von der Sonne verblaßt, vom Regen zerfressen war die einst leuchtende Farbe. Die Geschlechter hatten sich nicht erneut zwischen den kahler werdenden steinernen Wänden, deren Quadern aus dem Felsenleib des einsam das Städtchen überragenden Sant' Angelo gebrochen waren. Waren sie ausgestorben, so verfiel der Besitz. Wer wollte sich eine Last aufbürden. Sie hatten Platz genug in den eignen Häusern, die immer weniger werdenden Einwohner von Positano.

Nur die Gärten kannten das Sterben nicht. Ueber saftgrün wuchernden Lorbeer und weißgesternetem wilden Myrtengebüsch hingen die Blüten des Granatbaums wie dunkelglühende Blutstropfen. Ein Zweigegewirr mischte sich träumerisch ein, niedergezogen von der Fülle reifender Zitronen, goldgelber Orangen. In schwärzlichem Grün zwischen ihnen strotzende Feigen und langgeschotet die Frucht des Brotbaums. Die Rosen blühten aus, aber wie grelle Teppichfetzen zogen sich Geranienbehänge über die lockeren Steine der Gartenmauern.

Tiefblau und regungslos, in gleichmütiger Schönheit, spannte sich der Sommerhimmel über Verfall und Leben, tiefblau und regungslos, in gleichmütiger Schönheit, lag die See. Nur in den verworrenen Felsschluchten des Strandes und drüben, zwischen den kleinen Inseln, die so schweigsam über das Meer lugten, seltsam grüne Flecke zeigend. Als hätte sie eine ausbrechende Unterströmung zurückgelassen.

Auf der Terrasse des Gasthauses stand ich als einziger Gast und blickte in die scheidende Sonne. Fern winkte in stolzem Linienschwung die Silhouette Capris, näher heran, in violettem Duft, das Gestade Sorrents, zu meinen Füßen, von der Abendglut purpurn geküßt, die kleinen, schweigsamen Eilande. Der Sarazenenturm auf der mittleren der Inseln schien in Flammen zu stehen.

Nicht ein Laut in der Luft. Totenstille. Aber ein Glühen in der Luft, das das Blut fieberhaft erregte und matt niedersinken ließ.

Ueber die Terrasse kam schlürfenden Schritts der Padrone. Lässig hob er die Arme über sich und pflückte Mispeln zur Abendmahlzeit.

„Schirokko, Herr."

„Ich spür' ihn. Wann wird er zu Ende sein?"

„Wenn der Regen fällt, Herr."

„Und wann fällt der Regen?"

„In zwei, drei Monaten. Die Madonna sorgt."

„Ihr haltet das aus?"

„O —" machte der Alte und hob die Achseln. „Man wird's gewohnt. Und dann: es ist viel afrikanisch Blut an der Küste. Das hält's schon aus."

„Afrikanisch Blut? Woher?"

Der Padrone trat an die Brüstung. Mit ausgestreckten Finger wies er auf schattenhafte Punkte die felsige Küste entlang.

„Sehen Sie, Herr? Sarazenentürme! Wie der da vor uns, der in der Abendsonne loht, da — auf den Galli-Inseln."

„Es ist lange her, daß hier die Sarazenen als Herren hausten. Wer wird davon noch wissen?"

„Was macht die Zeit! In Positano wohnen Leute, die man heute noch die ‚Afrikaner' nennt. Blut bleibt Blut. Das verläuft sich nicht."

Der Padrone nahm sein Körbchen mit Mispeln auf, wischte sich noch einmal die glühende Stirn und schlürfte von dannen. Plötzlich blieb er stehen. Auch ich war aufgefahren. Beide horchend ...

Dann wandte sich der Alte um und deutete zur Höhe. Eine längst verlassene Kapelle verfiel auf einem Felsvorsprung. Die Fensterhöhlen starrten ohne Glas aufs Meer. Und durch die Fensterhöhlen drang eine Stimme, die Fistelstimme eines alten Weibes, in den langgezogenen, schluchzenden

Digitized by Google

Tönen eines Kirchenliedes. Die Stimme wuchs an zu leidenschaftlichem Anruf, zu sehnsüchtigem Schrei, und wieder erstarb sie in langgezogenem wimmernden Laut. Totenstille wie vorher. Die Stadt ohne Leben. Felsen und Meer schweigsam.

„Die verrückte Francesca," lachte der Padrone.

„Weshalb ist sie verrückt?"

„Ja, Herr, weshalb? Die Madonna mag's wissen. Es sind an die zwanzig Jahr — heut zählt die Francesca ihrer achtzig —, da kam das alte Weib und wollt' einen Mord auf dem Gewissen haben. Und hat keiner Fliege was zuleide tun können. Sie war die Amme der schönen Giuditta gewesen, der „Giuditta Africana", die den Männern von Positano ins Gesicht lachte, wenn sie ihr von Liebe sprachen, und die eines Tages mit einem blassen Deutschen auf und davon war. Herr, ein Weib! Sarazenenblut. Das verleugnet sich nicht. Sie können's mir glauben, Herr."

„Und die Francesca?"

„Die Francesca war, wie gesagt, ihre Amme gewesen und hatte auch nachher mit der Giuditta, die eine Waise war, zusammen gehaust. Erst dort oben, in dem alten maurischen Palazzo. Nachher im Sarazenenturm auf der Galli-Insel, weil die Giuditta keine Menschen wollte. Es war aber der Deutsche, Herr. An einem glühenden Sommertag — der Schirokko drückte wie heute auf Mensch und Tier — kam die alte Francesca in ihrer Barke herübergerudert. Dort unten, an der ehemaligen Marina, landete sie. Wie eine Wahnsinnige raste sie zum Pfarrer. Sie habe gemordet, die Giuditta, den Deutschen, was weiß ich, und die Leichen mit Steinen beschwert ins Meer versenkt. Einen Brief trug sie bei sich, den las der Pfarrer. Und in dem Brief schrieb die Giuditta, daß sie mit ihrem Geliebten weit, weit nach Norden sei und nie zurückkehre. Die Francesca aber schrie und tobte und klagte sich an, und da der Pfarrer der Verrückten keine Absolution zu geben vermochte, ist sie für immer aus der Kirche gelaufen. Wenn Schirokko ist, flüchtet sie sich in die baufällige Kapelle und versucht Totenmessen zu singen. Das klagt die ganze Nacht. Hören Sie! Jetzt! —"

„Und man hat nicht sofort nachgeforscht? Nicht nach Leichen gefischt?"

„Herr, die verrückte Alte! Da war doch der Brief. Und dann, Herr, es war Schirokko. Da reißt sich keiner um unnütze Arbeit. Die Giuditta hätt' sich ins Fäustchen gelacht. Ein Weib, Herr!"

Und er schlürfte, immerfort vor sich hinnickend, ins Haus.

Kreischend, wie der Schrei eines Falkenweibchens, das sein Junges sucht, zog das Totenlied der alten Francesca über die stumpf dahindämmernde Stadt, über die zerklüfteten Felsen und das schweigende blaue Meer, das seitwärts der Inseln, dort, wo der Turm in der Abendsonne zu brennen schien, in seltsamen kristallgrünen Flecken schwamm.

Und schnell wie ein Vorhang senkte sich jäh die Nacht.

*

Kaum, daß ich einem Menschen begegnet war den ganzen langen Tag. Auf dem Sant' Angelo wollt' ich die Sonne sehen, wie sie fern aus Kalabriens Gründen heraufkam, von Zacke zu Zacke leckte und tief unten das Meer überschwemmte. Aber es war eine Erregung in mir, der ich keinen Namen zu geben verstand. Waren es die gigantischen Formationen, die bezwingenden Farben der südländischen Landschaft? War's die Schirokkoluft, oder war's die Vergangenheit, die aus Trümmern von Menschensiedlungen, aus Schluchten und Grüften groß und bannend die Augen aufschlug? Niederzwingen, niederzwingen! An den Felsen klebend, mit Händen und Füßen das bröckelnde Gestein prüfend, tastend, kriechend, kletternd geht es mit hart klopfendem Herzen und perlender Stirn von Zacken zu Zacken, von Wand zu Wand. Starr blickt das Auge vor sich auf den Stein, steif streckt sich das Knie, kein Zittern darf hindurch. Tiefer, tiefer hinab! Schon hör' ich durch einen Steinkrater das Gurgeln der See, die sich verfangen hat. Ein Felsblock schiebt sich weit in das Wasser hinaus. Nun hab' ich ihn! Ausgestreckt lieg' ich auf der durchlöcherten Platte, auf der grüne Eidechsen, hin und her huschend, mit den Sonnenkringeln um die Wette spielen. Einsamkeit! — Und in die Einsamkeit hineingesponnen, greifbar fast aus dem Wasser zu mir aufstauchend, dunkel und geheimnisvoll die Galli-Inseln. Der Sarazenenturm schaut herüber. Wir starren uns an . . .

Am Abend, schrill die lastende Stille der Versunkenheit durchschneidend, das sehnsüchtige Geschrei der verrückten Francesca. —

Und der zweite Tag wie der erste. — —

Da bin ich hinaufgestiegen durch den dunkelvioletten Abend zu der verlassenen Kapelle, und die Erregung lief mit. In wildem Gebüsch bluteten Granatzweige. Ich schnitt sie ab und trug sie in der Hand. Wie die kühlen Blütenblätter beruhigten . . .

Die Totenmesse der Alten war beim leisen Wimmern angelangt. Durch das zusammengebrochene Portal sah ich den kauernden Körper. Die vorgestreckten Arme hielten eine schwere Kerze, deren Licht grell ein Gnadenbild beschien, halb von der schmutzigen Wand heruntergeblättert.

Noch einen tiefen Atemzug, und ich schritt hinein und sah mich nicht um nach dem aufschreckenden Weibe und ging geradenwegs bis zu der Stelle, an der vor dem Freskobilde der Maria der Altar gestanden haben mochte. Es war Phantasterei, ich empfand es. Und doch mußte ich sprechen, als ob ich mit den lauten Worten ihrer ledig werden würde. Und die blühenden Granatzweige auf die Altarstelle legend, sagte ich laut in der Sprache des Volkes:

„Zum Gedächtnis Giudittas und meines deutschen Bruders, die auf dem Meeresgrunde schlafen."

Die Worte liefen an den Wänden und verhallten. Und dann brach ein Schrei hinterher, wie ich ihn nie vernommen, nicht vordem und nicht nachdem: Staunen, Glückseligkeit, Erlösung. Die Achtzigjährige war an mich herangekrochen und umklammerte meinen Arm.

„Glaubt Ihr es, Herr? Glaubt Ihr es?"

„Ich glaube es, Francesca."

„Daß sie auf dem Meeresgrunde liegen? Daß sie tot und nicht geflohen sind?"

„Ich glaube es, Francesca, und nun sollst du ihnen Ruhe geben."

Digitized by Google

„Ich habe sie gemordet. Ich bin nicht verrückt, wie der Pater sagt und der Bürgermeister und die Leute. Ich habe alles gewußt und nichts verhindert. Darum habe ich sie gemordet."

„Du warst die Dienerin. Du mußtest gehorchen."

„Ich — war — die Dienerin. Heilige Mutter, bitte für mich und meine süße Herrin, die in die Irre ging," murmelten die welken Lippen.

„Du brauchst nicht mehr zu singen, Francesca. Deiner Herrin ist wohl."

Verständnislos sahen mich die müden, entzündeten Augen an.

„Kennst du die Bibel, Francesca? In ihr steht ein Wort des Heilandes: ‚Wer viel geliebt, dem wird viel vergeben werden!' Du kannst dich darauf verlassen."

„Wißt Ihr denn," flüsterte die Alte mit stockendem Atem, „wie sie starben? Wißt Ihr von der Giuditta Africana?"

„Du sollst erzählen, Francesca, damit ich alles weiß."

Die Kerze, welche die Alte an eine Stufe gelehnt hatte, knisterte. Ihr Licht spielte in den Granatblüten, die wie Blutstropfen in den Zweigen hingen. Die Greisin sah hin. Ihre Augen weiteten sich.

„Da — da — da! — Blut —"

„Sieh genauer hin, Francesca. Die Blutstropfen haben sich in Blumen verwandelt. Für jede Schuld gibt es eine Verzeihung."

„Es sind — Blumen," sagte die Alte. „Ich bin nicht — verrückt, sonst — sonst würd' ich die Blumen nicht erkennen. Mein Kopf ist ganz klar. Wie damals, als es keine Blumen, als es — Blut war."

„Es war, Francesca, es war! Darum sollst du nun Ruhe geben. Dir — und den Toten."

„Wenn Ihr alles wüßtet!"

„Du sollst alles erzählen."

Scheu ging der Blick der Alten zu den Granatzweigen, als müsse sie sich noch einmal der Blüten vergewissern. Dann hing er an dem abgeblätterten Madonnenbild. Und jedes Wort, stockend oft, oft jagend, sprach sie zu dem Bilde. Von der Kerze tropfte das Wachs. Als der Docht erlosch, schwebten durch die leeren Fensterhöhlen die ersten feinen Schleier des jungen Tages.

•

In dem rotgestrichenen Hause, das man Palazzo nannte, weil es aus Steinquadern errichtet war, lebte die junge Giuditta, die man die „Afrikanerin" nannte, wie man Vater und Großvater, soweit das Gedächtnis der Positaner reichte, mit dem Beinamen die „Afrikaner" bedacht hatte. Ob einer der Voreltern Giudittas, die von Vater auf Sohn das Mittelmeer befahren hatten, einst eine Frau der afrikanischen Küste mit heimgebracht, ob vor Jahrhunderten, als afrikanische Piraten die italienischen Gewässer beherrschten und ihre Raubnester von Sizilien bis Ligurien an die Felsen klebten, ein Sarazene das Geschlecht zurückgelassen, keiner wußte Genaues zu sagen. Nur Giuditta wußte es. Ihre Amme Francesca hatte, als die Mutter jung am Fieber zugrunde gegangen und der Vater zwischen den Riffen bei Tetuan gescheitert und ertrunken war, das eigenwillige Kind mit alten Sagen zur Ruhe gebracht. Und die kleine Elternlose kannte ihre Macht über die Amme und Pflegerin, die mit schwärmerischer Verehrung an dem jungen, schönen Geschöpfe hing, das so schnell zu befehlen verstand.

„Erzähle mir, daß ich eine Prinzessin bin. Was in der Schule neben mir sitzt, sind Lümmel, und ich will nichts mit ihnen zu tun haben."

„Mein Prinzeßchen hat recht. Es sind schmutzige Raugen, und es gab einmal eine Zeit, da sie flugs die Mützen herunterrissen, wenn sie nur dies Haus von weitem sahen."

„Aber mein Vater war ein Seemann."

„Was tut's? Seine Vorfahren waren Könige der See. Sie kamen aus dem Lande der Mittagsonne und hatten Feuer im Blut. Herren waren sie, und die Positaner ihre Diener, die ihnen die Schuhe küßten."

„Ich habe auch Feuer im Blut," murmelte das Kind, und dann preßte es die Lippen aufeinander.

„Die Positaner," fuhr die Amme fort, um dem schönen Eigensinn zu schmeicheln, „waren Sklavenseelen, die sich von Päpsten und Fürsten Gesetze geben ließen. Deine Vorfahren aber waren freie Häuptlinge und gaben sich selbst Gesetze nach ihrem Willen."

„Das will ich auch."

„Sie wählten sich nur Königinnen zur Frau."

„Und ich nur einen König! Hörst du, Francesca? Und wenn ich auf meinem Schlosse sitze, sollst nur du meine Hofdame sein."

„O du süße Seele! Und was werden die Leute von Positano sagen?"

„Laß sie schimpfen."

Und die Leute von Positano schimpften. Denn stolz und herrisch schritt die kleine Giuditta durch die Reihen ihrer Altersgenossen, ohne einen Blick nach rechts und links, und nur wenn ein alter Fischer, überrascht von der seltenen Schönheit des Kindes, an seiner Mütze rückte, fand sie ein Lächeln, dessen Zauber die Menschen in Banden schlug. Zuletzt ließ man sie gewähren, da sie mit ihrer alten Dienerin wenig aus dem Hause ging, es sei denn in ihren Limonen- und Olivengarten, von dessen Ertrag sie lebten. Nur wenn die Aveglocke erklungen war und bald darauf kaum ein Mensch noch in dem stumpfen Städtchen wachte, huschten Herrin und Dienerin an den Strand der ehemaligen Marina und blickten lange hinüber nach den märchenhaften Inselgebilden mit dem trotzigen Rundturm. Und wieder, im Flüsterton, mußte die Amme erzählen, und ihr bißchen Geist entzündete sich an den glänzenden Augen des heranwachsenden Mädchens, das, die Hände um die Knie geschlungen, in den Steinen neben ihr saß, bis sie die Wahrheit ihrer Erzählungen hätte beschwören können.

Wenn der Schirokko aus Südosten kam, saßen sie die ganze Nacht. Dann sieberte das Blut Giudittas, daß sie meinte, wilde Piratenschiffe auf der leuchtenden See zu erblicken. Todmüde kehrten sie in der Frühe heim. Und wenn der Septembersturm durch den Golf fuhr, daß die Wellen brausend über den Strand glitten und gierig in den Schlnchten an der Felswand fraßen, wenn die See ferubin auf der Höhe in weißen Kappen sprang und tanzte, daß die Boote, die heimwärts arbeiteten, in tollem Wechsel aufgesogen und ausgespien wurden, saßen sie nicht minder in Wind und Wetter, und Giudittas Mund grüßte durch Rauschen und Brausen

Digitized by Google

jauchzend den Starken, der Boot und See zu zwingen verstand, und hatte ein verächtliches Zucken für den Feigen und Ungeschickten. Dann glaubten die Kühnen, es mit ihrer Liebe wagen zu können, aber wenn sie ihr unter die Augen traten und ihre wohlgesetzte Rede begannen, lachte sie ihnen ins Gesicht: „Nimm dich in acht, daß ich dich nicht verbrenne!“ und wandte den Rücken.

„Sie hat im Schirokko gesessen,“ sagten die Klugen Positanos bedeutungsvoll, und die noch Klügeren sagten nur: „Giuditta Africana“ und machten dazu eine Gebärde.

Ueber zwanzig war Giuditta alt geworden, und wenn die Frauen der Südküste in diesen Jahren hastig alterten und verblühten, ihre Schönheit wurde wie zum Trotz gewaltiger und leuchtender. Groß war sie gewachsen, schlank und voll. Auf dem mattglänzenden Halse, den rote Korallen schmückten, trug sie den schmalen Kopf mit dem dunkeln, im Nacken schwer verknoteten Haar, auf beiden Seiten von einer einzelnen tiefroten Koralle gehalten. Wenn sie die langen Wimpern hob, sah man in ihren Augen ein stolzes geheimes Feuer. Aber selten nur flammte es nach außen. Es war, als ob es nach innen gerichtet sei. Längst schon wagten die Burschen Positanos nicht mehr, sie mit Liebesgedanken zu verfolgen, wenn sie, weißgekleidet, mit schnellem leichten Schritt durch die Gassen kam. Die Altersgenossen waren früh verheiratet, der Nachwuchs gestattete sich nur scheue Bewunderung. Man hielt sie für gelehrt, da sie zu Hause Bücher las.

Und eines Abends spät kam die große Ueberraschung.

An einem Septemberabend war's. Die Aveglocke war verklungen, und die Bewohner Positanos hatten ihre Häuser geschlossen. Giuditta saß allein zwischen den Felsen am Strand, denn die Alte plagte sich daheim mit einer Erkältung. „Sturm“, sagten ihre Lippen, aber sie selbst blieb regungslos. Sie blickte auf die See, die in der Ferne zu tänzeln begann. Sie sah es deutlich an den huschenden weißen Lichtern, die immer schneller wiederkehrten. Dann kam es näher, und die erste Dünung zog, bei flauem Winde noch, über die glatte Meeresfläche der Bucht. Für Sekunden Ruhe. Dem Winde war der Atem ausgegangen. Und plötzlich — hui — pfiff es aus Nordwest, daß die Felswand Echo gab, und nur des Signals gewärtig, warf das blaue Meer Farbe und Zahmheit ab, wandelte sich zu tiefem Schwarz und giftigem Grün und erfüllte sein Becken mit heiserem Grollen.

Aus der Richtung der Galli-Inseln arbeitete sich ein Boot heran. Es mußte weiter herkommen, vielleicht von Capri, denn die kleinen Inseln waren um diese Zeit unbewohnt. Auch hätte man dort den heraufziehenden Sturm bemerken müssen. Mit ungestümer Kraft legten sich die beiden Ruderer in die Riemen. Das Segel war eingezogen, wohl zur rechten Zeit. Und aufrecht an dem dünnen Mast stand ein Mann, ein Fremder der Tracht nach. Giuditta hatte es mit angestrengtem Blick erkannt.

Sie war aufgesprungen und ließ ihr weißes Tuch flattern. Schon kämpfte die Dunkelheit das letzte Dämmer nieder.

„Hier — her!“ schrie sie durch die hohle Hand. „Hier! — Hier! — Hier!...“

Einen Augenblick standen die vier Ruder wagrecht über dem Bootsrand. Dann schoß das Boot mit einer jähen Wendung auf die einstmalige Marina zu. Der Fremde an der Maststange hatte wohl einen Befehl erteilt.

Giuditta kannte die seichte Stelle zum Landen. Ausladend genug, um vor den gierigen Klippen zu bewahren. Auf flüchtigen Füßen sprang sie hin. Der Wind riß ihr das Kopftuch in den Nacken. Sie ließ es. Wie aus Stein gehauen, weit vornübergebeugt, jede Sehne gespannt, stand sie und erwartete das Boot.

Da kam es heran, von wütenden Wellen verfolgt. Mit letzter Kraft hieben die Ruder, weit vorgreifend, in Ufersand und -gestein. Und Giuditta packte mit klammernden Fäusten die Spitze des Kahns.

Was war das? Fast hätte sie losgelassen, und noch war der Fremde im Boot.

Ein Lachen schlug an ihr Ohr, ein Lachen, so sündhaft übermütig, wie sie es nie für möglich gehalten. Und dann eine Stimme, in schlechtem Italienisch: „Druff, druff! Heilig Kreuz, ist die Attacke schon zu End'?“ Ein Husten, und die Stimme brach ab.

Der Fremde stand neben ihr, groß, hager, mit hellem, wehendem Schnurrbart in dem eingefallenen Gesicht, in dem die jungen, blaublitzenden Augen einen seltsamen Kontrast schufen. Erst dehnte er die Arme und Beine, um die steif gewordenen Gelenke geschmeidiger zu machen, dann trat er näher und klopfte dem Mädchen unbefangen die Wange.

„Gut gemacht, gut gemacht — ah, Pardon!“

Ein flammender Blick hatte ihn getroffen. Eine Sekunde nur. Und Giuditta wandte gleichmütig den Rücken und stieg den Steinpfad hinan.

„Stillgestanden!“

Unwillkürlich hielt sie den Schritt an. Da war er bei ihr, den Hut in der Hand.

„Verzeihung, mein Fräulein,“ sagte er ernsthaft. Und sie sah ihm in die Augen und sah, daß die Augen lachten. „Ich habe Ihnen zu danken, daß Sie mich von der Verantwortung für diese beiden wackeren Capreser Familienväter entbunden haben. Machen Sie das Maß voll und weisen Sie uns eine Herberge. Das scheint hier ja ein gottverlassenes Nest zu sein.“

„Und für sich — danken Sie nicht?“

„Später,“ sagte er kurz, „erst die Herberge.“

Die Fischer hatten ihr Boot auf den Strand gezogen, es angepflockt und traten mit dem Gepäck heran. Da ging sie stumm voraus. Nur der Fremde blieb neben ihr und plauderte. Das Nachmittags-Dampfschiff von Capri nach Sorrent war ihm vor der Nase auf und davon gegangen. Kein Unglück weiter. Die Capreser Barkenführer wollen auch leben. So konnte er statt Sorrent gleich Positano erreichen. Man hätte es ihm empfohlen wegen des weichen und warmen Winterklimas. „Ich seh' danach aus, was?“ Da streifte sie schnell seine elastische Figur. „Unterwegs ging der Tanz los. Ein Kontertanz. Wechselt die Damen! Herrgott, war das schön! Und lustig obenein. Das Blut wurde aufgerüttelt — es war nämlich seit einem halben Jahr eingeschlafen — und man spürte den alten Adam wieder! Getreuzt hin und her, aus dem Kurs geschlagen, wieder hinein, das knallende

Digitized by Google

Segel beigeholt, und dann mit Muck und Spuck in die Ruder! Ihre Landsleute, mein Fräulein, alle Achtung, hielten sich tapfer. Nur lachen wollten die Kerle nicht, wenn's mit Heidi nach unten und mit Hallo nach oben ging. Na ja, ist auch kein Vergleich. Mein sogenanntes Leben —" Er pfiff durch die Zähne.

Die Herberge war dunkel und verschlossen. Kein Mensch zeigte sich auf das starke Klopfen.

„Ob es erlaubt ist, die Tür einzuschlagen? Ich bin in den Landessitten noch unbewandert."

„Kommen Sie," sagte Giuditta.

Sie bog von der Straße ab zu dem einsamen steinernen Haus, in dessen rotem Anstrich der Regen fahle Striemen zog. Auf der Diele entzündete sie eine bereitstehende Kerze. Dann öffnete sie eine Tür zu einem leeren Gemach.

„Hier können die beiden Männer schlafen. Decken habe ich nicht. Ihr müßt euch schon die Jacken über die Ohren ziehen."

Bereitwillig streckten sich die beiden auf den Fußboden. Sie schliefen fast im Stehen.

Giuditta ging die Treppe hinauf, und der Fremde folgte. Vor einer Tür zögerte sie. Dann drückte sie entschlossen die Klinke nieder.

„Hier!"

Der Gast schaute sich verwundert um.

„Entschuldigung, das scheint mir — Ihr eigues Stübchen zu sein. Da muß ich protestieren."

„Hier ist mein Haus!" sagte sie herrisch. „Gute Nacht."

Er lachte in sich hinein. Und plötzlich, bevor sie die Tür schließen konnte, stand er neben ihr.

„Ich versprach Ihnen meinen Dank —"

Nichts hörte sie mehr. Nur seinen Mund fühlte sie auf ihren Lippen. Bevor sie schreien, bevor sie aufatmen konnte, war die Tür im Schloß. Und als sie mit wildem Herzschlag weiterschritt, um zu überlegen, was auf der Stelle tun, kam ihr nur immer der eine Gedanke: Gut, daß er nicht gemerkt hat, daß ich nur dies eine Zimmer habe. Dies und die Kammer der alten Francesca. Und daß ich nun wie eine Magd auf dem Fußboden schlafen muß . . .'

Aber sie schlief nicht. Sie horchte nur immer hinüber nach ihrem Zimmer, mit finsterem Gesicht. Und dann ertappte sie sich, wie sie lachte.

„Pirat, der! — Wenn ich ein Mann wär'!" —

Die Capreser hatten schon in aller Morgenfrühe das Haus verlassen. Der Lohn war ihnen vorherbezahlt samt Trinkgeld. Da hielt sie nichts, ohne Addio heimzufegeln. Giuditta wartete vergebens, daß ihr Gast sich erheben möchte. Sie hatte der alten Francesca Bescheid gegeben, und die Alte war spornstreichs aus den Federn geschlüpft.

„Weshalb hast du mich nicht geweckt? Madonna, welch ein ungezogener Engel! Und die eigne Kammer? Was? Mein Prinzeßchen hat im Saal geschlafen? Auf der blanken Diele? Warte, ich treibe den Unhold hinaus."

„Höre, Francesca, ich glaube, er ist krank. Er muß sich bei dem Unwetter erkältet haben."

„So soll er sich eine Carrozza nehmen, bis er die Eisenbahn hat, und nach Neapel reisen. Hier ist keine Herberge."

„Nein," sagte Giuditta, „hier ist mein Haus."

Da duckte sich die Alte und haschte nach ihrer Herrin Händen.

„Nicht böse sein, Herzchen, nicht böse sein. Wir wissen doch, was wir Gästen schuldig sind. Wir waren Könige."

„Siehst du nun," sagte Giuditta, und ihre Augen gingen ins Weite.

Drüben aus der Kammer drang ein Geräusch, ein Husten. Und die beiden Frauen standen vor der Tür und horchten . . . Noch einmal erscholl der Husten, trockener, quälender. Da gab Giuditta der Amme ein Zeichen, und die Alte pochte leise an die Tür.

„Ruhe, Johann!" schnarrte es drinnen in deutscher Sprache.

Da nickte Giuditta zum zweitenmal mit dem Kopfe, und die alte Francesca schlüpfte lautlos in das Zimmer. Wenige Minuten, und sie kehrte zurück.

„Komm in die Küche, mein Seelchen, wir wollen Kräuter kochen."

„Was ist es?"

„Es sitzt auf der Brust. Wenn du das Ohr auf sein Herz legst, hörst du eifernde Stimmen."

Drinnen erschollen die fremden Laute. Kommandoworte — Lachen — ein Fluch. Giuditta beugte sich vor, mit blassem Gesicht. „Wie er befehlen kann!"

Die Alte rüttelte sie am Arm. „Was willst du noch hier?"

„Ich möchte die eifernden Stimmen hören. Wenn man das Ohr auf sein Herz legt, sagst du?"

„So verträume die Hilfe. Ich gehe jetzt."

Da ging sie mit und war tätiger als die Alte. Aber mit halbgeschlossenen, nach innen gerichteten Augen. Das Feuer loderte auf dem Herd, das Wasser im Kupferkessel brodelte, stechend zog der Dampf der aufgebrühten Kräuter durch das Haus. Die Amme hinter sich, betrat Giuditta das Zimmer des Kranken. Der lag mit aufgerissenen, unruhig suchenden Augen, die nichts erkannten. Schweiß perlte auf seiner Stirn, noch eingefallener erschien das Gesicht.

„Guten Morgen," sagte Giuditta, und dann nahm sie, als keine Antwort erfolgte, ihr Tüchlein aus dem Busen und wischte die Stirn des Kranken trocken. „Still," sagte sie wieder, und sie legte ihm die kühlende Hand fest auf die Augen. Dann brachte sie den freien Arm unter seinen Kopf und hob ihn sacht empor. „Trinken — jetzt!" Die alte Francesca hielt ihm die Tasse an die Lippen. Er trank. Und behutsam bettete sie ihn zurück in die Kissen ihres Mädchenbettes.

Die Alte winkte ihr, und sie trat mit ihr an die Tür.

„Sein Puls fliegt, mein Täubchen. Er wird uns unter den Händen davongehen."

„Nein! Er soll leben! Ich will es!"

„Die Madonna mög' helfen. Ich will neue Medizinen kochen."

Giuditta war mit ihrem fiebernden Gast allein. Sie stand aufrecht am Kopfende des Bettes und sah ihn an. Er war in Schlummer gefallen. ‚Wenn ich ihn rette, gehört er mir,' ging es ihr durch den Kopf. ‚Oder — ich kann ihn nicht sterben lassen, weil er mich geküßt hat.' Der

Digitized by Google

Kranke lachte im Schlaf. Sie zog die Brauen zusammen. „Was in ihm vorgehen mag . . .?“ Ganz blaß wurde ihr Gesicht. Ein Beben ging durch ihre Hände. Und plötzlich beugte sie sich nieder, hob das Leintuch von der Brust des Kranken und legte ihr Ohr auf die Stelle . . .

Langsam richtete sie sich auf, ein wenig nur, ihr Gesicht dicht über dem Schlummernden. Und dann schloß sie fest die Augen und legte, leise tastend, die Hände weich um seine Wangen. Und mit festgeschlossenen Augen beugte sie sich vor und küßte ihn.

„Gut gemacht,“ lallte der Fremde, „gut gemacht.“ Und er hob die Arme und streichelte schwerfällig ihr Haar.

Dieselben Worte, die er ihr zugerufen hatte, als er aus dem Kahne sprang. Dieselbe Bewegung fast. Heute ließ sie Worte und Berührung über sich ergehen. Sie lächelte.

Und eine Woche ging hin. Giuditta war nicht aus dem Zimmer gewichen. Wenn der Schlaf sie übermannte oder die alte Amme sie zur Ruhe zwang, genügte ihr ein notdürftig Lager in einer Ecke der Kammer. Beim leisesten Geräusch, das der Kranke vernahm, sprang sie auf. „Es geht nicht ohne mich.“ Tag für Tag legte sie ihr Ohr auf seine Brust und ihre Hände um seine Wangen. Minutenlang. Aber geküßt hatte sie ihn nicht wieder.

Eines Morgens schlug er ruhig die Augen auf. Aufmerksam betrachtete er seine Umgebung und besonders prüfend seine Pflegerin.

„Wie heißen Sie?“

„Giuditta.“

„Was tun Sie hier?“

„Ich bin in meinem Hause.“

„Pardon. War ich krank?“

Sie nickte.

„Demnach habe ich Ihnen wohl zu danken? Na, dann komm mal näher, mein Mädchen.“

Sie verschränkte die Arme über der Brust und lächelte, wie man ein Kind belächelt.

Er hielt den Blick aus, wurde rot, dehnte sich und sagte: „Donnerwetter, ist das eine gemütliche Klappe.“

Gleich darauf war er wieder eingeschlafen.

Mit über der Brust verschränkten Armen stand sie noch, als die alte Francesca eintrat.

„Ist er aufgewacht?“ flüsterte sie.

„Er ist gerettet.“

Die Alte wollte verschwinden. „Ich will eine Fleischbrühe richten.“

„Höre, Francesca.“ Und die dunkeln Augen groß und fest auf ihre alte Dienerin richtend, sagte sie, jedes ihrer Worte ruhig betonend: „Er — gehört — mir!“

Das hatte die Alte nie im Leben vergessen. — —

„Also meinen Namen wollen Sie wissen? Warum? Das zerstört nur das Märchen.“

„Aber ich muß Sie doch nennen, anrufen können.“

„Das leuchtet mir ein. Ich bin der arme Heinrich.“

„Nein—rich? Das ist schwer. Wie würde man bei uns sagen?“

„Enrico, meine verehrte Giuditta.“

„Weshalb nennen Sie sich den armen Enrico?“

„Weil vor fast tausend Jahren ein Namensvetter von mir, der auch in seiner Jugend so fröhlich gewesen war, daß sein leiblicher Mensch einen Knacks bekam, wie ich dieselbe Straße zog. Gen Salerno, jenseits der Bucht. Dort sprach ein berühmter Arzt zu ihm: Wenn sich ein reines Mägdlein dir zum Opfer bringt, wirst du ewig leben.‘ Das ist die Historie vom armen Heinrich.“

„Fand er solch ein Mädchen?“

„Mein Namensvetter war schlauer als ich. Er hatte es sich gleich mitgebracht.“

„Armer Enrico,“ spöttelte sie.

„Meinen Sie — mich? Hierher! Hiergeblieben! Na, warten Sie, wenn ich erst auf die Beine komme.“

Wieder ging draußen ein Sturm. Er pfiff über das Meer und verfing sich wütend brüllend in den Felsen.

Sie saßen sich am Tisch gegenüber, die Lampe zwischen sich. Seit wenigen Tagen war er auf.

„Bei solchem Unwetter landete ich,“ sagte der Genesende.

„Das taten meine Vorfahren auch, wenn sie als Sieger kamen.“

„Werd's mir merken.“ Er schaute sie unter der Lampenglocke an. „Uebrigens — Ihre Vorfahren?“

„Waren die Herren Positanos. Die alte Francesca weiß es, und ich weiß es. Man nennt mich daher noch ‚Giuditta Africana‘.“

„Aha — Piratenblut. Damit kann ich auch aufwarten.“

„Erzählen Sie, Herr Enrico.“ Sie rückte den Stuhl näher an den Tisch und stützte das Kinn in die Hände.

„Was denn? Einen Schuß Banditenblut haben wir alle in den Adern. Das ist wie Heimweh. Na, und ich? Ich fand auf unserm Schloß —“

„Schloß — ?“

„Keine Angst. Es bricht bald zusammen. Unter der Last der Hypotheken nämlich. Also auf diesem unserm Schloß an der Ostsee, hoch droben im Norden, las ich in alten Urkunden, daß meine Vorfahren gar wacker als Piraten zur See gefahren waren, wie der Blitz bald hier, bald dort einschlagend. Es war eine erlauchte Gesellschaft. Die Blüte des Adels, selbst Herzöge und Fürsten darunter. Man nannte sie die ‚Vitalienbrüder‘. Nachher wurde eine Banditenbande daraus, welche die Küsten von Freund und Feind brandschatzte und nur den eignen Magen kannte. Hoho, mein Fräulein, aufpassen! Ich habe die Ehre!“

Die Arme aufgestützt, den Kopf in den Händen, saß sie und sah ihm auf die Lippen.

„Das ist wie ein verwandtes Blut,“ sagte sie langsam.

„Richtig. Normannen und Sarazenen, wer kennt sich da aus! Sizilien und die ganze italienische Küste — überall Spuren gemeinsamer Tätigkeit. Normannen und Sarazenen. Sarazenen und Normannen.“

„Und Sie, Herr Enrico — sind Sie ein Seeheld?“

„Ich bin der arme Heinrich, der ein Mädchen sucht.“

„Antworten Sie ernsthaft.“

Da schlug er auf den Tisch.

Digitized by Google

„Nichts bin ich, nichts, nichts!“ Und seine Augen blickten grimmig auf die geballte Faust. Giuditta rührte sich nicht in ihrer Stellung. „O ja,“ lachte er auf, „einst, als ich die Welt eroberu wollte, da saß ich auf meinem Rotschimmel, und hinter mir zog meine Schwadron. Dragoner, Mecklenburger Jungens. Der Trompeter bläst. Das Signal: Galopp! Und heiße heidi über die Brachäcker, daß uns die Erdklumpen um die Ohren sausen! Herrgott, hab' ich in den Sturm hineingeschrien wie so ein alter Erobererkönig. Hat sich was! Eines Tages stach es mich beim Schreien in die Brust. Zu fröhlich gelebt, sagten die Aerzte. Als ob man anders leben könnte! Resultat: Dienst quittiert, auf nach dem Süden. Schluß: der arme Heinrich.“

Er brütete finster vor sich hin. Dann hob er den Kopf und begegnete dem Blick des Mädchens.

„Was haben Sie sich da aufgelesen, Giuditta! Strandgut —“

„Der Strand gehört mir.“

„Und was Sie finden?“

„Behalt' ich.“

„Scherze nicht. Du bist zu schön dazu.“

„Ich behalt' es.“

Er stand auf, rasch, elastisch. Und sie wie er. Dicht voreinander standen sie und maßen sich. Blaß, mit glühenden Augen. Und langsam tötete sich bei beiden die Stirn, weil einer des andern zitterndes Lächeln sah. Da umschlangen sie sich und ließen sich nicht aus den Armen. —

Die Leute von Positano zischelten, wenn die beiden vorübergingen. Aber der deutsche Herr hatte eine so absonderliche Art, um sich zu blicken. Da ließen sie es. „Giuditta Africana,“ sagten sie achselzuckend.

Aber Giuditta mochte die Menschen nicht, wenn sie sie auch übersah. So groß und gewaltig wuchs sie in ihrer Liebe, daß es in ihr nach der Einsamkeit der Großen verlangte. Und ihr Blick schweifte wieder und wieder zu den einsamen Galli-Inseln und heftete sich an den Sarazenenturm.

Es kam kein Winter in diesem Jahr. Im Dezember reiften die Orangen in den Gärten. Im Januar begann das Rosenblühen. Blau spannte sich der Himmel über das blaue Meer. Und die warme Luft war voll von Düften.

Giuditta stand in ihrem weißen Kleide, Korallen um den mattglänzenden Hals und zu beiden Seiten des schweren dunklen Haares. In ihren Augen war die Freude.

„Sag dem Haus ein Addio, Enrico. Wir beziehen unsre Sommervilla!“

„Willst du mich entführen? Gleich ist es Nacht.“

„Fürchtest du dich?“

„Mit dir in die Hölle oder ins Paradies.“ Und er legte die Arme um ihren Leib und küßte sie, als sei es das erste Mal.

„Ins Paradies! Komm!“ Und endlich entwand sie sich seiner Unerträglichkeit.

Er ging mit ihr, durch die menschenleeren Gassen, an den verfallenen Häusern vorbei. Immer weiter hinunter, bis sie an die verlassene Marina kamen. Er fragte nicht. Er hielt nur ihren Arm in den seinen gepreßt. An einer beladenen Barke trafen sie die alte Franceesca. Die grüßte das schöne Paar tief wie ein Königspaar. Der Himmel war übersäet mit silbernen Sternen.

Wortlos nahmen sie, ein jedes auf einer Bootsbank, Platz. Dann griffen die Ruderblätter tief ein.

Und als nach heißer Fahrt die Inselküste vor ihnen aus dem Meer sich höh und die Mauern des Sarazenenturmes aus dem Dunkel sich lösten, ließ Giuditta ihre Ruder über dem Wasser schwingen, lehnte sich zurück und begann ein Lied. Zum ersten Male, daß sie sang. Eine wilde, ergreifende Melodie. Die zog auf breiten Schwingen über das Wasser, umflatterte den harrenden Turm und legte sich über den Strand, auf den das Boot auffuhr. Es war wie ein großes, wunderbares Geheimnis.

Sie schritten über den Strand und betraten den Turm. Zwischen den Mauern, über dem Schutt, war ein Nest hergerichtet. Notdürftig zwar, aber genügend, um Schutz zu gewähren. Ein alter bunter Teppich deckte den Boden. Durch die fensterlose Turmluke, die wie der Eingang durch eine Wolldecke zu sperren war, schwebte die weiche, laue Nachtluft und der Sternenschein. Unaufhörlich sang das Meer.

„Nimm Besitz, Enrico. Das ist unser Reich. Dort in der Holzhütte schläft unser Hofstaat Franceesca. Wir brauchen das Dach nur zur Nacht. Am Tage haben wir den Sonnenhimmel zu Häupten und zu Füßen die blühende Insel. Sprich ein Wort, ob du zufrieden bist.“

„Ja, nur ein Wort: — Giuditta!“

Und sie in seinen Armen:

„Mein Enrico ... Mir gehörst du!“

Früh mit der Sonne durchstreiften sie ihr Reich. Oft eng aneinandergeschmiegt, oft wie ausgelassene Kinder sich jagend und haschend. Auf jedem Punkte, der neue Aussicht bot, hielten sie an und schrien auf vor Entzücken. Mit jedem Baum, jedem Strauch, mit der ganzen Blütenwildnis umher machten sie feierlich Bekanntschaft. Auf einer Steinplatte, die sich über das Meer hinausreckte, lagerten sie engverschlungen, den Blick auf die hochgeschwungene Silhouette Capris gerichtet, oder südwärts, in der Richtung, in der sie Salerno wußten.

„Dorthin mußte der arme Heinrich, Giuditta. Ich konnte mir den Weg sparen. Hoho! Ich bin gesund!“

„Ruhig, ich bin dein Arzt!“

„Mein Mädchen bist du! Aber her nur mit deiner Medizin.“ Und sie jubelten über die See.

Alle zwei, drei Tage, wenn es Abend wurde, kam ein Boot zu ihnen herüber und brachte Trinkwasser und die wenige Ware, deren sie benötigten. Die alte Franceesca schwatzte mit dem Mann, nachdem sie ihm für die Fahrt eine Silberlira gezahlt. „Es ist ein ‚Afrikauer‘,“ sagte Giuditta, „aus der Sippe der Franceesca. Er tut es gern.“

Während die Alte in den Morgenstunden das Hauswesen besorgte, sprang das junge Paar von geschützter Stelle in die See, schwamm spielerisch hinaus oder rund um die kleine Insel. Nachher lagen sie in der Sonne. Wurde es heißer, so suchten sie den Schatten der Bäume oder die runden Höhlen, die das Meer in den Fels gewaschen. Von hier aus warfen sie die Angel, meist aber träumten sie Schulter an Schulter, glücklich, daß sie ihr Beisammensein fühlten, und merkten nicht, wenn ein

Digitized by Google

Fisch an den Köder ging. Und in dem seligen Nichtstun erstarkte der Mann, seine Brust war gesundet, und zuweilen schon blitzte es wie Tatendrang aus seinen Augen. Giuditta aber dachte an nichts als an die Stunde, die um sie war.

„Du gehörst mir, Enrico."

„Du hast mir das Leben doppelt geschenkt, mit dem Glück die Gesundung."

„Wenn ich mein Ohr auf deine Brust lege, höre ich nichts mehr von eisernden Stimmen."

„Tust du das?"

„Jede Nacht."

Und immer schöner wurde der Frühling, und immer stärker entfaltete sich das Leben. Wenn sie auf der überragenden Steinplatte saßen und über das Meer blickten, sahen sie die Dampfer, die den Strom der Fremden nach Messina und Palermo führten, die großen Segler, die von der afrikanischen Küste nach Neapel und Livorno strebten. Oft war die Ferne erfüllt von kleinen Booten, welche die Frühjahrsgäste Capris bis nach Sorrent spazieren fuhren. Und die Fischerflottillen aller kleinen Küstenstädte der Runde standen am Horizont wie lange schwarze Striche, umglitzert von der Sonne, die sich in den weißen und roten Segeln fing. Heimlich dehnte der Deutsche die Arme. Die Kraft wurde überschüssig. Einmal sie wieder erproben, einmal nur . . .

Neben ihm, die Hände unter dem Haarknoten verschränkt, lag Giuditta, mit großen Augen in die Sonne blickend. Er sah das ruhige Atmen des schlanken, frauenhaften Körpers. Er sah das stille Lächeln des Glücks um ihren Mund. Und er ließ die sich dehnenden Arme leise sinken.

„Höre, Giuditta," begann er an einem Abend, während die alte Franceesca mit dem ihr verwandten Fischer aus Positano am Landungsplatze plauderte, „wer bestreitet denn eigentlich den Haushalt?"

Sie sah ihn überrascht an.

„Das ist Frauensorge. Nimm fürlieb."

„Oho! So schüttelst du mich nicht ab. Du willst doch nicht, daß ich mich vor dir schäme?"

Sie sah ihm noch immer in die Augen wie in einem jähen Schreck.

„Was dein ist und was mein ist, darin weiß ich keinen Unterschied. Wo bliebe da die Liebe, die eins ist? Wenn es dich jedoch beruhigt, Enrico: ich habe ein kleines Vermögen, und wir brauchen fast nichts."

Er war nicht darauf zurückgekommen. Er wollte sie nicht kränken. Aber um so stärker spürte er die eigne, neugeborene Kraft, die sich nicht betätigen konnte. Und als der Frühling weiter und weiter schritt, dem Sommer entgegen, wurde er ganz still.

Der Schirokko meldete sich. Der legte sich ihm ins Blut wie Blei. Stundenlang konnte er ohne zu sprechen auf der Felsplatte liegen und nach Norden schauen.

„Was ist dir, Enrico?" fragte sie angstvoll, und doch bemüht, die Angst in der Stimme zu bändigen.

„Ich hatte ein Gesicht."

„Erzähle doch . . ."

„Jetzt schneiden sie daheim das Korn. Dann folgt die Kartoffelernte. Wie schnell die Zeit da sein wird."

„Was plagst du dich um Korn- und Kartoffelernte? Du bist doch kein Landmann."

„Nein, aber Offizier bin ich — nein, nein: war ich. Ich seh' die Stoppelfelder und den Brachacker. Die Schwadronen ziehen aus mit klingendem Spiel. Es geht ins Manöver. Ach was — ich bin ja doch nicht dabei."

„Du gehörst mir, Enrico," sagte sie mit zitternder Stimme.

Er nickte. —

Seit Wochen lag der Schirokko wie ein glühender Hauch über Land und Meer. Der Deutsche sprach nicht mehr. Er sah an Giuditta vorbei. Und sie wußte, daß er unablässig grübelte. Längst hatte sie begonnen, jeden Zug in seinem Gesicht zu belauschen. Da trat sie vor ihn hin.

„Du küssest mich nicht mehr, Enrico. Du sehnst dich heim."

„Ich muß — fort!" stieß er hervor.

„Mit mir —?"

„Ich will wieder Dienste nehmen. Bei meinem alten Regiment. Ich bin gesund und lungere herum."

„Willst du — mit mir — fort?"

„Giuditta — ich komme wieder."

Sie stand blaß und aufrecht. Ihr Blick umfaßte seine ganze Gestalt. Glühend lastete der Schirokko über den beiden Menschen.

„Morgen abend," sagte sie, „kommt der Verwandte der Franceesca. Er kann dich nach Positano rudern oder nach Sorrent. Es ist besser, unser Boot bleibt hier. Bist du es zufrieden?"

„Giuditta!" schrie er. Alle Mattigkeit war von ihm abgefallen. Er schlang die Arme um die Willenlose und preßte sie an sich, als wollte er sie erdrücken. Er überschüttete sie mit zärtlichkeiten.

„Dieser Tag und die Nacht gehören mir," sagte sie leise.

Den Kopf in ihrem Schoß gebettet, lag er lang ausgestreckt, haschte nach ihren Händen, die er küßte, und sang deutsche Lieder über das Meer. Sie sah auf ihn hinab mit demselben steten, starren Blick. Als es Abend wurde, erhob sie sich.

„Bleibe. Ich will Franceesca sagen, daß sie uns nicht umsonst erwartet. Die Nacht ist so warm. Wir wollen sie im Freien verbringen."

Sie ging zum Turm zurück und kramte in ihren Sachen. Die alte Amme schaute ins Gelaß.

„Giuditta —!" rief sie erschreckt.

„Du schweigst! Ich bin die Herrin!"

„Giuditta —," wimmerte die Alte und hob die Hände.

Die aber setzte sich nieder und schrieb ein paar Zeilen auf ein Blatt Papier, daß sie verschloß.

„Morgen in der Frühe fährst du hinüber nach Positano und übergibst das dem Pfarrer. Kein Wort! Es muß sein. Enrico ist schwer krank."

Und plötzlich nahm sie die Alte fest in die Arme und küßte sie wieder und wieder. „Schwöre mir bei allen Heiligen, schwöre mir, daß du tust, wie ich will. Du wendest dich nicht nach mir um. Und morgen in der Frühe ruderst du hinüber. Bei meiner Liebe, die ich dir entziehen würde."

Die Alte machte das Zeichen des Kreuzes. „Ich bin deine Dienerin," flüsterte sie stumpf. „O Madonna, Madonna . . ."

Und Giuditta lag auf der der See überragenden Felsplatte neben dem Geliebten. Wie ein

Digitized by Google

Stralsund. Nach dem Gemälde von Eugène Dücker (Düsseldorf)

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Sturm waren seine Zärtlichkeiten über sie dahingebraust. Nun schlief er in ihrem Arm.

Sie richtete sich auf und legte ihr Ohr auf seine Brust. Dann drückte sie die Lippen auf die Stelle.

„Was tust du?" fragte er und öffnete schlaftrunken die Augen.

„Ich küsse dein Herz."

Und er hob die Arme zu ihrem Halse und entschlummerte aufs neue.

Giuditta saß unbeweglich. Ihr Auge grüßte den blauen, sternenbesäten Himmel und das blaue, schweigende Meer. Es grüßte die Küste und die schattenhaften Türme, die Zeichen alter Sarazenenherrlichkeit. Die Hand senkte sich in ihr Kleid und tastete nach dem Herzen des Schläfers. Dann beugte sie sich rasch vor, preßte die Lippen auf den Mund des Geliebten und stieß ihr Stilett tief in sein Herz.

Der Mann gab keinen Laut. Im Todesschlaf lächelnd lag er vor ihr.

„Giuditta Africana," flüsterte sie. Und sie erhob sich und ging leisen, schnellen Schrittes den Felspfad zur andern Seite hinab, wo ihre Barke auf dem Strande lag. Leise löste sie die lange Kette, legte sie, um das Klirren zu hindern, um die Schultern und stieg wieder hinan. Vor dem Toten kniete sie nieder.

„Du gehörst mir! Wir bleiben zusammen."

Schwere Steine befestigte sie an der Kette. Sie schlang die Kette fest um den Toten und sich und verhakte sie. Da vernahm sie das Heranhasten der alten Francesca.

Sie umklammerte das blasse Haupt des Geliebten. „Komm," sagte sie, „wir sind Könige —"

Mit aller Kraft hielt sie die Füße gegen die Steinplatte gestemmt. Es klirrte und klang. Dann war die Steinplatte leer. Unten seufzte das Meer auf wie unter einer allzuschweren Last, die es nicht zu halten vermochte. Die alte Dienerin, die sich mit wildverstörten Augen über den Felssturz beugte, sah nur noch die seltsam grünen Flecke des Meeres, die im Mondlicht stille, weite Ringe zogen . . .

Ich hatte die Achtzigjährige in der verfallenden Kapelle zurückgelassen. Als ich nach heißer Wanderung zurückkehrte, lag die Alte noch auf demselben Platz. Friedlich schlief sie. Und sie erwachte nicht mehr, als ich sie rüttelte.

Die Leute von Positano sträubten sich gegen das Begräbnis der Verrückten, die seit zwanzig Jahren wie eine Heidin gehaust hatte und nicht einmal zur Osterbeichte gekommen war. Da fragte ich nach ihrem Verwandten und fand einen alten Fischer. In der Nacht haben wir den leichten Körper ins Boot getragen.

„Schirokko," sagte der Alte und wischte sich die glühende Stirn. Und ich dachte, als wir hinausruderten zu den Galli-Inseln, und der Sarazenenturm aus dem Dunkel stieg, an das schöne, einsame Weib, das „Feuer im Blut" hatte von ihren Vorfahren her.

Dort, wo die grünen Flecke im blauen Wasser leuchten, haben wir die Leiche der alten Dienerin versenkt. Dort ruht sie auf dem Grunde zur Seite ihrer angebeteten Herrin, Giuditta Africana.

Evas Haar

Von

Chr. Morgenstern

Als wie das Feld, das erstes Licht ereilt,
Sind deines Hauptes wunderblonde Wellen;
Ein sanfter Morgen scheint ihr Gold zu schwellen,
Darauf der Sonne Auge zögernd weilt.

Nun flammt es auf, als käm' es Purpur malen, —
Ist es der Mohn, der heimlich in ihm wohnt?
Doch wenn der Abend naht mit kühlen Strahlen,
So ruht es wieder blaß wie keuscher Mond.

Digitized by Google

Die Trümmer der Burg Normannſtein

Das Werratal und ſeine Burgen

Von

Lotte Gubalke

(Hierzu 9 Abbildungen nach phot. Aufnahmen von Franz Tellgmann in Mühlhauſen i. Th. und Oskar Tellgmann in Eſchwege a. Werra)

So viel deutſches Land ich kennen lernte — die grün umkränzte Oſtſee, die wildere Nordſee oder den Rhein mit ſeinen Burgen, das Schleſierland mit ſeinen Waldgebirgen, die Elbe und wie ſie alle heißen, die deutſchen Gauen und Flüſſe — am höchſten ſchlägt mein Herz und am hellſten leuchtet mein Auge, wenn ich das Thüringer Land im Rücken laſſe und von Eiſenach kommend in das Land der Heſſen einbiege, die Werra ſehe, die ſo viel zu erzählen weiß von alten Zeiten, in denen es hoch herging in deutſchen Landen und auch manchmal, ach, ſo troſtlos trübe. Ueberall von den Höhen und in den Tälern ein heimliches Raunen — von trotzigen Helden und treuen Frauen aus Heſſenſtamm.

Schloß Rothenſtein bei Allendorf

Die Werra führte in älteſter Zeit mit der Weſer den gleichen Namen, der ſich ſpäter in Wiraha umwandelte. Sie entſteht aus mehreren kleinen Bächen, von denen das Saarwaſſer das ſtärkſte iſt. Sie alle entſpringen am Südfuß des Thüringer Waldes. Die Werra durchfließt eine Landſchaft, die zu den ſchönſten und jedenfalls zu den lieblichſten deutſcher Heimaterde ge-

Digitized by Google

zählt werden kann. Zudem ist sie sowohl in geschichtlicher als auch geognostischer Beziehung hochinteressant. An ihren Ufern saßen seit altersher Hermunduren, Katten und Cherusker. Im Lauf der Zeit gingen die letzteren in den Sachsen auf, die beiden ersteren wandelten ihre Namen in Hessen und Thüringer. Die jetzigen Bewohner des Werratals sind fleißige, fangesfrohe Leute, gastfrei und zuweilen etwas derb, aber zuverlässig und treu. Hessen und Thüringer haben ihre Eigenschaften zu einem guten Charakterbild vermischt. Das leichtlebige Thüringer Blut bekam einen Zuschuß von altbewährter Hessentreue und Hessentrotz. Der Wanderer findet, von Eisenach kommend, von Berka bis Münden einen reichen Wechsel an wahrhaft schönen Landschaftsbildern. Waldige Höhen, trotzige Ritterburgen auf steil abfallenden Felsen, Dörfer mit roten Ziegeldächern im grünen Wiesengrund, umgeben von einem Wald von Obstbäumen, silberhelle Bäche, verschwiegene, ganz einsame weltferne Täler und kleine reiche Städte, ausgezeichnet durch manches interessante Bauwerk. Das Werratal gehört zu jenen Gegenden, die immer noch wenig gekannt sind. Es ist um so verwunderlicher, da es an guten Verkehrsverbindungen nicht mangelt, die nach dieser Gegend führen, die auf einem engen Raum eine Fülle von landschaftlicher Schönheit und so viel durch Sage und Geschichte interessante Punkte vereint. Die Werra fließt mit kleinen krausen Wellen in unendlich vielen Krümmungen dahin. Sie hatte es nicht leicht, sich ihren Weg zu bahnen durch das feste Kalkgestein. Davon zeugen bei Treffurt die gewaltigen Felsmassen des wild zerklüfteten Heldrasteins und der hochaufragende Normannstein. Treffurt liegt am rechten Werraufer am Fuß der Adolfsburg. Der Sage nach haben Normannen im fünften Jahrhundert den Normannstein erbaut. Die Stadt führt ihren Namen nach drei hier durch die Werra führenden Furten. Winfried, der das Christentum in dies gesegnete Tal brachte, baute hier im Jahre 726 eine Kirche. Das Geschlecht der Treffurte besaß einst reiche Besitzungen sowohl im thüringischen Westgau als auch im hessischen Ringgau. Anfänglich ein edles, tapferes Geschlecht, ging es an Rauf- und Raublust elend zugrunde. Die Landgrafen von Hessen und Thüringen verjagten, verbündet mit dem Kurfürsten von Mainz, den letzten dieses Stammes. Er starb bettelarm in der alten Stadt Wanfried. Von der Höhe des Heldrasteins, der dem Normannstein gegenüberliegt, bietet sich dem entzückten Auge ein prachtvoller Blick auf die tief unten im Tal dahinfließende Werra, auf die Orte Heldra, Großburschla, Altenburschla, Völkershausen und Wanfried. Die Blicke schweifen über die Eichsfelderberge bis zum Possen bei Sondershausen, vom Hainich bis zum Harz, von den Hörselbergen und dem Thüringerwald mit dem Inselsberg und der Wartburg bis zum Tolmar und dem Iberg. Man erschaut den Ringgau mit der Ruine Boyneburg, das Richels-

Burg Fürstenstein am Eingang des Höllentals

Digitized by Google

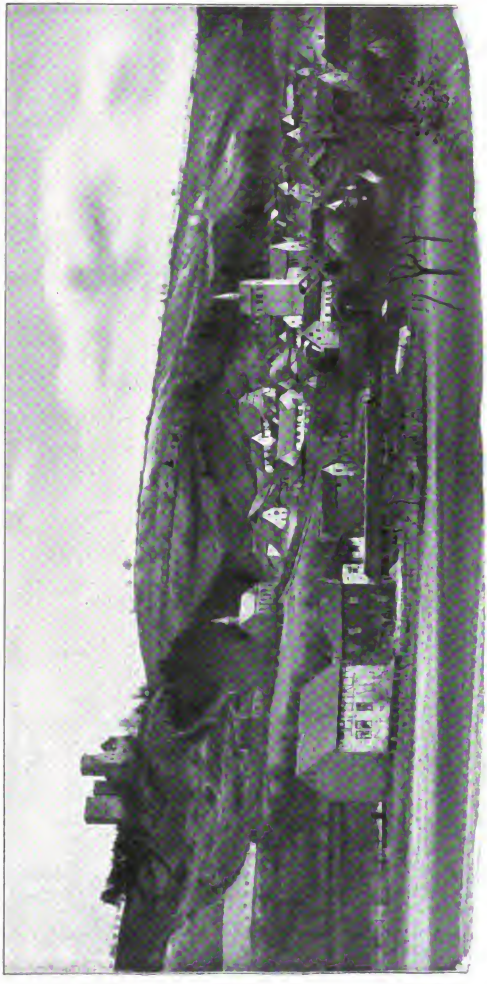
dorfer und das Holzingergebirge mit dem Alhemier, vom Seulingswald überragt, den wieder die Berge der Vorderrhön und ganz in der Ferne die der Hohen Rhön überschatten. Endlich das alte Eschwege, die Lieblingsstadt der Kaiserin Adelheid, der Meißner, der Kaufungerwald mit dem Bilstein, die Hörne und zuletzt der Brackenberg bei Münden. In diesem Erdenwinkel ist die Heimat so mancher alten Sage, die sich in vielfachen Deutungen und Umdichtungen dann über das ganze deutsche Vaterland verbreitet hat. Eine alte Sage erzählt, daß der wilde Ritter Hermann von Treffurt einst bei Nacht nach einem Raubzug und wüstem Gelage den Weg verlor. Wütend spornte er sein Pferd, das ihn in rasendem Lauf immer weiter in den düsteren Bergwald hineintrug. Plötzlich bemerkte er, daß er zu nahe an den Abgrund geriet. Aber es war bereits zu spät; er konnte sein hochaufbäumendes Tier nicht halten und sauste mit ihm in die Tiefe. In seiner Todesangst rief er die heilige Jungfrau an. Sie erhörte ihn, und so geschah es, daß er lebend in den Wipfeln der alten Buchen hängen blieb. Diese wunderbare Rettung vom sicheren Tode führte ihn zur Einkehr. Als Büßer starb er später in einem Kloster zu Eisenach. Tatsächlich fand man vor nicht zu langer Zeit beim Fällen einer alten Buche eine Kandare, die ganz in ihren Stamm eingewachsen war. Die Kammerherren von Scharfenberg-Wanfried sind Besitzer dieses romantischen Erdenflecks. Die Boyneburg, die wir am Westrand

Ruine der Probstei Ahterode

Blick auf das Werratal und die Burg Fürstenstein

Digitized by Google

des Ringgaus vom Heldrastein aus sahen, erhebt sich auf einem nur durch einen schmalen Kamm zugänglichen Kegel. Von der stolzen, umfangreichen Burg, die eine glanzvolle Vergangenheit hat, blieben nur kümmerliche Reste. Ein hoch über das Waldmeer ragender gespaltener Turm, Mauerwerk, von Gebüsch und Farn überwuchert, bilden die letzten Zeugen einstiger Herrlichkeit. Ein großer Turnierplatz erzählt von vergangenen festlichen Tagen. Die Boyneburg gehört zu den ältesten deutschen Burgen. Auf dem schwer zu erobernden Kegel hatten schon die Katten eine Feste, die Drusus zu Falle brachte und mit einer Besatzung belegte. Bonifatius hatte einst dem Land um die Boyneburg die Zehntfreiheit erteilt und war von hier aus dem Götzendienst des Staffo zu Leibe gegangen. Geschichtlich bekannt wird die Burg erst durch den mächtigen Grafen von Nordheim-Boynemburg aus Wittekinds Stamm im 11. Jahrhundert. Als nach jahrelangem Kampf Otto von Nordheim gegen Kaiser Heinrich unterlag und gefangen genommen wurde, ließ man ihn frei, da er als Sicherheitspfand auch das Schloß Boynemburg im Netragau hingab. Als der Stamm dieses edeln Geschlechtes erlosch (1144), fiel die Burg an das Reich zurück. Sie war ein Lieblingsaufenthalt Kaiser Barbarossas. Er weilte



Treffurt mit dem Normannstein

Digitized by Google

Der Ludwigstein; im Hintergrund die Burg Hanstein

hier mit großem Gefolge, zu dem auch Heinrich der Löwe gehörte. 1166 und 1168 hielt er dort einen Reichstag ab. Einkünfte für die Kapelle der Boyneburg, die er bei seinem letzten Aufenthalte 1188 stiftete, sind später auf die Pfarrei Datterode übergegangen. Der Datteroder Pfarrer hält noch heute am Himmelfahrtstag, früher am Gründonnerstag, einen Gottesdienst in den Ruinen der Kapelle ab, wobei Brot und Speck an die Armen verteilt werden. Diese Spenden entstammen dem Vermächtnis jenes edeln Fräuleins von Boyneburg, das sich dem Tode weihte, um eine Gefahr von seinem Geschlecht abzuwenden. 1292 erhielt Heinrich von Hessen die Burg als Reichslehen von Adolf von Nassau. Aber die trotzigen Herren von Boyneburg aus dem Geschlecht der Nordheimer sträubten sich lange, ihr vom Sachsenspiegel verbürgtes Recht, nach dem sie keinem weltlichen Fürsten untertan zu sein brauchten, aufzugeben, und erkannten das Lehensverhältnis nicht an. Stets waren sie unter den Gegnern der hessischen Landgrafen zu finden. Erst 1460 gaben sie ihren Widerstand auf und nahmen von Ludwig II. die Burg zu Lehen. Sie waren das mächtigste Geschlecht zwischen Werra und Fulda, das sich fern hielt von den Räubereien jener Zeit. Aus ihm stammen heldenhafte Krieger wie Konrad von Boyneburg, „der kleine Hess'", der Hessentapferkeit bei der Eroberung Roms 1527 als Feldherr Karls V. bewiesen hat. Das Geschlecht der Boyneburg gehörte lange zum hohen Adel. Später spaltete es sich in viele Teile und lebte im Tal, in den umliegenden Gauen weiter in den Familien von Sontra, von Wildeck, von Hohenreiche, von Falken, von Brömmelberg. Lange, vom Ende des 15. Jahrhunderts an war die Burg nur von einem Vogt bewohnt. Im Dreißigjährigen Krieg wurde sie von Tilly geplündert und von Isolani verbrannt. Das weitverzweigte Geschlecht der Boyneburger gab Deutschland auch bedeutende Kirchenfürsten, Staatsmänner und Heerführer. Von dem Kegel, auf dem die Burg thront und von der Vergänglichkeit alles Irdischen erzählt, hat man einen herrlichen Blick auf die umliegenden Ortschaften des Werratals, zwanzig an der Zahl, und weiter über die deutschen Mittelgebirge. Durch herrliche Wälder und kühle Täler gelangt man in das Tal der Berka, in das Höllental, das zum Hohen Meißner, dem König der hessischen Berge, führt. Auf dem Meißner mit seinen undurchdringlichen Wäldern und stillen Halden stand einst Frau Hollens blaues Schloß, in dem sie mit Hans Hörne alles Erdenglück und Erdenleid durchkostete, bis ihr Thor den Geliebten mit seinem Hammer erschlug und ihr stolzes Schloß in Trümmer sank. Unvergeßlich

Ein Turm der einstigen Boyneburg

Digitized by Google

Die Ruinen der Burg Hanstein

bleibt jedem der romantische Zauber, der über diesem einzig schönen Erdenwinkel liegt. Am Eingang des Tales, jenseits der Werra, liegt der Fürstenstein. Die Burg ist heute eine königliche Domäne, berühmt durch ihre Pferdezucht. Einst war sie in den wilden Kämpfen des thüringisch-hessischen Erbfolgekrieges heiß umstritten, oft genug hat sie ihren Besitzer gewechselt. Bald hausen dort die Brüder Appel und Heinrich von Keudel, bald müssen sie die Burg mit Götz Schmidekopf und den Herren von Netra teilen, bis sie endlich im Lauf der Zeit ganz in die Hände der Tiede kommt. Am Ausgang des Höllentals, am Fuß des Hohen Meißners, liegt der alte Amtsort Abterode. Da, wo der Ort zu Ende ist, gegen Osten hin, liegen die Ruinen der vom Abt Ruthard gegründeten, einst sehr mächtigen Benediktinerpropstei, die unter Philipp dem Großmütigen aufgehoben wurde. Unter den evangelischen Ortspfarrern ist der berühmte Burkhard Waldis zu nennen, der zu Allendorf a. d. Werra geboren wurde und nach einem bewegten Leben hier Ruhe fand. Unweit Allendorf liegt auf waldiger Höhe das stolze Schloß Rothenstein. In alten Zeiten stand hier die Osterburg. Das jetzige ganz moderne Schloß ist von dem Kammerherrn Freiherrn von Gilsa im Bau begonnen und 1901 von Herrn von Knopp, dem gegenwärtigen Besitzer, vollendet. Eine wundervolle Aussicht genießt man von hier aus auf das liebliche Tal, auf die Stadt Allendorf und das uralte Sooden, um dessen Salzquellen schon Hermunduren und Katten stritten. Die Geschichte Allendorfs und Soodens ist eng miteinander verknüpft. Allendorf ist das Urbild eines deutschen Landstädtchens. Schöne alte Bürgerhäuser mit künstlich geschnitzten Balken bilden seine Zierde. Durch seine Straßen floß noch bis vor kurzem ein klarer Bach, der jetzt übermauert ist. Seine Bewohner treiben Obst-, Acker- und Gemüsebau — auch Tabak liefern seine Fluren. Die beiden Orte, die durch den Reichtum, der ihnen aus dem Ertrag der Salzquellen floß, sich schön und friedlich entwickelten, wurden, wie das ganze Werratal, im Dreißigjährigen Kriege arg verwüstet. Heute ist Sooden ein aufblühendes Soolbad. Von Sooden aus immer dem in vielen Krümmungen dahinziehenden Werrafluß folgend und bei Lindewerra die Teufelskanzel besteigend, gelangen wir zum Hanstein. Auch Burg Hanstein gehörte denen aus dem Geschlecht der Nordheim. Sie ist eine der schönsten und wohlerhaltensten deutschen Ruinen. Im Schutz ihrer Mauern schmiegt sich das kleine Dorf Rimpach an den Burgberg, nach dessen Kirche jährlich am Himmelfahrtstag eine Wallfahrt stattfindet. Ursprünglich lag die eigentliche Stammburg des Geschlechtes auf einem Berg weiter südlich. Der Name „Alte Burg" und einige Trümmerreste deuten darauf hin. Die Burg gehörte im elften Jahrhundert Heinrich IV. Widersacher Otto von Nordheim und ist um das Jahr 1070 zerstört in einem der Kämpfe, die der kühne Herzog wagte. Der Erzbischof von Mainz scheint die Burg wieder aufgebaut zu haben, nachdem ihm das Landgebiet vom Kaiser geschenkt wurde. Mainz setzte als Burgmann einen Ritter aus dem Geschlecht der Vizedome vom Rusteberg auf die

Digitized by Google

Burg, den Herrn Heinrich von Hanstein. Allmählich wurden diese Herren von Hanstein Erbburgmannen, denn sie erhielten die Burg imstand, als dem Mainzer hierzu das Geld ausging. Schließlich wurden sie Besitzer und, dem Zuge der allgemeinen Verwilderung folgend, Raubritter und tolle Verwüster. Eingenommen ist die stolze Burg niemals. Aber verfallen ist sie dennoch. Auch dies Geschlecht zog von den Höhen ins Tal. Der Dreißigjährige Krieg tat dann vor allem das Seine, den Verfall der Burg zu beschleunigen. Seit 1683 ist sie unbewohnt, befindet sich aber heute noch im Besitz der Familie von Hanstein. In dem großen, noch gut erhaltenen Rittersaal hängen Ahnenbilder, die verwundert auf das Treiben der Kinder einer neuen Zeit sehen. Von der Plattform des Turmes hat man einen weiten Blick über das Eichsfeld und in das Tal der Werra und auf den gerade gegenüberliegenden Ludwigstein, den der Landgraf Ludwig von Hessen zum Schutz gegen die räuberischen Hansteiner erbauen ließ. Diese Burg entstand unter dem Schutz eines Heeres so schnell, daß die Sage die Hilfe des Teufels bei seiner Erbauung annimmt. Die Burg ist leider unbewohnt und gehört heute zur Domäne Wendershausen, die im Tal in einem Wald von Kirschbäumen eingebettet liegt. Ebenfalls zum Schutz gegen die Raubzüge der Hansteiner wurde die Burg Arnstein erbaut, die eine Stunde östlich von der lieblichsten aller Werrastädte, von Witzenhausen, liegt. Von der ursprünglichen Burg sind nur noch ganz kümmerliche Reste vorhanden. Aber ein stolzes Herrenhaus, aus alter Zeit stammend, krönt den waldigen, an einer Seite mit schönen Kirschbäumen bepflanzten Berg. Heute gehört dieser wundervolle Besitz den Herren von Bodenhausen. Die Burg war noch im Siebenjährigen Krieg in ausgezeichnetem Zustand, und eine Besatzung von 200 Franzosen verteidigte sie erfolgreich gegen den General Luckner. In Witzenhausen befindet sich in den Gebäuden des ehemaligen Wilhelmitenklosters eine Kolonialschule, die Pioniere des Deutschtums mit Erfolg ausbildet. Dadurch ist die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diesen schönen Weltwinkel gelenkt worden. Eine rege Bautätigkeit hat sich entwickelt, und die kleine Stadt, die den Namen Lenzbach führt, ist zu neuem Leben erwacht. Sie hat nicht wie ihre Nachbarstadt Allendorf in großer Anzahl schöne alte Bürgerhäuser aufzuweisen — leider wurde sie oft von großen Bränden heimgesucht, und kaum zwei oder drei alte Gebäude reden noch von vergangenen Tagen. Aber eine kleine Kapelle mit schönem gotischen Turm gilt als ihr Wahrzeichen. Einst wurde mit Erfolg hier Wein gebaut, jetzt ist der Obstbau meist nur noch auf die Kirsche beschränkt.

Vielleicht ist es gar nicht einmal zu bedauern, daß der große Strom der sommerlichen Touristen und großstadtmüden Flüchtlinge dies Tal gemieden hat — aber es ist nicht anzunehmen, daß es noch lange nur für wenig Naturfeinschmecker eine Stätte friedlichen Aufsichbesinnens bleiben wird. Schon tauchen hier und da Berliner Sommergäste auf, die einstweilen ohne allen Komfort der Neuzeit noch auskommen müssen.

Im Frühling, zur Zeit der Baumblüte, ist es schön im Werratal, wenn jeder einzelne Baum einem duftigen Blumenstrauß gleicht und die Himmelschlüssel an den Berghängen um die Wette mit den Veilchen blühen. Und nicht minder schön ist es im Sommer, wenn die Buchenwälder ihren grünen Laubschmuck im Sommerwind wiegen. Unzählige kleine Rinnsale fließen von den Höhen zu Tal dem Hauptfluß zu, manch reizendes Seitental entsteht so, in dem stiller Friede herrscht, in dem müde Menschen Erfrischung und Erquickung finden könnten. Eines der lieblichsten Seitentäler ist nächst dem Holtental das Gelstertal. Die grünen Wasser der Gelster vereinen sich bei Witzenhausen mit dem gelblichen Wasser der Werra. Auch in den Bergen des Gelstertales wurde vor Jahren Bergbau getrieben — heute liegt alles in Ruhe —, nur allerhand Sagen von Wichteln und goldbringenden Zwergen laufen noch im Volk um.

Ein großer Vogelreichtum ist diesem Landstrich eigen, Finken und Nachtigallen singen und schlagen um die Wette, und da ein großer Reichtum an Büschen und Hecken vorhanden ist, können die lieblichen Sänger ungestört brüten und nisten. Ueberhaupt liegt über dem ganzen Tal ein Hauch von Unberührtsein.

Schenkung

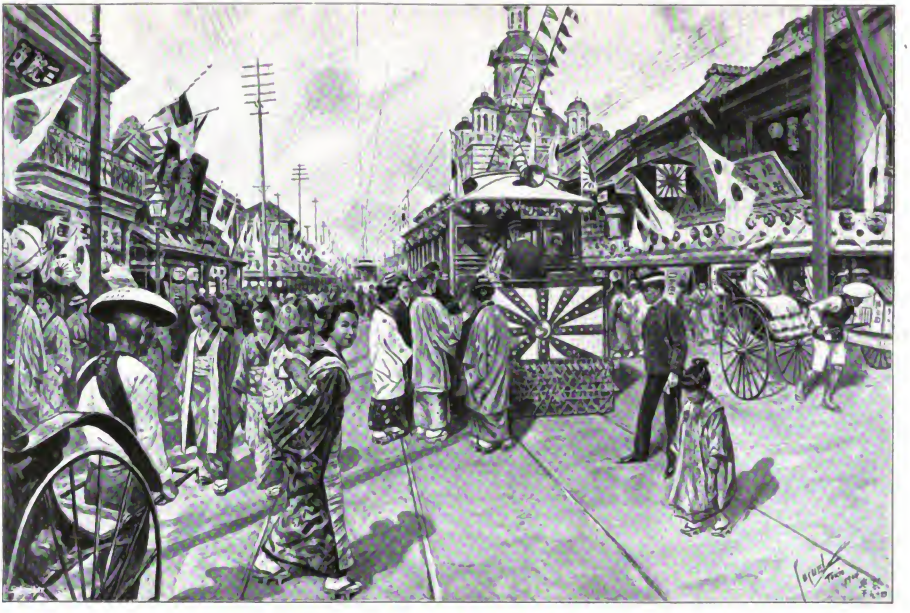
Von

Ludwig Finckh

Dies ist mein Testament. Was ich besitze,
Liegt hinten rechts in einer goldenen Ritze
In meinem Schädel. Eigentümerin
War stets und ist, da ich noch lebend bin,
Die süße Frane.
Silber, Gold und Perlen,
Die Gärten mit den Birken, Buch' und Erlen,
Die Ställe mit den Pferden und den Hunden
Gehören ihr, seit ich sie einst gefunden.
Auch rauscht für sie der Bach. Ihr ist die Mühle,
Der wilde Rosenstrauch am Eschenbühle,
Die Vögel, aller Sang, die braunen Geigen,
Und Sonne, Mond und Abendsternenreigen.
Ihr leuchten Himmel, Wolk' und Abendrot;
Ich daut' ihr Liebe, Herzschlag, Glück und Tod.
Ich war so arm. Ich gab ihr nichts vorm Scheiden.
Doch durft' ich heiße Schmerzen um sie leiden.

Dies ist mein Testament. — Nur ist's verfrüht.
Ich lebe noch, und aller Rotdorn blüht.

Digitized by Google



Siegesfeier in den Straßen von Tokio
Nach einer Zeichnung von Eduard Cucuel

Digitized by Google

Literatur

Lexicon Generum Phanerogamarum. Bearbeitet von Tirelior Tom von Post und Dr. Otto Kuntze. 49 Truckbogen (LXVIII und 718 Oktavseiten). Stuttgart und Leipzig, 1903 (1904). Deutsche Verlags-Anstalt. Ein unvergleichlich wertvolles Orientierungs- und Nachschlagebuch über alle phanerogamischen Pflanzengattungen mit ihren Untergattungen oder Sektionen und allen Nebennamen (= Synonymen) liegt vor uns! Den Kryptogamen (Farnen, Moosen, Pilzen u. s. w.) sind auch noch zehn Seiten kritischer Berichtigung von Namen gewidmet. Die Verfasser haben ein Werk geschaffen, wie es die botanische Literatur der ganzen Welt nicht aufzuweisen hat; ein Werk, dessen überaus schwierig zu behandeln gewesener Inhalt, auf 718 Truckseiten zusammengedrängt, von staunenswertem Fleiß und Gewissenhaftigkeit zeugt, dabei doch so übersichtlich und leichtverständlich gehalten ist, daß es jedem Sachkenner Bewunderung abzwingt. Ein solches Lexikon war schon 1867, als auf dem Pariser Internationalen Botanikerkongreß die Gesetze der botanischen Namengebung festgelegt wurden, eine unabweisbare Notwendigkeit geworden, an das sich aber kein einziger Gelehrter wegen der überaus mühsamen, langwierigen und auch undankbaren Arbeit herangewagt hat. Wegen solcher mangelnder bequemer Grundlage wurden die Gesetze vielfach lässig oder auch gar nicht befolgt. So riß denn schließlich in der Pflanzenbenennung eine Konfusion ein, die unerträglich wurde, bis endlich der völlig unabhängig dastehende, mit scharfem Blick und praktischer Auffassung begabte Privatgelehrte Dr. Otto Kuntze nach mehreren Weltreisen, vielen umfassenden Studien und praktischen Untersuchungen ganz ausschließlich nur der Reform der Pflanzenbenennung in uneigennützigster Weise sich widmete und dann 1891/92 durch seine zweibändige „Revisio Generum Plantarum“ eine kaum geahnte Revolution unter den Botanikern der ganzen Welt hervorrief. Mit sachlicher Einwände der zumeist nicht wenigen Gegner wurden nun genau geprüft und 1893 bis 1898 in dem Bande III 1, 2 der „Revisio Generum“ eingehend erörtert. Als reife Frucht dieser für die Nomenklaturreform fast zwei Jahrzehnte hindurch geleisteten Riesenarbeit, an deren Sichtung und Reiseförderung zuletzt Tirelior Tom von Post in Upsala (des großen Linné früherem Wirkungsorte) sehr gewissenhaft mitgearbeitet hat, ist nun 1903 dies „Lexikon“ erwachsen: eine mustergültige Norm für alle ordnungsliebenden Botaniker, Lehrer der Naturwissenschaften, gebildeten Gärtner, passionierten Pflanzenfreunde, größeren Sammelunternehmungen u. s. w. Das Pariser Internationalen Beschlüsse von 1867 wurden von Dr. Kuntze zu einem, dem „Lexikon“ voranzgestellten „Codex brevis maturus“ redaktionell gekürzt, sinngemäß verbessert und klarer gestaltet, auch zum besseren internationalen Verständnis in drei Sprachen (Deutsch, Französisch, Englisch) abgefaßt. Als grundlegender, fester Anfang sind in dem Werke bezüglich der Familien und Unterfamilien sogicherweise Adansons „Familles des Plantes“, also das Jahr 1763 angenommen. Für die Gattungen wird mit Linnés „Genera Plantarum“ von 1737 als wissenschaftlich wie praktisch allein brauchbarer Grundlage begonnen. Bezüglich der Arten und Unterarten wird von Linnés „Species Plantarum“ 1753 an gerechnet. Der Inhalt des epochemachenden Werkes ist wie folgt geordnet: 1. Die Gesetze der Pflanzenbenennung. 2. Einheitlich gestaltete Abkürzung der üblicherweise abgekürzt gegebenen Pflanzennamen. 3. Alphabetische Aufführung der etwa 60000 Gattungsnamen, gültige durch Fettdruck deutlich hervorgehoben, mit genauer Angabe der richtigen Autoren, der Jahreszahl der Namensaufstellung der Synonyme, der Anzahl und der Heimat der Arten, der Familie und deren Nummer zum bequemen Aufsinden im systematischen Teile; alles geradezu klassisch bezüglich Korrektheit, Klarheit und praktischer Anordnung des Stoffes wie Raumausnutzung. 4. Zehn Seiten Kryptogamengattungen-Revision. 5. Systematische Anordnung aller Phanerogamenfamilien und aller gültigen Gattungen als ein wissenschaftlicher, sehr dankenswerter Ausgleich der zurzeit herrschenden Systeme. 6. Alphabetisches Verzeichnis aller Familien, Unterfamilien und Gruppen. Schließlich noch einige Addenda, so daß alle bis Ende März 1903 bekannt gewordenen Namen Aufnahme gefunden haben. Vielen Anklang wird auch die endlich einmal durchgeführte korrekte einheitliche Schreibweise der Namen finden, da bisher nicht weniger als 10000 verschiedene Namenschreibweisen existierten. Die Herren Verfasser wie die Leser des „Lexikon“ werden gewiß auch die schöne Ausstattung, den klaren Druck, sowie den überaus billigen Preis anerkennen. Der Deutschen Verlags-Anstalt gebührt dafür der Dank aller, nicht minder aber auch den Seite XI genannten Herren Professor Dr. R. Fries-Upsala, Professor Dr. Lundström-Upsala und Professor Dr. M. Fünfstück-Stuttgart, die mit je 1000 (zusammen 3000) Mark das Werk unterstützten und dadurch noch mehr verbilligten, so daß es nun weiten Kreisen zugänglich ist.

— Eine köstliche Weihnachtsgabe ward im Vorjahr dem deutschen Hause in der Gesamtausgabe der „Briefe der Frau Rath Goethe“ beschert, die Professor Albert Köster bei Carl Ernst Poeschel in Leipzig hat erscheinen lassen (2 Bde. geh. 14 Mark). Obwar die Bände in wesentlichen bereits Gebotenes vereinigen, so steckt doch eine mühsame Sammelarbeit in ihnen, abgesehen von dem sehr wichtigen Umstande, daß der Herausgeber die bereits bekannt gewordenen Texte, soweit es nur irgend angängig war, durch Vergleichung mit den Handschriften neu festgestellt hat. Das wundervolle Selbstporträt der Frau Aja, das sich in diesen Briefen entrollt, ist geeignet, alt und jung wie ein belebender Trank zu erfrischen und zu erfreuen. „Frohnatur“, sie besaß die Frau Rat in hohem Maße, dazu die als ein Talisman gehütete, nie versiegende Liebe zur Jugend. Es mag wenig Menschen geben, die sich bis an ihr lebensende ihre Seele so gänzlich vor „Post und Zaunis“ bewahrt haben wie diese herrliche Frau. Mit Recht sagt der Herausgeber am Schluß einer Einleitung, die knapp aber treffend ein Bild der Frau Aja entwirft: „Etwas von der alttestamentlichen Verheißung, die Gott dem Abraham gab, ist an ihr wahr geworden: Und sollst ein Segen sein.“ Denn wo man die Briefe der Frau Rat aufschlägt, überall geht eine beglückende Wirkung aus von dieser Spiegelung einer reinen und starken Persönlichkeit.“ Ueber die Ausstattung der beiden Bände wäre, um sie nach Verdienst zu würdigen, nur in den höchsten Tönen zu reden. Ohne viel dekorativen Buchschmuck, wie ihn die moderne Verlagstechnik sorgen zu müssen glaubt, lediglich durch geschmackvolle Verwendung guten Materials in jeder Hinsicht ist hier vom Verleger ein wahres Muster vornehmer Buchkunst geschaffen worden.

— Unter den jüngeren norwegischen Schriftstellern, deren Werke ein klassischer Ausdruck der gegenwärtigen Strömungen in der Literatur ihres Landes angesehen werden dürfen, steht neben Knut Hamsun unbestritten der hochbegabte Johan Bojer in der ersten Reihe. Unterstützt durch eine kraftvolle, scharf ausgeprägte Individualität hat sein bedeutendes Gestaltungstalent sich auch in Deutschland längst Beachtung erzwungen, und namentlich sein Drama „Theodora“ (deutsch von Adele Neustädter, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), das wiederholt auf deutschen Bühnen zur Aufführung gelangt ist, hat durch die ebenso geistreiche wie künstlerische Art, mit der Bojer darin ein interessantes seelisches Problem entwickelt und zu lösen sucht, dem jungen Dichter im literarischen Kreisen rasch einen angesehenen Namen gemacht. In demselben Verlag wie dieses Drama ist nun auch der neueste und treffte Roman des norwegischen Dichters, „Die Macht des Glaubens“ (übersetzt von Adele Neustädter), erschienen, dem mit Sicherheit ein starker Erfolg vorhergesagt werden kann. Wie in „Theodora“ gibt auch hier der Kampf zwischen Gehirn und Herz den Grundton; der Verfasser schildert uns einen reichen, angesehenen, ehrenhaften und im Grunde gutmütigen Mann, der durch seinen Stolz und das Bewußtsein, von einem andern Unbank erlitten zu haben, Schritt für Schritt dazu getrieben wird, dem Gegner ein schweres, seine bürgerliche Existenz vernichtendes Unrecht zuzufügen und sogar, nachdem die „Macht des Glaubens“ allmählich jede Gewissensregung in ihm erstickt hat, kalten Blutes einen Meineid zu schwören. Die künstlerische Energie, mit der Bojer diesen Charakter und die ganze Handlung bis zu den äußersten Konsequenzen durchführt, ist bewundernswert. Das Buch eröffnet einen tiefen Blick in die verborgenen Gründe der menschlichen Seele und gibt zugleich ein vortreffliches, dokumentarisch getreues Bild aus dem norwegischen Leben der Gegenwart.

Digitized by Google

Vom Krieg in Ostasien

Die Jahreswende hat den Japanern einen großen, langersehnten und mit unerhörten Anstrengungen erstrebten Erfolg gebracht: Port Arthur ist gefallen, nachdem die Belagerer in den letzten Tagen des alten Jahres durch die Eroberung mehrerer an der Nordfront gelegenen Forts eine breite Bresche in die Hauptbefestigungslinie gelegt hatten und General Stössel zu der Erkenntnis gelangt war, daß weiterer Widerstand vollkommen aussichtslos sei. Mit einem Gefühl der Erleichterung ist in der ganzen Welt die bedeutungsvolle Nachricht aufgenommen worden, denn auch wer den Russen Siege wünscht, muß sich doch darüber freuen, daß das furchtbare Blutvergießen in dem erbitterten Ringen um den Besitz der Festung endlich aufgehört hat. Wie in diesem Gefühl, so ist sich die Welt auch in der Bewunderung für den Heroismus der Verteidiger einig, die sich nicht eher ergaben, als bis die Stadt und die meisten Festungswerke ein Trümmerhaufen, die Flotte vernichtet und die Zahl der Kampffähigen von über 30 000 Mann auf etwa 4000 zusammengeschmolzen war. Die Japaner sind in das eroberte Port Arthur eingezogen und bereits eifrig damit beschäftigt, die Festung wieder instand zu setzen, um für alle Fälle gerüstet zu sein, wenn die Russen — wofür freilich zurzeit wenig Wahrscheinlichkeit besteht — im Laufe des Krieges noch eine Wiedereroberung versuchen sollten. Sie sind entschlossen, die Festung um keinen Preis wieder aus den Händen zu geben, und in der Tat darf man annehmen, daß — welchen Ausgang immer der Krieg nehmen mag — sie dies auch erreichen werden. Das Gros des tapferen Belagerungsheeres wird der unter Marschall Oyama am Schaho stehenden Hauptarmee zugeführt und auf demselben Wege, auf dem schon seit Monaten beständig Verstärkungen aus der Heimat nach Norden befördert worden sind (vergl. die untenstehende Abbildung), zu ihr stoßen. — In Paris trat am 9. Januar die von Rußland und England eingesetzte Kommission zur Untersuchung des „Hull Zwischenfalls“ zum

General Stössel

Generalin Stössel

Phot. Colliers Weekly

Eintreffen neuer japanischer Rekruten auf dem Bahnhof von Jentai

Digitized by Google

Phot. Karl Lewis, Yokohama

Prinz Karl Anton — Major Bronsart von Schellendorf

Prinz Karl Anton von Hohenzollern im Kreise von Herren und Damen der japanischen Aristokratie

ersten Male zusammen und hat seitdem mehrere Sitzungen gehalten. Sie besteht aus dem österreichischen Admiral von Spaun, dem französischen Admiral Fournier, dem englischen Admiral Lewis Beaumont, dem russischen Admiral Dubassoff und dem nordamerikanischen Admiral Davis. Den Vorsitz führt Admiral Fournier. Die Arbeiten der Kommission werden etwa drei Wochen dauern. Auf Verlangen des englischen Vertreters beschloß die Kommission in ihrer dritten Sitzung, daß die Darlegung der ihr unterbreiteten Tatsachen und die Vernehmung der Zeugen öffentlich vor sich gehen solle, und so wird die Welt bald volle Aufklärung über den bis jetzt noch immer rätselhaften Vorgang bekommen.

Copyright 1904 by Underwood & Underwood

Das Rote Kreuz in Ostasien: Japaner beim Rücktransport von Toten und Verwundeten

Digitized by Google

Phot. B. Gridayedoff, Paris

Sitzend von links nach rechts: Sir Edward Fry (England), Admiral Lewis Beaumont (England), Admiral v. Spaun (Oesterreich-Ungarn), Admiral Fournier (Frankreich), Admiral Dubassoff (Rußland), Admiral Davis (Amerika), Taube (Rußland)

Die internationale Kommission zur Untersuchung des Huller Zwischenfalls bei einer Sitzung im Ministerium des Auswärtigen zu Paris

Digitized by Google

Phot. Hans Makart, Wien

Dr. Ernest von Koerber,
der zurückgetretene österreichische Ministerpräsident

Zum Ministerwechsel in Oesterreich

Das wichtigste politische Ereignis, das die Jahreswende Oesterreich brachte, ist der Rücktritt des Ministerpräsidenten Dr. von Koerber von seinem Amte, das er fünf Jahre lang bekleidete. Ernest von Koerber wurde als Sohn eines Majors am 6. November 1850 in Trient geboren. Nach Besuch des Wiener Theresianums erlangte er die juristische Doktorwürde und trat kurz darauf als Konzipist in das Handelsministerium ein. Er durcheilte die lange Stufenleiter bis zum Sektionschef in 19 Jahren. 1896 trat er in das Ministerium des Innern als erster Sektionschef über. Später wirkte Dr. von Koerber als Handelsminister im Kabinett Gautsch und als Minister des Innern im Kabinett Clary-Aldringen. Die außerordentliche Befähigung Koerbers läßt erwarten, daß sein Rücktritt ihn nicht für immer von der politischen Schaubühne fernhalten wird. — Der neue Ministerpräsident Karl Freiherr Gautsch von Frankenthurn war schon zweimal Unterrichtsminister, sodann einige Monate Ministerpräsident und Minister des Innern. Er ist am 28. Februar 1851 als Sohn eines Staatsbeamten geboren und studierte am Theresianum, worauf er als Konzipist ins Unterrichtsministerium eintrat. 1881 wurde er Direktor der Theresianischen Akademie. Mit 34 Jahren war Gautsch schon Minister und führte als solcher zahlreiche Reformen auf dem Gebiete des Schulwesens durch. In die Zeit seiner ersten Ministerpräsidentschaft fallen die Angriffe des tschechischen Pöbels auf die deutsche Bevölkerung Prags und die darauf folgende Verhängung des Standrechts über die böhmische Hauptstadt.

Phot. P. Angerer, Wien

Freiherr von Gautsch, der neue österr. Ministerpräsident

Hauptmann Frankes Rückkehr nach Deutschland

Unter den Offizieren, die beim Ausbruch des Herero-Aufstandes in erster Linie berufen waren, Leben und Gut der deutschen Ansiedler zu schützen und den Aufständischen die Ueberlegenheit der deutschen Herrschaft und Waffenmacht nachdrücklich zum Bewußtsein zu bringen, hat sich besonders der Führer der 2. Kompagnie der südwestafrikanischen Schutztruppe, Hauptmann Franke, durch Energie und Tapferkeit hervorgetan. Da seine Gesundheit gelitten hat, nahm er Mitte November Urlaub. Am 17. November verließ er Swakopmund auf dem Dampfer „Ernst Wörmann", der mit ihm zugleich einen Rekonvaleszententrupp von 58 Mann unter Führung des Hauptmanns

Phot. Hans Berner, Hamburg

Ankunft des Hauptmanns Franke (×), des Siegers von Omaruru, mit kranken und verwundeten Mannschaften in Hamburg

Digitized by Google

Phot. Berliner Illuſtrationsgeſellſchaft

Der Trauerzug mit der Leiche des Fürſten Anton Radziwill in der Straße „Unter den Linden"

Grube nach Teutſchland brachte. Am 18. Dezember traf der tapfere Offizier in Hamburg ein; er beabſichtigt, ſobald ſeine Geſundheit es erlaubt, wieder nach Südweſtafrika zurückzukehren.

Fürſt Anton Radziwill †

Der am 16. Dezember v. J. zu Berlin verſtorbene Fürſt Anton Radziwill war am 31. Juli 1833 in Teplitz als Abkömmling der in Preußen blühenden Linie jenes alten, urſprünglich litauiſchen Bojarengeſchlechtes geboren, das in der Geſchichte Preußens, Polens und Rußlands ſeit mehreren Jahrhunderten eine namhafte Rolle geſpielt hat. Fürſt Anton Radziwill hat 36 Jahre lang dem preußiſchen Heere als aktiver Offizier angehört. Er war 1852 in das Garde-Artillerieregiment eingetreten; 1856 begleitete er als Leutnant den Prinzen Friedrich Wilhelm, den nachmaligen Kaiſer Friedrich, zur Krönung des Kaiſers Alexander II. nach Moskau, und 1862 wurde er in den Großen Generalſtab verſetzt. Als Hauptmann im Generalſtab des Gardekorps machte er die Feldzüge von 1864 und 1866 mit und wurde 1866 nach dem Kriege zum königlichen Flügeladjutanten ernannt. Seitdem blieb er bis zum Tode Kaiſer Wilhelms I. in deſſen unmittelbarer Umgebung und war bei den Reiſen des Monarchen ſein ſtändiger Begleiter. Ihm fiel bei der hiſtoriſchen Szene auf der Emſer Brunnenpromenade im Juli 1870 die Aufgabe zu, den Grafen Benedetti, als er zudringlich gegen den König wurde, abzuweiſen. Nach dem Tode Kaiſer Wilhelms I. übernahm Kaiſer Friedrich den Fürſten unter die Zahl ſeiner Generaladjutanten, und auch Kaiſer Wilhelm II. bewies ihm durch wiederholte außerordentliche Auszeichnungen, wie die Verleihung des Titels eines Generals der Artillerie, des Schwarzen Adlerordens u. ſ. w., ſeine beſondere Wertſchätzung, der er jetzt nach dem unerwarteten Tod des Fürſten durch ſeine Teilnahme an der am 20. Dezember abgehaltenen Trauerfeier für den Entſchlafenen neuen Ausdruck gab.

Phot. Berliner Illuſtrationsgeſellſchaft

Der Kaiſer hinter dem Sarge des Fürſten Radziwill

Phot. C. Taumann, Biberach a. R.

Anton Braith

Anton Braith †

Am 3. Januar d. J. iſt der bekannte Tiermaler Anton Braith in ſeiner Geburtsſtadt Biberach nach längerem Leiden geſtorben. Die deutſche Kunſt hat in ihm einen der bedeutendſten Vertreter ſeines Faches verloren, der mit ſcharfer Beobachtung und kräftiger Farbengebung namentlich Rinder und Schafe in großartigen Gruppen wiederzugeben verſtand. Er war am 2. September 1836 als Sohn eines Taglöhners geboren und hatte mit Sorgen und Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen, bis es ihm gelang, ſich den Weg zu bahnen, auf den ihn das Bewußtſein ſeiner Begabung hinwies und der ihn ſchließlich zu europäiſchem Ruhm führen ſollte. Seine erſte Ausbildung empfing Braith in Stuttgart. 1865 ging er nach München, wo er ſeitdem zumeiſt lebte und mit großem Erfolg tätig war. Werke von ſeiner Hand ſind u. a. in der Berliner Nationalgalerie, im Muſeum in Stuttgart und in der Hamburger Kunſthalle zu finden.

Digitized by Google

Hofphotogr. Louis Held, Weimar

Großherzogin Karoline von Sachsen-Weimar

Grossherzogin Karoline von Sachsen-Weimar †

Im großherzoglichen Schloß zu Weimar, das während des letzten Lezenniums erschreckend oft vom Tode heimgesucht worden ist, herrscht abermals tiefe Trauer: die junge Landesherrin, Großherzogin Karoline, ist am 17. Januar einer schweren Lungenentzündung erlegen. Die Entschlafene war am 13. Juli 1884 als dritte Tochter des 1902 verstorbenen Fürsten Heinrich XXII. von Reuß ä. L. geboren; am 30. April 1903 hatte sie sich zu Bückeburg mit dem Großherzog Ernst von Sachsen-Weimar vermählt. Das neue Weimar erlebte durch den frühen Tod der Großherzogin einen schweren Verlust, denn sie nahm an den Bestrebungen ihres Gemahls, der alten Tradition seines Hauses gemäß die Stadt zu einem Mittelpunkt deutscher Kulturschaffens zu machen, freudig und tatkräftig Anteil.

Zur Thronfolge in Oldenburg

Die Thronfolge im Großherzogtum Oldenburg war lange Zeit eine ungelärte und vielumstrittene Frage, die noch vor einem Jezennium sogar als eine brennende bezeichnet werden konnte, da damals die beiden Söhne des Großherzogs Peter, der jetzt regierende Großherzog August und sein Bruder Herzog Georg, keine männlichen Nachkommen hatten und die sonstigen erbberechtigten Mitglieder des großherzoglichen Hauses längst ihrer deutschen Heimat entfremdet waren und in Rußland ein zweites Vaterland gefunden hatten. Seitdem ist in diesen nicht nur die Oldenburger, sondern ganz Deutschland berührenden und interessierenden Verhältnissen eine höchst erfreuliche Wendung eingetreten, denn die zweite Gemahlin des Großherzogs August, die Großherzogin Elisabeth, eine geborene Herzogin zu Mecklenburg, hat ihrem Gatten außer zwei Töchtern einen Sohn, den Erbgroßherzog Nikolaus, geboren, der jetzt im achten Lebensjahre steht und, wie unser Bild erkennen läßt, ein frischer, prächtig gedeihender Knabe ist. Im übrigen hat der oldenburgische Landtag im vorigen Jahre die Thronfolgefrage endgültig dahin geregelt, daß nach dem Bericht der russischen Linie nächst dem Stamm des Großherzogs Peter ausschließlich der Herzog von Glücksburg zur Thronfolge in Oldenburg berufen sein soll. Unter diesen Umständen muß es sehr seltsam berühren, daß neuerdings ein Verwandter des großherzoglichen Hauses, der als Leutnant in preußischen Heeresdiensten stehende Graf von Welsburg, ein Sohn des 1895 verstorbenen Herzogs Elimar von Oldenburg, in einer beim oldenburgischen Landgericht anhängig gemachten Klage gegen das großherzogliche Haus als dessen vollgültiges und somit erbberechtigtes Mitglied anerkannt zu werden verlangt hat. Durch den bevorstehenden Prozeß wird somit die Thronfolgefrage in Oldenburg von neuem zur Erörterung gelangen, doch ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die Klage des Grafen abgewiesen werden wird.

Aus dem rumänischen Königshause

Fürstentöchtern, die durch eine Heirat ins Ausland verpflanzt werden, wird es begreiflicherweise oft schwer, sich in die Verhältnisse ihrer neuen Heimat und die Eigenart ihrer neuen Landsleute hineinzuleben, und besonders englische Prinzessinnen bleiben, wie es ja dem spröden, konservativen britischen Charakter entspricht, dem nationalen Wesen und Leben andrer Völker meist mehr oder weniger fremd. Eine sehr bemerkenswerte und sympathische Ausnahme von dieser Regel bildet die liebreizende Erbprinzessin Maria von Rumänien, eine Tochter des verstorbenen Herzogs von Koburg-Gotha, also der Geburt nach eine englische Prinzessin, die in dem Lande, dessen Krone sie dereinst tragen soll, längst vollkommen heimisch geworden ist, obwohl zwischen den Lebensverhältnissen, in denen sie aufgewachsen ist, und dem Leben in ihrem neuen Vaterlande so manche Gegensätze bestehen, wie sie schroffer kaum gedacht werden können. Mit bewunderungswürdiger Elastizität hat sie, ohne ihre angeborene englische Eigenart zu verleugnen, es verstanden, ihr Wesen ganz dem des rumänischen Volkes anzupassen und es in dem fremden Boden fest Wurzel schlagen zu lassen. Wie sehr sie sich in die Sitten und Bräuche des Landes eingelebt hat, geht besonders daraus hervor, daß sie sich bei allen Gelegenheiten, die sie in nähere Berührung mit dem Volke bringen, mit Vorliebe in der malerischen rumänischen Volkstracht zeigt, die sie mit gleicher Anmut trägt wie die flotte Uniform des Bukarester Roschiorregiments, dessen Oberstinhaberin sie ist.

Phot. J. B. Zellner, Oldenburg

Der junge Erbgroßherzog von Oldenburg

Digitized by Google

Ein Geschenk der Provinz Schleswig-Holstein für die Deutsche Kaiserin

Wiewohl die Wiege der Deutschen Kaiserin nicht in ihrem Stammland Schleswig-Holstein gestanden hat, so hat die hohe Frau ihm doch stets ein besonders lebhaftes Interesse und eine herzliche Liebe bewahrt — knüpfen sich doch für sie viele freundliche Erinnerungen an das schöne, meerumschlungene Land, in dem sie einen Teil ihrer Kinderjahre verbracht und von jeher die größte Verehrung bei der ganzen Bevölkerung genossen hat. Als sie im Spätsommer des vorigen Jahres anläßlich der Kaiserparade wieder dort weilte, wurden ihr am 5. September durch den Landrat Dr. Scheiff im Auftrag des Bankiers Hesse zwei große Photographien der in Nienstedten bei Altona gelegenen Villa Hesse überreicht, in der die Kaiserin als Kind mehrere Jahre gelebt hat. Die große Freude, welche die hohe Frau über die Bilder bezeigte, mag den Anlaß geboten haben, daß jetzt in Schleswig-Holstein der sinnige Gedanke entstanden und gereift ist, der

Phot. Hans Brewer, Hamburg

Villa Hesse in Nienstedten, in Aussicht genommen als Geschenk für die Kaiserin zur silbernen Hochzeit

Phot. E. Goldstein, Bucau

Die Kronprinzessin von Rumänien in Nationaltracht unter den Nonnen des Klosters Agapia

Digitized by Google

Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Transport der neuen Glocken für den Berliner Dom

Kaiserin die Villa zur silbernen Hochzeit des Kaiserpaares, die bekanntlich im Februar des nächsten Jahres gefeiert werden wird, als Geschenk der Provinz darzubieten.

Vom Berliner Dom

Der neue, nach Julius und Otto Raschdorffs Plänen in den Jahren 1894 bis 1902 erbaute Dom in Berlin, der nun auch im Innern bald völlig ausgestaltet und ausgeschmückt sein wird, erhebt sich bekanntlich an der Stelle einer unter Friedrich dem Großen, um die Mitte des 18. Jahrhunderts von Boumann dem Aelteren erbauten und später von Schinkel mehrfach umgestalteten Domkirche, mit deren einfachen, fast dürftigen Formen der jetzt erstandene großartige, prunkvolle Renaissancebau äußerlich nichts gemein hat. Nur im Innern weist Raschdorffs Bau noch manche Erinnerung an die alte Domkirche auf, namentlich in der Hohenzollerngruft und in der Denkmalskirche, die Vischers Bronzedenkmäler der Kurfürsten Johann Cicero und Joachim I. und die zinnernen Prunksärge des Großen Kurfürsten, König Friedrichs I. und ihrer beiden Gemahlinnen enthalten wird. Auch die Glocken des alten Domes, die aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammen, haben in dem neuen wieder Verwendung gefunden; von Bochum kommend, wo sie ein neues Hängewerk erhalten hatten, sind sie am 2. Januar in Berlin eingetroffen und in den mächtigen Kuppeltürmen aufgehängt worden. So wird bald von der Höhe des imposanten neuen Gotteshauses aus wieder der Hunderttausenden vertraute Klang der alten Domglocken über die Riesenstadt hinschallen.

Zu Balduin Möllhausens achtzigstem Geburtstag

Am 27. Januar d. J., einen Monat nach Ludwig Pietsch, beging wieder ein Berliner Schriftsteller, Balduin Möllhausen, in voller Schaffenskraft seinen achtzigsten Geburtstag. Wie Pietsch ist auch Möllhausen viel in der Welt, besonders in der Neuen, herumgekommen, und hat seine Reiseerlebnisse und -eindrücke in höchst anziehender Weise geschildert. Seit 1886 lebt Möllhausen ständig in Berlin. Eine ungemein fruchtbare Tätigkeit entfaltete er als Romanschriftsteller und Novellist; im Laufe von 40 Jahren hat er über 150 Bände Romane und kleinere Erzählungen erscheinen lassen, von denen die Mehrzahl in Amerika spielt und die wegen ihrer lebendigen, farbenreichen Darstellung großen verdienten Beifall fanden.

Vom Streik der Kohlenarbeiter im Ruhrgebiet

Die ersten Wochen des neuen Jahres haben im deutschen Wirtschaftsleben eine sehr unwillkommene Erscheinung gezeitigt, einen großen Kohlenbergarbeiterstreik, der zwar vorläufig auf das Ruhrkohlengebiet beschränkt ist, aber unter Umständen auch noch auf andre Gegenden und andre Industrien übergreifen kann. Schon längere Zeit herrschte unter den Bergleuten des Ruhrreviers eine Gärung, die endlich am 7. Januar in einem lokalen Streik auf der Zeche Bruchstraße bei Langendreer zum Ausbruch kam, worauf allmählich eine Reihe andrer Belegschaften von den benachbarten Zechen sich anschlossen. Am 16. Januar wurde in Essen von einer Delegiertenversammlung der Bergarbeiter der Generalstreik beschlossen, wodurch über 200000 Bergarbeiter ausständig werden.

Das Dachauer Krippenspiel

Seit zwei Jahren hat die besondere Begabung und Vorliebe des oberbayrischen Volksstammes für dramatische Aktion, die ihren stärksten und vollendetsten Ausdruck in dem weltberühmten Oberammergauer Passionsspiel gefunden hat, in Dachau, dem unweit München gelegenen, durch seine Malerkolonie längst weltbekannten alten Marktflecken,

Photo-Illustration, Berlin

Balduin Möllhausen in seinem Arbeitszimmer

Digitized by Google

Phot. Berliner Illustrationsgesellschaft
Vom Ausstand im Ruhrgebiet: Streikposten vor dem Eingang einer Zeche

zu einer Wiederbelebung der volkstümlichen „Krippenspiele" geführt, die zur Weihnachtszeit von den Kindern des Ortes aufgeführt werden. Es ist echte Volkskunst, was hier geboten wird; die Mitglieder der Tachauer Künstlerkolonie, die sich besonders um die Inszenierung und die Einstudierung des Ganzen angenommen haben, darunter vor allem die Maler Stockmann, Pfalz und Orelli, haben sorgsam darauf gehalten, daß der volksmäßige Charakter der Spiele in jeder Weise rein erhalten werde und sowohl in der szenischen Ausstattung wie in der Darstellungsweise nur die einfachsten und natürlichsten Mittel zur Anwendung gelangen. In den beiden ersten Jahren waren nur alte Stücke gespielt worden; diesmal wurde das von dem Münchner Schriftsteller Franz Langheinrich nach einer Christuslegende von Selma Lagerlof verfaßte Krippenspiel „Die Nacht der Wunder" aufgeführt, zu dem der Tachauer Lehrer A. Fleischmann die Musik geschrieben hat.

Phot. Jäger & Goergen, München
Gruppe vom Tachauer Krippenspiel, arrangiert von der Tachauer Künstlerkolonie

Digitized by Google

Für müßige Stunden

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. V

Gespielt durch telegraphisch. Briefwechsel zwischen den Schachvereinen zu Riga und Stockholm vom Januar bis Oktober 1904. (Eine zweite, gleichzeitig gespielte Partei stand zum Schluß gleichfalls für Riga, das mit einem Bauern im Endspiel im Vorteil war, günstig, wurde aber, da Stockholm den Wettkampf im ganzen aufgab, nicht zu Ende geführt.)

Italienische Partie

Weiß: Stockholm. — Schwarz: Riga.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	e7—e5	16. Sb1—d2 [1])	Le8—e6
2. Sg1—f3	Sb8—c6	17. Dh5×d3	Sb4×d3
3. Lf1—c4	Lf8—c5	18. Ta1—a3	Ta8—d8
4. e2—e3	Sg8—f6	19. Sd2—e4	0—0
5. d2—d3	d7—d6	20. Sf3—d2	Sd3—b4 [4])
6. b2—b4	Le6—b6	21. Tf1—e1	f7—f5
7. a2—a4	a7—a6	22. b5—b6	La7—b8
8. Le1—e3	d6—d5 [2])	23. Se4—g5	Le6—d6
9. e4×d5	Sf6×d5	24. b6×c7	Lb8×c7
10. Le3×d5	Dd8×d5	25. f2—f3	h7—h6
11. e3—e4	Dd5—d8	26. Sg5—h3	Ld6—e6
12. c4—e2 [3])	Lb6—a7	27. Sd2—f1	f5—f4!
13. Dd1—b3 [3])	a6—a5	28. Le3—f2 [5])	Td8—d5
14. b4—b5 [4])	Sc6—b4 [4])	29. Ta3—b3	Tf8—d8
15. 0—0 [5])	Db5×d3	Weiß gibt die Partie auf. [6])	

[1]) Tauscht Schwarz auf e3 ab, so erlangt Weiß vermöge der offenen f-Linie einen kleinen Stellungsvorteil.

[2]) Besser Läuferabtausch und Rochade.

[3]) Den Vorzug verdiente 13. b4—b6.

[4]) Warum nicht einfach 14. b4×a5? Sowohl Se6×a5 als auch Se6—d4 wird mit 15. Db3—e3 beantwortet, worauf der Nachteil für Weiß erst noch nachgewiesen werden soll.

[5]) Verlockend ist Se6—d4, aber wegen 18. Db3—e3 Dd8—d5 17. Sf3×d4 Dd5×g2 18. Th1—f1 Le8—h3 19. Sb1—d2 e6×d4 20. De3×d4 0—0 21. 0—0—0 nicht besonders günstig für Schwarz.

[6]) Auch bei 15. Sf3×e5 Le8—e6 16. Db3—e3 f7—f6 17. Se5—f3 Dd8×d8 18. De3×d8 Sb4×d3+ 19. Ke1—e2 Sd3×c5 geht der Bauer für Weiß verloren (20. Th1—e1 ∨ Se6—b3).

[7]) Im Betracht kam hier 16. Db3—b2 f7—f6 17. Sb1—a3! 0—0 18. Ta1—d1 Dd3—g6 19. b5—b6 c7×b6 (oder La7—b8 20. b6×c7 Lb8×c7 21. Sa3—b5 u. s. w.) 20. c6×b6 La7—b8 21. Le3—c5 Tf8—e8 22. Le5×b4.

[8]) Schwarz führt nun das Spiel ganz vortrefflich zu Ende.

[9]) Die Stellung von Weiß wird nun tragikomisch. Auf 28. Le3—d2 könnte sofort Sb4—d3 29. Tc1—c3 Sd3×e5 folgen.

[10]) Wollte er noch 30. Th3—h1 versuchen (um Td8—d1 zu verhindern), so könnte Le6—f5 31. Th1—a1 Td5—d3 nebst Eroberung des Bf3 oder vielleicht noch stärker 31. . . . . e5—e4 32. f3×e4 Lf5×e4 die Folge sein, womit die beiden Läufer gegen die Türme mobil gemacht würden.

Magische Ecke

A	A	A	A	A	A	A	A	A
A	A	A	B	B	C	C	D	D
D	D	D	D	D	E	E	E	E
E	E	E	E	E	E	E	E	E
G	G	I	I	L	L	M	M	M
M	M	N	N	N				
N	N	N	N	O				
O	R	R	R	R				
S	S	S	S	S				

Die Buchstaben in dieser Eckfigur sind so zu ordnen, daß die langen wagerechten Reihen und die entsprechenden senkrechten Reihen nennen:

1. eine Universitätsstadt;
2. den wissenschaftlichen Namen für Spinnentiere;
3. eine Stadt an der Warthe;
4. ein Sternbild am nördlichen Himmel;
5. einen griechischen Lyriker.

F. P.

Rätsel

Als ich aus einem Fluß verschwand,
Auf einmal eine Stadt entstand. E. S.

Logogriph.

12345678 — als Schlachtenort in Frankreich bekannt,
3725672 — eine liebliche Blume am Waldesrand.
378865 — erforscht die Geheimnisse der Natur,
52482 — verfolgt des flüchtigen Wildes Spur.
1228 — ist oft im Blumengarten zu schauen,
5283 — dient oft als Name für deutsche Frauen.
53773 — hat viele gelabt einst auf der Flucht,
865382 — eine rote, saftige Gartenfrucht.
3486538 — ist jetzt bei allen Kindern bekannt,
68865372 — bewohnt ein schönes südliches Land. F. W.

Silbenrätsel

1.
Im Paradies es völlig fehlte,
Und wer sich jetzt ein solches malt,
Vielleicht es grad dafür erwählte
Als unumgänglich nötʼger Halt.

2.
Es fliegen täglich Millionen
Auf fremden Schwingen in die Welt,
Und bei den Eskimos muß wohnen,
Wer nicht sein Teil davon erhält.

Obgleich das Neuste recht verschieden,
Ist es der Inhalt noch weit mehr;
Die einen macht er froh, zufrieden,
Die andern trifft er hart und schwer.

3. 4.
Sie sollen eine Stühe bieten.
Fest widerstehend jedem Druck
Und wanden auch der Dichtung Blüten
Zu herzerfreuend reichem Schmuck.

1. 2. 3. 4.
Nicht immer ist Besuch willkommen,
Doch selbst von einem Menschenfeind
Wird dieser wohl gern angenommen,
Und wie erfreht er oft erscheint!

M. Sch.

Homonym

Ein Werk des Kunstbetriebs der Küchendamen,
Ein Aergernis der hohen Polizei,
Die tragen beide ganz denselben Namen;
Wer von den Lesern tät nun, was das sei? E. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 6:

Des Silbenrätsels: Sturmhut.
Des Homonyms: Delisch.
Der zweisilbigen Charade: Barbar, Barbier.
Des Rätsels: Herden.
Des Wahlspruchrätsels: Rast' ich, rost' ich.

Kavalleristenblut

„Papa, wir sind dereinst im Himmel doch hoffentlich beritt'ne Engel?"

Digitized by Google

Briefmappe

„Einsiedel" in F. Das Zirkular über die 6. internationale Kunstausstellung in Venedig ist bereits erschienen; wir teilen Ihnen gern das Wesentliche daraus mit. Die Ausstellung, die vom 22. April bis zum 31. Oktober dauern wird, ist als eine numerisch kleine ausgelesene Sammlung ausgewählter und origineller Werke gedacht. Sie soll „jeder Bestrebung und jeder Technik offen stehen, aber die Banalität in jeder Form zurückweisen". Von den Sälen, die in ausländische, internationale und italienische Landessäle eingeteilt sind, werden einige so eingerichtet, daß Kunstwerke und Dekoration sich zu einem harmonischen Ganzen vereinigen. Die Stadt Venedig wird eine namhafte Summe für Ankauf von Kunstwerken aussetzen, die in der Venezianer Internationalen Kunstgalerie Aufstellung finden sollen; ferner Ehrendiplome und goldene Medaillen für besonders hervorragende Leistungen erteilen. Die Kommission für die deutschen Säle besteht aus den Herren Hermann Hahn, Ludwig Herterich und Emanuel Seidl, die für die internationalen Säle aus den Herren Gari Melchers, Konstantin Meunier, Philip Gilbert, Ignacio Zuloaga. Tour- und Retourfahrkarten, die zu bedeutend herabgesetzten Preisen an den Schaltern der italienischen und Grenzstationen ausgefolgt werden, geben das Recht zum freien Eintritt in die Ausstellung auf die Dauer ihrer Gültigkeit.

Linda M. in Gr. Die Japaner verhalten sich keineswegs ablehnend gegen die Musik des Okzidents. Tokio besitzt bereits ein vollständiges, europäischen Anforderungen entsprechendes Konservatorium. Konzerte, bei denen man ausschließlich Werke europäischer Komponisten wie Gluck, Haendel, Mozart, Richard Strauß zu hören bekommt, sind nichts Seltenes. Eines der neuesten Konzertprogramme enthielt neben Bruchstücken aus „Orpheus" den Triumphgesang aus Haendels „Judas Makkabäus", allerdings unter dem Titel „Siegesgesang vom Nalu".

L. G. in M. Ihre Frage läßt sich genauer beantworten als Sie annehmen. Sehr zuverlässige Beobachtungen auf hoher See unter Benutzung von Präzisionsinstrumenten haben ergeben, daß die Meereswellen im allgemeinen ein Höchstmaß von 9,6 Metern haben, selbst bei stärkstem Orkan und schlimmster Brandung. Wenn dabei ein Windstoß das Wasser nicht hebt, können einzelne Wellen bis zu höchstens 15 Metern Höhe entstehen. Bei dem gewöhnlichen Winde, der auf dem Meere weht, erreichen die Wellen eine Höhe von nur 1½ bis 2 Metern.

Landwirt in M. Ueber die Ueberfüllung des ärztlichen Berufs wird schon seit vielen Jahren geklagt; seit 1876 ist die Zahl der deutschen Aerzte von 13726 auf mehr als das Doppelte (im Jahre 1903: 29997) gestiegen. Allerdings hat Ihr Neffe insofern recht, als die Zunahme im Jahre 1903 etwas geringer war als im Vorjahre, woraus freilich noch nicht zu schließen ist, daß sich die Aussichten für die Mediziner von jetzt an bessern werden. Dennoch möchten wir Ihnen, soweit wir den Fall beurteilen können, zureden, den dringenden Wunsch des jungen Mannes einer wohlwollenden Erwägung zu unterziehen. Wer etwas wirklich Tüchtiges in seinem Fache leistet, hat auch unter den heutigen Verhältnissen immer noch Aussicht, es zu einer lohnenden Tätigkeit zu bringen; außerdem aber fällt zugunsten Ihres Neffen ins Gewicht, daß einem Arzt die ganze Welt offen steht und daß es, wenn auch im Rußland vielfach der ärztliche Beruf gleichfalls für überfüllt gilt, doch immer noch Länder gibt, in denen es an Aerzten fehlt. So hat Rußland nach der letzten Statistik nur 12482 Aerzte, und ein hervorragender russischer Mediziner sog daraus auf dem letzten russischen Aerztekongreß den Schluß, daß das Land noch 60000 Aerzte benötigt, ein Bedarf, den der Krieg ohne Frage noch steigern wird.

Büstenhalter
und Gesundheits-Korsetts
auch speziell solche unt. Reformkleider i. jed. Preislage.
SPEZIALITÄT:
Reform-Korsett
„Gesundheit und Schönheit"

verleiht eine schöne, tadellose Taille, trotzdem es der geringsten Bewegung nachgibt. Bleibt selbst bei längerem Tragen unverändert. — Kein Gummi, sondern dehnbare, in jeder Beziehung sich bewährende Messingspiralfedern. — Tausende von Anerkennungsschreiben aus Damenkreisen aller Gesellschaftsklassen.
Namhafte Frauenärzte, wie die Herren: Sanitätsrat **Dr. med. Biflinger, Dr. med. Böhm, Dr. med. Prager, Dr. med. Eckstein, Dr. Gotthilf Thraenhart, Dr. med. Birnbaum**, die Naturheilkunderin **Frau Clara Nuche** u. a. empfehlen dieses Reformkorsett als das zweckmässigste und beste. Solches wurde in vielen ärztlichen Werken und in Frauenzeitschriften äusserst lobend erwähnt.
Moderne Korsetts in den feinsten Ausführungen und in den verschiedensten Formen. — **Anfertigung und Lieferung nur nach Maas.**
Reich illustrierter Katalog mit Massanleitung auf Verlangen umsonst u. frei.
A. B. Meschke, Korsett-Atelier, Lieferant vieler fürstl. Höfe,
Rossweln No. 56, Königreich Sachsen.

Digitized by Google

August K. in Weltmann. Schweizer Firmen, die sich mit der Automobilfabrikation befassen, sind Gebr. Sulzer in Winterthur und die Automobil-Gesellschaft in Zürich.

Hermann K. in S. Das Denkmal Gustav Freytags wird nicht in Leipzig, sondern in Wiesbaden, wo der Dichter gestorben ist, errichtet und soll am 30. April 1906, seinem zehnjährigen Todestage, enthüllt werden. Auch in Thüringen soll sein Andenken in ähnlicher Weise geehrt und verewigt werden; es soll nämlich auf der Wachsenburg bei Arnstadt, einer der Drei Gleichen, ein Gustav-Freytag-Zimmer eingerichtet werden, in dem eine Anzahl von dem Dichter im persönlichen Gebrauch befindlicher Gegenstände, die seine Witwe zur Verfügung gestellt hat, Platz finden sollen.

H. J. in S. Ueber den sogenannten tausendjährigen Rosenstock in Hildesheim ist vor kurzem eine von Pastor H. Bank in Ringelheim verfaßte Monographie (Hildesheim, L. Steffen) erschienen. Danach ist die erste nachweisbare Erwähnung des Rosenstockes in einem Werk des Jesuitenpaters Georg Elders (1607 bis 1673) enthalten und darf das Alter des Stockes mit ziemlicher Sicherheit auf ein halbes Jahrtausend veranschlagt werden; ob seine Existenz noch weiter zurückreicht, darüber wird sich geschichtlich schwer etwas nachweisen lassen.

H. F. in München. Sie schreiben uns: „Trotzdem ich Wilhelm Busch ziemlich genau zu kennen glaube, kann ich ihm die oft zitierten Verse: ‚Genießt der Jüngling ein Vergnügen, So sei er dankbar und verschwiegen: Und ihr entdeckt er's ungescheut. Die Regung mütterlicher Triebe, Der Zärtlichkeit und der Liebe Fährt oftmals schon ins Zügellleid. O schlimme Zeit!“

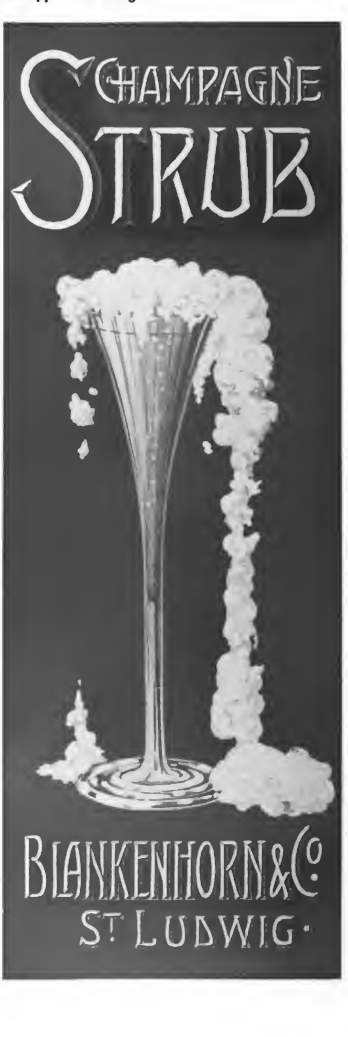
Sie können übrigens bei dem alten Hagedorn, von dem heute nur noch „Johann, der muntere Seitenfieder“ allgemein bekannt ist, viel Kluges, Witziges und Feinpointiertes finden, dem die für uns schon etwas veraltete Sprache einen besonderen Reiz verleiht.

W. J. in Göttingen. Die Dame hat recht: der offizielle Titel des Königs von Griechenland lautet: „König der Hellenen“.

Fr. v. A. in R. Mit Dank abgelehnt.

Andreas Ph. in J. Ihr Vertrauen ehrt uns zwar sehr, aber wir müssen leider eingestehen, daß wir es nicht verdienen, denn wir können die Sie so sehr beschäftigende Frage, ob die Russen oder die Japaner siegen werden, mit dem besten Willen nur dahin beantworten, daß wir den schließlichen Sieg der Russen für wahrscheinlich halten. Genügt Ihnen das nicht und wollen Sie durchaus schon jetzt Gewißheit haben, so können wir Ihnen nur noch raten, sich an die berühmte Madame de Thebes in Paris zu wenden, die bei den Pariserinnen als Prophetin im höchsten Ansehen steht und, wie ihr kürzlich neu erschienener „Almanach“ zeigt, auch über die politischen Ereignisse stets im voraus genau informiert ist.

Abonnent in Köln. Das Gemälde „Falsche Spieler“ von Caravaggio befindet sich in der Dresdener Galerie, die „Musizierenden Kinder“ von Murillo in Kassel, „Das Konzert“ im Palazzo Pitti in Florenz. Das letztgenannte Bild ist übrigens neuerdings von mehreren Kunsthistorikern dem Giorgione abgesprochen und für ein Jugendwerk Tizians erklärt worden, weshalb es auch in den kürzlich erschienenen Tizian-Band der „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) mit aufgenommen ist.



Garantirt echtes Gewächs der Champagne.

Man verlange Preislisten.

Digitized by Google

M. K. in Kronach. Eine fränkische Firma, die sich für Sie empfehlen wurde, wollten wir Ihnen im Augenblick nicht zu nennen; wir glauben Ihnen dafür raten zu können, sich an die Firma Georg Brühl, Kanarienzüchterei und Versandhaus in Röschenbroda bei Dresden, zu wenden, die volle Garantie für gesundes Eintreffen der Vögel leistet.

Baron Th. van W. im Haag. Der heilige Pontianus war von 230 bis 235 Papst. Er trat im Streit des Origenes mit Demetrios auf Seite des letzteren und ging, nachdem er seine Würde niedergelegt hatte, nach Sardinien ins Exil, wo er starb. Sein Tag ist der 19. November.

Ein Zaghafter. Zart empfunden, aber noch etwas unbeholfen im Ausdruck. Senden Sie gelegentlich wieder etwas ein; es wurde uns freuen, Ihnen besseren Bescheid geben zu können.

Mephisto in Leipzig. Ihre Einsendung ist leider für unser Blatt nicht geeignet.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Für den Weinkeller. Der Malaga-Südwein-Import der Firma Fritz P. Hohmann in Hamburg ist unsern Lesern wiederholt empfohlen und vielfach als gute Bezugsquelle anerkannt worden. Die Versandbedingungen, welche die heutige besondere Beilage unserm Blatte bekanntgibt, sind die allergünstigsten und schließen für den Besteller jedes Risiko aus. Da die Firma ihren Sitz in Hamburg hat, vierte sie den Käufern mehr Sicherheit als der Bezug von ausländischen Häusern. Ein weiterer Vorteil besteht darin, daß die genannte Firma durch ihren Flaschenversand (auch in Postpaketen) es den Käufern ermöglicht, eine ihrem Geschmacke entsprechende Auswahl zu treffen, sich von der Güte der Weine zu überzeugen, wie auch die Weine zu prüfen und zu vergleichen.

„Gut gefaut ist halb verdaut", sagt schon ein altes Sprichwort. Vorsorgliche Eltern sollen ihre Kinder früh anlernen, die Nahrung gut zu kauen und während des Essens das Trinken zu vermeiden, da durch das Hinabspülen unverkauter Speisen die Verdauung derselben erschwert wird. Dieses allein genügt jedoch nicht zur Erhaltung der Gesundheit, es muß auch die größte Aufmerksamkeit auf die Erhaltung und Reinigung der Zähne gelenkt werden, da schlechte Zähne nur zu leicht Ursachen von schweren Magenerkrankungen sind. Ein gutes Zahnputzmittel, wie es z. B. Sargs Kalodont darstellt, sollte daher in keinem Haushalte fehlen, wo besorgte Eltern auf das Wohl ihrer kleinen Bedacht nehmen.

Haemogallol

ein von hervorragenden medizin. Autoritäten warm empfohlenes, für

Bleichsüchtige u. Blutarme

geradezu unentbehrliches blutbildendes Kräftigungsmittel.

Haemogallol wird nicht nur bei Bleichsucht und Blutarmut, sond. auch bei Schwächezuständen aller Art, Skrophulose, Rhachitis, Neurasthenie etc. mit größtem Nutzen verwendet.

Haemogallol greift nicht, wie andere Eisenpräparate, die Zähne an, sondern ist frei von jeglichen unangenehmen Nebenwirkungen und wird deshalb von jungen Mädchen mit Vorliebe genommen.

Haemogallol wird selbst vom zartesten und kranken Organismus mit Appetit genommen, leicht assimiliert, gut vertragen und eignet sich auch deshalb vorzüglich als Nahrungsmittel für Kinder.

Haemogallol ist in Pulver-, Tabletten- und Pastillenform in allen Apotheken zu haben. Eine Schachtel Haemogallol-Tabletten zum Preise von M. 2.40.

E. Merck, chemische Fabrik, **Darmstadt.**

Zweighäuser in London, Moskau und New-York.

J. KÖHLER & Co

ÖCHÖNBACH in BÖHMEN

„BESTE BEZUGSQUELLE"

FÜR MUSIKINSTRUMENTE aller ART, SPEZIELL FÜR STREICHINSTRUMENTE u. BLASINSTRUMENTE

AUF ZUSAMMONIAT GRATIS u. VERLANGEN NEUESTE PREISLISTE FRANKO

Rasse-Hunde-Zucht-Anstalt u. Hdlg.

Arthur Seyfarth

Köstritz, Thür.

Versand moderner Rassehunde erstkl. Spezialität. Hennomier-, Luxus-, Salon-, Jagd-, Sporthunde; mit Garantie gesund. Ank. z. jed. Jahreszeit. Präm. m. höchst. Auszeichn. Preisliste franko. Pracht-Album und Katalog M. 2. Das ill. Werk „Der Hund, s. Rassen, Dressur, Pflege, Krankh." M. 6. Export nach allen Weltteilen!

Mann und Frau

sind zu beneiden, wenn ihre Kleider mit **Gütermann's Seide** genäht sind, nichts ist lästiger, als wenn eine Naht aufplatzt.

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von

Bergmann & Co., Radebeul-Dresden

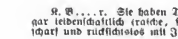
erzeugt ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weisse, sammetweiche Haut, blendendschönen Teint u. beseitigt Sommersprossen, sowie alle Arten Hautunreinigkeiten. à St. 50 Pf. in allen Apotheken, Drogen-, Parfüm- u. Seifen-Geschäften.

Digitized by Google

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

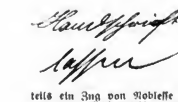
F. B.....r. Sie haben Temperament, sind tätig, lebhaft, sogar leidenschaftlich (rasche, sehr liegende, feste Schrift), können scharf und rücksichtslos mit Ihrer Ansicht



herausfahren (spitz auslaufender, in die Höhe fahrender Endstrich in „lassen"). Aber welche Regungen fehlen nicht (Rundungen am Fuße der kurzen Mittelzone kommen öfters vor: „Künstler" und „Hand..."). Sie haben es meist zu eilig, auch Nebensächliches zu beachten, und sind frei von Pedanterie und Nörgelei: es liegt gegenteils ein Zug von Noblesse in Ihrer Schrift (i-Punkte fliegen voraus, u-Zeichen fehlen, und die ganze Schrift ist rasch hingeworfen, weit und groß). Sie brauchen gern reichlich ohne Verschwendung (gute Raumausnutzung bei gezogener Schrift). Sie knüpfen rasch und leicht neue Beziehungen an, erfassen lebhaft und schnell (liegende, gezogene Schrift, Majuskel oft allein stehend).

Chor-Rektor in N. bei B. Sie sind nicht ganz frei von Effekthascherei und Eitelkeit, auch in geistiger Beziehung, sind sehr von sich selbst eingenommen und fragen mehr nach der Meinung „der Welt", als Sie es Wort haben wollen. Sie können spotten und durch Schärfe verletzen, sind auch kampfeslustig. Nicht sehr ausgeglichen und innerlich erregbar.

B. R. in W., Rußland. Sie sind intelligent, gebildet, von großer geistiger Arbeit und Selbständigkeit, und dabei geben Sie sich gern zwanglos ideenreiche, klare und dabei individuelle, zwanglose Schrift). Ihr Geist ist lebhaft und rege (lebhafter, bewegter



Duktus), auch haben Sie etwelche Phantasie und vor allem viel Sinn für Höheres, starke geistige Interessen (Verdoppelungen in l, t, ähnlich, ähnlich, ähnlich u. s. w.). Aber Ihrer ganzen Veranlagung nach sind Sie mehr eine fein als eine groß angelegte Natur, mehr logisch entwickelnder Denker als Erfinder und Theoretiker (feine, stark verbundene Schrift). Ihr Wille ist lebhaft und momentan despotisch, doch wahrt Sie Ihr Takt- und Zartgefühl vor Exzessen und Rücksichtslosigkeit, auch sind Sie überhaupt maßvoll und harmonisch (teutonartige Endungen, Verdoppelungen der Querstriche und letztere hoch — sogar über dem t — angebracht, aber dabei weiche, kurvenreiche Schrift, feine, gleichmäßige und harmonische Schrift).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart.
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Hermann Jacob & Braunfisch, Berlin O., Alexanderstrasse 27a

Vereinigte Berliner Möbelfabrikon und Tapeziererwerkstätten.

Specialität:

Wohnungs-Einrichtungen.

Illustrierte **Preislisten** für Möbel sowie Dekorationen, Gardinen, Teppiche gratis und franko.

Freie Bahnfracht durch ganz Deutschland.

Grand Prix Weltausstellung St. Louis 1904.

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut!
KALODERMA-SEIFE ✲ KALODERMA-GELÉE ✲ KALODERMA-PUDER

KALODERMA F. WOLFF & SOHN

Karlsruhe

Gesetzlich geschützt.

Zu haben in Apotheken, besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur an die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Märchen

Nach dem Gemälde von Karl Heilig (Karlsruhe)

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Flammen

Roman

von

Wilhelm Hegeler

(Fortsetzung)

Eines Nachmittags unterbrach Grabaus, wie er das öfter tat, für eine Weile seine Arbeit, um mit den Kindern zu spielen. Diese befanden sich bei seiner Frau im Zimmer. Frau Konstanze saß in dem breiten Sofa, hatte einen hohen Berg zertrennter Lappen und Flicken beiseite geschoben und war in die Abendzeitung vertieft. Neben ihr saß das Mammikind und arbeitete an einer Häkelei aus roter Wolle. Die beiden schauten gleichmütig auf, mit dem etwas verdrossenen Ausdruck um den schlaffen Mund, ohne den Grabaus sie sich gar nicht vorstellen konnte. Der Bube aber warf seinen hohen, aus Bauklötzen errichteten Turm zusammen und lief mit lautem Freudengeschrei seinem Vater entgegen. Dieser nahm ihn auf den Arm, während er sich an seine Frau wandte.

„Na, was steht denn Schönes in der Zeitung? Ei, und das Mammikind so fleißig? Du strickst mir wohl 'ne rote Weste?"

„Aber das ist doch 'n Topflappen," erwiderte die Kleine beleidigt.

„Ach, komm doch mal her," sagte Frau Konstanze. „Da ist ein Knopf los an deinem Rock. Den will ich dir gleich annähen."

„Hat's nicht noch Zeit?"

„Meinswegen. Aber wenn du ihn verlierst, dann mach mir, bitte, keine Vorwürfe."

Er ließ den Jungen auf die Erde gleiten und legte den Rock ab. Dann ging er ins Schlafzimmer, um sein Hausjakett anzuziehen.

Als er nach einigen Augenblicken zurückkam, saß seine Frau mit hochgezogener Stirn da, ihr Mund bildete einen förmlichen Halbmond, und die sonst verschleierten Augen funkelten grünlich. Vor ihr auf dem Tisch lagen zwei Briefe.

„Was sind das für Briefe?"

„Welche?" erwiderte Grabaus arglos. „Ja, wie kommen die denn hierher? Die steckten doch in meinem Portefeuille?"

„Sie sind herausgefallen."

„Herausgefallen — aus dem geschlossenen Portefeuille?"

„Es scheint doch so. Aber willst du mir gefälligst sagen, von wem sie sind?"

Einen Moment schaute Grabaus zögernd auf seine Kinder, die mit ihrem feinen Instinkt sofort begriffen hatten, daß zwischen den Eltern etwas Besonderes vorging. Mammikind hatte ihre Häkelei sinken lassen und saß mit wahrer Richtermiene da, während ihr Mund womöglich noch runder als der ihrer Mutter war. Der Bub' aber stand breitbeinig mit einer kleinen Peitsche in der Hand, und wie er zu seinem Vater in die Höhe sah, schien sein schelmisch keckes Gesicht zu sagen: ‚Von der wirst du dir doch nichts gefallen lassen?'

„Geht mal zu Anna, Kinder. Fix, Elsbeth!" Als sie nicht wollte, hob er sie kurzerhand aus dem Sofa und trug sie vor die Tür, während das Knäuel an einem immer länger werdenden Faden hinterherlief.

Das reichte er ihr nach.

„Hier! — Und nun seid artig. Gleich dürft ihr wieder hereinkommen."

Gerade wollte er die Tür schließen, als sein Junge sich wütend umdrehte: „Briefe nicht rausgefallen — rausgenommen Mama!"

„Hast du's gehört, Konstanze?"

„Nu ja," erwiderte diese achselzuckend. „Ich war natürlich neugierig, was du immer heimlich liest."

„Was ich heimlich lese?"

„Ja, meinst du, ich hätte das nicht bemerkt, wie du abends die Brieftasche herauszogst und drin herumsuchtest? Das kam mir schon längst verdächtig vor. — Aber jetzt will ich wissen, von wem sie sind?"

„Von Frau Major Platen," erwiderte er nach sekundenlangem Zögern.

„Von Frau Major Platen! — Also die Dame schreibt dir heimlich Briefe. Das ist ja reizend."

„Heimlich? — Meine Liebe, wenn du diese Briefe noch nicht gelesen hast, so ist das der reine Zufall. Es sind ganz gleichgültige, belanglose Briefe."

„So? — Wirklich? — Dann darf man sie wohl lesen?"

„Bitte."

Mit einem raschen Griff, mit einem Blick, der sagte: Hab' ich dich endlich! zog sie die

Digitized by Google

Briefe an sich und zerrte die Bogen aus den Kuverts. Der Inhalt war in der Tat gänzlich harmlos, den einen hatte Marie Luise im Auftrag ihres Mannes geschrieben, in dem andern handelte es sich um ein geliehenes Buch. Aber Frau Grabaus studierte jeden Satz, jedes Wort, als wenn es noch einen versteckten Hintergedanken enthielte. Endlich ließ sie sie langsam sinken und sagte: „Warum schleppst du dich nur mit den Dingern? — Zerreiß sie doch! Oder ich will's tun. — Was?"

Er hatte schon auf der Zunge, zu sagen: „Meinetwegen." Denn es war ihm ein unerträglicher Gedanke, daß auch nur die Andeutung eines Verdachts Marie Luise treffen könnte. Aber als er das höhnisch triumphierende Gesicht seiner Frau sah, die in der erhobenen Hand den Bogen hielt und wie absichtlich mit dem Zerreißen zögerte, um ihn zu quälen, da ergriff ihn plötzlich ein grimmiger Zorn.

„Sage mal, liebe Frau, wie kommst du eigentlich dazu, mich auszuspionieren? Du untersuchst meine Taschen, was ich eines anständigen Menschen einfach unwürdig finde. Du läßt dich von deinem eignen Kind auf einer Lüge ertappen und fühlst nicht mal das Beschämende und Verderbliche. Sitzt da, als wenn du über mich Gericht abzuhalten hättest —"

„Soll ich die Briefe zerreißen?" unterbrach sie ihn.

„Nein, gib sie her!"

„Da!!"

Sie schleuderte sie ihm förmlich hin. Er nahm sie ganz gelassen an sich.

„Ich werde sie selbst zerreißen oder aufbewahren, wie mir das eben richtig erscheint. — Aber ich kann dir sagen, Konstanze, das ist nicht die Art, um dir meine Achtung zu erhalten. Deine —"

„Also du liebst dies Weib!" stieß sie heraus. „Also du liebst sie! Hab' ich das doch geahnt! Also deshalb fährst du ewig nach Weimar. Deshalb müssen wir ewig den jungen Hellen einladen. Jetzt bist du ertappt."

Kopfschüttelnd sah er sie an und erwiderte nur: „Schämst du dich nicht, Konstanze?"

„Und ich muß hier die Abende allein sitzen, deine Wäsche flicken, mich für dich abrackern, mich mit dem Dienstmädchen herumärgern. Ich hab' dich hundertmal gebeten, du sollst ihr kündigen. Aber nein, dazu bist du zu feinfühlig. Das leidet dein gutes Herz nicht, so ein Frauenzimmer, das sich Abend für Abend mit ihrem Schatz herumtreibt, auf die Straße zu setzen. Nun versteh' ich deine Sympathie. Du bist ja selbst einer, der solche Geschichten macht."

„Konstanze, sei still! Um Gottes willen, sei still!" bat er ganz entsetzt. „Wenn sie dich draußen hört!"

„Dann soll sie's nur hören! Das ist ja ihre eigne Schande, die sie zu hören kriegt. — Ich sage dir, das hat ein Ende, diese Reisen nach Weimar. Von heute an fährst du nicht mehr hin. Um mich hast du dich zu kümmern. Ich bin deine Frau. Mich hast du geheiratet. Und wenn ich dir nicht mehr gefalle, dann ist das nicht meine Schuld. Ich kann nicht in seidenen Unterröcken herumlaufen wie deine Frau Major. Ich habe keine Parfüms von Roger & Gallet. Ich habe Kinder bekommen, und die haben meine Figur verdorben. Aber ich sage dir, das laß' ich mir nicht mehr bieten. Von heute ab wirst du tun, was deine Pflicht ist. Du bist mein Mann und —"

Grabaus drehte sich um und ging in sein Zimmer. Heiße Tränen rannen über sein Gesicht.

Von nun an wiederholten solche Eifersuchtsszenen sich fast jeden Tag.

Oft, wenn Grabaus ganz gleichgültige Angelegenheiten mit seiner Frau besprach, unterbrach sie ihn und sagte: „Natürlich, was kümmert das dich. Du hast ja nur die andre im Kopf."

In seinem ehrlichen und empfindlichen Herzen sagte er sich, daß er wirklich nicht frei von Schuld ihr gegenüber sei. Wenn er sich nicht genug um sie bekümmert hatte, so wollte er das nun durch doppelte Güte und Aufmerksamkeit nachholen. Aber sie stieß ihn zurück.

„Tu doch nicht so! Geh doch lieber zu deiner Liebsten."

Weihnachten beschenkte er sie so freigebig, wie es sich eigentlich mit seinen Mitteln gar nicht vertrug. Doch als sie das prächtige Seidenkleid gewahrte, war ihre erste Antwort:

„Damit willst du mich wohl ködern? Aber so dumm bin ich nicht."

Dann freilich prüfte sie die schwere Seide und freute sich in dem Gedanken, wie ihre Bekannten sich über dies Kleid ärgern würden.

Als jedoch am gleichen Abend der Lehnstuhl, das Geschenk des Majors und seiner Frau, gebracht wurde, geriet Frau Grabaus wieder in furchtbare Aufregung. Sie glaubte in dem knieenden Ritter eine geheime Anspielung zu erkennen und verschwor sich hoch und teuer, daß dieser Stuhl nicht in ihrem Haus bleiben dürfe. Grabaus ließ sie reden. Er war ihr gegenüber einfach machtlos. Wenn er etwas erwiderte, dann ließ sie sich zu den ungeheuerlichsten Anschuldigungen hinreißen.

Während der nächsten Tage quälte sie ihn immer wieder wegen des Stuhls.

Eines Morgens trug sie einen Brief in sein Zimmer, den sie mit den Fingerspitzen an der äußersten Ecke hielt. Mit einem Ausdruck des Ekels ließ sie ihn auf den Schreibtisch fallen. Dann wischte sie sich an der Schürze ihre Hand ab.

Das Kuvert trug die Schriftzüge Marie Luisens.

Digitized by Google

Da sprang Grabaus in blasser Wut auf und packte seine Frau beim Arm.

„Wenn du mit diesen Gemeinheiten nicht aufhörst, dann verlaß' ich das Haus. — Komm' nie zurück. — Verstehst du?"

Sie schien plötzlich eingeschüchtert zu sein. Zwei Tage lang ging sie mit einer Leidensmiene umher, so daß Grabaus sich die bittersten Vorwürfe machte. Doch am Abend des nächsten Tages fand er eine aufgeschlagene Zeitung auf seinem Schreibtisch liegen. Bei der Rubrik „Gerichtliches" waren mit dem Fingernagel zwei dicke Striche gemacht.

Die Stelle handelte von der Verurteilung eines Arbeiters, der um einer andern willen seine Frau mit dem Beil erschlagen hatte.

Nach den Weihnachtsferien fuhr Grabaus wieder regelmäßig zu den Vorträgen nach Weimar. Aber er blieb nie mehr bei Platens über Nacht. Er hatte einfach Furcht vor seiner Frau, Furcht davor, daß sie dann wieder diese abscheulichen Anschuldigungen gegen Marie Luise erheben würde. Wenn sie deren Namen nur aussprach, gleichgültig in welchem Zusammenhang, dann fröstelte sein Herz, und seine Nerven erbebten in Widerwillen und Angst.

Da Frau Konstanzens Eifersucht sich mit der Zeit einigermaßen gelegt zu haben schien, so führte Grabaus endlich einen Plan aus, der schon längst eine gesellschaftliche Notwendigkeit war: er lud das Ehepaar Platen, den Doktor und Wolf zu einer Mittagsgesellschaft ein.

Bisher hatte der Major seiner Krankheit wegen nie kommen können, jetzt aber, in diesen trockenen, frosthellen Tagen, ging es ihm auffallend besser.

Von dieser bevorstehenden Gesellschaft war zwischen Grabaus und seiner Frau bei Tisch öfter die Rede gewesen, und die Kinder befanden sich daher, als die erwarteten Gäste kamen, in nicht geringer Aufregung.

Elsbeth war die Artigkeit selbst, sie machte vor jedem einen Knicks und setzte sich dann mit dem ernsthaftesten Gesicht auf einen Stuhl, indem sie von Zeit zu Zeit ihre Schürze glatt strich und ihre Arme so hielt, daß man die silbernen Knöpfchen der Kleiderärmel sehen konnte. Der Bube aber spielte vor lauter Verlegenheit den wilden Mann. Anfangs war er unter den Tisch gekrochen. Als man ihn dann rief, kam er, die Füße einwärtssetzend, angehumpelt, warf sich zur Begrüßung auf die Erde und streckte die Beine in die Luft. Die Mutter drohte ihm mit dem Stock, der Vater aber nahm ihn beim Arm und sagte, er sollte nun endlich vernünftig sein und guten Tag sagen. Da deutete er mit kläglicher Miene auf seinen Mund und stieß unartikulierte Laute aus.

„Ach so, du bist mal wieder stumm?" sagte Grabaus, der dies Spiel schon kannte. „Dann muß ich dich also operieren."

Er legte ihn über und machte auf seinem Rücken die Bewegung des Aufdrehens wie bei einer Puppe.

Sofort sprang der Junge auf und schrie:

„Guten Tag, ihr lieben Leute."

Dann gab er allen artig die Hand. Nur zu Doktor Platen wollte er nicht.

„Warum küßt du denn in der Ecke? Warste unartig?" fragte er.

„Komm mal her, Bubi!" rief Marie Luise ihn. „Wir haben uns doch so lange nicht gesehen. Was hast du denn Schönes gemacht?"

„Gemacht?" Er schüttelte ganz verdutzt den Kopf. „Das sagt man doch nicht!"

Dies gewisse verhaltene, doch höchst verständnisvolle und vergnügte Lächeln, das Erwachsene gewöhnlich haben, wenn Kinder etwas Unpassendes sagen, schwebte auf den Gesichtern der übrigen, während Frau Konstanze ganz unglücklich ausrief:

„Nein, mit dem Jungen ist es nicht zum Aushalten! Er kommt doch nie mit andern Kindern zusammen. Dabei steckt er voll Ungezogenheiten."

„Die erben die Jungs eben von den Herrn Vätern," sagte der Major.

„Bubi, wenn du nun fein artig bist, dann haben wir euch auch was Hübsches mitgebracht."

„Dabei zeigte Marie Luise auf ein kleines Paket, das sie in der Hand hielt.

Die Augen des Jungen leuchteten. Er rief seine Schwester:

„Komm, Elsbeth, du sollst auch artig sein."

Dann machten sich beide Kinder daran, die Schokoladenherrlichkeiten auszupacken.

Grabaus aber war im stillen seinem Jungen dankbar für dessen Unartigkeit. Dadurch war man wenigstens über die ersten frostigen Augenblicke des Empfangs weggekommen. Denn Frau Konstanze hatte ihre Gäste mit fast verletzender Unfreundlichkeit begrüßt. Voller Sorgen sah er dem Mittagessen entgegen, aber dies verlief wider Erwarten gut.

Der Major unterhielt die Hausfrau auf eine so reizende Weise, daß diese einfach auftauen mußte. Es war bei ihm weniger Klugheit als angeborene Güte, die ihn befähigte, auf andre Menschen einzugehen. Wer mit ihm sprach, der fühlte sich nach kurzer Zeit immer ein wenig zufriedener und in seinem Selbstgefühl gestärkt. Als man aufstand, war Frau Konstanze von ihrem Nachbarn entzückt, doch um so intensiver fühlte sie den Haß gegen Marie Luise.

Während die Herren in Grabaus' Zimmer eine Zigarre rauchten, setzten die beiden Frauen sich in den Salon. Der Bube war von der neuen Tante so begeistert, daß er von ihrem Schoß gar nicht mehr herunter wollte.

„Hast du auch Kinder?" erkundigte er sich.

„Nur einen großen Jungen. Aber der ist fort."

Digitized by Google

„So? — Gefiel er dir nicht?"

„Doch. Aber er ist auf einer Schule. Mit vielen andern großen Jungen zusammen."

„So —?"

„Hättst du wohl Lust, mit mir zu kommen?"

„Ja —," sagte er ganz zufrieden. „Wenn der Vater auch mitkommt."

„Und die Mama doch auch! Ohne deine Mama hieltest du's doch nicht einen Tag aus, du dummer Bubi," erwiderte Marie Luise lachend.

Frau Konstanze aber schien sich zu ärgern.

„Der Junge macht Ihr ganzes Kleid kraus, gnädige Frau," sagte sie. „Geht ihr jetzt mal zu Anna! Kinder gehören überhaupt nicht in den Salon. Ganz geschwind; Junge, sonst hol' ich den Stock."

Nachdem sie die beiden hinausbefördert hatte, sagte Marie Luise: „Müssen Sie glücklich sein, Frau Doktor, mit zwei so reizenden Kindern."

„Gewiß," versetzte diese trocken. „Ich finde, eine Ehe ohne Kinder hat überhaupt ihren Zweck verfehlt."

Ein leiser Schreck durchfuhr Marie Luise, nicht ihrer selbst wegen, sondern weil sie dachte, Frau Grabaus würde ihre Taktlosigkeit bemerken und sich dann schämen.

Aber diese lehnte sich breit in ihrem Stuhl zurück und sagte plötzlich mit drohendem Gesicht:

„Ich würde mich zum Beispiel nie scheiden lassen, da könnte passieren, was will."

„Um Himmels willen, das wäre ja auch schrecklich!"

„So, finden Sie, gnädige Frau? Dann stehen Sie wohl nicht auf dem modernen Standpunkt?"

„Wieso?"

„Na, heutzutage sind Ehescheidungen doch an der Tagesordnung. Aber ich bin für so was nicht zu haben. Da könnte mein Mann machen, was er will. Ich habe ihn geheiratet, und solange ich lebe, gehört er mir. Das kann sich eine jede merken."

Einen kurzen Augenblick hatte Marie Luise das Gefühl, aufstehen und das Zimmer verlassen zu müssen. Ohne daß ein Zug ihres Gesichts sich bewegte, blickte sie die Frau an, die langsam mehrmals nickte, als wenn sie ihre Worte noch bekräftigen wollte; dann sagte sie:

„Das müßte doch ein trauriges Gefühl sein, wenn man seinen Mann nur durch Zwang an sich kettete."

„I, das ist doch überall so."

„Vielleicht — obwohl — mir sind solche Ansichten noch nie begegnet."

„Ach? — Sollte es in Offizierskreisen wirklich besser sein?"

„Wollen wir das Thema nicht lieber fallen lassen?" erwiderte Marie Luise mit liebenswürdigem Lächeln. „Ich habe noch nie daran gedacht, daß mein Mann je aufhören könnte, mich zu lieben, oder daß ich je aufhörte, ihn zu lieben."

„Wirklich?" murmelte Frau Konstanze, die nichts mehr zu sagen wußte.

Als dann bald darauf alle sich zum Kaffee versammelten, war Marie Luise gesprächig und heiter, als wenn nichts geschehen wäre. Innerlich aber fror und bebte sie an allen Gliedern. Noch begriff sie nicht, welche Wirkung das, was geschehen war, auf sie ausüben würde. Sie fühlte sich nur beschmutzt, beleidigt, und hatte den Wunsch, dies Haus so schnell wie möglich zu verlassen.

Von den Männern ahnte niemand, was zwischen den beiden Frauen vorgegangen war. Nur der Major fühlte die innere Unruhe Marie Luisens heraus.

Grabaus wunderte sich wohl, daß auf ihrem Gesicht die Farben so schnell wechselten, da sie sich aber lebhaft an der allgemeinen Unterhaltung beteiligte, war er der Ueberzeugung, daß dieser Tag einen über alle Erwartung glatten und harmonischen Verlauf genommen hätte.

Auf dem Weg zum Bahnhof hatte der Major seine Frau untergefaßt.

„Gott sei Dank," flüsterte Marie Luise, während sie sich an ihn preßte, „daß wir bald wieder zu Haus sind."

„Wie fühlst du dich denn?" fragte er, der seine Frau besser als andre kannte, besorgt.

„Nicht besonders. Ich habe ein bißchen Kopfschmerzen. — Aber die werden schon vorübergehen. Und du?"

„Sehr gut. Sehr gut. Ich habe mich vortrefflich unterhalten. Weißt du, unser Freund gefällt mir immer besser. Aber seine Frau — na, sie mag wohl ihre verborgenen Vorzüge haben."

Hinter den beiden gingen Grabaus und Wolf, während Doktor Platen und Frau Grabaus die letzten waren. Doktor Platen hatte infolge des langen Stillsitzens kalte Füße und einen heißen Kopf bekommen, so daß er sich in der übelsten Laune befand. Den ganzen Tag über war er bei den Gesprächen der andern schweigsam gewesen, jetzt aber stritt er sich im Geiste mit allen herum und teilte ingrimmige Antworten aus. Seiner Gewohnheit gemäß hatte er die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und den Kopf nach vorn übergeneigt. So konnte Frau Grabaus, die etwas größer als er war, nur seinen hochkrempigen Hut sehen. Sie grübelte in einem fort darüber nach, wie sie das, was wie ein schwerer Klumpen, untermischt mit Groll und Haß, in ihrem Innern zusammengeballt war, ihrem Nachbarn beibringen könnte. Aber da dieser nicht sein verstocktes Schweigen brach, wußte sie in ihrer Schwerfälligkeit keinen Anfang zu finden.

So waren die beiden eine ganze Weile nebeneinander hergegangen und schon nicht mehr weit vom Bahnhof, als Doktor Platen in der Dunkelheit auf einer Glitschbahn stolperte und beinahe hingefallen wäre.

Digitized by Google

„Auch das noch!“ brummte er. „Eine schöne Beleuchtung in diesem vertrackten Nest!“

Als wenn Frau Grabaus nur auf dies eine Wort gelauert hätte, stieß sie heraus, während sie einen dunkelroten Kopf bekam:

„Mir ist überhaupt die ganze Stadt verhaßt. Nur bloß weg von hier! Möglichst weit weg von Weimar! Ach, dieses Weimar! Alles ist für ihn dort großartig, schön und tausendmal besser. An mir hat er bloß noch zu mäkeln. Sie glauben nicht, was ich darunter leide.“

Doktor Platen wunderte sich baß, da er nicht verstand, was die Frau eigentlich meinte.

„Da können Sie doch nichts dazu, wenn ihm Weimar besser gefällt. Sie haben dies alte Nest doch nicht gebaut.“

„Ach, ich meine ja nicht die Stadt, ich meine —“ Sie seufzte. „Eine Frau hätte mich längst verstanden.“

„Na, natürlich —!“

„Verstehen Sie mich wirklich nicht?“

„Ne. Ich habe eben nicht so 'ne feine Nase wie die Frauen.“

„Und doch müßte es Ihnen sonnenklar sein, denn es spielt sich ja in Ihrem eignen Hause ab.“

Da fuhr er in die Höhe und starrte die Frau an, die gerade vom Licht einer Laterne beschienen mit unbeweglichem Gesicht geradeaus starrte.

„Wollen Sie sich nicht deutlicher ausdrücken?“

Aber erst als Frau Grabaus die Laterne im Rücken hatte und sich wieder im Dunkel befand, sagte sie mit flüsternder Stimme:

„Ihre Schwägerin und mein Mann, wenn das zwischen den beiden so weiter geht, dann gibt's ein Unglück.“

„Hmm,“ knurrte Doktor Platen als einzige Antwort. Während er den Kopf noch tiefer als vorher nach vorn neigte, stieß er ein paarmal euchend den Atem aus. Ohne weiter ein Wort zu wechseln, erreichten die beiden den Bahnhof. Eine Weile stand man dort noch einsilbig und verfroren herum, bis dann der Zug einlief und Platens sich verabschiedeten.

Auf dem Heimweg aber war Frau Grabaus so vergnügt und zärtlich gegen ihren Mann, wie seit langer Zeit nicht.

Sie schlug ihm den Rockkragen hoch, damit er sich nicht erkältete, und als er sie fragte, ob der Tag nicht eigentlich ganz nett gewesen wäre, erwiderte sie:

„Famos! Viel netter, als ich erwartet habe. Der Major ist ein reizender Mensch. Und seine Frau, Gott, eigentlich tut mir die arme Frau leid. Sie beneidet mich so wegen meiner Kinder. Alles kann der Mensch eben nicht haben. Sie hat das Geld und ich die Kinder. Schließlich bin ich doch noch die Glücklichere!“

Das vergnügte Wesen behielt Frau Grabaus auch in den nächsten Tagen bei. Während sie von dem Bewußtsein erfüllt war, etwas Notwendiges, sehr Gutes und Kluges getan zu haben, schlug sie doch zugleich gegen ihren Mann manchmal einen spöttischen und mitleidigen Ton an, als wenn sie sagen wollte: ‚Ach, wenn du wüßtest, du armer Kerl, was ich dir für einen Streich gespielt habe!‘

Denn nach ihrer Ueberzeugung würde Doktor Platen nun mit seinem Bruder sprechen, und beide würden dafür sorgen, daß der Verkehr ihres Mannes mit dieser gehaßten Frau ein Ende nahm.

Doktor Platen hatte auf das, was er gehört, nur mit einem dumpfen Seufzer halb des Ingrimms, halb des Schmerzes geantwortet. Aber kein Wort zur Abwehr dieser Verdächtigung war über seine Lippen gekommen. Denn vom ersten Augenblick an war er von ihrer Wahrheit fest überzeugt. Und während er auf der Heimfahrt mit finsterem Gesicht seiner Schwägerin gegenüber saß, schwebte über dem trüben Wogen seines Innern deutlich nur die eine Frage: Wie weit sind die beiden? Was ist Tatsächliches passiert?

Er liebte seinen Bruder mit diesem starken Gefühl der Familienanhänglichkeit. Seine Schwägerin aber hatte er lange Zeit mit schroffer Ablehnung wie einen Eindringling behandelt. Erst ganz langsam war ein etwas herzlicheres Verhältnis eingetreten, begann er ihre Fröhlichkeit, ihre Anmut, ihre Schönheit zu verzeihen. Doch dahin war es eigentlich erst gekommen, als Marie Luise sich seinem Einfluß unterzuordnen begann. Gerade in der Zeit, als das Lachen der jungen Frau verflogen war zu mattem Lächeln, als ihre Augen den tauigen Glanz verloren hatten und oft so versonnen träumten, als ihre frischen Farben zugleich mit der Lebhaftigkeit ihrer Gedanken erblaßt waren — gerade in dieser Zeit hatte Doktor Platen sich ihr am innigsten angeschlossen und sie mit seinem geheimsten Fühlen und Denken vertraut gemacht. Als sie dann aber von der Reise gänzlich verändert zurückkehrte und sich seinem Einfluß entzog, kam er sich wie verraten vor. Er sah nicht ein, daß Marie Luise in dieser neuen Erscheinung nur wieder sie selbst geworden war, sondern fragte einfach: Wer mag ihr das neue Wesen eingeblasen haben. Und nach dem ersten Zusammentreffen mit Grabaus wußte er, woran er war. Sein Verstand hatte sich mit diesem Verkehr abgefunden, indem er sich sagte, daß die junge Frau für das, was ihr der so viel ältere Mann nicht bieten konnte, einen Ersatz suchte in der sentimentalen Freundschaft mit diesem Schönredner und Charlatan. In seiner Seele aber lebten Kränkung und Eifersucht uneingestanden fort. Und dieser leidensvolle Zustand machte ihn so ohne Widerspruch empfänglich für die verdächtigenden Worte jener Frau.

Er war entschlossen, seinem Bruder den Vorgang mitzuteilen. Doch innere Schwerfälligkeit,

Digitized by Google

ein letztes Bedenken wohl auch, hielten ihn zurück. So legte er sich aufs Beobachten. In den Blicken, mit denen er jetzt seine Schwägerin anstarrte, lag das unverhüllteste Mißtrauen, fast eine laut redende Anklage. Voll verbissener Wut waren alle seine Worte.

Marie Luise begann sich vor ihm zu fürchten. Manchmal ahnte sie geradezu, was Frau Grabaus mit ihm gesprochen hatte. Wenn sie an diese und ihren zähen Ueberfall dachte, dann war es nicht Schuldbewußtsein, was sie quälte, sondern das unheimliche Gefühl, daß es einen Menschen auf der Welt gab, der sie haßte, und Schmerz, daß es einen gab, dem sie Leid zugefügt hatte. Darunter litt sie, deren Seele alle Menschen mit gütigem Augen anschaute, mehr als andre. Das Schlimmste aber war der zurückgebliebene Schreck, das Grauen vor der plötzlich aufgetauchten Niedrigkeit. In ihre reine und edle Welt, die dem vornehmen, stillen Hause glich, das sie von Jugend auf bewohnt hatte, war plötzlich etwas hereingebrochen, von dem sie wohl gewußt, das sich aber bisher nie ihr zu nahen gewagt hatte. Und nun war ihr, als ließe sich das Tor nicht mehr schließen, als würde sie auch in Zukunft solchen Angriffen ausgesetzt sein.

Am nächsten Sonnabend äußerte Doktor Platen die Absicht, seine Schwägerin aus dem Vortrag abzuholen. Diese erklärte verwundert, das sei ihr sehr angenehm. Er wartete am Eingang und begleitete sie und Grabaus nach Hause. In peinlichem Schweigen verlief der Weg. Auch in den nächsten Tagen fiel es ihr auf, wie oft sie ihm begegnete. Wenn sie aus einem Laden trat, tauchte er plötzlich vor ihr auf. Von der Eisbahn aus bemerkte sie ihn auf den Uferwegen, wie er scheinbar achtlos vorüber ging und doch nach ihr spähte. Als sie den Sonnabend darauf nach dem Vortrage den Saal mit Grabaus verlassen wollte, sah sie ihn wieder am Eingang warten. Da machte sie ihrem Unwillen Luft, indem sie äußerte, sie käme sich geradezu wie eine Gefangene vor. Sie hatte das Gefühl, ihren Schwager zur Rede stellen zu müssen. Doch Scheu vor jeder Auseinandersetzung hielt sie zurück. Lieber vermied sie es, überhaupt das Haus zu verlassen.

Wenn sie in diesen Tagen einsam am Fenster saß oder mit ihrem Gatten plauderte, dann flog ihr Blick oft hinaus auf den Park. Zu allen Tageszeiten sah sie ihn, in allen Beleuchtungen: wenn im hellen Sonnenglanz die Baummassen sich auflösten in ein Gewirr schwarzer, weiß beränderter Zweiglein und diamantener Staub die bläuliche Luft durchrieselte, wenn im grauen Nebel nur ahnungsgleich die dunklern Kronen sichtbar wurden und die vorübergehenden Menschen wie von immer dichteren Schleiern umwoben verschwanden, wenn in späten Nachmittagsstunden rotglühende Ströme durch die Wipfel schossen und ein gewaltiger Brand aufzulodern schien, der dann in violette und schwärzere Dunkelheiten verglomm... So sah sie den Park. Doch nie in diesen Tagen sah sie ihn wieder in mildem Mondglanz. Wolken verhüllten Sterne und Mond, und die Nächte waren lichtlos und schwarz. Nur mit der Seele sah sie das Bild von ehedem: die hohen Pappeln und darüber den großen, feierlich milden Mond, mit Zauberglanz umwebend den weiten Schneeplan, das niedrige Gebüsch, die murmelnde Ilm und die beiden einsamen Menschen. Nie würde solche Stunde wiederkehren, und doch fühlte sie: Diese Stunde war ihr Leben, das ewig blühende Glück ihres Herzens, die unaufhörlich zehrende Sehnsucht, die nie ganz schweigende Schuld.

Marie Luise stand eines Abends gedankenverloren am Fenster und hörte nicht, wie ihr Mann ins Zimmer trat. Nachdem er sie einen Augenblick schweigend beobachtet hatte, rührte er leise ihren Arm und sagte:

„Kind — du bist so versonnen, so traurig die ganze Zeit. Woran denkst du?"

„Woran ich denke —?"

Ihren Kopf an seine Schulter legend, nahm sie seine Hand und sagte mit verlorner Stimme:

„Ich lasse meine Gedanken so ihren Weg gehen. Wie sie wollen — wohin sie wollen."

„Und wohin wollen sie?"

Sie wies mit seiner Hand nach draußen.

„Dahin! Da gehen sie mit jemand, der bin ich und doch nicht ich. Ach, Liebster," fuhr sie leiser fort, „jetzt weiß ich, daß in mir etwas lebt, wovon ich nichts geahnt habe. — Ich möchte es dir so gern sagen. Mich drückt so, daß es etwas gibt, was ich dir verheimliche. Und ich bin gewiß, du würdest mir verzeihen."

„Herz, was könntest du getan haben, daß ich dir verzeihen müßte?"

„Ja, verzeihen, wirklich, das ist ein so sinnloses Wort. Wenn jetzt Gott zu mir sagte: Ich verzeihe dir — dann würde ich mich wundern und denken: Bist du ein unverständiger Gott! So denke ich — und — denke doch wieder: Vielleicht bin ich verblendet und befangen. Vielleicht ist es wirklich eine Schuld?"

Sie fühlte eine kaum merkliche Bewegung in seiner Hand, ein leises, jähes Zusammenschrecken, und sich fester an ihn pressend, sagte sie schnell:

„Nein, nein! Ich weiß, es ist keine Schuld. Für alle andern — nur nicht für dich und mich. Ich könnte es dir sagen, und alles wäre wie bisher."

„Marie Luise," flüsterte er mit unmerklich stockender Stimme, „du weißt, was ich dir so oft wiederholt habe. Du bist frei — nur ..."

„Ach, frei!" erwiderte sie herzlich. „Wie sollte ich wohl frei sein, da ich doch dir gehöre?

Digitized by Google

Und wenn du mich wegjagtest, wäre ich nicht frei. Was mich bewegt, das werde ich dir alles sagen. Nur jetzt nicht."

„Warum nicht jetzt?"

Sie schüttelte den Kopf, während ihre Tränen langsam auf seine Hand fielen, die von der ihren umschlungen, fest auf ihrer Brust ruhte.

„Man soll glühende Kohlen nicht aufrühren, sonst wird, ehe man sich's versieht, Feuer daraus. — Laß mir Zeit, bis alles wieder kalt ist. Und das wird ja bald sein. Bis dahin hab Geduld und Vertrauen."

„Glaubst du, das hätte ich je — auch nur für einen Augenblick verloren? Kind, Kind, ich kenne dich ja so viel besser als du selbst. Wie könntest du etwas Schlechtes oder Niedriges tun? — Nur um das sorge ich mich, ob — es auch zu deinem Glück ist?"

„Hier ist mein Glück — bei dir!" versetzte sie leidenschaftlich. „Glaub das doch! Und frag nicht! — Frag nicht! Halt mich nur fest!"

Unfähig weiter zu sprechen, preßte sie ihr tränenschweres Haupt fester gegen seine Brust, und während er sie mit beiden Armen umschlang, fühlte sie seinen Herzschlag und die langsamen Atemzüge, die nach kurzem Stocken jedesmal tief und voll ausholten. Da kam eine große Ruhe über sie, wie über ein Kind, das, von Verfolgern gejagt, sich zur Mutter geflüchtet hat, ein tiefes Glück, zu wissen, daß diese treue, vertrauensvolle Brust sie vor allem Rohen und jeder Beschimpfung schützen würde. — Ja, schütze mich vor allen! dachte sie flehentlich. Schütze mich auch vor mir selbst und vor ihm! — Aber kaum hatte sie das gedacht, als die Mondnacht des Parkes vor ihr stand in blendender Helligkeit und nie gesehener Schöne, sie rufend mit unwiderstehlichem Zauber. Wie ein Vogel, der den Käfig offen sieht und fortgerissen wird vom Wehn der Frühlingsluft, flog ihr wildschlagendes Herz hinaus aus den heiligen Räumen ihres Selbst. Durch ihre Tränen hindurch mit großen, erschreckten Augen ins Freie starrend, glaubte sie aus dunkler Ferne den schmerzvoll empörten Aufschrei zweier Menschen zu hören, die sie verraten hatte, als sie sagte, daß bald alles kalt sein würde. — Nie, nie würde es erkalten, solange noch ein warmer Blutstropfen in ihr war. Ach, sterben möchte ich jetzt, dachte sie zu dem Fernen, und im Sterben dir sagen, daß ich nur dich liebe, nur dir gehöre, du mein Geliebter!

Tage vergingen, doch die lautgewordenen Stimmen wollten nicht schweigen, die aufgerührten Tiefen sich nicht legen. Sie kämpfte und rang, aber die Wellen schlugen nur höher. Nach mancher durchwachten Nacht fühlte sie die Sterbensmattigkeit des Schwimmers, der zum letztenmal das ferne Ufer grüßt, um dann zu versinken.

In solcher Stimmung, abgehetzt von schlaflosen Nächten und kopflos hingeschleppten Tagen, von dem fruchtlosen Kampf der beiden feindlichen Wesen, in die ihr früher so starkes Selbst nun zerrissen war, gänzlich erschöpft — in solcher selbstverlorenen Stimmung ging Marie Luise eines Nachmittags aus, nachdem ihr Mann sie durch ein Machtwort fortgeschickt hatte. Ziellos hatte sie mehrere Straßen verfolgt, bis sie am Frohrieb vorbeikam, und als sie dort auf der Eisbahn Lachen und Stimmengewirr der sich tummelnden Menge vernahm, durchliefen Schauer sie, indem ihr zum Bewußtsein kam, daß sie sich vor wenigen Wochen noch, eine ganz andre, unter diesen Vergnügten befunden hatte.

Sie eilte weiter, um der belebten Gegend zu entgehen. Da trat aus der Dunkelheit plötzlich eine fremde Gestalt auf sie zu, vor der sie heftig erschrak. Denn obwohl Grabaus der Anfang und das Ende ihrer Gedanken war, der Stachel, der jeder Empfindung sein Mal einritzte, glaubte sie ihn in diesem Augenblick doch so weit entfernt, daß sie ihn nicht erkannte, als er jetzt mit einem Male vor ihr stand. Er hielt seinen Hut in der Hand, indem er die andre nach ihr ausstreckte.

„Ja, ja, ich bin's wirklich! — Sie brauchen nicht so zu erschrecken, wenn ich auch zum Erschrecken aussehen mag."

„Wie kommen Sie hierher?"

„Wie gestern und all die Tage. — Ich wollte Sie treffen. Zuerst hab' ich immer vor Ihrem Haus gestanden. Aber da ist mir Ihr Schwager begegnet. Darum hab' ich Sie lieber aufs Geratewohl gesucht —, denn einmal mußte ich Sie ja finden. Und nun," er stockte, und seine Stimme versank in klangloses Flüstern, „nun lassen Sie uns noch einmal miteinander sprechen."

„Miteinander sprechen!"

Vom Frohrieb klang das Lachen. Wie Lachen des Frühlings klang's über geborstenem Eis! Miteinander! Miteinander! Ich mit dir!

Stumm ging sie weiter, wiederholte sich nur diese Worte. Alles drehte sich um sie, taumelte, zerfloß. Da, sie wußte selbst nicht, wie das kam, gewahrte sie ein kleines erleuchtetes Ladenfenster und hatte augenblicklich das Gefühl, dort eintreten zu müssen.

„Einen Augenblick — entschuldigen Sie!" murmelte sie, und ihr wirres Lächeln wurde ernst.

Es war ein Handschuhgeschäft. Eine respektable alte Dame saß hinter einem Kontorpult, während ein junges Mädchen in zu engen Kleidern viele weiße Pappschachteln zusammenkramte.

„Die Dame wünschen?"

„— Handschuh'," sagte Marie Luise, sich besinnend.

„Was für welche?" fragte das junge Mädchen mit etwas albernem Lächeln.

„Irgendwelche."

Digitized by Google

Die Verkäuferin sah ratlos die alte Dame an.

„Wünschen Frau Major vielleicht dieselben, die der Herr Gemahl zu Weihnachten gekauft hat?"

„Ja, dieselben."

Marie Luise hatte auf einem Stuhl Platz genommen, indem sie tanmelig die Augen öffnete und schloß. Alles heiße Wünschen, alle Leidenschaft, Empörung, Klage flutete empor und riß sie mit gewaltsamem Strom in einer Richtung fort. Und doch wußte sie, daß in dieser bewegten Wirrnis etwas war, das sie ergreifen wollte, das sie quälte, weil sie's nicht fand.

Sie antwortete gedankenlos auf alle Fragen, und ließ sich einen langen Handschuh über die Rechte streifen, indem sie mit großen Augen die beiden anstarrte, die Warze auf der Backe der Alten, und das ordinäre, aber hübsche Gesicht der jungen Verkäuferin mit den üppigen Lippen, den wie von Küssen geschwellten Lippen.

Miteinander... Mit dir — mit dir — wohin du willst — dachte sie. Wie wohlig der warme Blutstrom sie durchrann, wie wunderbar dies wilde Gefühl eines pfeilschnellen Schießens in dunkel schäumende Tiefen!

Aber was will ich? Was will ich denn? fragte sie sich angstvoll.

Doch nichts konnte sich ihr in diesem Augenblick entgegenstemmen. Wehrlos fühlte sie sich davongetragen.

Sehr redselig sprach die alte Dame auf sie ein. Sie schien ihr Schweigen für ein Zeichen des Mißfallens zu nehmen und steigerte ihre Liebenswürdigkeit noch immer.

Meinen Mann will ich verlassen, dachte Marie Luise. Und es war, als wenn ein Anker plötzlich Grund gefaßt hätte. Er wird es nicht überwinden. Er wird mich nicht halten, wird nicht klagen — aber — Ach, wie hab' ich das nur glauben können? Sie sah sein Gesicht und streifte mit ihrer Hand über seine Stirn und fragte: ‚Nicht wahr, du hast es nie geglaubt?' und hörte, wie er antwortete: ‚Ich hab' es nie geglaubt — nie geglaubt.'

Als sie dann nach wenigen Augenblicken den Laden verließ, lag ein kalter, unbeugsamer Ausdruck auf ihrem Gesicht. Sie musterte Grabaus mit fremdem Blick.

„Wie geht's Ihnen?"

„Wie's mir geht?" erwiderte er aufgeregt. „Einen Monat lang habe ich Sie nicht gesehen. Dreißig Tage! — Und zuletzt wurden aus jedem Tage vierundzwanzig endlose Stunden. Jedes Klingeln hat mich erschreckt, weil ich glaubte, es müßte eine Nachricht von Ihnen kommen. Nachts habe ich nicht geschlafen vor sinnloser Angst. Ich wußte ja nicht, was war! — Ich glaubte, ich wäre schuld. Ich fühlte, es war etwas geschehen, und kam nicht dahinter, was? — Die Luft war wie mit Gespenstern erfüllt. Bis mir dann meine Frau alles gesagt hat. — Marie Luise, ich bitte, verzeihen Sie mir! Hassen Sie mich nicht! Ich kann ja nicht für meine Frau."

„Ach, sprechen Sie doch nicht so. Es tut mir bitter leid, daß ich ihr weh getan habe. Ich muß mir Vorwürfe machen."

„Das ist nicht wahr, Marie Luise! Ach, das ist ja, was ich gefürchtet habe, daß es so kommen würde. — Aber ich sage Ihnen, es ist nicht wahr. Wir verrieten das Beste, wenn wir das täten. Marie Luise," sagte er mit beschwörender Stimme, „die ewigen Rechte des Menschen träten wir mit Füßen, wenn wir uns der Gemeinheit unterwürfen."

Frau Platen blieb stehen, ihm die Hand hinstreckend, sagte sie kurz und rasch:

„Doktor Grabaus, es ist besser, wir gehen auseinander. Noch können wir es in Frieden tun."

Er sah sie an, als wenn er sie nicht verstünde, als wenn er ihr nicht glauben könnte noch wollte. Aber als kein Zug ihres starren Gesichts, in dessen marmorner Unbeweglichkeit nur die heftig vibrierenden Nasenflügel zu leben schienen, eine Willensänderung verriet, versetzte er tonlos:

„Wenn Sie das tun, dann — werde ich glauben, Sie hätten nur mit mir gespielt."

Da bäumte sie sich auf.

„Haben Sie mir nicht geschworen, nie, nie die Vergangenheit zu erwähnen?! Sind Sie es nicht, der Schwüre bricht und gelogen hat?"

Er fuhr zusammen und ließ den Kopf sinken.

Ein langes Stück gingen sie stumm durch die dunkle, menschenleere Marienstraße, die nach Frau Platens Wohnung führte. Er ging an ihrer Seite mit hoffnungslos brütender Miene.

Erst als sie kurz vor dem Haus angelangt waren, streckte er seine Hand aus und bat:

„Bis an die Ecke da!"

Und obwohl sie sich schwach und einer Ohnmacht nahe fühlte, gab sie doch ihrem Mitleid nach.

Mit verzweiflungsvollem Blick ging sie an ihrem Haus vorbei und folgte ihm.

„Sie sind ja im Recht," warf er leise hin. „Aber es ist unmenschlich, von Ihrem Recht Gebrauch zu machen. — Wenn Sie wüßten, was ich durchgemacht habe in diesen Wochen. — Wenn Sie das wüßten —"

„Grabaus — ich habe oft gewünscht, mit Ihnen zu sprechen. Ich glaubte, Sie wären stärker — klarer als ich und würden mir zum Guten helfen. — Soll ich nun so niedrig von Ihnen denken? Haben Sie nicht noch tausendmal mehr Halt als ich? Ach, denken Sie doch nur an Ihre Kinder — dann müssen Sie doch alles andre vergessen."

„Daran hab' ich gedacht. An Sie und meinen Sohn habe ich unaufhörlich gedacht. — Ich

Digitized by Google

Bei Großmama

Nach dem Gemälde von Ernst Schmitz (München)

Digitized by Google

habe mich gefragt, was besser für ihn ist, wenn ich ihn fortlasse auf lange Jahre, oder wenn ich ein gebrochener, unfähiger Mensch werde? Was könnte ich ihm dann wohl nützen? — Und — woher wissen Sie, daß ich ihn verlieren muß? Wenn wir nur kämpfen, Marie Luise! Da wir um eine gute Sache kämpfen, so werden wir mehr Glück haben, als wir jetzt hoffen."

Nachdem sie die Straße überschritten hatten, gingen sie auf der andern Seite der Allee unter den stillen, alten Bäumen des Parks, die ihre knorrigen Arme über sie breiteten. Seltsame Schauer liefen über das Herz der jungen Frau, wie sie hinter dem Buschwerk die tiefen, mattglänzenden Schneegründe gewahrte.

„Wie können Sie das eine gute Sache nennen, was ein Frevel ist?" fragte sie bang.

„Das ist eben, was Sie nicht glauben — oder Sie glauben es wohl, nur betrügen Sie sich selbst. — Wenn es sich nur um mein Glück handelte, dann besäße ich die Kraft nicht, die ich habe. Aber ich kämpfe ja um mein Leben, Marie Luise! Um alles, was in mir lebt. — Wenn Sie glauben, daß das nur irgendwelchen Wert hat, dann können Sie mich nicht verlassen. Denn ohne Sie ist das alles einfach tot."

„Es wird leben auch ohne mich. — Besser und größer wird es sich entfalten."

„Glauben Sie, der Baum da wäre geworden, was er ist, wenn er nicht das Erdreich gefunden hätte? — Wenn ich an meine Frau gebunden bleibe, dann gehe ich einfach zugrunde. Ich gehe zugrunde. Das weiß ich. Sie ist die Stärkere. Sie erdrückt mich. Ich kann nicht mehr gegen sie an. — Und Sie, Marie Luise, glauben Sie denn, Sie hätten mich weniger nötig, als ich Sie? Haben Sie mir nicht selbst gesagt, Sie lebten wie eine Gefangene?"

„Das habe ich so nicht gemeint," antwortete sie erschrocken.

„Aber ist es nicht so? Sind wir nicht zwei Gefangene, zwei Menschen, die sich zu spät getroffen haben und entweder feige Knechte sind oder mit der ganzen Welt den Kampf aufnehmen, weil sie im Recht sind? Marie Luise," er hatte ihre Hand ergriffen und drückte sie heftig gegen seine Brust, „Marie Luise, ich weiß besser, was uns frommt. Ich weiß es besser. Lassen Sie mich jetzt zu Ihrem Mann gehn und ihm alles sagen. Ich lege unser Schicksal in seine Hand. Glauben Sie mir, er gibt mir recht, nicht Ihnen!"

Nur ein leises aufschluchzendes Stöhnen kam aus ihrer Brust.

Dann drehte sie sich plötzlich um und ging quer über die Straße. Sie versank in dem tiefen Schnee und glitt mehrmals aus in der wirren Hast, mit der sie lief.

„Marie Luise — Marie Luise!" beschwor er sie und suchte sie gewaltsam zurückzuhalten.

„Lassen Sie mich! Ich muß nach Haus."

Hinter dem erleuchteten Fenster des Hauses gewahrte sie eine undeutlich erkennbare Gestalt, und so vom Wirbel widerspruchsvoller Gefühle gehetzt war sie, daß sie gleichzeitig glaubte, nach dem Mann da drinnen hilferufend die Arme ausstrecken und vor ihm umkehren zu müssen, um in das weite Dunkel des Parks zu fliehn.

Jetzt standen sie vor dem Gitter. Während sie vergeblich an dem geschlossenen Tor rüttelte, hielt er eine Eisenstange umfaßt, und sagte mit verzweifelter Entschlossenheit:

„Ich gehe mit Ihnen. Sie müssen mich einlassen. Ich gehe mit."

„Nein — nie!"

Endlich hatte sie den Drücker in ihrer Tasche gefunden und suchte das Schloß zu öffnen.

„Leben Sie wohl, Grabaus!"

Aber er hielt ihre Hand umpreßt.

„Ich gehe mit Ihnen."

Da machte sie sich gewaltsam los und sagte hart:

„Wenn noch ein einziges gutes Gefühl mir bleiben soll, dann lassen Sie mich jetzt."

Er trat zur Seite, und seine Stimme, die bis dahin trotz des bebenden Untertons so sicher geklungen hatte, wurde bang und wirr wie der flehentliche Blick seiner Augen.

„Gehn Sie nicht! Gehn Sie nicht! Gehn Sie nicht!" wiederholte er in einemfort.

Aber ohne sich nach ihm umzuwenden, trat sie ein und eilte durch den Vorgarten ins Haus. Noch in der Halle glaubte sie sich von seinem Blick und seiner Stimme verfolgt.

Sie stürzte die Treppen hinauf, doch von Stufe zu Stufe wurden ihre Schritte schleppender. In ihrem Zimmer brach sie auf dem Bett zusammen, stöhnte laut und jammervoll. Nach einer Weile aber sprang sie von jäher Angst getrieben auf, hielt unschlüssig wartend an der Tür und lief dann hinunter. Auf der Straße spähte sie nach allen Seiten. Welche Empfindung sie trieb, ob sie fürchtete, er könnte sich ein Leid antun, ob sie ihm sagen wollte, er müsse Geduld haben: das wußte sie nicht. Als sie in der Ferne eine Gestalt erblickte, die sie für Grabaus hielt, eilte sie ihr blindlings entgegen. Aber es war ein Fremder, der verwundert seinen Hut zog.

Verzweifelt schlug sie die Richtung nach dem Bahnhof ein. Doch auf halbem Wege kehrte sie um. Immer hastiger wurde ihr Laufen, immer wirrer ihre Gedanken. Ohne zu wissen, wie, war sie auf freies Feld geraten. Kalte Schneeluft umstrich sie. Sie wollte nach Haus, aber unbeschreibliche Unruhe hetzte sie weiter. Sie kam in den Park, dort irrte sie auf Kreuz- und Querwegen, durch dichtes Gebüsch, über schneebegrabene Wiesen. Stechende Messer glitten in ihrer Brust auf und ab. Frost- und Hitzeschauer

Digitized by Google

jagten einander. Siedend heiß wurde plötzlich die Angst. Da sank sie auf einer Bank nieder und fühlte etwas Warmes aufsteigen. Verwirrt, ohne zu wissen, was das zu bedeuten hatte, hustete sie eine Menge Flüssigkeit aus. Zitternd vor Schreck und Kälte erhob sie sich. Aber kaum war sie drei, vier Schritte gegangen, als die warme Welle wieder aufstieg. Sie hielt ihr Taschentuch vor die Lippen. Es war rot von warmem Blut. Da ergriff sie ein freudiges Hoffen. Ich werde sterben und von allem Schrecklichen befreit sein, dachte sie, während sie sich nach Haus schleppte.

Heiter und mit aufmunternden Worten hatte der Major seine Frau fortgeschickt. Er hatte auf die Uhr gewiesen und erklärt, vor einer Stunde dürfte sie nicht zurückkommen, sonst würde er schelten. In dem Augenblick aber, wo Marie Luise die Tür hinter sich geschlossen hatte, war in seiner Haltung, seinen Gesichtszügen eine vollständige Veränderung vorgegangen. Es war, als wenn von einer verwitterten Statue der rötliche Sonnenstrahl hinweggleitet: während alle Risse und Sprünge deutlich hervortreten, scheint ihr Leben erloschen zu sein.

Der Major hatte ein Buch vorgenommen, doch anstatt daß er las, lag seine welke Hand schwer auf den aufgeschlagenen Seiten, so daß sie sie fast verdeckte. Mit abgespanntem und zugleich unruhigem Ausdruck blickte er in die graue Dämmerung. Von Zeit zu Zeit aber wandte er den Kopf und suchte auf dem silbernen Zifferblatt der Wanduhr den träge schleichenden Zeiger zu erkennen. Aus den Winkeln des Zimmers kamen die schwarzen Schatten immer näher, und während ein Gegenstand nach dem andern lautlos darin verschwand, wuchs in ihm immer mehr das Gefühl einer traurigen Vereinsamung. Es regte sich wieder dieser wühlende Schmerz, der aus eifersüchtiger Sehnsucht und dem Bewußtsein eines Unrechts gemischt war, dieser Zwiespalt, daß er am liebsten seine Frau immer um sich gehabt hätte und doch empfand, daß es ein Raub an ihrer Jugend sei, sie Tag für Tag an sein Krankenzimmer zu fesseln.

Das Feuer im Kamin glomm nur noch matt, er fror, sein Bein schmerzte, aber er hatte nicht die Energie, nach dem Mädchen zu klingeln. Endlich erhob er sich, trat dicht vor die Uhr und begann dann langsam auf und ab zu gehen. Ueber der ihn mehr und mehr ergreifenden Unruhe vergaß er ganz sein körperliches Leiden. Er schritt durch die geöffnete Tür ins Vorzimmer und blieb vor dem Schreibtisch seiner Frau stehen, auf dem versteckt zwischen andern Photographien ihr Brautbild seinen Platz hatte. Einen Strauß Schneeglöckchen am Busen, schaute Marie Luise mit fast kindlich vertrauensvollem Lächeln zu ihm auf, der mit emporgewirbeltem Schnurrbart, die Mütze schräg auf dem Kopf, sich so fröhlich und zuversichtlich auf seinen Säbel stützte, als wenn nichts auf dieser Welt ihm dies eroberte junge Glück entreißen könnte. Und der alte Mann, der mit gefurchtem Gesicht, ein wenig schief, um das kranke Bein zu schonen, sich über das Bild beugte, konnte kaum begreifen, daß er es selbst sei, dieser Gesunde und Frohgemute.

Er ließ sich in einen Stuhl sinken, und seine Gedanken verloren sich in die Vergangenheit, in die düsteren Jahre an der Seite seiner ersten Frau, die, wenn sie ihm schon geliebt hatte, doch ihre Liebe nie hatte äußern können. Mit dieser harten, in sich vertrockneten und grüblerischen Natur war das Leben eine fast unerträgliche Geduldsprobe gewesen. Und als dann ganz spät noch mit Marie Luise ihm das Glück zu erblühen schien, da hatte die Krankheit ihn überfallen ... Während das Dunkel ihn umgab, lagen Vergangenheit und Zukunft gleichmäßig düster da, und eine solche Traurigkeit ergriff ihn, als hätte es nie eine helle Stunde gegeben.

Die Uhr schlug sechs. Marie Luise hätte schon vor einer Viertelstunde zurückkommen können. Er schellte, ließ im Wohnzimmer Licht anzünden und das Feuer frisch anfachen, dann kehrte er in das Zimmer seiner Frau zurück und blickte auf die Straße. Hin und wieder schritten Gestalten durch den fahlen Laternenschein auf dem Schnee, ohne daß er sie in dem Grau des Nebels deutlich erkennen konnte. Die Zeit verstrich. Während seine Unruhe wuchs, dachte er an Grabaus.

Wenn Marie Luise um ihn war, lag ihr Inneres bis auf den tiefsten Grund durchsichtig vor ihm, und auch ohne Worte begriff er, wie sie zu dem Freunde stand. Jetzt aber, wo sie fort war, ergriff ihn wieder der alte Groll, nicht auf sie, nicht auf ihn, sondern auf den Lauf der Dinge selbst, der alles so hatte kommen lassen. Und obwohl er fühlte, daß es ihr unmöglich sei, mehr zu sagen, als sie gesagt hatte, nahm er sich doch vor, eine offene Aussprache herbeizuführen. Während er immer aufgeregter auf und ab ging, bemächtigten sich zweifelvolle, verwirrende Gedanken seiner mehr und mehr. Pläne tauchten auf, wie er dieser unheilvollen Freundschaft ein Ende machen könnte. Wohl sagte ihm eine Stimme, daß, indem er das Band, das die beiden innerlich verknüpfte, äußerlich zerriß, er keine Lösung herbeiführte, daß nur sie allein aus eigner Kraft sich frei machen könnte. Trotzdem befestigte sich sein Vorsatz immer mehr. Er wollte mit seiner Frau verreisen. Während er ihr in Gedanken diesen Vorschlag machte, hörte er sie widersprechen. Und dadurch ereiferte er sich erst recht. Mit dürren Worten sagte er ihr, daß der Verkehr mit Grabaus kein gutes Ende nehmen würde, daß er als Ehemann ihn nicht mehr dulden könnte. Das reine Bild Marie Luisens verdunkelte sich

Digitized by Google

in ihm, nahm fremde, häßliche Züge an — bis er dann, plötzlich zu sich kommend, sie wieder in der früheren Gestalt sah und ihm bewußt wurde, daß Mißmut und Ungeduld ihn verwirrt hatten. Doch trotz aller Gewalt konnte er nicht verhindern, daß die alten Gedanken sofort wiederkehrten.

Da hörte er die Haustür schlagen und vernahm gleich darauf die Schritte seiner Frau auf dem Flur. Doch anstatt wie sonst hereinzukommen, eilte sie die Treppe hinauf, wohl um sich erst umzuziehen, ehe sie ihn begrüßte. Er ging hinüber und blickte gespannt auf die Tür. Nach einer Weile vernahm er wieder ihre Schritte, er erhob sich schon und lächelte in der Erwartung, daß sie jetzt eintreten würde. Da hörte er die Haustür zum zweitenmal schlagen. — Als eine Viertelstunde später Doktor Platen durch das Nebenzimmer hereinkam, blickte der Major mit verstörtem Gesicht aus dem Fenster so in sich versunken, daß er das Kommen seines Bruders im ersten Augenblick gar nicht bemerkte.

„Warum stehst du denn hier im Dunkeln?"

Der Major wandte sich um, besann sich und erwiderte:

„Wir können ja hinüber gehen."

Er folgte seinem Bruder, der sich nach seiner Gewohnheit sogleich in den Lehnstuhl neben den Kamin setzte, die Knie hochzog und mit verschränkten Händen seine Stirn zu streichen begann. Offenbar befand er sich in großer Aufregung.

„Hast du vielleicht Marie Luise gesehen?"

„Marie Luise?" Doktor Platen ließ seine Hände sinken, betrachtete forschend seinen Bruder und sagte dann leichthin, aber mit belegter Stimme: „Die habe ich allerdings gesehen. Sie geht mit Doktor Grabaus spazieren."

„Mit Grabaus — so. Ich wunderte mich schon, warum sie so lange ausblieb."

Einige Augenblicke vergingen. Der Major suchte das Ohnmachtsgefühl, das wie ein leichter Nebel in ihm aufstieg, zu überwinden. Er sagte sich, daß seine Frau bald zurückkehren und sich dann alles aufklären würde.

„Sag mal, paßt dir das eigentlich, daß die beiden sich heimlich treffen?"

„Heimlich? — Bis jetzt hat Marie Luise mir immer erzählt, wenn sie Grabaus getroffen hat."

„Und du meinst, sie würde das heute auch tun?"

„Ja, zweifellos."

„Dann weißt du vielleicht auch, daß Grabaus die letzten Tage hier immer auf und ab patrouilliert ist — um sie zu treffen, natürlich."

„Ist das nicht ein Irrtum? Grabaus könnte ja jeden Augenblick hereinkommen. Er weiß doch, wie gern er hier gesehen ist."

„Vielleicht hat er seine Gründe," murmelte Doktor Platen undeutlich.

„Wie meinst du?"

Da sprang Doktor Platen auf und sagte mit erstickter Stimme:

„Ich kann dir nur raten, mach die Augen auf und — ehe es zu spät ist."

„Was heißt das?"

„Das kannst du dir wohl selbst sagen."

Der Major schob einen Stuhl unter dem Tisch hervor und sagte:

„Setz dich! Sprich dich doch offen aus."

Nachdem sein Bruder Platz genommen hatte, fuhr er fort:

„Du meinst, ich sollte die Augen aufmachen? Aber ich glaube, das ist nicht nötig. Ich sehe ja alles ebenso wie du, daß Marie Luise Gefallen an Doktor Grabaus findet und gern mit ihm verkehrt. Nur auf die Beurteilung dieses Verkehrs kommt es an. Ich kann nichts Unpassendes drin finden."

„Dann habe ich weiter nichts zu sagen. Wenn dir der Verkehr paßt —!"

„Oder hast du vielleicht etwas bemerkt, was Marie Luise in einem falschen Licht erscheinen lassen könnte? Du weißt ja selbst, eine wie arglose Natur sie ist. Wenn sie vielleicht etwas getan hat, was mißdeutet werden kann, dann sag's doch. Denn ihr selbst wäre doch nichts peinlicher, als sich einer falschen Beurteilung auszusetzen."

Er sah seinen Bruder erwartungsvoll an. Aber dieser schwieg hartnäckig.

„Nun?"

„Ach, es hat überhaupt keinen Zweck, mit jemand zu sprechen, der nicht verstehen will und um die Sache herumredet."

Dabei erhob sich Doktor Platen und ging wütend auf die Tür zu.

„Und was ist nach deiner Meinung der Kern der Sache?"

„Daß die beiden ineinander verliebt sind. — So, nun weißt du's. Mach, was du willst. Mich geht's ja nichts an."

Er schnaufte vor grimmiger Erregung, stieß mit dem Fuß auf, während er mit vorgebeugtem und zwischen die Schultern gezogenem Kopf wie unsinnig hin und her rannte.

„Mich geht's ja nichts an — aber —"

Und nun kam in unzusammenhängenden Brocken alles heraus, was er wußte, das, was Frau Grabaus ihm erzählt, das, was er selbst beobachtet hatte. Als aber der Major versuchte, ihn zu unterbrechen, begann er zornsunkelnd seine Stimme zu erheben und wiederholte immer:

„Mich geht's nichts an. Meine Frau ist sie ja nicht. Mach, was du willst!"

Nachdem der Major eine Art Benommenheit überwunden und sich das Gehörte klar gemacht hatte, verfolgte er den Aufgeregten mit stillen, aufmerksamen Blicken. Je mehr dieser schnaubte,

Digitized by Google

desto ruhiger fühlte er sich werden. Während er ihn nachdenklich betrachtete, fiel ihm ein, daß es soeben noch einen Augenblick gegeben hatte, wo er seine Frau fast ebenso beurteilt hatte. Jetzt wurde ihm sein ganzer Irrtum klar. Mit einem Mal glaubte er die Nähe Marie Luisens zu spüren, und das Vertrauen zu ihr durchströmte ihn mit einer Süßigkeit ohnegleichen.

„Du urteilst nach den Tatsachen allein, ohne die Menschen zu kennen," sagte er. „Aber ich kenne Marie Luise und glaube auch Grabaus zu kennen. Darum beunruhigt mich das alles nicht — was ich übrigens schon längst wußte. Denn sie hat mit mir selbst darüber gesprochen."

Stutzig, als wenn er das nicht fassen könnte, sah Doktor Platen seinen Bruder einen Moment an, dann schien ihm etwas einzufallen, und er lächelte so höhnisch, daß es dem Major kalt den Rücken hinunterlief. Dieser wollte auffahren, da er das Lächeln verstand, doch mit nur noch ruhigerer Stimme sagte er:

„Siehst du, wie Mann und Frau miteinander stehen, das kann niemand anders beurteilen. Kein andrer kann da hineinblicken. Nur eins will ich dir sagen. Das Beste, was ich von Marie Luise gelernt habe, ist der gütige Blick, mit dem sie alles ansieht. Sie glaubt an das Gute in den Menschen. Daß ich das von ihr gelernt habe, empfinde ich als mein größtes Glück. Aber seitdem bin ich anders geworden als du, und ich fürchte, wir werden uns kaum verständigen. Ich weiß, du hast mir das alles in der besten Absicht mitgeteilt. Aber jetzt bitte ich dich, mir zu glauben, daß dein Verdacht ungerechtfertigt ist. Was in Marie Luise auch vorgeht, sie hat ein Recht auf mein Vertrauen. Und ich wäre dir dankbar, wenn auch du ihr vertrautest. Du selbst würdest dann glücklicher."

Doktor Platen erwiderte eine Weile nichts. Erst nach längerem Schweigen brummte er:

„Du kennst die Weiber nicht. Kinder sind sie alle. Aber — mich geht's ja nichts an."

In düsterer Stimmung verharrten die Brüder, in dem Gefühl, daß zwischen ihnen beiden keine Verständigung, kaum ein ferneres Zusammenleben mehr möglich sei. Gerade wollte der Major hinausgehen, um sich nach seiner Frau zu erkundigen, als die alte Magd eintrat und aufgeregt erzählte, daß die gnädige Frau vor einer Weile ganz heiß und fieberhaft nach Haus gekommen sei. Während Christine ihr beim Auskleiden behilflich gewesen sei, hätte sie Blutflecken an dem Mantel bemerkt, und die gnädige Frau hätte ihr gesagt, daß diese von einem Blutsturz herrührten. Ehe dann Christine sie ins Bett gebracht, wäre sie ohnmächtig geworden.

Der Major eilte hinauf. Als er ans Bett trat, lächelte Marie Luise ihn an und murmelte: „Mußt dich nicht beunruhigen. Es ist weiter nicht schlimm."

Da das Sprechen ihr große Mühe machte, drang der Major nicht in sie, sondern fragte seinen Bruder um Rat, der ihn auf dem Treppenabsatz erwartete. Dieser erklärte, daß sich für den Augenblick nichts tun ließe, schickte aber doch nach Eis und Kampfer und ließ einen andern Arzt holen, der auch nach kurzer Zeit erschien.

Marie Luise glaubte bestimmt, daß sie noch in dieser Nacht sterben würde. Während an ihrem Bett Gestalten und flüsternde Stimmen vorüberhuschten, lag sie in dämmerndem Traumbewußtsein, umschwebt von leichten, seligen Gefühlen.

*

Vieles von dem, was Marie Luise in dieser letzten endgültigen Aussprache gesagt hatte, wurde Grabaus erst nach mehreren Tagen klar. Wohl hatte er alle ihre Worte gehört, aber sie waren in seine Seele gefallen gleich Samenkörnern, die erst aufgehen müssen, um ihr eigentliches Wesen zu entfalten. Das aber schien ihm der hauptsächliche Sinn und Inhalt des Gesagten zu sein: entweder besaß er wirklich die Kräfte, deren er sich rühmte, dann konnte niemand sie ihm rauben, noch irgendeine Unqunst des Schicksals ihr Wachstum endgültig verhindern. Wenn er aber behauptete, dieser Frau zu bedürfen, um der zu werden, der er sein möchte, so war das einfach ein Zeichen, daß er nicht eine aus sich selbst leuchtende Sonne, sondern nur ein Trabant war, der von erborgtem Glanze lebte. Ueberhaupt kam ihm jetzt zum Bewußtsein, welch ein Wahnsinn es gewesen war, von ihr ein solches Opfer zu fordern. Und wenn seine Gesichtsmuskeln nicht erstarrt wären, wie sein Herz zerborsten und klanglos geworden war, so hätte er wirklich hell auflachen müssen über die wirre Einfalt seiner Leidenschaft. Denn das eine schien ihm sicher: ihre Liebe war im Grunde doch nur ein Spiel gewesen, ein Spiel freilich, der Wahrheit täuschend ähnlich und von Marie Luise selbst dafür gehalten. Nachdem ihr mancherlei vom Schicksal geschenkt, doch eins versagt war: das Blühen der tiefsten und geheimsten Wurzeln ihres Wesens, hatte sie für einen vergänglichen Augenblick den höchsten Glücksrausch, Weib sein zu dürfen, wie eine kurze Ekstase genossen, hatte in einer Stunde, die mehr Traum als Wirklichkeit war, das enge Netz der Umwelt zerrissen und war davongeflogen in überirdische Ferne, wo auf unerreichbar steilem Gipfel Sehnsucht und Erfüllung liebevoll umschlungen thronen. Dann freilich hatte sie, klüger und nüchterner als er, den Weg in die irdischen Verhältnisse zurückgefunden.

Indem er sich sagte, daß es so sei, wollte er sie weder schmähen noch erniedrigen. Denn als er verlangte, daß sie alles, worin sie gewurzelt hatte, verlassen sollte, hätte sie da nicht fragen können, wo denn der Boden wäre, in den

Digitized by Google

er sie pflanzen wollte? Was hätte er da antworten können?

Nachdem er an jenem Abend nach Hause gewankt war wie jemand, der einen schweren Sturz getan hat und mehrere Tage in betäubtem und gleichsam schlaftrunkenem Zustand verbracht hatte, erwachte er eines Morgens zu neuem Leben. Ja, nach der furchtbaren Erregung der letzten Wochen, nach diesem vergeblichen Gespensterkampf mit ungewissen Ahnungen und vagen Zweifeln, mit nebelhaften Aengsten und trügerischen Hoffnungen kam jetzt eine eiskühle, wohltuende Starrheit über ihn. Er wollte weiterarbeiten und seines Lebens Bauwerk errichten, so breit, hoch und kühn, wie es in seinen Kräften stand. Noch war die Nachwirkung seines freudig gehobenen Selbstbewußtseins zu lebendig in ihm, und die Ueberzeugung, ein trotziger Verächter jeglichen Liebesgrams zu sein, zu tief in ihm gefestigt, als daß er im Ernst hätte glauben können, eine Frau vermöchte sein Leben zu zerstören. So nahm er denn die Feder zur Hand, und mit seiner steilen Gelehrtenschrift schrieb er da weiter, wo er bereits vor Wochen abgebrochen hatte. Auch seine Vorlesungen, die er während der letzten Zeit nur wie im gewaltsamen Erwachen aus einem wahnähnlichen Zustande hatte halten können, nahm er mit angesporntem Eifer wieder auf. Und es schien fast, als wäre er durch all die Erschütterungen geradezu gefestigt worden. Denn wenn früher die Studenten in ihrer jugendlichen Skepsis über manchen Ueberschwang, manche mehr hochgestimmte als tief geschaute Aeußerung ihres Lehrers gelächelt hatten, klang es jetzt im Fluß seiner Rede plötzlich hier und da wie das Raunen eines aus den tiefsten Gründen der Menschlichkeit hervorbrechenden Quells. Sein Vortrag war konziser, seine Stimme härter und voller geworden, mit metallischem Klingen rollten eherne Worte.

Seiner Frau gegenüber war Grabaus von einer ruhigen Unnahbarkeit und den Kindern ein gerechter, wenn auch etwas teilnahmloser Vater. Nie schien es eine Zeit der Unklarheit und des Streitens gegeben zu haben, alles ging seinen gewohnten Gang, und der ganze Tumult der letzten Wochen, wo die Ehe der beiden in ihren Grundfesten erschüttert schien, hatte äußerlich nur das höchst unwichtige Resultat gezeitigt, daß er sehr zum Bedauern der zahlreichen enthusiastischen Backfische seinen Vortragskursus in Weimar abbrach.

So schien die Veränderung seines Wesens eine Rückkehr zu früherer Gesundheit zu sein, und er selbst war erstaunt, wie leicht er sich in den Lauf der Dinge gefügt hatte. Erst als das Wintersemester zu Ende ging, spürte er, während die weichere, tauige Luft das Nahen des Frühlings anzeigte, eine schnelle Abnahme seiner Kräfte. Es kostete ihn einen immer größeren Aufwand an Energie, seine Pflichten in der gewohnten Weise zu erfüllen. Doch hoffte er, daß ein kurzes Ausruhen während der Osterferien ihn mit neuer Spannkraft versehen würde.

Nun aber geschah etwas Ueberraschendes: Der einmal abgespannte Bogen schien seine Elastizität verloren zu haben. Jeden Tag sagte er sich, daß er seine Vorträge für das Sommersemester ausarbeiten müsse, aber es war ihm kaum möglich, den Inhalt eines Buchs zu begreifen, geschweige denn, selbst einen Gedanken zu bilden. Während durch das geöffnete Fenster die dufterfüllte Frühlingsluft hereinströmte, mitsamt der ganzen frohen Regsamkeit von nah und fern, dem Vogelgezwitscher, dem hellen Kinderjubel, dem Hü und Hott der Fuhrleute, hockte er, dem Lichte abgewandt, zusammengesunken auf seinem Stuhl wie ein Kranker und schalt sich einen Tagedieb und unnützen Schmarotzer auf Gottes schöner Welt. Doch eines Morgens, als im flutenden Sonnenschein ihm sichtbar wurde, wie alles, vom wiehernden Pferd draußen bis zu den Millionen kleiner, wirbelnder Stäubchen, im frohen Daseinsrausch erzitterte, ging er in den Garten und nahm den Spaten zur Hand, um allen Gram und alle Unlust zu begraben. Und wie ein Betender mit seinem Auge die in der Morgenluft dampfende Erde umfangend, erflehte er, sich wieder eins fühlen zu dürfen mit der wohltätigen Natur gleich allen Kreaturen.

Ueber den verfallenen Staketenzaun begrüßte ihn der alte Gevatter Nachbar, schüttelte ihm mit seiner schwieligen Hand den Arm, daß er ihn fast ausrenkte, und fragte, den scharfen Tabak ihm ins Gesicht blasend, wo in aller Welt er denn nur gesteckt hätte? Ueber seinen Büchern hatte der Herr Doktor wohl ganz den Wechsel der Jahreszeiten vergessen? Für Spinat, Radieschen und Karotten war es doch höchste Zeit. Seine Alte hatte sogar schon Kohlrabi und Salat ausgepflanzt. Da hatte sie auf ihre alten Tage es noch mit einer neuen Sorte versucht, Erfurter Trotzkopf, oder wie sie hieß. So waghalsig war seine Alte noch! Und dann schickte er seinen Teckel aus: „Hol mal die Mutter, Waldmann! Hol sie mal! Sag ihr, daß der Herr Doktor wieder da wäre. Geh, sag's ihr!" Der Teckel trabte bellend auf seinen krummen Beinen ins Haus, und die dicke Frau kam wirklich nach geraumer Weile herbeigeeilt. Sie schien noch mehr Fett angesetzt zu haben in der Winterruhe. Auf dem Arm trug sie ein junges Zicklein, das sie mit der Flasche großzog wie ein Baby. Nun begann ein großartiges Schwatzen, Fragen und Ratschlagen. Die beiden Alten stritten hin und her, auf welcher Rabatte der Herr Doktor Kohl, auf welcher er Gurken pflanzen sollte. Und als sie hörten, er hätte nicht mal Mist bestellt, gebärdeten sie sich, als wenn er Gott weiß über welcher Bagatelle die wichtigsten Geschäfte

Digitized by Google

versäumt hätte. Wohl ein halbes Dutzend Mal hatte Grabaus an seinem Hut gerückt, um sich zu verabschieden, aber immer hatten sie ihm noch etwas zu sagen, schärften ihm immer wieder wahrhaft unzählige Pflichten ein, da, was jetzt versäumt würde, nie wieder gutzumachen sei. Und Grabaus tat, wie ihm geheißen war, grub, jätete, hackte, und nachdem er eine ganze Fuhre Kuhdung gekauft hatte, hantierte er mit der Mistgabel wie ein fleißiger Ackersmann. Doch eines Tages, nachdem ihm schon oft in müder Stumpfheit sein Gerät beinahe entglitten wäre, stieß er es plötzlich mit einem Fluch in die Erde. Mit aufgerissenen Augen, wie erzitternd vor einer Offenbarung, horchte er etwas geheimnisvoll Gewaltigem nach, was wie des Frühlings Hammer, wenn er das Eis zerschlägt, tausend Quellen sehnsüchtiger, schmerzvoller Wünsche in ihm sprudeln machte. Und doch war, was er vernahm, nur ein Drehorgelklang aus weiter Ferne, verweht fast in der sonnigen Luft. Schwach vernehmbar irgendein Walzermotiv. Aber wie eine vom Blitzlicht erhellte Phantasmagorie stand vor seinem inneren Auge der glänzende Marmorsaal, wo in all der glitzernden bunten Menge Marie Luise die Schönste, wo unter all den müden, nüchternen Scharwerkern er der Glückseligste gewesen war. Marie Luise, Marie Luise, Marie Luise — es war, als wäre die sonnige Luft durchzittert von dem einen Klang, als trügen die zwitschernden Stare, die lispelnden jungen Blätter, das helle Kindergeschrei ihm dies eine Wort wie lachenden Jubelklang und grenzenlosen Hohn in seine schmerzzerrissene Brust.

Und als dann der kurze Rausch vorbei war, ergriff ihn unüberwindlicher Ekel gegen all das, was er die letzten Tage getrieben hatte, gegen die nasse, klebrige Erde, gegen seine schmutzigen Hände, gegen den verfallenen Zaun, gegen dies ganze winzige armselige Fleckchen Erde, auf das er sich hatte flüchten wollen wie ein Gestrandeter, der, hoffnungslos geschlagen im Ringen mit der Lebensflut, dies karge Plätzchen zum Schauplatz seiner altersschwachen Kräfte macht. Ekel ergriff ihn gegen das alles, aber am meisten gegen sich selbst. Er kam sich vor wie ein armseliger, geistesberaubter, grasfressender Narr.

Seitdem überließ er den Garten seiner Frau, die einen handfesten Mann kommen ließ, der in unglaublich kurzer Zeit die Beete umgrub und alles aufs beste besorgte.

Das Sommersemester hatte begonnen. Weniger zahlreich, doch immerhin noch eine ansehnliche Schar, füllten die Studenten seinen Hörsal. Aber wenn er mit müder, oft innehaltender Stimme Worte aneinander reihte, die nicht aus dem Brennpunkt, sondern wie zusammengelesener Kehricht aus irgendeinem verstaubten Winkel seines Innern zu kommen schienen, ergriff ihn oft Empörung über die lammfromme Geduld seiner Hörer, daß er ihnen hätte zurufen mögen: Merkt ihr denn nicht, daß nicht ich zu euch spreche, nur ein schattenhaftes ausgehöhltes Phantom, das, selbst leblos, nichts Lebendiges zeugen kann?! Oft aber packte ihn auch Angst, daß die Studenten, angewidert von dieser trockenen Kadaverweisheit, den nichtsnutzigen Lehrer von seinem Stuhl herunterreißen möchten. Doch dergleichen unterblieb. Dagegen leerten sich im Lauf der nächsten Monate die Bänke immer mehr, und gähnende Oede lag nun über dem nackwandigen großen Raum. Da wandelte seine zerrende Angst sich in tiefes, kummervolles Verzagen, das sich an seine Sohlen heftete und ihn noch müder machte.

Er zog sich ganz in sich selbst zurück. Verhaßt waren ihm alle menschlichen Gesichter. Ausgestorben schien die tönende Welt von ehedem. Durch dürre Wüstenei schleppte er ein unnützes, qualvolles Dasein.

Nicht der kleinste Schimmer eines Glücks durchbrach das Dunkel, das ihn umgab. In einer Stunde des Aufraffens schrieb er nach Berlin und fragte an, wie es mit der Gründung der neuen Hochschule stände? Da erhielt er den Bescheid, daß von seiten der Provinz unerwartete Schwierigkeiten eingetreten wären und die Angelegenheit sich vollständig in der Schwebe befände. Von ihm selbst, von seiner vorläufigen Ernennung zum außerordentlichen Professor war überhaupt nicht die Rede. Noch ehe er diesen Brief geöffnet, hatte er seinen Inhalt schon geahnt. Es mußte ja so kommen! Und er empfand darüber fast eine schmerzliche Genugtuung. Denn er war irre an sich selbst geworden.

*

Auf der nach dem Garten gehenden Veranda lag in einem langen Korbstuhl Marie Luise. Unter der dünnen Seidendecke, die ihren langgestreckten Körper bis zu den Schultern bedeckte, sah sie beängstigend schlank und überirdisch aus. Wolf, der soeben mit dem Rad angekommen war, saß hinter einem kleinen Tisch und ließ sich einen Zwieback nach dem andern schmecken.

„Du mußt nicht böse sein, wenn ich einen so wahnsinnigen Appetit entwickle," sagte er.

„Laß dir's nur schmecken, mein Junge."

„Erstens bin ich nämlich ein ganz gehöriges Tempo gefahren, und dann — diese Zwiebacks sind einfach großartig. Wo habt ihr die nur her?"

„Ernst hat sie für mich kommen lassen."

„O, und ich esse sie dir alle auf."

Er schob die silberne Schüssel zurück und setzte sich mit seinem Stuhl an die Seite seiner Schwester.

„Jetzt mußt du erst mal selbst einen essen, Marie Luise. Weißt du, du siehst nämlich wirklich gar nicht gut aus. Du mußt was für dich tun."

Digitized by Google

„Aber Kind, ich pflege mich ja den ganzen Tag.“

Er streichelte ihre blassen Wangen, die sich so zart und weich anfühlten wie Blütenblätter, und sah ihr dabei sorgenvoll in die großen, glänzenden Augen. Noch mehr als früher beherrschten diese das Gesicht, als wenn das innere Feuer, das ihren Körper zu verzehren schien, durch sie seinen Ausweg fände.

„Was ist das nur mit dir? Ueber zwei Monate geht das so und wird und wird nicht besser. Was sagt denn der Doktor eigentlich?“

„Der Doktor meint, es läge wohl am Frühjahr.“

„Am Frühjahr?“ wiederholte Wolf kopfschüttelnd. „Das sagt Grabaus auch von sich. Komisch, mich greift das Frühjahr nicht im geringsten an. Im Gegenteil!“

Eine rasche Blutwelle hatte die durchsichtige Haut durchströmt; mit nervöser Bewegung strich Marie Luise die Spitzen an ihrer Brust glatt, während sie mit schwachem Lächeln erwiderte:

„Das fehlte auch gerade noch, daß du krank wirst. Einer ist gerade genug in der Familie.“

„Darf ich dir nicht einen Zwieback streichen?“

„Danke. Ich kann wirklich nichts essen.“

„Uebrigens habe ich dir auch was mitgebracht. Künstlerisch sind sie ja gerade nicht. Aber die zum Beispiel ist doch ganz nett.“

Er hatte einige Photographien von Landschaften aus seiner Tasche geholt und zeigte sie ihr.

„Ich bin jetzt so viel allein. Da tröste ich mich mit Radfahren und Photographieren. — Aber was ich dich fragen wollte: habe ich eigentlich dein Bild hier neulich vergessen? Das kann ich nämlich absolut nicht finden.“

„Nicht daß ich wüßte. Du steckteſt es damals in deine Brieftasche.“.

„Ja, und wenn ich mich nicht sehr irre, habe ich es noch denselben Abend ins Album getan. Aber da ist es nicht mehr. Ich habe meine Wirtin gefragt, die hat natürlich keine Ahnung. Neulich abends war Grabaus bei mir, und weil er mich nicht gleich traf, hat er sich inzwischen das Album besehen. Aber daß der es genommen hat, kann ich mir doch nicht denken.“

„Das glaube ich auch nicht,“ entgegnete Marie Luise.

„Er hätte mich doch zweifellos gefragt. Denn er weiß ja gar nicht, ob es dir auch recht ist, wenn er dein Bild hat.“

„Natürlich. — Aber kannst du es nicht unterwegs irgendwie verloren haben?“

„Ich möchte wetten, daß ich es ins Album getan habe. Und außer Grabaus war niemand bei mir —“

„Aber wie sollte der dazu kommen?“

Marie Luise hatte sich heftig aufgerichtet, als wenn die ausgestreckte Lage ihr unbequem wäre, und stützte den Kopf auf den Arm, so daß ihr Gesicht dem Licht abgewandt war. Ihr Bruder betrachtete sie sorgenvoll.

„Furchtbar nervös bist du. Und dann schießt dir jetzt das Blut so leicht in den Kopf. Das ist, glaub' ich, auch kein gutes Zeichen. Hast du mal dein Herz untersuchen lassen?“

„Ach geh!“ versetzte sie scherzend. „Ich werde ja fortwährend untersucht. Lunge, Herz, Nieren, was weiß ich. Ihr dürft mich nur nicht quälen. Dies ewige Sorgen macht's auch nicht besser.“

Wolf trat an die Balkonwand und schaute in den Garten hinunter. Auf einer kurzen Leiter stand Doktor Platen und fäbelte wütend mit einer kurzen Säge einen überflüssigen Ast von einer Rotbuche. Auf dem Rasen kniete vor einem runden Beet ein Gärtnergehilfe, der Löcher in die schwarze Komposterde wühlte. Neben ihm lag ein Haufen junger Begonienpflanzen. Beide Männer waren so in ihre Arbeit vertieft, daß sie den Obenstehenden gar nicht bemerkten.

‚Sonderbar,‘ dachte Wolf. ‚Was mag zwischen ihr und Grabaus nur vorgefallen sein? Ob sie sich erzürnt haben? Aber warum? Wie könnte man sich überhaupt mit Marie Luise erzürnen? Und doch sind beide so sonderbar, als wenn einer vom andern nichts mehr wissen will . . .‘ Diese beiden, ihm die liebsten und vertrautesten Menschen, bereiteten ihm wirklich Kummer.

Wochenlang hatte er seinen Freund nicht zu Gesicht bekommen. Schon vor den Osterferien war er eines Tages zu Grabaus gekommen, gerade als er zum erstenmal von der Krankheit seiner Schwester erfahren hatte, und hatte diesem in der ersten Aufregung davon erzählt. Aber Grabaus hatte ihn mit einer so schroffen Antwort unterbrochen, daß Wolf, von solcher Lieblosigkeit ganz bestürzt, sehr bald gegangen war. Seitdem waren Monate vergangen, in denen sie sich nur flüchtig begrüßten, gerade als wenn Grabaus einen Groll gegen ihn hegte.

„Ja —“ sagte er mitten aus seinen Gedanken heraus — „vorige Woche war er endlich wieder mal bei mir.“

„Wer?“

„Grabaus. Aber wie ich ihn gesehen habe, da habe ich denn doch einen gehörigen Schreck bekommen. Der sieht ja noch viel elender aus als du. Ich habe ihn gefragt, ob er krank wäre. Aber da hätteſt du ihn nur sehen sollen. Er wäre nicht krank, nur überarbeitet. Der Teufel sollte all die Leute holen, die behaupteten, daß er krank wäre. Na, da habe ich natürlich den Mund gehalten Uebrigens — es gibt ja verschiedene Arten von Krankheit. Ich möchte wetten, daß er einen geheimen Kummer hat.“

Marie Luise hatte das Gesicht mit der Hand beschattet. Das auf- und niederströmende Blut war zurückgetreten, nur auf den Wangen lagen

Digitized by Google

Vorbereitungen zur Jagd. Nach dem Gemälde von Wilhelm Räuber (München)

Digitized by Google

Digitized by Google

wie mit Schminke aufgetragen scharf abgezirkelte scharlachrote Rosen, während die Stirn, Augen und Nase blaß und wie von Wachs erschienen. Sie lag ganz regungslos, nur ihre Nasenflügel bebten nervös, und die dünne Decke von italienischer Seide hob und senkte sich schnell durch ihre kurzen Atemzüge.

In diesem Bedürfnis, sich über das, was ihn seit langem bedrückte, Klarheit zu verschaffen, fuhr Wolf fort, ohne auf seine Schwester zu achten:

„Und zwar glaube ich, daß er sich die Sache wegen der deutsch-polnischen Universität so zu Herzen nimmt. Er sollte da doch Professor werden. Aber seit dem vorigen Jahr hat er überhaupt nichts mehr davon gehört. Das muß es offenbar sein. Denn einen andern Grund könnte ich mir absolut nicht denken. Und daß ihn das mitnimmt, ist doch schließlich begreiflich. Nicht wahr?"

„Aber natürlich."

„Dazu kommt, daß seine Kollegen ihn schikanieren, wo sie nur können. Der alte Wuhlmann hat ihn in seiner Vorlesung direkt einen seichten Schönredner genannt. Und das Schlimmste ist, Grabaus hat dadurch allen Mut verloren. Neulich gingen wir zusammen spazieren, da sagte er mir, er wäre total fertig. Er hätte nicht den geringsten Glauben mehr an sich. Wenn er nur könnte, möchte er am liebsten Schulmeister oder sonst was werden."

„Wirklich — das hat er gesagt?"

„Mir war das so furchtbar. Ich habe tagelang an nichts andres denken können. — Unterwegs hatte ich schon einen so unheimlichen Eindruck. Er schlich so dahin, gerade wie verstört. Wir kehrten dann in einem Bauernhaus ein und tranken ein Glas Milch. Und wie wir da so saßen, da sagte ich, es wäre doch wirklich wunderschön hier. Das war's nämlich auch. Vor uns floß die Saale. Da patschten kleine Jungens und Mädchen mit aufgeschürzten Röcken drin herum. Und die Enten schwammen so lustig. Und gegenüber lag mitten in Wiesen ein Obstgarten, wo noch die letzten Apfelbäume blühten. Alles war so schön grün. Da sagte ich zu Grabaus, der —" Wolf lugte vorsichtig in den Garten hinunter und fuhr dann mit leiserer Stimme fort: „‚na, unten Schwager Rudolf,' sagte ich, ‚der wäre doch eigentlich ein kolossales Rindvieh. Wenn der hier säße, und man zeigte ihm all die Schönheiten, dann würde er nur den verdorrten Baum da sehen und darüber alles andre vergessen.' Darauf guckt Grabaus mich an und sagt: ‚Von seinem Standpunkt hat er ja auch recht. Denn was ist die Welt schließlich andres als unser eignes Spiegelbild?' Na, ich war natürlich nicht der Ansicht, und wie wir so hin und her reden, sagt er schließlich zu mir: ‚Wenn ich in Ihres Schwagers Haut steckte, dann würde mich auch der verdorrte Baum mehr interessieren als alles, was da grünt und blüht.' — Ich hielt das für Stimmung und suchte es ihm auszureden. Wir sprachen dann von allen möglichen andern Dingen und waren schon beinah wieder in der Stadt, ich hatte tapfer drauf los geredet und dachte, er wäre nun ganz meiner Meinung, da bleibt er plötzlich stehen: ‚Wenn Sie die Wahrheit wissen wollen, Wolf — nehmen Sie den verdorrten Baum, dann haben Sie mich.' Ich lachte. Ja, mein Gott, ich ahnte doch nicht, daß er's ernst meinte. Da wird er blaß, und wie er nun den Hut herunterreißt, liegt ihm der kalte Schweiß dick auf der Stirn. Er sagt: ‚Wenn Sie mich lieb haben, Wolf, dann halten Sie das nicht für Geschwätz. Keinem Menschen hab' ich es gesagt. Aber mit mir ist es aus. Oder es ist wohl nie was mit mir gewesen. Ich war wohl so eines von den frühreifen Genies, die versagen, wenn es sich um wirkliche Leistungen handelt. Heute weiß ich, daß ich nie was geleistet habe und nie was leisten werde.' — Das sagt er und hat dann von keinem Trost was wissen wollen. Ich kann dir sagen, Lise, die ganze Nacht bin ich den furchtbaren Eindruck nicht los geworden. Am andern Morgen wollte ich zu ihm. Aber ich hab' mich, weiß Gott, nicht getraut."

„Du, Wolf," sagte Marie Luise, die sich aufgerichtet hatte und deren Gesicht vor Erregung glühte, „höre, Wolf —," sie ergriff ihres Bruders Hände und versuchte zu sprechen, aber ihre Stimme gab nur rauhe Flüstertöne her.

„Ach Gott!" unterbrach er sie. „Jetzt bist du auch so aufgeregt. Hätte ich's dir doch nicht erzählt!"

„Doch, doch! Das ist gut. Nur mußt du mir einen Gefallen tun. Geh zu ihm und bitte ihn, daß er nicht verzweifeln soll. Sag ihm, in meinem Namen bätest du ihn. Verstehst du?"

Er nickte ängstlich.

„Ja, ja, ich will's tun."

„Er und an sich verzweifeln! — Vor ihm liegt ja die glänzendste Zukunft. Wenn er nur nicht aufhört zu streben. — Sag ihm, das wäre das größte Verbrechen. Er muß sich anstrengen. Hörst du, er muß es dir versprechen."

Mit ihren heißen, trockenen Händen umpreßte sie die ihres Bruders. Große Tränen standen in ihren Augen.

„Sag ihm, daß ich nie aufgehört habe, an ihn zu glauben. Und wenn er jetzt verzweifelt ist — dann — sag ihm —, daß ich doch nur aus Liebe zu ihm —"

Sie stöhnte plötzlich laut auf, und ihr Gesicht unter der Decke vergrabend, brach sie in wildes Schluchzen aus, das ihren ganzen Körper durchbebte.

Regungslos, ohne einen Versuch zu machen, seine Schwester zu beruhigen, saß Wolf da.

Digitized by Google

Während er mit entsetzten Augen in die sonnig blaue Luft starrte, hatte er das Gefühl, daß etwas unfaßbar Furchtbares mit schwerem Flügelschlag über ihm dahinstrich und bis dahin nie gekannte Schauer in seiner Seele zurückließ.

So verharrten die beiden, scheinbar ohne sich umeinander zu kümmern. Erst als im Garten die Stimme des Majors laut wurde, warf Marie Luise die Decke zurück und preßte ihr Taschentuch gegen die Augen. Ihr Körper zuckte noch immer zusammen von den starken Wellenschlägen des Schmerzes.

Wolf war aufgesprungen, während sein Schwager sich erschrocken über die Weinende beugte.

„Mein Herz, was ist dir?"

Ohne das Tuch von den Augen zu entfernen, streckte sie die Hand nach ihm aus und versuchte zu sprechen. Aber die zitternden Lippen vermochten keine Worte zu bilden.

„Sie hat sich sehr aufgeregt — wir wollen sie lieber allein lassen. — Komm!" stotterte Wolf, indem er seinen Schwager am Arm ergriff und ihn die Balkontreppe hinunterzog.

Die beiden gingen durch den Garten, wo Doktor Platen ihnen von der Trittleiter aus seine Säge zeigte, deren Zähne verbogen waren.

„Vor drei Wochen habe ich das Ding gekauft," sagte er wütend. „Sechs Mark hat der Schund gekostet. — Das kommt aber, weil heutzutage alles fabrikmäßig hergestellt wird."

Während der Major etwas wie eine Antwort murmelte, fiel Doktor Platens Blick auf Wolf.

„Bist du krank?" fragte er ihn erstaunt.

Aber dieser ging weiter, als wenn er nichts gehört hätte. Und in Wirklichkeit hatte er den Sinn der Worte auch nicht erfaßt. Er war einfach betäubt. Es war ihm ergangen wie einem Soldaten auf Vorposten, der nach dem Feind auskundschaftet, bald vor einem Baumstrunk, bald vor einem Findling erschrocken anschlägt, doch sich immer wieder überzeugt, daß er sich geirrt hat. Plötzlich aber springt er, von einer Kugel tödlich getroffen, in die Luft und fällt mit dem Gesicht ins Gras ... So immerfort grübelnd und doch gänzlich ahnungslos war Wolf von dieser Erkenntnis getroffen worden, als ein einziges Wort, die eine verzweiflungsvolle Gebärde ihm ihre unüberwindliche, zerstörende Leidenschaft verraten hatte. Jeglicher Fassung beraubt war seine arme wirre Seele, nur die eine Tatsache leuchtete darin, grell und doch unbegreiflich.

„Nun — was hat sie so erregt?"

Wolf fühlte, wie sich die Hand seines Schwagers auf seine Schulter legte, er hörte seine Stimme, deren ruhiger, beherrschter Ton doch von so viel Angst und Sorge durchzittert war.

Als nun der Major stehen blieb und ihn erwartungsvoll ansah, fragte er, nur um noch einige Augenblicke Zeit zu gewinnen, was denn der Arzt zu dem Befinden seiner Schwester gesagt hätte?

„Ach, du weißt doch, wie das mit ihm ist. Je weniger er sich auskennt, desto mehr Worte macht er. Aber er fühlt selbst, daß das alles nur Phrasen sind. — Der objektive Befund ist ja nicht so schlimm, darin stimmen auch die Professoren überein. Nur diese absolute Schwäche! Es ist gerade, als wenn sie den Willen zum Leben verloren hätte. — Aber was hat sie so erregt?"

Einen kurzen Augenblick zögerte Wolf noch. Aber kaum hatte er dann zu sprechen begonnen und das wiederholt, was er der Kranken erzählt hatte, als ihm sofort freier und leichter zumute wurde. Denn er spürte geradezu die Nähe seiner Schwester, und diese absolute Zuversicht, daß alles, was sie sagte oder tat, das richtige sei, ergriff ihn mehr und mehr.

Die beiden hatten auf einer Bank vor einem Flieder- und Goldregengebüsch Platz genommen. Der Major saß vornübergeneigt und strichelte mit seinem Spazierstock im Sande. Auch nachdem Wolf zu Ende war, hörte er damit nicht auf, gerade als wenn die nervöse Hand von selbst hin- und herschnellte. Doch plötzlich richtete er sich empor und sah seinen Schwager an. Voll unsäglichen Grams war sein Blick.

„Also so steht's mit deinem Freund?" warf er kurz, mit zerbrochener Stimme hin. „Du mußt hingehen, verstehst du — und ihm sagen, er sollte uns doch wieder besuchen. — Ich würde mich sehr freuen — und auch Marie Luise —, auch ihretwegen sollte er kommen — hörst du?"

Wolf hatte sein Gesicht abgewandt und schluchzte leise in sich hinein.

Brütend betrachtete ihn der Major, als wenn er sich über diesen Mangel an Selbstbeherrschung wunderte. Dann berührte er sacht die zusammengeballte zuckende Hand und sagte:

„Ja, mein Junge, das Rechte zu finden, ist manchmal so schwer. — Wir aber, meine ich, müßten alles tun, damit sie nicht noch mehr leidet. Denn wer weiß — wie lange wir sie noch behalten."

Hinter den Gebüschen kam langsam Doktor Platen heran, zögernd, indem er manchmal stehen blieb und umdrehen zu wollen schien, dann sich aber doch wieder einige Schritte näherte.

„Sprecht ihr von deiner Frau?" fragte er. „Meine Ansicht ist, daß sie möglichst bald fort muß. Nach Davos oder St. Moritz."

Als der Major eine abwehrende Bewegung machte, fuhr er in stiller Wut fort:

„Ich sage dir, das ist das einzig Richtige. — Auf das Psychische ist gar nichts zu geben. Das

Digitized by Google

ist eben der Unsinn, daß du immer darauf Gewicht legst, was sie sagt."

Ohne seinem Bruder zu antworten, wandte der Major sich an Wolf:

„Ich will mit ihr sprechen. Warte du hier!"

Dann ging er ins Haus. Doktor Platen aber stampfte zornig mit dem Fuß auf.

„Schick sie nur weg, dann wird sie schon kuriert!"

Und während er sich forttrollte, murmelte er noch in verbissenem Grimm:

„Blech und Schwindel ist das alles mit diesen verdammten Weibsbildern."

Als Wolf dann nach einer Weile ins Haus gerufen wurde, fand er dort Schwester und Schwager still beisammen. Von dem, was geschehen war, wurde nichts erwähnt. Marie Luise erhob sich bald, um sich zu Bett zu legen. Als dann auch Wolf Abschied nahm, sagte ihm der Major, er wolle selbst an Grabaus schreiben, daß er willkommen sei.

Diesen Brief erhielt Grabaus am nächsten Abend. Nach einem furchtbaren Tage saß er an seinem Arbeitstisch vor leeren Blättern. Draußen dämmerte es. Die feurigen Ströme der untergehenden Sonne erloschen, und Dunkelheit lagerte sich über das Zimmer. Aber während die Nacht schwärzer und tiefer wurde, bereitete sich in seiner Seele ein neuer Tag vor. Mochte der Sonnenstrahl, der das Bild Carlyles an der Wand hell hatte aufleuchten lassen, die Erinnerung an diesen Mann geweckt haben, der durch Finsternisse und Trübsalsqualen den Weg zu den Sternen gefunden hatte —, in seiner verzweiflungsvollen Seele war ein Licht entzündet, schwach schimmernd noch wie ein wankendes Grubenlichtlein am Ende eines tiefen dunkeln Schachts. Ueber zertrümmerten Hoffnungen und blutenden Leidenschaften sah er neue Lebensmöglichkeiten auftauchen, und ahnungsvolles Regen frischer Kräfte war zu spüren.

Da brachte das Mädchen den Brief, den sie stillschweigend auf den Tisch legte. Weil ihm die Handschrift fremd war, ließ er ihn liegen, um den so lang entwöhnten Stimmen nachzulauschen. Erst als er dann die Lampe anstreckte, öffnete er das Schreiben. Aber kaum hatte er es gelesen, als er den Kopf auf den Schreibtisch warf und laut aufschluchzte.

Es war ein kurzer, ungelenker Brief, geschrieben von jemand, dessen Geist in allen andern Verrichtungen gewandter war als in der, seinen Gedanken und Empfindungen Ausdruck zu verleihen. Aber in dieser keuschen Verschlossenheit lag ausgesprochen: die Größe der Liebe und Güte dieses Mannes, der unverwundbare Glaube an seine Frau und das Vertrauen in den, dem sie ihr Herz zugewandt hatte. Und während Grabaus der einst so wilden, begehrlichen Stimmen seiner Leidenschaft gedachte, fühlte er sich demütigt und auf die Knie gezwungen vor diesem Manne, der seine Frau mehr liebte als sich selbst.

Den Tag darauf schon fuhr er nach Weimar. Marie Luise lag auf ihrem Ruhebett, als er die Veranda betrat. Niemand war bei ihr. Sie streckte ihm ihre weiße, schmal gewordene Hand hin, und wie sie die seine schwach umpreßte, entrang sich ihr ein einziges Wort: „Ach du!" Wortlos saßen sie beisammen, wie geblendet einer vom andern, als wäre nach langer, langer Nacht plötzlich hellster Sonnenschein über sie hereingebrochen und machte sie fast blind. Sie brauchten Zeit, um zu sich zu kommen. Dann erst erkannten sie sich wirklich. Vergessen waren nun die eignen Schmerzen, vom Leid des andern fühlte sich jeder tief ergriffen.

Als nach einer Weile der Major eintrat, sprang Grabaus auf und wollte etwas sagen. Aber er vermochte kein Wort herauszubringen. Er spürte nur zitternd seinen festen Händedruck, mit dem er ihn fest und unentreißbar ins Herz zu schließen schien. Als sie dann am Lager der Kranken saßen, sagte der Major mit seiner gütigen Stimme:

„Herz, nun mußt du aber auch gesund werden."

Und Marie Luise umfing die beiden mit einem grenzenlosen, glückseligen Blick.

„Nun werd' ich gesund. Ich versprech' es euch!"

Etwas Neues, ein heiliger, reinerer Glanz lag von nun ab über dem Verkehr der beiden. Lange Stunden verbrachten sie in innigster Vertraulichkeit, ganz allein, von niemand beobachtet. Aber als wenn unsichtbar ein Dritter zugegen wäre, vermieden sie jede sinnliche Annäherung. Kaum daß sie sich die Hand gaben beim Kommen und Gehen. Und nicht bloß zwischen ihnen allein, auch zwischen Grabaus und dem Major und Wolf bestand eine noch tiefere Innigkeit und wärmere Herzlichkeit.

Bald freilich kam die Trennung, da Marie Luise dem Drängen des Arztes nachgab und mit ihrem Gatten nach Tirol reiste. Der Abschied wurde ihr leicht, da Grabaus in wenigen Wochen, sobald die Universitätsferien begonnen hatten, nachkommen wollte.

Für Grabaus verging die Zeit wie im Fluge. Mit einem Mal schienen die festgefrorenen Ereignisse ins Treiben gekommen zu sein. Sein Buch war erschienen und brachte ihm Anerkennung gerade von den Professoren, an die er es in der Voraussicht, daß sie es ebenso stillschweigend wie seine früheren begraben würden, und halb aus Trotz geschickt hatte. Aber sei es, daß sie inzwischen über ihn ihre Meinung geändert hatten, sei es, daß dies Werk, geschrieben in einer Zeit äußersten Regens aller Kräfte, die früheren wirklich übertraf, gerade seine vermeintlichen Feinde und Neider schrieben ihm Briefe einer ehrlichen,

Digitized by Google

freudigen Bewunderung. Nichts hätte ihm größere Genugtuung bereiten können, als die Anerkennung von seiten dieser Männer, die er nicht hatte aufhören können zu lieben und zu verehren, so sehr er sich auch eingebildet hatte, sie wegen ihrer gleichgültigen Verachtung seines Schaffens zu verachten.

Wenige Tage nach Marie Luisens Abreise fuhr er nach Berlin, um sich persönlich um seine Angelegenheit zu bekümmern. Und da zeigte es sich, daß er gerade zur rechten Zeit gekommen war. Schon mit dem neuen Jahr sollte die Hochschule eröffnet werden. Sobald die Nachricht von dieser Gründung ruchbar geworden war, hatten auch andre Bewerber ihren Einfluß geltend gemacht. Und da war es der Erfolg seines Buches, der Grabaus den Sieg davontragen ließ. Er reiste ab mit der Berufung zum ordentlichen Professor in der Tasche.

In Berlin traf Grabaus auch Gebhard wieder, der ihm erzählte, daß Maggie Thön Abschied von der Bühne genommen und einen reichen jungen Mann geheiratet hätte. Ende Februar, gerade in den Karnevalstagen, wäre die Trauung gewesen. Als Gebhard dies berichtete, fügte er skeptisch hinzu:

„Das ist gewiß nicht Maggies letzte Rolle. Faschingshochzeit — Faschingsehe."

*

„Also, wie wär's? Da wir mal Schlafwagen bezahlt haben, müssen wir ihn auch benutzen. Ist dir's recht?" fragte Grabaus den Bruder Wolf, mit dem er sich seit einiger Zeit duzte.

„Bist du schon müde?"

„Ziemlich."

In Wirklichkeit aber war er weniger müde als ungeduldig. Er hoffte, wenn er sich nur erst hingelegt hätte, so würde er bald einschlafen und die Fahrt desto schneller vorbei sein.

Die beiden Freunde standen auf dem halb dunkeln Gang des Schnellzuges Berlin—München, den sie in Saalfeld bestiegen hatten. Wolf zerdrückte den Rest seiner Zigarette im Aschenbecher, und sie betraten nun ihr Abteil, das sie ganz für sich allein hatten, da es nur zwei übereinander befindliche Betten enthielt. Wolf als der jüngere schwang sich geschickt von der kleinen Leiter aus in das obere, indem er meinte, das sei eine gute Vorübung für die späteren Hochtouren. Eine Viertelstunde später zog er die blauen Lichtschirme über die Halbkugel der Lampe. Die beiden wünschten einander „Gute Nacht". Dunkel war alles und still. Nur aus der Tiefe klang das dumpfe Ratatatum, ratatatum der rollenden Räder.

Allerhand äußerliche Dinge überdachte Grabaus noch: Gepäck, Billett, Geld, mitgenommene und vergessene Bücher; auch bei den Seinen zu Haus verweilte er und hörte das bitterliche Weinen seines kleinen Jungen, der schluchzte, weil er noch zu klein war, um mit dem Vater auf die Berge zu steigen. Dann streckte er sich recht aus, drückte den Kopf tiefer in die Kissen und schloß die Augen. Doch ehe er einschlief, flüsterte er noch einmal den Namen Marie Luisens vor sich hin. Mit einem letzten guten Denken an sie wollte er in Schlummer sinken.

‚Liebe, gute, holde Marie Luise' — dachte er. ‚Marie Luise — Marie Luise. Nun will ich schlafen. Morgen bin ich bei dir. — Vier Wochen gehören mir. Vier lange Wochen. — Vier kurze Wochen. — Ach, in dieser kleinen Spanne mußt du mir so viel geben, daß es ausreicht für mein ganzes Leben. So viel Gutes und Starkes, so viel Glauben und Selbstüberwindung. Stunden, die unvergeßlich sind. Worte, die immer wiederklingen, Licht, das kommendes Dunkel erhellt. Marie Luise, Marie Luise, Gott weiß, wann ich dich dann wiedersehe. Und kann dich doch nicht vergessen. Nicht von dir lassen. Und wenn ich's ertragen soll, so muß es dein Werk sein — dein Werk. — Aber nun will ich schlafen — schlafen.'

Gewiegt von dem gleichmäßigen Schaukeln, betäubt auch ein wenig von der Hitze, und vor allem unter der Suggestion des eignen Willens verfiel er in dumpfen Halbschlaf. Manchmal hatte er die unklare Empfindung, daß heller Schimmer durch die Spalten der Fenstervorhänge an ihm vorüberblitzte, dann pfiff ein paarmal schrill die Lokomotive. Nach geraumer Zeit schien es ihm auch, daß der Zug hielt. Undeutliche Stimmen klangen traumhaft. Aber das alles glitt nur wie aus weiter Ferne an ihm vorüber, als wären auch vor seinem Geist Vorhänge heruntergelassen, und wenn er etwas wie die Annäherung des Erwachens fühlte, dachte er nur: ‚Schlafen — schlafen — morgen bin ich bei ihr.'

Derweil klang es aus der Tiefe mit dumpfem Schüttern immerzu: Ratatatum, ratatatum — ratatatum.

Nach geraumer Zeit wälzte Grabaus sich hin und her, indem er weit die Augen öffnete. Er hatte schwer und schwül geträumt. Noch jetzt bedrückte ihn eine qualvolle Spannung, während er sich nicht gleich besinnen konnte, wo er sich eigentlich befand. Er hob den Kopf hoch. ‚Morgen bin ich bei ihr ...' dachte er und wollte sich wieder hinlegen, um weiterzuschlafen, hatte zugleich aber die Vorstellung, daß er morgen abend Marie Luise die Hand geben, und daß sie dann in Begleitung ihres Mannes ihr Zimmer aufsuchen würde, während er allein in seiner Kammer lag. ‚Was ist? ...' dachte er und riß wieder die Augen weit auf. ‚Soll sie wirklich nie mir gehören? Wenn ich nur warten kann! Geduld! Nur Geduld! Noch kann das alles nicht sein. Aber wenn ich nur erst fest im Sattel sitze. — Wenn

Digitized by Google

nur erst ein paar Jahre hingegangen sind. — Sie muß sich frei machen. Sind wir nicht füreinander bestimmt? Auch ich will frei werden — frei von der Gehaßten.'

Er ballte die Faust und durchbohrte mit starren Augen das Dunkel, während eine glühende Hitze seinen Körper durchlief.

Er fühlte jetzt die wiegenden Stöße und mußte auf die dumpfe, gleichförmige Melodie lauschen, wie es immer ging: Ratatatum, ratatatum, ratatatum. Unaufhaltsam rasten die schweren Eisenkolosse dahin, durch die schlafende Nacht, fortgerissen von einer unwiderstehlichen Macht, wie das Verhängnis selbst. Wenn jetzt ein menschliches Wesen sich auf den Schienen befand, so würde es unerbittlich zermalmt. Und wenn ein andrer Zug den Weg versperrte, so würden sie beide zerschellen, zerspringen in tausend Trümmer. Ratatatum, ratatatum, ratatatum, etwas Elementares lag in der dumpfen Melodie. Und er fühlte, wie auch er getragen war von dieser selben Elementarkraft, mitfortgerissen — wenn's gut ging, ans Ziel, wenn das Unglück es wollte, in eine blutige Katastrophe. Ratatatum, ratatatum, ratatatum . . .

Ein wilder Jubel erfüllte ihn, als wenn er nun das innerste Wesen seiner Liebe ganz begriffen, als wenn er nun alle Zweifel, alle Unsicherheit ganz überwunden hätte, als wenn er entschuldigt und entledigt wäre all seiner Vorwürfe und inneren Kämpfe.

Ueber weite, dämmernde Felder fahles Mondlicht. Matt blinkend in verwischtem Silber da und dort ein Stern. Plötzlich ein schwärzerer Waldsaum, dann jäh abgerissen zu Ende. Weites, weites Feld, ganz öde — nur dunkle Schatten der Telegraphenstangen, die sich huschend verneigten. — Und nun in verschwommenen Umrissen steile Dächer — hellerleuchtete Fenster — vielleicht ein Wirtshaus —, dann dunkle Häuser, eine ganze Reihe — da zu ebener Erde hinter trüben Scheiben noch ein Licht —, dann ein Friedhof mit Kreuzen und wieder die unermeßliche Weite. ‚Vorbei' — dachte Grabaus. ‚Wer wohnt dort? Menschen, die ich nie gesehen, noch je sehen werde. Trinkt, singt, flucht, schlaft — bald schlaft ihr ewig. Wie ist das Leben wirr! Ratatatum, ratatatum. Unaufhaltsam braust er dahin, der Zug unsers Lebens. Fortgerissen fliegen wir mit. Blind, töricht, von schwülen Träumen unsrer Begierden umhüllt. Und ehe wir's versehen, sind wir am Ziel. Aussteigen heißt es. So kurz ist die Spanne, und doch so wild unser Schreien nach Glück.'

Er warf sich zurück. ‚Was wäre ich, wenn ich mich verschriebe den Mächten aus dunkeln und sonst geschlossenen Tiefen und den Pakt löste, der mich an ewige Gewalten bindet? Sind sie dem Glück nachgejagt, die ich verehre? Glück oder Unglück, Genuß oder Verzicht — sind das nicht alles Dinge, die versinken, wenn ich nach hohen Zielen strebe?'

Unerreichbar fern und doch so nah war sie ihm jetzt, die er noch einmal mit Namen rief wie zum Abschied und Willkomm zugleich: „Marie Luise — Marie Luise."

*

Drei gute Stunden mochten die beiden abwechselnd gefahren und hinter dem kleinen Maultierwägelchen hergestiegen sein, in einer so unbarmherzigen und geradezu lächerlichen Sonnenglut, als wenn sie auf unnatürlich schnelle Weise zu Mohren gebrannt werden sollten. In ihrer Gesellschaft befand sich ein Botaniker aus Upsala, ein gottsjämmerliches Kerlchen, mit einem Höcker auf der Brust und einem spitzen Kinn wie ein altes Mütterchen. Der hatte unterwegs, eine kurze Strecke hinter Waidbruck, ihr Mitleid und ihre Neugierde erregt, denn diese sonderbare Figur, die da die Straße hinankeuchte, war mit dem sonderbarsten Gepäck belastet. Auf der linken Seite trug er eine altmodische Reisetasche und rechts ein Konvolut, das wie ein riesiges Aktenbündel aussah, sich hinterher aber als Pflanzenpresse herausstellte. Er fragte sie nach der Länge des Weges, und als sich ergab, daß er dasselbe Ziel hatte, luden die beiden ihn zum Einsteigen ein, was er nach einigem Sträuben annahm.

Gierige Schnaken umschwärmten die blutigen Weichen der Maultiere, die aufgeregt mit ihren Schwänzen peitschten, weißer Staub wirbelte unter ihren Füßen auf; in den braunen Felswänden schillerten behende Eidechsen; tief unten wand sich zwischen Wiesen und Rebengärten die glitzernde Eisack, bis dann die Straße nach einer großen Kehre neue Aussichten eröffnete auf nackte, erschreckend kühne Dolomitzacken.

Auf eine wehmütig singende Art erzählte der Botaniker von seinem Leben. Er war Konservator der naturwissenschaftlichen Sammlungen der Universität. Im Winter hauste er allein in den großen, leeren, nach Kampfer duftenden Sälen, wenn aber der Sommer kam, trieb er sich auf Wiesen und Bergen umher und sammelte Blumen und Schmetterlinge. Uebrigens stellte sich heraus, daß er glücklich war wie ein Bräutigam, der seine Braut sehen soll, denn die Regierung hatte ihm ein Reisestipendium ausgesetzt, womit er fast in einer Tour von Upsala bis nach Waidbruck gefahren war, um an den Abhängen des Schlern zu botanisieren. Nach seiner Schilderung war der Schlern das Dorado der Botaniker, es gab dort Pflanzen der seltensten Art. Besonders nach einer Orchidee stand sein Sinn, er meinte, wenn er nur diese fände, wäre seine ganze Reise bezahlt.

Digitized by Google

Wolf, dem die phantastischen Wunderblumen vorschwebten, die man in den Schaufenstern großstädtischer Blumenläden sieht, war sehr enttäuscht, als er hörte, es sei ein unscheinbares, winziges Pflänzchen, kaum zu entdecken, wenn nicht sein starker Duft es verriete.

In Seis, wo sie den letzten Aufenthalt machten, hörten sie, das Badhaus von Ratzes sei so besetzt, daß wer nicht vorher bestellt hätte, kein Zimmer mehr bekommen würde. Als Wolf davon dem Botaniker Mitteilung machte, meinte dieser sorglos, er würde alsdann die Nacht im Freien zubringen.

„Schlafen werde ich doch nicht. Ich bin so munter, daß ich nicht schlafen kann. — Und ich werde schon ein Plätzchen finden, wo ich nicht in den Abgrund falle."

„Aber erkälten werden Sie sich."

„O, ich denke nicht. Ich bin sehr abgehärtet. In Sweden habe ich das oft getan. Und die Nacht ist ja so schön. — Ist sie nicht schön?" fragte er in leis singendem Ton.

Grabaus schritt voran; aus seinen Haaren rann das salzige Wasser über die dunkelrote Stirn, netzte die Wimpern und biß in den Augen, die, geblendet von allzuviel Licht, ermattet von allzuviel Pracht, nun zu Boden schauten auf die gleichmäßig vorwärts schießenden, grau bestaubten Schuhe. Halb wie im Traum ging er, ganz erfüllt von der Empfindung Marie Luisens, die mit ihm sprach, ihn umschwebte in all den wechselvollen Erscheinungen aus vergangener Zeit. Und während er ihr Gesicht sah und ihre Stimme hörte, stellte er sich zugleich vor, daß sie bald, in einer Stunde schon — was er jetzt kaum begreifen konnte — leibhaftig vor ihm stehen würde. Seine Hand würde ihre schlanke und weiche umpressen. Ihre hell aufleuchtenden Augen würden auf ihm ruhen und diese Woge von entzückter Freude über ihn ergießen, in der sein Herz jedesmal zitternd emporschnellte. Er würde unter den blonden Löckchen ihre weiße Stirn sehen, und ihr Mund würde zu ihm sprechen. Und er — was würde er antworten?

Immer wieder kostete er alle Erregungen des Wiedersehens, indem die ungeduldige Sehnsucht seine müden Füße vorwärts trieb, und eine dunkle Gewalt, die sich bald gab als Sorge um ihr Wohl, bald als Ahnung einer Enttäuschung, die aber im Grund Furcht vor etwas im eignen Innern war, sie zugleich hemmte.

Als er nach einer Weile aufschaute, hatte das grelle Licht einen milden, rosigen Ton angenommen, der den Augen wohltat. Die schwarzgrünen Tannenwände, die zerklüfteten Felsen, die gequollenen Wolkenkissen am Himmelsrand waren davon überhaucht. Und vor Grabaus' staunenden Augen begann nun das Schauspiel des Sonnenuntergangs, ein immer feurigeres Leuchten und Flammen, worin Waldwände, Felsen und der halbe Himmel zerschmolzen. Es war wie ein ungeheures Fieber, das über dem Antlitz der Erde erglühte und seine Freudenfackeln auch in dem Wanderer entzündete. Dann während von irgendwoher eisige Schauer seinen Rücken streiften, begann das Feuer zu verglimmen. In die Ströme von Scharlach und Purpur mischten sich bläuliche und violette Todesfarben. Heimliche Angst und leises Frösteln begleiteten dies allmähliche Entfärben, dies sachte Sterben. Und danach wurde es grau und dunkel ... grau, dunkel und leer wie nach jedem heißen Gefühl.

Doch wieder über ein Weilchen kam etwas noch Schöneres: die Nacht mit ihrem Silberschimmern und Flimmern bis in die letzten Himmelsfernen, mit ihrem Würzgeruch, ihrer milden Kühle, mit der tiefen, tiefen Stille, die das Knirschen der Räder und dann und wann ein halblautes Wort der beiden hinter dem Wagen nur noch fühlbarer machten. Und Grabaus schritt dahin, weder ungeduldig noch furchtsam, sondern von diesem nächtlichen Frieden gleichsam zu den Sternen entrückt.

Da eine letzte Steigung; dicht vor ihm stand das kleine Badhaus mit seiner hellerleuchteten Veranda. Während sein Geist aus weiten Himmelsräumen zurückhastete, vernahm er die wohlbekannte Stimme des Majors — und mit einemmal war er ganz bei sich selbst. Im Eingang unter der Hotellampe wartete Marie Luise, die dem Ankommenden ihre Hand entgegenstreckte. Er trat auf sie zu, aus dem Dunkel ins Helle, geblendet, unfähig, ein Wort zu sagen, und als er ihre Hand hielt, schlugen heiße und stürmische Quellen über ihm zusammen. Nun eilte auch Wolf herbei, der seiner Schwester einen Kuß gab, und der Major sagte:

„Siehst du, Kind, der Wagen ist nicht abgestürzt, die Stränge sind nicht zerrissen. Pünktlich auf die Minute sind sie angekommen."

„Hast du denn das gefürchtet?" fragte Wolf.

„Nur weil ich mich zu sehr freute," erwiderte Marie Luise.

Als die beiden nun nach einigen Augenblicken an den Wagen traten, um ihr kleines Gepäck herauszunehmen, gewahrten sie auch den Botaniker, der bescheiden auf der Straße stehen geblieben war. Sie luden ihn ein, doch hereinzukommen, es würde schon noch ein Bett aufzutreiben sein, aber er ließ sich nicht halten. Nachdem er sich für die Fahrt bedankt und Wolf seine Visitenkarte in die Hand gedrückt hatte, zog er mit seiner lächerlichen Reisetasche über der linken und der ungeheuren Pflanzenpresse über der rechten Schulter vergnügt wie ein junger Bräutigam die Straße weiter, die zu den dunkel dämmernden Bergen hinanführte. Er war schon verschwunden,

Digitized by Google

während die beiden ihm noch mehrmals „Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!“ nachriefen.

Nachdem sie sich dann auf ihren Zimmern, die, schmal, weiß gekalkt, kahl und ein wenig feucht, Klosterzellen sehr ähnlich waren, schnell gewaschen hatten, trafen sich alle wieder auf der Veranda. Sie saßen um ein rundes Tischchen, auf dem das Porzellan kaum Platz hatte. Die übrige Hotelgesellschaft war im Speisesaal nebenan versammelt. Der Major machte einen aufrichtig glücklichen Eindruck. Er freute sich still am Glück der andern. Wolf war begeistert und hungrig. Zuerst erklärte er, nichts essen zu können. Keinen Bissen! Er wäre satt vom Sehen. Er sprach von den Bergen, vom Sonnenuntergang. Und da er die rechten Worte nicht fand, schüttelte er den Kopf, als sollten sie dadurch herausfallen.

„Unerhört! — Nein, wirklich, Lise, unerhört! Man möchte — irgendwas ganz Kolossales möchte man tun. Ich glaube, es könnte einer todkrank sein, — wenn er das sähe, würde er das Sterben vergessen.“

„Aber du mußt doch was essen, Junge,“ sagte seine Schwester und legte ihm ein Stück Fleisch auf den Teller.

„Ich kann nicht, Lise — wahrhaftig nicht. — Höchstens trinken — Gott, und dieser Wein kostet vierzig Kreuzer das Liter.“

Aber mit dem ersten Bissen, den er gegessen, schienen seine Kräfte zu wachsen, und bald verstummte er gänzlich. Nun sprach Marie Luise fast allein. Sie fragte Grabaus nach Frau und Kindern, erzählte von dem Leben hier im Hotel, beschrieb mehrere besonders komische Gäste. Sie sprach voll erregter Freude, heiter, witzig, daß alle vor Vergnügen lachten. Als ihr Mann sie mahnte, sich zu schonen, damit sie nicht heiser würde, sagte sie: „Ach, quitschiquatschi, heute werde ich nicht heiser.“

Ihre leicht gebräunten Wangen glühten, das Blau ihrer Augensterne schwamm auf glänzendem Grund. Immer und immer mußte Grabaus sie anstaunen. Pfeilscharf schossen die Eindrücke in sein gespanntes Herz. Wie schön sie war! Wie gut der steirische Hut ihr stand mit der zitternden Flaumfeder, das straffe Jäckchen über der getüpfelten Seidenbluse. Wie sie blühte! Als hätte sie nie gelitten, als käme sie eben von sonnigen Almen herunter. Wie schön, wie schön — so ganz anders, als er sie verlassen. Eine unsinnige, unfaßbare Freude ergriff ihn, vier lange Wochen mit ihr verleben zu dürfen. Ebenso fröhlich zu sein wie sie ... Aber als sie dann plötzlich leicht hüstelte und heimlich, doch von ihm bemerkt, etwas in den Mund nahm, irgendein Hustenmittel, fluteten dunkle Furchtvorstellungen über ihn herein.

Die Table d'hote war beendigt. Einige Gäste waren auf die Veranda gekommen. Es fanden Begrüßungen statt. Als die vier wieder unter sich waren, war die Stimmung ruhiger geworden. Marie Luise hatte einen Schal angetan. Ein leises Feuer inneren Glücks schien in ihr zu glühen, während sie mit stillem Lächeln Grabaus ansah. Und was vorhin wie glänzendes Gefunkel auf dahinsprühenden Kaskaden geschimmert hatte, leuchtete nun tiefer und eindringlicher aus ihrem ruhigen, verklärten Antlitz.

Schlag zehn ging sie zu Bett. Nachdem der Major, der sie hinaufgebracht hatte, zurückgekehrt war, nahmen die drei wieder Platz. Schweigend saßen sie, und ihr Sinnen beschäftigte sich mit der Fortgegangenen. ‚Alles kann noch gut werden,‘ dachte der Major. ‚Jetzt, wo er gesunder war, fühlte er sich auch mutiger und schenkte freudiger den Worten Marie Luisens Glauben: daß ihr Glück, ihrer Seele dauernder Frieden bei ihm sei ... Grabaus hatte den Kopf aufgestützt, und wie er so den Major ansah, stieg mit aller Macht eines plötzlich lebendig werdenden Gefühls ihm das Bewußtsein auf, daß er diesen Mann liebte und verehrte wie kaum einen Menschen auf der Welt, der doch das Hindernis seines Glücks war. Warum? Er sah die schwerfällige und schon welke Hand, das schneeweiße Haar — auch der Schnurrbart war jetzt ergraut —, und wieder ergriff ihn der Gedanke: ‚ihr Vater, nicht ihr Mann. Wäre es unrecht, ihn zu bitten: gib sie mir? ... Wenn wir Menschen natürlichen Empfindungen folgten, statt törichten Satzungen, dann würde ich ihm nichts rauben,‘ dachte er, · hörte zugleich eine raunende Gegenstimme: ‚Glaub ihm nicht!‘ ... Ich werde tun, was sie will — was für sie gut ist, beschloß er. Und dabei fühlte er Ruhe. Wolf aber hatte sich zurückgelehnt, und während noch seiner Schwester fröhliches Lachen in ihm nachklang, erinnerte er sich der schrecklichen Stunde von damals und dachte zugleich: ‚Welch ein Wahnsinn, meine Furcht! Was sie tut, muß ja gut sein.‘ Mit der Leuchtkraft seiner jungen Seele, die alles Dunkle in Helles verwandelte, gab er sich ganz der Freude hin, diese beiden ihm so lieben Menschen wieder vereint zu sehen, und sagte:

„Wer hätte das wohl vor einem Vierteljahr gedacht, daß wir hier so vergnügt und gesund zusammen sitzen würden!“

„Ja — das hätte man freilich nicht denken können,“ erwiderte der Major und wandte sich dann an Grabaus: „Wie finden Sie meine Frau?“

„Ich finde, sie hat sich sehr erholt.“

„Ach, sie sieht überhaupt viel wohler aus als vor ihrer Krankheit,“ sagte Wolf enthusiastisch. „Was für runde Backen sie bekommen hat und so gute Farben! Von ihrem Lungenkatarrh ist doch nichts mehr übrig?“

„So schnell heilt der doch nicht! Aber gebessert hat sie sich wirklich. Zuerst wollte es gar

Digitized by Google

nicht recht gehen; da war sie von einer beängstigenden Ruhelosigkeit, daß ich schon glaubte, die Lage hier wäre ihr zu hoch. Aber seit vierzehn Tagen ist eine entschiedene Wendung eingetreten. Freilich, schonen muß sie sich noch immer und — vor allem Aufregungen vermeiden."

Grabaus sah auf. Wie mit leisem Finger pochte dies Wort ihm ans Herz, das sich vornahm, es nie zu vergessen. Aufmerksam blickte er den Major an, der fortfuhr:

„Aber es freut mich, daß ihr da seid; denn ihr habt ihr doch sehr gefehlt. Unter all den Fremden fühlte sie sich manchmal recht einsam."

„Aber zur Melancholie neigt sie doch jetzt nicht mehr?" fragte Wolf.

„Gottlob, längst nicht mehr so wie damals. Nur ist ihre Fröhlichkeit nicht gerade robuster Natur. Ja, das ist merkwürdig, wieviel Gäste wir schon von ihr gesagt haben: Ihre sonnige Frau! Aber sie ist eine Natur, die auch viel Sonne nötig hat. Ueberhaupt, wie die Menschen sich eigentlich in ihr täuschen. Alle schließen sich so fabelhaft leicht an sie an. Was hat man ihr hier nicht schon alles für Herzens- und Familiengeheimnisse anvertraut! Aber sie öffnet sich eigentlich nur ganz wenigen Menschen, mit denen sie lange vertraut ist. Deshalb freut es mich, daß ihr gekommen seid, denn dadurch hat sie doch ein Stückchen Heimat mehr um sich."

Wolf erhob sein Glas:

„Weißt du, Bernhard, wir wollen mal auf ihr Wohl trinken! Nicht wahr, Heinrich? Daß sie hier ganz gesund wird und eine recht, recht glückliche Zeit hier verlebt."

„Das wollen wir, mein Junge."

„Denn ihr Glück ist ja unser aller Glück," sagte Grabaus leise.

Der Major schenkte ein, und sie stießen an. Aber ehe sie tranken, zögerte jeder noch ein wenig und formte aus treusorgender Liebe einen inbrünstigen Wunsch. Gesundheit wünschte ihr Wolf, Gesundheit und Frieden der Seele ihr Mann. Grabaus aber dachte mit aller Kraft seines Herzens: nicht mein Glück, sondern deines! Dann tranken sie und fühlten sich alle ernst und feierlich gestimmt, aber auch hoffnungsvoll und froh, von einem Gefühl gehoben, als hätten sie nun Marie Luisens Schicksal aus aller Not errettet und ihr Glück gewissermaßen besiegelt.

Marie Luise aber lag in diesem Augenblick noch wach in ihrem Bett. Halb aufgerichtet starrte sie mit übergroßen Augen in das kleine Licht der Stearinkerze. Endlos verschlungen und verworren war der immer schnellere Flug ihrer Gedanken gewesen, die wie Nachtvögel um eine Flamme um das Eine gekreist und von dem Einen wieder ins Dunkel fortgejagt waren. Endlich aber wie ein letztes Nein auf flehentliche Bitte schüttelte sie stumm das Haupt, richtete sich höher, und dann, während ein jähes Erschrecken über ihre erschöpften Züge schauerte und ihre Augen wie unter einem körperlichen Schmerz sich hastig hintereinander schlossen und öffneten, löschte sie das Licht aus.

*

Die Tage, die nun kamen, waren für Grabaus wohl die schönsten seines Lebens. Fröhlich und leicht wie die klaren Bergwasser eilte sein Blut den vorgeschriebenen Lauf, ein makelloser Himmel blaute über seiner Seele, darin kühne, hoffnungsreiche Gebilde wuchsen, die ein Abdruck zu sein schienen der Gebirgswelt vor seinen Augen.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend waren die vier im Freien. Sie speisten nicht mit der übrigen Gesellschaft in dem niedrigen, dumpfen Saal, sondern auf der Veranda, wo sie auch abends noch saßen, Marie Luise eingehüllt in einen wärmenden Lodenmantel, und ihnen die Stunden verflogen, schweigend oder in traulichem Gespräch, während das dumpfe Rauschen des Frötschbaches unter ihnen und die silberfunkelnden Sterne über ihnen ihre Seelen zu einer dunkelhellen, ahnungsvoll fröhlichen Harmonie stimmten.

An jedem Morgen aber unternahmen sie herrliche Spaziergänge. Schier unerschöpflich war der Reichtum der Wege und der wechselnden Bilder. Der Major hatte seine aus frühester Jugend herrührenden geologischen Studien mit neu erwachtem Eifer wieder aufgenommen und war ein großer Mineraliensammler geworden. Wolf aber betrieb mit dem ganzen Feuer des frisch entfachten Interesses botanische Studien. Der bucklige Schwede hatte es ihm angetan. Zuerst hatte er ihn — wie er den andern erzählte — für einen höchst verdächtigen, unsympathischen Gesellen gehalten, dann ihn wegen seiner abschreckenden Häßlichkeit bemitleiden müssen, sein endgültiger Eindruck war aber gewesen, daß er einer der glücklichsten und zufriedensten Menschen sei. „Denn," meinte Wolf, „die Natur betrügt einen nie. Enttäuscht kann nur werden, wer sein Wohl und Wehe von den Menschen abhängig macht." Als er nun in der Bücherſammlung des Hotels eine Beschreibung der alpinen Pflanzenwelt entdeckte, führte er diese immer mit sich und stellte den Blumen nicht weniger nach als der Major den Mineralien. Und es dauerte nicht lange, da entspann sich zwischen dem Verehrer der anorganischen und dem der organischen Welt ein förmlicher Wettstreit. Wenn der Major von den erstaunlichen Veränderungen schwärmte, die unser Planet im Lauf unzähliger Jahrmillionen durchgemacht hatte, wenn der Fund eines versteinerten Haifischzahnes, der bewies, daß über diesen zum Himmel ragenden Zacken und Zinnen einst das Meer gerauscht hatte, ihm Ausdrücke andächtiger Bewunderung entlockte, so ereiferte sich Wolf leidenschaftlich für den künstlerischen

Digitized by Google

Schönheitssinn der Natur, die auch an ihre winzigsten Schöpfungen so viel Farbenpracht verschwendete und in der unscheinbaren Blüte ein reizvolles ornamentales Gebilde erkennen ließ. Marie Luise und Grabaus aber teilten ihre Sympathie unparteiisch zwischen beide, folgten bald den Spuren des Majors in die Felsgründe und freuten sich über jedes Stückchen Kristall, das sie loshackten, um sich dann willig von Wolf herbeilocken zu lassen, der wie eine Gemse die steilsten Hänge hinaufgeklettert war und, ein kaum sichtbares Pflänzchen hochhaltend, mit Triumphgeschrei dessen hochtrabenden lateinischen Namen verkündete.

Am liebsten aber saßen die beiden beisammen auf den halbrauhen Steinplatten oder auf weichem Moos unter den harzduftenden Tannen, durch die der Himmel so tiefblau leuchtete. Marie Luise hatte ihn gebeten, ihr aus seinem neuen Buch vorzulesen, und als er einmal unzufrieden meinte, wie es zwischen vier engen Wänden eines Studierzimmers geschrieben sei, müsse es auch gelesen werden, erwiderte sie lebhaft:

„Nein, gerade hier, wo alles scheinbar wild und doch in notwendiger Ordnung einen umgibt, empfinde ich, wie viel Leben und notwendiges Sein davon ausströmt."

Er war ihr dankbar für dieses Lob, das ihn mehr freute als alle schmeichelhaften Briefe der Professoren.

Auch andre Bücher lasen sie, und aus dem schöneren, reicheren Leben, das ihnen daraus entgegensprach, empfanden sie ihr eignes Dasein erhöht und bereichert. Heller trat ihnen die Zukunft entgegen. In Grabaus regte sich wieder das Hochgefühl von einst, der mutvolle Glaube und die Lust, durch die Kraft seines Wortes Menschen zu gewinnen und aufzurichten. Doch wenn sie dann genug gelesen und geplaudert hatten, saßen sie ganz still und gaben sich dem Strom hin, der von einem zum andern ging, dem Strom einer süßen und lauteren Freude. Und oft, während Grabaus über Marie Luise hinweg ins Weite schaute, wurde er von tiefem Staunen ergriffen, wenn er sich der allnächtlichen Gedanken erinnerte, der dumpfen Beklommenheit, des ruhelosen Haderns, wie unbegreiflich neu, wunschlos und rein sein Gefühl zu der Geliebten war: so viel Süßigkeit und Entzücken, so viel schwärmerische Inbrunst, die sich doch ganz verwebte mit der friedvollen Freude am Himmelsblau, am lieblichen Tal, an den fern funkelnden Schneebergen.

In schroffen Zacken erhob sich das rötliche Gestein des Schlern mit den tiefen Gründen dazwischen. Zu ihren Füßen blühten farbensatte Blumen. Ein reiner Luftstrom wehte von den grünen Matten der Seiser Alm. So ruhten die beiden aus, von der Sonne bis ins Innerste durchströmt, während kleine Käfer sie umschwirrten.

Unaussprechliches Wohlsein erfüllte sie. Was gewesen war, was sein würde, lag so fern, so fern hinter den blau verdämmernden Höhen. Fraglos und klaglos genossen sie das Glück der vergänglichen Stunde inmitten der ewigen Felsen, inmitten der Blumen, die heute so heiter blühten und morgen welkten.

Eines Abends bekam Grabaus einen langen Brief von seiner Frau. Wenn er deren Handschrift auf einem Kuvert sah, wurde er immer von Unruhe und Unbehagen ergriffen. Er überflog nur kurz die erste Seite, bis er sah, daß es allen gut ging. Erst vor dem Schlafengehen las er den Brief ausführlich. Für ihr Temperament schrieb Frau Konstanze recht vergnügt. Ihre Schwester befand sich bei ihr zu Besuch, mit der sie zusammen auf einem sehr netten Damenkaffee gewesen war. Ueber die getrockneten Blumen hatten sich die Kinder sehr gefreut, aber daß er dem Buben eine Steinsammlung versprochen hatte, war sehr verkehrt gewesen. Nun steckte er jeden schmutzigen Stein von der Straße in seine Tasche, wie er, leider Gottes, überhaupt eine Vorliebe für den Schmutz besaß. Die Ausdrücke, die er manchmal brauchte, waren einfach nicht zu wiederholen. Auch wurde er alle Tage ungezogener. Es war höchste Zeit, daß ihm der Eigensinn gründlich ausgetrieben wurde. — Der Rest des Briefes bestand aus ziemlich bösen Klatschgeschichten, welche die beiden Damen auf dem Kaffee gesammelt hatten.

Obwohl diese Mitteilungen durchaus nicht beunruhigender Natur waren, erregten sie Grabaus doch sehr. Es war, als wenn aus der Ferne sich wieder eine lange Hand nach ihm ausgestreckt hätte, um ihn an seine Lage zu erinnern: wie er entfremdet und doch mit tausend Wurzeln gebunden war. Hinter den lockenden und liebenden Gesichtern seiner Kinder erblickte er seine Frau. Nicht bloß war ihr gegenüber all sein Gefühl erloschen, sondern der Gedanke an sie flößte ihm Grauen ein, erweckte die Erinnerung an furchtbare und erniedrigende Stunden. Und doch war sie die Mutter seiner Kinder, die ihr gehörten so gut wie ihm. Es zog ihn dorthin zurück und trieb ihn von dort fort. Sorgende Liebe und dunkles Schuldgefühl, Verantwortlichkeit und Sehnsucht mischten sich mit Kälte und unüberwindlichem Grauen.

Unruherfüllt stand er auf und setzte sich ans Fenster. Am feuchten Himmel schimmerte kein Stern, unbeweglich und seltsam lau war die Luft. Aus der Tiefe donnerte das Rauschen des Baches an sein Ohr. Und dumpf tosend klang dazu das Schäumen der in seinem Innern widereinander arbeitenden Kräfte, die wie der Bach tagsüber scheinbar schwiegen, in Wahrheit aber unaufhörlich rauschten und tosten und ihr dunkel wühlendes Werk verrichteten.

Digitized by Google

Am nächsten Morgen, der von schwerer, windstiller Schwüle war, machten die vier einen Spaziergang zur Ruine Hauenstein, dem Stammsitz des Minnesängers Oswald Wolkenstein, der hier von seinen Fahrten ins Morgenland, seinen Turnieren und Liebeshändeln ausgeruht hatte.

Sie lagerten sich in der Nähe des verwitterten Gemäuers am Rand eines von verblühten Alpenrosen überwachsenen Hanges. Ihnen gegenüber wölbte sich der Ritten mit seinen zerstreuten weißen Villen, und den Talabschluß bildeten über dem Mendelrücken die in düsterem Violett ruhenden Leiber des Ortlers und der Presanella. Mit schläfriger Stimme las Wolf, ohne daß jemand recht zuhörte, aus einer alten Beschreibung der Gegend vor, was über die Schicksale des ritterlichen Sängers darin stand, der noch vor dem Ende seiner Tage viel Leid durch Minne hatte erfahren müssen, indem die erkorene Herrin, seine Verwandte noch dazu, ihn wegen eines Erbschaftsstreites aus seiner Burg gelockt und lange Zeit in einem Verließ hatte schmachten lassen, und fügte dann noch einige Gedichte, die als Proben seiner Kunst ebenfalls angeführt waren, hinzu.

„Wie hieß das letzte?" fragte Marie Luise plötzlich und beugte sich über das Buch, indem sie ihre Hand auf die Schulter ihres Bruders legte. Dann sagte sie mit einer leisen und fernher klingenden Stimme:

„Vöglein mit leichtem Sinn,
Singe meiner Königin,
Wie ich ihr ergeben bin,
Wie mir schon ins Herze lacht
Unsre nächste Liebesnacht."

„Ist das nicht wunderschön?" wandte sie sich an Grabaus.

„Ja, wunderhübsch!" entgegnete dieser lächelnd und hatte das Gefühl, als wäre wirklich ein kleines Vöglein herübergeflattert, das im fröhlichen Flug alle seine traurig gefesselten Gedanken mit fortnahm.

„Aber bitter hat der arme Kerl es büßen müssen!" meinte der Major. „So ein feuchtes Verließ war sicherlich eine scheußliche Brutstätte für Gicht und Podagra."

„Nun, dafür ist er auch glücklich gewesen," erwiderte Marie Luise.

„Famos ist das, das muß ich auswendig lernen," sagte Wolf begeistert, und als sie dann bald den Heimweg antraten, sang er, felsauf felsab springend:

„Wie mir schon ins Herze lacht
Unsre nächste Liebesnacht."

Während des Essens brach ein mächtiges Gewitter los, das alle ans Haus fesselte. Aber Grabaus machte trotz Regen und Sturm einen langen Spaziergang. Ihn freute das Sausen des Windes, das Rauschen und Knirschen der gepeitschten Tannen, das Gießen der Wasserfluten, die ihn bis auf die Haut durchnäßten. Während braune Bäche von den Halden stürzten und Schutt und Schlamm mit sich rissen, dachte er, es möchte auch so der drückende Unmut und die schwarze Sorge von seiner Seele gewaschen werden. Und wirklich wurde ihm ein wenig wohler und leichter zumut. Doch in allem Sturm, im Knattern und Grollen des Donners klang das kleine Lied in ihm fort — dieses Lied aus einer andern, freien, fröhlichen Welt. Wie ein Sturmschwalbe wiegte es sich über den aufgewühlten Tiefen seiner Seele, mit zwitscherndem Lachen, sehnsüchtig lockend. Als er nach Hause kam, war er der alten Kümmernisse ledig und wurde von neuen bedrängt.

Dem grauen Abend folgte eine stürmische Nacht und ein noch grauerer Morgen. Nach dem Tee, den man nachmittags auf Marie Luisens Zimmer genommen hatte, begaben der Major und Wolf sich wieder an ihre Arbeit. Sie waren dem schlechten Wetter noch nicht mal so gram, da sie dadurch Zeit fanden, ihre Schätze zu ordnen.

Den schwachen Duft von verbranntem Spiritus und Tee durchdrang das kräftigere Arom frischer Waldblätter, das einem großen Strauß dunkelblauen Enzians entströmte. Stumm saßen die beiden Zurückgebliebenen, als wenn eines vom andern erwartete, daß er das traurige Schweigen unterbräche. Mit flüchtigem und wie im Raub getanem Blick betrachtete Grabaus von Zeit zu Zeit Marie Luise, deren schwermutsvolle Erscheinung ihm unsäglich schön, aber auch unnahbar und beinahe fremd vorkam. Die er sonst in fußfreiem Rock, auf den zurückgestrichenen Locken das sorgloseste Jägerhütchen, oder in hellen, zum Sommerglanz gestimmten Toiletten zu sehen gewohnt war, trug heute ein dunkles Kleid, das in welligen Stoffhügeln vom Boden emporsteigend ihrer Gestalt eine hoheitsvolle Schlankheit verlieh und ihre aus leichten Schatten hervortretenden Züge zarter und blasser erscheinen ließ. Wenn ihre Augen ihn dann fragend trafen, wandte er sich ab und blickte auf die Landschaft draußen. Es regnete stetig fort. In kurzen Zwischenräumen stiebte ein feiner Schauer gegen die Scheiben, ohne daß er die Tropfen gewahrte. Über die Nebelschleier sah er, die langsamer als Schnecken in seltsamen Gespinsten die schwarz starrenden Tannen umkrochen, und den grauen Hauch, der über diese Wiese braute wie frierender Atem zur Winterszeit.

Dann fuhr er sich über die Stirn, als wenn er einen Gedanken suchte, den er aussprechen könnte, aber unaussprechlich war das Gefühl einer zehrenden Traurigkeit, das aus bangem Frösteln vor zukünftigen Dingen und heiß quellender Sehnsucht vereint war, das von draußen zu kommen schien und von dem Anblick der dunkeln, schwermütig-schönen Gestalt. Als dann endlich Marie Luise ein Wort fallen ließ, schrak er leise zusammen.

Digitized by Google

„Woran ich denke? Man kann nicht immer für seine Gedanken, nur soll man sie dann nicht aussprechen," erwiderte er mit gepreßter und leicht vibrierender Stimme. „Und du?"

„Ich bin verstimmt. Sag mir was Gutes und Starkes, Heinrich, damit ich wieder Mut bekomme."

Er schritt auf dem schmalen Teppich, der von ihrem Lehnsessel bis zu seinem reichte, auf und ab und sagte dann, bei ihr stehen bleibend:

„Man sollte es wie die Tiere draußen machen, die Eidechsen, die Käfer, die haben sich alle in ihre Felslöcher verkrochen und warten geduldig ab, bis der Regen aufhört."

„Meinst du, die wären nicht traurig?"

„Nicht so wie wir. Die denken nicht an die Zukunft und leiden nicht unter Schmerzen, die erst noch kommen."

„Woher weißt du, daß ich an die Zukunft dachte?"

„Ich dachte daran."

„Deine Zukunft ist doch nicht traurig."

Er antwortete nicht, ging wieder stumm auf und ab, blieb aber nach einer Weile stehen und betrachtete grübelnd ihr Haar, die schweren blonden Flechten und die lockere Wirrnis. Ihm war, als söge er einen ganz feinen, süßen Duft in sich ein. Schmerzvoll schloß er die Augen und trat dann, sich aufraffend, an den Tisch, wo er ein Buch ergriff: den Tasso.

„Man muß den Mühlsteinen Stoff geben, sonst zermahlen sie einen selbst. — Hast du Lust?"

„Lies nur!"

Er begann, wo sie den Tag vorher geschlossen hatten, mit der Szene, in der Leonore Sanvitale die Prinzessin beredet, den Dichter fortreisen zu lassen.

„Was für falsche Vorstellungen einem doch auf der Schule beigebracht werden!" sagte Marie Luise. „Nach der Schilderung unsrer Lehrerin war die Sanvitale eine edle, hochherzige Frau. Eine Ahnung ihres eigentlichen Wesens ist mir erst aufgegangen, als ich den Tasso zum erstenmal auf dem Theater sah. Aber da hatte ich mich so in die Vorstellung eingelebt, daß ich mich kaum von ihr trennen konnte. — Ach, aber was gibt man nicht alles auf!"

Grabaus legte das Buch aus der Hand und sah sie fragend an.

„Mir fällt so vieles ein von früher. Was für Wandlungen ich durchgemacht habe. Wie ich glaubte, mich von gewissen Vorstellungen gar nicht trennen zu können, von denen ich mich doch schon getrennt hatte. Wie ich vor dem Neuen zurückschrak, während es mich doch längst ergriffen hatte. Es ist, als wenn man sich fürchtet, in einen Abgrund zu stürzen, aber während man sich noch fürchtet, liegt man bereits unten auf dem Grund. So war es mit meinen religiösen Zweifeln — mit dem ersten Buch von Ibsen, das ich las — und —"

„Und? — Erzähl doch! Es ist so gut, wenn du sprichst."

Sie schüttelte den Kopf mit leisem, versonnenem Lächeln.

„Was sind alle die Wandlungen gegen die eine?! Wenn mir die einer prophezeit hätte —"

„Welche Wandlung?"

Sie hörte ihn nicht. Verklungene Worte tönten in ihr, vergangene Gefühle durchrannen sie bangschauernd, während sie aufgerichtet dasaß in der grauen Dämmerung des Zimmers, mit weit offenen Augen, die den leichten Träuenschleier glänzend durchstrahlten, umspielt von einem Lächeln voll Glück und Schmerz, in solcher Schönheit, daß er lange Zeit nicht wagte, sie anzureden, und es doch nicht lassen konnte, sich ihr zu nahen.

„Was war die Wandlung? — Sag mir's!"

Da streckte sie ihm gütig die Hand hin.

„Die Liebe zu dir, du Lieber! Du warst der tiefe, tiefste Abgrund."

Sie drückte ihm liebkosend die Hand und drängte ihn dann leise von sich.

„Lies weiter, Heinrich! Lies!"

Er schlug das Buch auf, das er dann aber mit unwillkürlicher Bewegung von sich stieß.

„Ich kann nicht."

Er schritt zum Fenster und blieb dort versunken stehen, bis sie neben ihn trat.

„Was hast du?"

„Was ich habe? — An das Lied muß ich denken."

„An welches Lied?"

Er sah sie an, sah ihr in die Augen, und ihre Brauen zitterten leise, als sie ihn verstand.

„An den, der's gemacht hat. An den, der's gelebt hat. An all die Glücklichen muß ich denken."

„Heinrich, wir wollen weiterlesen. Komm!"

„Ich mag nicht lesen. Ich hab' einen Ekel vor allen Büchern."

„Ist das wirklich?"

„Ja, was soll ich mit Büchern?!"

„Weißt du, was ich oft gedacht habe — aber ich habe es nie geglaubt, denn es wäre ja schrecklich — daß du dich verändert hast — daß du arm geworden bist gegen früher."

„Arm geworden?"

„Ja. Früher, da tratst du mir entgegen wie ein ganz starker, einheitlicher Mensch, wie ein Mensch aus einer andern Welt, den eine unverlierbare Freundesschar umgibt, den alles, was die andern trifft, alles Glück und Unglück nicht treffen kann, nicht im Innersten wenigstens. Aber nun kommst du mir vor, als hättest du die Freunde von dir gestoßen und damit auch alles Starke und Große, als wärst du arm geworden und haltlos und —"

„Ich will dir sagen, Marie Luise, wie es um meine Armut bestellt ist. Früher — ehe ich dich kannte — da war mein Leben so eine blasse, stille Nacht, erleuchtet von tausend Sternen. Nun

Digitized by Google

aber ist mir die Sonne aufgegangen, und die Sterne — die sind, ich weiß nicht, wo?"

„O, dann wollt' ich, es wäre wieder Nacht!"

„Ich habe das Gefühl, als hätt' ich ein Schattendasein geführt und mit Schattenwesen gelebt. Erst durch dich habe ich sehen gelernt, habe ich gelernt, wie schön die Welt ist. — Jetzt im Augenblick, da bin ich vielleicht arm. Weil mir das einzige fehlt, was allem Wert gibt. Aber mit dir wäre ich reich. Warum kann das nicht sein? Warum —"

Da fiel ihm sein Versprechen ein, und er brach ab, so wie er oft nachts die rasenden Gedanken jäh unterbrochen und zum Stillstand gebracht hatte.

Er setzte sich wieder auf den Stuhl und schaute, während die aufstützende Hand seine Augen beschattete, grüblerisch in sich hinein. Was hatte sie gesagt? Er sei arm geworden. — Er hatte es selbst so oft gefühlt. Aber sein Verstand, der graue, nüchterne, alte Verstand, der unbeirrbar auf alles chaotische Toben seines Herzens herabblickte, hatte ihm dann immer geantwortet, daß alles wieder kommen würde, was er verloren hatte. Er würde weiterleben und weiterstreben. Nur freilich — daß der hochgestimmte Mut von einst, die fröhliche Menschenliebe, das klingende Sehnen und Hoffen auf etwas in der Ferne Verheißungsvolles, dem sein ganzes Tun gegolten hatte, nur freilich, daß alles dies sich wandeln würde zu wermutbitterem Gram, zum bohrenden Geschwür, das nicht tötet, aber auch nie verheilt. Und wenn nach mühselig und bis zur Erschöpfung verbrachtem Tag der Abend kam — Während er die Augen schloß, war er der augenblicklichen Umgebung entrückt, hatte das Gefühl, an seinem Schreibtisch zu sitzen: hinter ihm lasteten die gewaltigen Bücherregale, und draußen graute ein düsterer, nordischer Regenabend. Die Einsamkeit tat ihm weh, ihn verlangte nach einem menschlichen Laut. Er stand auf, näherte sich der Tür, legte die Hand auf die Klinke und wagte doch nicht, sie zu öffnen, wagte nicht einzutreten in das Zimmer nebenan, in dem sich seine Frau befand. Die Hand sank, sein verlorener Blick irrte umher, bis er auf einem Bild an der Wand haftete — dem Bild Marie Luisens. Es hing zwischen denen von Lessing, Shakespeare, Kant, zwischen denen der „Freunde", der toten Schatten, eine Tote, ein Schatten auch sie . . .

Grabaus fror, während er dies auskostete, und ihm war, als wenn flammende Holzscheite in Asche versänken. Dann besann er sich und schaute auf. Marie Luise hatte sich am Fenster umgewandt. Ihre schwarze Gestalt zerfloß jetzt fast mit dem umgebenden Dunkel, aber desto blasser trat, vom fahlen Licht draußen seitlich erhellt, ihr Gesicht hervor, auf das ein gramversunkenes Sinnen seine herben Falten legte. Er erhob sich, näherte sich ihr langsam und ergriff ihre Hand.

„Sei nicht böse, wenn ich dir weh getan habe. Ich wollte diesen traurigen Tag nicht noch trauriger machen. — Ich weiß ja, es kann nicht sein. Denn — der Grund liegt ja nicht in den Umständen, nicht in deinem Mann, nicht in meiner Ehe. In dir selbst liegt er, daß du so bist, wie du bist. Seitdem ich dich erkannt habe, da bin ich im tiefsten Herzen ganz ruhig geworden; wenn auch oben noch die Wünsche toben und aufbegehren. — Sieh, was mir dein Bruder von dir erzählte, ist mir nun klar geworden: daß du wunschlos bist. Ja, du gehörst wirklich in die andre Welt, in der ich war, und in die ich auch zurückkommen werde. Daß wir uns eins fühlen, ist dir genug. Und was ich einmal sagte — und damals glaubte ich es auch —, die Wirklichkeit sei nichts, wenn man nur glauben dürfte, ein Glück zu besitzen: auf dich trifft das zu. Und ich war ungerecht und undankbar, daß ich, als du mir sagtest, deine Seele gehörte mir, daß ich da . . . Aber du weißt nicht, was in mir vorgeht, was nachts in einem wühlt, was einen behext wie das verfluchte Lied und — Ach, Marie Luise, sich herausreißen aus alledem und wie du werden — wunschlos wie du und rein wie du."

Da ging ein Schauer durch ihren Körper, eine Erschütterung, die sich aus tiefsten Tiefen nach außen fortpflanzte, als wären dort unten Schmerzen gewaltsam losgebrochen, als fluteten zurückgedämmte Tränenströme haltlos dahin und erhöben mundtot gemachte Klagen sich zu wildem Sturm. Und während er noch sprach und aus seinen Worten herausklang, daß sie ihm wie eine Ueberirdische erschien, der die dunkelsten Qualen erspart sind, wenn die dürstende Seele sich windet über den Flammen des Bluts: mußte sie an das Erwachen heut morgen denken, wo ihr Kopfkissen vom Weinen durchnäßt gewesen, an andre Morgen, an fieberverglühte schwarze Stunden, an das Auffahren nachts, wenn sie, von ihren wirren Gedanken in Schlaf gehetzt, im Traum ihren Arm um ihn geschlungen hatte und beim Erwachen begriff, daß es nur ein Traum war. Die entsetzensvolle Leere, die verzweifelnde Angst, der ganze schmachvolle Jammer umklammerten sie. Sie hörte nicht mehr auf ihn, sondern flehte nur: „Sei still! Du kennst mich ja nicht. Wenn du wüßtest —"

Und wie besinnungslos preßte sie ihren Kopf an seine Brust in dem einzigen Bedürfnis, sich von dem Gefühl, das sie dabei empfand, vom Glück des Geborgenseins, von der tiefen, tiefen Ruhe ganz durchdringen zu lassen, es auszukosten für alle Ewigkeit, sich daran zu stärken für die furchtbaren Nächte, die kommen würden.

Er hatte sie umschlungen, ihre Hand hielt seine, die auf ihrer weichen Brust lag, und aus der Tiefe fühlte er die dumpfzitternden Töne

Digitized by Google

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München

Waldidylle

Nach dem Gemälde von Paul Wagner (Kochel)

Digitized by Google

ihres erregten Herzens. So standen sie lange Zeit, bis auf dem Flur eine nahe Tür schlug, Gepolter eines Besens oder von Schuhen und die scheltende Stimme des Stubenmädchens laut wurde. Da machte Marie Luise sich erschrocken los, aber zurückgerissen von einem stärkeren Erschrecken preßten ihre rauhen und trockenen Lippen sich auf seinen Mund in schmerzvoll stummem Kuß aus Seelennot und Sinnenqual, der sich erst löste in tiefem Ermatten.

Dann saßen sie beide wieder, wie sie vor einer Stunde gesessen hatten, in der Ecke des kleinen Sofas sie, das schwere Haupt voll dumpfer Glut gegen das kühle Lederkissen pressend, und er, die Stirn auf die Hand stützend, über dem aufgeschlagenen Tasso. Dunkelheit umhüllte sie beide und wogende Empfindungen, die noch dunkler waren.

*

Nun stieg mit blitzendem Glanz die Sonne wieder über die feuchten Schroffen des Schlerns, und von dem Nebel, der gestern alle Tiefen und Höhen beherrscht hatte, war nichts geblieben als dünne Rauchfäden, die um die Tannen und am zerklüfteten Gestein entlang flatterten, wo sie sich eilig zu verkriechen oder in nichts aufzulösen suchten. Grabaus aber stand staunend und konnte kaum begreifen, daß alles wieder da war, was doch gestern nicht dagewesen war: die köstlichen Zacken und Zinnen und der tiefblaue Himmel darüber, die Felder von gelbem Korn, von hellrosigem Buchweizen, die sich wie ein Teppich vor dem Kirchturm von St. Valentin ausbreiteten. Alles lachte ihn wieder an, und der gestrige Tag schien spurlos ausgelöscht. Wirklich? War nichts geblieben? Auch das, was er gestern erlebt hatte, war auch das zerronnen?

Er schloß die Augen und durchlebte alles noch einmal: wie Marie Luise, von unerträglicher Seelennot überwältigt, ihm ihr Inneres verraten, wie er hineingeschaut hatte in ihr zuckendes, blutendes, mit Todesqualen ringendes Herz, das seinen Blicken offen dalag und zu ihm sprach: Vernimm doch mein stummes Schreien, fühl doch das mit, wogegen mein Wille ankämpft und was stärker ist als aller Wille, versteh doch, wie mein einziger Wunsch ist, daß du mich rettest, mich befreiest, mich nimmst, mich fortträgst, du, der Stärkere, mich, das schwache Weib, auch gegen meinen Willen, wie im Raub!

Es hatte ihn gepackt die ganze Nacht, ihn darniedergeworfen und ihn erhoben wie eine Offenbarung, und wenn früher dunkles Begehren und hellere Einsicht wie Welle gegen Welle geprallt und aneinander geborsten waren, so schlugen nun Leidenschaft und jedes gute Gefühl in einer einzigen Woge dahin und trugen ihn dem Ziele zu. Er hatte in den schlaflosen Stunden sich nicht bloß vorgenommen, mit dem Major zu reden, sondern in Wahrheit ihm schon alles gesagt, das zehrende, wühlende, aufreibende Leiden, an dem seine Frau zugrunde gehen würde, hatte gesprochen, nicht wie einer, der sich in frevelhaftem Verlangen vergißt, sondern wie ein Mann, der von der Heiligkeit und dringlichen Unaufhaltsamkeit seiner Pflicht überzeugt ist.

Nun waren an diesem lichtvollen Morgen ihm Zweifel gekommen, doch aller Zweifel letzter Schluß war, daß er handeln müßte. Denn jetzt ging es ja nicht um sein Glück, sondern um ihres: um ihr Glück, ihren Frieden, ihre Gesundheit, ihr Leben selbst.

Da war er denn aufs tiefste erschrocken und gänzlich ratlos, als er, später als sonst beim Frühstück erscheinend, die andern in einer geradezu aufgeregten Verhandlung mit dem treuherzigen, unbehilflichen Wirt, der stets erwiderte: „Meine Frau wird's schon wissen," und mit zwei wetterfesten Kerlen traf, die ihm sofort die eisenharten Fäuste entgegenstreckten, und von denen nach kurzer Musterung einer zu ihm sagte: „Das is 'n guter! Un den is uns nicht bange . . ." Und wie er mit versteinertem Gesicht dastand, lachten alle, der Major aber rief:

„Sie sind ja ganz konterniert! Ja, ja, 's geht los."

„Das hat er sich nicht träumen lassen," jubelte Wolf. „Aber wie sagt Wilhelm Busch: erstens es kommt anders, zweitens als man denkt."

Da schossen eisige Schauer Grabaus vom Rücken bis in die Zehenspitzen hinunter, und er dachte: ‚Alles kommt, wie es kommen muß.' Aber lange dauerte es, ehe er ganz begriff, was geschehen war, und worum es sich drehte. Die von Grabaus und Wolf längst geplante Hochtour über den Schlern ins Tierser Tal und von dort auf die Rosengartenspitze sollte nun ausgeführt werden. In Bozen aber wollten sich dann alle vier treffen. Dort hatte nämlich in einer benachbarten Sommerfrische Graf Donnsdorf mit seiner Familie Aufenthalt genommen und Platens um ein Rendezvous in Bozen gebeten.

Was Wolf betraf, so sprang dieser vor Freude und Aufregung halb närrisch herum wie ein junger Hund. Dies hatte aber noch seinen besonderen Grund. Ihm war nämlich ein Briefchen zugegangen von einer gewissen Frau James Laaß, geborenen Maggie Thön, worin diese schrieb, daß sie mit ihrem Gatten im Karersee-Hotel sei und bestimmt hoffe, er würde sie dort besuchen.

Marie Luise selbst, wohl blasser als an andern Tagen, aber auch sie scheinbar verändert wie Himmel und Erde von gestern auf heute, war nicht weniger enthusiasmiert als die andern, sprach mit den Führern von Anseilen, Kletterschuhen, Kaminen, Felsbändern und schien nichts als die Tour im Sinn zu haben.

Und der Morgen verging mit Vorbereitungen, ohne daß es Grabaus möglich gewesen wäre, mit

Digitized by Google

ihr zu sprechen. Dann reichte sie ihm zum Abschied die Hand, wünschte gutes Wetter und fröhliche Bergfahrt. Aber als er nichts erwiderte, sondern sie und darauf den Major, der gerade seinem Schwager die Schnalle seines Rucksacks festmachen half, anstarrte und dabei ihre Hand umklammert hielt, als könnte er sie nie wieder loslassen, da traf ihn ein gütiger Blick ihrer Augen, und nur ihm verständlich wie heimlichen Trost fügte sie ihren Worten hinzu: „Wir sehen uns ja bald wieder, Heinrich.“

Nun war er wohl schon eine Stunde im tiefen Wald und wußte nicht, wie er dorthin gelangt war, folgte den andern und wußte nicht warum. Es war spät am Nachmittag, als die kleine Karawane das Bereich der dunkeln Tannen verließ. Voran schritten die beiden Führer, breitschultrig, ein wandelnder Felsblock der eine, klein, unter dem schweren Rucksack wie erdrückt, aber behend und munter, mit einem vergnügten, brandroten Gnomengesicht der andre. Beide schwatzten Ladinisch und rauchten infernalischen Tabak.

Auf steilen Grashalden ging es jetzt bergan. Einem Meer gleichend, das in schäumender Empörung plötzlich erstarrt ist, tauchten die wilden Geislerspitzen auf. Dumpf und hell klangen die Glocken zerstreuter Kühe. Ein frischer Wind pfiff dahin, und im tiefen Tal nächtete es bereits.

Allgemach, während der Blick sich weitete und hinter den eben noch höchsten Gipfeln vielhundert noch höhere emporragten, die, wie sie sanft verglühten, an grausiger Schroffheit verloren, sank die drückende Last von Grabaus' Seele. Zwingender als sein menschliches Leid erwies sich die milde und großartige Kraft der Umwelt, und er wurde von Empfindungen überwältigt, wie sie vor ihm schon tausend andre gehabt haben mochten, die diesen Weg gegangen waren.

Er dachte: „In trüben Niederungen wohnen Menschen dicht beisammen, trachten, streben, arbeiten, schwitzen, rennen und rennen in ihrem eignen Schweißdunst. Groß scheint dort unten alles, weil es so nah ist. Groß des Nachbars Haus. Gewaltig schallt seine Stimme. Gewaltig schallt auch deine eigne Stimme. Wie Riesen gebärden sich deine Sorgen, die doch nur Zwerge sind, deine Pläne, deine Wünsche, deine Hoffnungen. Du glaubst den Himmel zu sehen und siehst nur den bläulichen Rauch deines Schornsteins ... Aber aus klaren Höhen ragen Gipfel empor, die sind wie Träume einsamer Menschen, zu ewigen Gebilden erstarrt. Weit wird dein Sinn, als lauschtest du Stimmen unvergänglicher Propheten. Hoch wird dein Mut. Wo sind nun die großen Häuser? So winzig sind sie, daß du sie kaum noch siehst. Wo ist der Stimmenschwall, der dich verwirrte, ärgerte, betörte? Verstummt ist alles. Wo sind die Sorgen, Wünsche, Leidenschaften? Tief unten liegen sie wie leere Hülsen, aus denen schmetterlingsleicht dein Herz entflattert ist. Frei bist du! Einsam und frei. Nur du bist bei mir, Marie Luise — Marie Luise.“

Und da, wie er ihrer gedachte, war es, als wenn die stummen Steinhalden und der sausende Wind, die tausend rotglühenden Zacken und die gewölbten Schneedome in violetter Ferne zu künden anhöben von der Allgegenwart seiner Liebe. Unverlierbar und unzerstörbar war dieses Gefühl, das ihn einst durch die Menschenschwärme des lärmenden Berlin getragen hatte und ihn nun durchströmte, mächtiger noch und reiner inmitten der einsamen Größe der Berge.

Es war finster geworden. Ueber einer zerrissenen Felswand funkelte der große Abendstern. Da hastete in großen Sprüngen jemand den schmalen Steig hinunter. Einer der Führer schrie ihn verwundert an, er schrie eine kurze Antwort zurück. Wolf fragte, was denn los wäre, worauf der Führer lakonisch versetzte:

„Abgestürzt soll einer sein.“

Als sie das Herrenzimmer des Schlernhauses betraten, waren dort im dicken Qualm der Pfeifen und Zigarren alle um einen Herrn versammelt, der über den Abgestürzten Auskunft zu geben schien. Doch nahmen sie sich zu näheren Erkundigungen nicht Zeit, sondern sahen sich erst nach einem Nachtlager um. Später, während sie Toilette machten, kam einer der Führer herein und sagte, der Abgestürzte wäre ein buckliger Gelehrter, ein Ausländer. Sie dachten sogleich an ihren Freund aus Schweden und ließen sich vom Wirt die Leiche zeigen. Diese lag in einem kleinen Zimmer auf einer Matratze, beleuchtet von einer qualmenden Petrolenmlampe. Nur wenig hoben sie das weiße Laken auf und erkannten trotz der großen Wunde das scharfkantige Gesicht sofort. Der Wirt erzählte, daß der Fremde oft zu den Mahlzeiten hergekommen sei, auch einige Male hier geschlafen habe. An diesem Nachmittag hatte ein Hirte ihn in den Felsen des Jungschlerns aufgefunden, noch lebend hatte man ihn hierher transportiert, wo er aber bald gestorben war.

Sie teilten dem Wirt mit, was sie wußten, und erfuhren, daß der Hüttenwart Geld und Papiere des Toten an sich genommen habe und für alles Nötige sorgen werde.

Wolf hatte sich davongestohlen. Er mochte irgendwo im Freien sitzen. Grabaus aber ging nach einiger Zeit noch einmal in das Zimmer, wo die Leiche lag. Ein schwerer Geruch von Schweiß und Blut erfüllte den Raum. Doch stärker als das war ein feiner, süßer, durchdringender Duft. Gleich anfangs hatte Grabaus ihn wahrgenommen. Mit grauenvoller Neugierde hob er das Laken auf, aber so schrecklich starrten die schielenden, halb geschlossenen Augen des Toten ihn an, daß er das Gesicht schnell wieder zudeckte.

Digitized by Google

Während er sich grübelnd umsah, nahm er vom Boden ein kleines, grünes Pflänzchen auf mit unscheinbaren weißen Blüten. Er roch daran und fuhr erschrocken zurück. Der Duft war so stark, als könnte man ihn nie wieder loswerden. Und plötzlich — er wußte nicht warum? — fand er einen Zusammenhang zwischen sich und dem Toten.

Zwei Tage später langten die Freunde in der Kölner Hütte an und stiegen von dort zum Karerpaß hinunter.

„So, dös wär' die letzte Quellen. Wenn's dem gnä' Herr g'fällt, könnten wir hier raschten," sagte Alois Löwenlois zu Grabaus.

Da alle zustimmten, wurden die Rucksäcke abgeworfen, und man lagerte sich um den kleinen Quell, der, von einem Holzröhrchen aufgefangen, umwuchert von saftiger Brunnenkresse und blühendem Moos, aus dem Felsinnern hervorrieselte. Verwildert, ausgedörrt, sonnverbrannt, mit zitternden Sehnen und Nerven von der tollen Kletterei über Grate und Platten waren die beiden Freunde, aber in gehobener, frohgemuter Stimmung. Noch rollte ihr Blut fieberhaft erregt, gesteigert waren ihre Empfindungen, und ihren Gedanken gaben sie einen urwüchsigeren Ausdruck als sonst.

Die Führer hatten die Reste des Proviants zusammengelegt und meinten, die müßten die Herren doch mitnehmen.

„I, macht's nur gar," erwiderte Wolf, worauf sie die großen Fleischscheiben auf ihre Nickmesser aufspießten und Schinken, Speck, Butter und Brot mit gleichem Appetit verschlangen. Dabei wurden ihre Gesichter um so ernster und ehrbarer, je besser es ihnen schmeckte.

„Ist das 'ne Hitze hier unten," stöhnte Grabaus, der lang ausgestreckt zu den jäh'n Hängen des Latemar hinaufstarrte. „Müssen wir wirklich ins Tal hinunter? Zu der Menschenbagage?"

„Na höre, Menschenbagage? Da unten sind sehr nette Menschen!" meinte Wolf beziehungsvoll.

„Aber oben is halt luftiger!" brummte Aichner.

„Können Sie mir nicht irgendwo in 'ner Sennе eine Stellung als Geißbub verschaffen, Sie Löwenlois?"

„O mei, das hielten der Herr net aus, 'n ganzen Tag mit dem Vieh dischkurieren. Die sein für 'n Herr Doktor doch zu dumm."

„Ach, mit Berg und Himmel würde ich diskurieren — die sind nicht zu dumm," erwiderte Grabaus.

Er schaute ins Tal hinab mit umdüstertem Blick und warf sich dann zurück ins Gras, wo über seinen Augen der tiefe Himmel blaute.

Herausgerissen aus aller menschlichen Gemeinschaft fühlte er sich, voll Verachtung der Menschen und jeden Wirkens für sie. Ein mächtiges Sehnen trieb ihn hinauf, zurück in die Einsamkeit — die starren Felsen um sich und nachts den Sternenhimmel über sich und alles, was Mensch hieß, tief, tief unter sich.

Nach einer Weile aber mußte er mit Erstaunen bemerken, was für seltsame Veranstaltungen Bruder Wolf trieb. Zuerst hatte er mächtige Grasbüschel ausgerissen und wie ein Schuhputzer sich die Schuhe blankgerieben. Dann wusch er sich an der Quelle mindestens dreimal die Hände, wozu er sogar Seife benutzte. Darauf bürstete, kämmte und striegelte er sich. Aber damit nicht genug, band er sogar noch Kragen und Krawatte um.

„Was treibst denn du für Blödsinn?" fragte Grabaus.

„Na, man muß sich doch etwas anständig machen, da man wieder unter Menschen kommt."

„Muß man?"

Nachdem Wolf sich genügend herausgeputzt hatte, drehte er den dreien an der Quelle seine Kehrseite zu und fragte, ob man den Riß in seiner Hose sähe.

„'s is net gar so gefährlich," meinte der gutmütige Aichner. „Wenn S' die Hand davorhalten, siacht mer nix."

„Ich kann doch nicht immer die Hand davorhalten. — Ist es wirklich sehr schlimm?" wandte er sich an Grabaus.

„Mein Lieber, kein Rosengarten ohne Dornen. Ich würde es als Ehrenzeichen ansehen. — Uebrigens ist die Unterhose ja noch heil."

„Aber ich kann mich unmöglich so vor Maggie sehen lassen."

„Du mußt sie schön bitten, daß sie dir's stopft."

Diese Bemerkung schien aber Bruder Wolf sehr übel zu nehmen. Er machte ein böses Gesicht, und nachdem er eine ziemliche Weile ganz verstummt war, trieb er energisch zum Aufbruch.

Während die beiden hinter den paffenden Führern über die Wiesenhänge hermarschierten, schob Wolf plötzlich den Arm unter den seines Freundes und sagte:

„Heinrich, du weißt nicht, wie mir zumute ist?"

„Wieso?"

„Ehrlich gesagt, ich bin noch wahnsinnig verliebt."

„In Maggie?"

„Ja. — Weiß der Himmel, vielleicht wäre es besser, ich sähe sie nicht wieder. Nicht sie und nicht den andern. Wenn ich an den denke — an ihren Mann —, Heinrich, jetzt begreif' ich, daß Menschen aus Leidenschaft Verbrechen begehen. Ja, ja, du brauchst nicht so überlegen zu lächeln. — Eine Vorstellung verfolgt mich geradezu. Ich werde sie nicht los. Immer muß ich denken, daß ich den James Laaß — überhaupt, was ist das für ein Name, ein schamlos gottverlassener Name —, daß ich diesem Menschen in den Bergen da oben begegnet wäre. Wie wir auf der Rosengartenspitze waren, hab' ich's immer vor Augen

Digitized by Google

gehabt, daß ich mit ihm ringe. Einer muß herunterstürzen und sich das Genick brechen. Wer Sieger bleibt, soll Maggie haben. Heinrich, wenn ich mich bloß beherrsche, wenn ich bloß keinen Streit anfange mit diesem Menschen."

„Das wirst du schon nicht tun."

„Ach, warum habe ich sie nicht geheiratet? Ja, ja, ich weiß, es wäre Wahnsinn gewesen. Ich weiß alles. Aber glücklich wäre ich geworden."

„Das wärst du nicht, lieber Junge," erwiderte Grabaus ernst. „Auf die Dauer hätte Maggie dich niemals glücklich gemacht. Denk doch nur! Mit deiner Schwester entzweit, Karriere, Zukunft, alles aufgegeben. Nein, nein, Maggie ist nicht die Frau, für die man alles opfert. Maggie nicht. — Und wenn auch! Siehst du, wenn eine Frau einem Manne zuliebe alles hingibt, dann steigt sie in unsern Augen, sie ringt uns Bewunderung ab. Aber ein Mann — das Wort ist nur zu wahr: Die Welt des Weibes ist die Liebe, des Mannes Liebe ist die Welt. Du gehst größeren Zielen entgegen, mein Junge, und wirst Maggie vergessen."

‚Wie bin ich weise! Wie klug! Wie klug für andre,' dachte er in bitterem Schmerz bei sich.

„Nie werde ich Maggie vergessen," erwiderte Wolf. „‚Ich schwör' dir's. Nie werde ich aufhören, sie zu lieben. So reizend, so lieb, so, ach, so ganz Weib! So voll von all dem Zauber, den Reizen, die uns die Frauen so verführerisch erscheinen lassen, kann nie eine andre sein."

„Aber Jungchen, das, was verführt, fesselt nicht fürs Leben. Du wärst schwer enttäuscht worden, wenn du Tieferes bei ihr gesucht hättest."

„Ach, wenn sie oberflächlich und leichtsinnig erschien, so war das nur die Schuld ihrer Umgebung. Wenn einer ehrlich gesucht hätte, das Tiefste hätte er bei ihr gefunden. — Nein, nein — mein Gott, ich sterbe ja nicht an dieser Leidenschaft, aber mein Glück, das weiß ich, habe ich ewig verscherzt."

‚Du Tor!' dachte Grabaus bei sich mit leisem Mitgefühl und Spott. ‚Bist vierundzwanzig und sprichst von verscherztem Glück.' Es schien ihm Blasphemie, daß man sein Glück verscherzen könne um einer andern willen als um Marie Luise.

Doch dann verfiel er in tiefes Staunen. Ging es ihnen beiden nicht wie den armen Narren im Irrenhaus, die auch, jeder von seiner fixen Idee gebannt, dennoch die des andern durchschaute und für das nahm, was sie war? — Vielleicht befand er sich in gleicher Lage wie Wolf. Leidenschaftverblendet, für ewig haltend, was nur ein kurzes Fieber war . . . Doch kaum gedacht, verschlangen tausend empörte Stimmen diesen Frevel. Wie auf goldnen Wolkenthronen schwebte sie, die für ihn die Seele des Lebens war, die Seele seiner Seele, die Beleberin seiner Augen, daß überall, wo er sie sah, Fröhlichkeit und Schönheit entstand und die Welt leer und tot wurde, wenn sie fern war.

Ueber grüne Wiesen, auf denen blanke, schöne Rinder von besonderer Rasse, mit langgebogenen Hörnern, weideten, führte der Weg in prachtvollen Fichtenwald. Dann tauchten auf einmal die schmucken Baulichkeiten des Karersee-hotels vor ihnen auf.

Anmutig bewegt war das elegante Treiben dieser Karawanserei inmitten der grünen Einöde: das massive Schweizerhaus mit seinen Veranden und Terrassen, dem Wagenpark, den hin und her eilenden Kellnern, der eleganten Gesellschaft, die vor dem Hotel promenierte und sich auf den Tennisplätzen ergötzte.

Plötzlich sagte Wolf, auf eine Dame in weißem fußfreien Kostüme und grauen Lederschuhen deutend: „Das ist Maggie," und dabei zog er sich noch schnell sein Jackett herunter.

Ehe die beiden Frau Laaß erreicht hatten, war an diese der Portier herangetreten, indem er ehrerbietig seine Mütze in der Hand hielt. Maggie schien sehr erregt, nach ihren Gesten zu urteilen.

Einen Augenblick zauderten die Freunde, als aber die Unterhaltung zwischen Maggie und dem Portier sich in die Länge zog, und sie Ausdrücke wie: „Unerhört — noch heute die Rechnung — bin das nicht gewöhnt," vernahmen, trat Grabaus entschlossen heran und sagte, den Hut ziehend:

„Guten Morgen, gnädige Frau!"

Eine reizende, des Theaters würdige Erkennungsszene spielte sich nun ab. Erschrocken trat Frau Laaß zurück, legte abwehrend die Hände auf ihre Brust, doch dann dämmerte ein Erkennen in ihr auf, und plötzlich wie hellster Sonnenschein strahlte die freudige Gewißheit aus ihrem schönen Gesicht:

„Sie sind's! Herr Doktor Grabaus! — Herr von Hellen — meine lieben, lieben Freunde. Ja, wie kommen Sie nur hierher? Ach, ist das eine Ueberraschung!"

Kindlich vergnügt klatschte sie in die Hände.

„Ist das ein glückliches Zusammentreffen! Erzählen Sie! Erzählen Sie! Nein, daß Sie plötzlich hier auftauchen! Etwas Schöneres könnte ich mir wirklich nicht denken. Nun bin ich auch mit unserm Mißgeschick ausgesöhnt. Denn was uns passiert ist — denken Sie nur —"

Sie zog die beiden mit zu einem Tisch, und kaum Atem holend in der Hast ihres Sprechens, begann sie mit einer Wichtigkeit, die erschütternde Dinge erwarten ließ:

„Stellen — Sie — sich — also — vor —, mein Mann und ich wollen hier für einige Zeit Aufenthalt nehmen. Man hat uns Wunderdinge von diesem Hotel erzählt — ein erstklassiges Haus, mit allem Komfort ausgestattet. Nun, schließlich darüber kann man sich ja auch nicht beklagen. In den Bergen verzichtet man eben auf mancherlei,

Digitized by Google

woran man sonst gewöhnt ist. Aber was man uns zugemutet hat! Also von Bozen aus hatten wir depeschiert — mit Rückantwort natürlich —, ob passende Räumlichkeiten frei wären, zwei Schlafzimmer und ein Salon. Wir bekommen die Nachricht, alles wäre bereit. Also wir langen hier an. Welche Nachricht empfängt uns? — Die Räume sind nicht frei geworden. Die Gäste sind krankheitshalber geblieben. Das ganze Hotel besetzt. Nur noch ein kleines Zimmer zu haben. Und nun denken Sie — denken Sie!" — und dabei nahm ihr Gesicht einen so wahren Ausdruck des Entsetzens an, daß die beiden unwillkürlich etwas Furchtbares erwarteten — „denken Sie — seit drei Nächten muß ich mit meinem Mann in einem Zimmer schlafen."

Die Worte Maggies wirkten so komisch, daß Wolf der geliebten Frau einfach ins Gesicht lachte und naiv sagte: „Aber das schadet doch nichts!"

„O, wenn man verheiratet ist, ist es geradezu fürchterlich! Mein Mann leidet noch mehr darunter als ich. Er ist durch und durch Aesthet. Alte Rasse, müssen Sie wissen. Und so verwöhnt! So verwöhnt!"

„Was ist denn sein Papa?" fragte Wolf.

„Schiffsreeder in Hamburg. Horrend reich natürlich. Aber das ist nicht das einzige Unglück. Denken Sie nur, wie wir hier ankommen, stellt sich heraus, daß der Esel von Kutscher meine sämtlichen Schirme verloren hat. Nicht einen einzigen Sonnenschirm besitze ich. Natürlich muß ich auf alle Spaziergänge verzichten."

„Ja, potztausend, warum denn?"

„Soll ich mich etwa von der Sonne schwarz brennen lassen? Meine Haut ist ja so zart. Sehen Sie nur an, wie meine Hände schon gebräunt sind."

Dabei streckte sie Wolf ihre schlanke Hand hin, der bewundernd die zarte Haut von mattem Elfenbeinton betrachtete. Aber, Grabaus hielt lachend seine von mancherlei Schrammen zerrissene und vom Schneebrand geschwollene Rechte daneben.

„Das nenne ich gebräunt, gnädige Frau."

„O Gott, wenn meine auch so würden!"

„Das können sie gar nicht, gnädige Frau," meinte Wolf.

Sie warf ihm einen dankbaren Blick zu und fuhr dann fort:

„Nun sucht mein guter Mann etwas Schirmartiges für mich aufzutreiben. Ach, er ist so gut, so edel! Er hat schon enorme Opfer für mich gebracht. Sie wissen vielleicht, daß er Assessor bei der Regierung war? Nun ist er aus dem Staatsdienst ausgetreten, um sich ganz mir zu widmen. Er liebt mich grenzenlos! Ach ja" — sie seufzte ein wenig —, „das hilft mir auch über vieles hinweg. Uebrigens, da ist er ja. James, hier!"

Aus dem Hoteleingang war ein eleganter, schlankgewachsener Mann herausgetreten, in graukariertem Berganzug, der unter seinem Arm einen knallbunten Bauernschirm hielt.

Mit erstauntem Lachen schlug Maggie die Hände zusammen.

„Was er da wieder hat!"

In der Tat nahm sich der groteske Schirm unterm Arm dieses bandymäßig gekleideten Herrn, dessen Gesicht einen müden, unbeweglichen Ausdruck von fast versteinertem Ernst zeigte, höchst komisch aus.

Maggie stellte den beiden Freunden ihren Mann vor, der ihnen mit vollkommener Höflichkeit die Hand schüttelte. Nur das leicht gezwungene und allzu schnell wieder verschwindende Lächeln ließ eine gewisse Zurückhaltung merken, die aber weniger beabsichtigt, als in seiner Natur zu liegen schien.

„Was hast du denn da für ein Monstrum?" fragte Maggie, die in Gegenwart ihres Gatten sofort einen merkwürdig nervösen und gespannten Eindruck machte.

„Einen andern konnte ich nicht auftreiben. Versuch ihn mal, er ist leichter, als er aussieht."

„Aber du bist nicht gescheit, James! Ich werde mich doch nicht zur Vogelscheuche machen mit solchem Ding!"

„Wer sieht dich denn, wenn wir spazieren gehen?"

„Ach ganz egal. Was du mir manchmal zumutest! Du selbst würdest ihn nicht tragen."

„Warum nicht? Die Schirme sollen hier sehr en vogue sein. Aber wenn du nicht magst —"

Resigniert stellte er ihn beiseit. Die Unterhaltung schwieg. Ein wenig verstimmt spielte er Klavier mit der linken Hand auf dem Tisch.

„Nun laß um Gottes willen dies Trommeln! Sonst werde ich noch nervös."

„Das bist du ja schon, mein Herz!" erwiderte er ruhig und wandte sich dann an Grabaus mit einer Frage über die Rosengartenbesteigung. Er selbst war in früheren Jahren auch Bergsteiger gewesen. Doch hatte er jetzt die Passion daran verloren. Augenblicklich zog er das Meer den Bergen vor und hätte gern eine Jacht gehabt.

Als Grabaus bemerkte, daß auf ihn die Berge einen überwältigenden Eindruck gemacht hätten, da er sie zum erstenmal gesehen, erwiderte James Laaß, er hätte schon als Knabe mit seinen Eltern viele Reisen in die Schweiz, nach Tirol, zum Kaukasus gemacht. Daß auf ihn die Berge je einen solchen Eindruck gemacht hätten, könnte er nicht sagen, denn er sei zu jung gewesen, als er sie zuerst gesehen. Und als Grabaus bemerkte, eins der wichtigsten Dinge im Leben sei, daß man nichts zu früh genösse, fiel Laaß mit großer Lebhaftigkeit ein: „Ja, ja, das stimmt!" Und mit leicht wehmütigem Lächeln fügte er hinzu: „Wer

Digitized by Google

gewöhnt ist, zu Weihnachten frische Erdbeeren zu essen, dem schmecken sie im Sommer nicht."

Derweil konnte Maggie noch immer nicht ihre Aufregung über den Schirm bemeistern. Sie erklärte Wolf, am liebsten reiste sie ab, durch alle diese Vorkommnisse sei ihr der Aufenthalt gänzlich verleidet.

„Nur ein bißchen Geduld, Maggie! — Ich habe ans Hotel Bristol telegraphiert. Morgen können deine Schirme da sein."

„Also du behauptest noch immer, ich hätte sie da liegen lassen?"

„Wär's nicht möglich?"

„Das ist eine Unwahrheit."

„Unwahrheit — na, sagen wir lieber Irrtum. — Ich glaube dir natürlich, wenn du's so bestimmt weißt."

„Du glaubst mir aber nicht! Und doch habe ich dir zehnmal gesagt, daß ich sie in den Wagen gelegt habe. Du behandelst mich geradezu wie eine Idiotin."

„Aber nichts weniger als das," erwiderte er und wollte begütigend seine Hand auf ihren Arm legen. Aber sie zog ihn schroff zurück.

„Ach laß mich!"

Ohne irgendwie Unwillen oder Verwunderung zu äußern, als wäre er dies Benehmen schon gewöhnt, wandte er sich an Wolf. Er hatte gehört, daß dieser auch Jurist sei. Eine rege Unterhaltung entspann sich, an der sich auch Grabaus beteiligte. Von dem Buch eines Professors über vergleichende Rechtsgeschichte war man auf Rassefragen gekommen.

Währenddessen gab Maggie durch allerhand Mienen und Blicke zu verstehen, wie ungeheuer sie sich langweilte. Plötzlich warf sie dazwischen:

„Da ihr gerade von den Malaien sprecht — es wird Sie interessieren, Herr Professor, daß wir in Monte Carlo den Maler Gebhard getroffen haben. — Entsetzlich verlebt sah er aus. Nicht wahr, James, geradezu häßlich!"

„Ja, einen bißchen strapazierten Eindruck machte er."

„Und gegen mich benahm er sich!" fuhr Maggie mit rollenden Augen fort. „Es hat wenig gefehlt, daß mein Mann ihn forderte."

„Na, na, du bist immer gleich fürs Blutvergießen."

„Etwa nicht? — Sein Benehmen war beinahe impertinent."

„Ich hatte das Gefühl, er möchte dich gern malen. — Die Komplimente, die er dir machte, schienen mir ein bißchen sehr absichtlich."

„Absichtlich — das waren sie auch. Ich an deiner Stelle hätte mir das nicht bieten lassen!"

„Seitdem du verheiratet bist, Maggie, bist du schrecklich eifersüchtig auf — dich."

„Ach, ich verlange nur Respekt. — Aber du! — Ach du liebst mich eben nicht mehr! Ich bin dir schon über!"

„Kind, was für ein Unsinn! — Uebrigens — wenn du dich zum Diner umziehen willst, so ist es Zeit."

„So?" sagte sie hastig aufspringend. „Und du?"

„Ich denke, wir speisen doch alle zusammen. Wenn Sie mir das große Vergnügen machen wollen?" wandte er sich an die beiden.

„Nun, dann bleibe ich auch wie ich bin."

James gab dem Oberkellner den Auftrag, einen Tisch mit vier Kuverts zu decken. Nach einer Weile tönte die Hotelglocke.

Als dann die Gäste erschienen, in großer Toilette, in Frack oder Smoking, ließ Maggie eine ziemliche Unruhe merken. Plötzlich erhob sie sich, um sich ein wenig die Hände zu waschen, wie sie sagte.

Die Herren gingen in den Saal. Während sie bei der Suppe saßen, erhielt James ein Telegramm.

„Na, natürlich," murmelte er, nachdem er es gelesen. „Die Schirme haben sich im Hotel Bristol gefunden. — Uebrigens" — er lächelte ein wenig unsicher — „Maggie wollen wir lieber nichts davon sagen. Sie hat nicht gern unrecht."

Dabei steckte er das Telegramm vorsichtig in die Tasche.

Eine gute halbe Stunde mochte vergangen sein, als sich plötzlich die Tür auf der entgegengesetzten Seite des Saales öffnete und Maggie eintrat. Und wie sie nun in ihrem raschelnden Schleppkleid mit dem koketten Blumenhut auf dem dunkeln Haar langsam den Saal durchschritt, einige Bekannte begrüßte, dann auf halbem Wege nochmal stehen blieb, um ihr Armband, das sich in den Spitzen ihres Aermels verwickelt hatte, in Ordnung zu bringen —, das war ein erstaunlicher Effekt.

Für mehrere Minuten vergaßen die Gäste ganz die Langusten auf ihren Tellern und verschlangen mit ihren Blicken diese wunderhübsche Erscheinung. Grabaus aber wunderte sich im stillen, daß Maggie einen so großen Umweg gemacht hatte. Die andre Tür wäre viel näher gewesen.

Der Kaffee wurde draußen genommen. Dann machten die vier, während die Sonne schräg über die Berge strahlte, einen kleinen Spaziergang. Uebrigens hatte Maggie eine Amerikanerin gesehen, die ebenfalls einen Bauernschirm trug, und war nun mit dem ihren so ausgesöhnt, daß sie ihn sogar im Schatten aufspannte.

Sie ging mit Wolf hinter den beiden her, langsamen Schrittes, indem sie, bald hier, bald dort eine Blume pflückend, die Entfernung immer noch vergrößerte. Von Zeit zu Zeit warf sie Wolf einen langen Blick zu, von so matter Weichheit, daß diesem bang und schwül ums Herz wurde. Als die beiden vor ihnen an einer Wegkrümmung verschwunden waren, schob sie leicht ihren Arm

Digitized by Google

unter den seinen, und sich sanft an ihn lehnend, sagte sie, während ein verzehrend sinnlicher Hauch ihre Stimme durchzitterte:

„War es nicht schön, Wolf, als wir uns liebten?"

Im Innersten erschrocken machte dieser seinen Arm los und stammelte:

„Gnädige Frau!"

Liebkosend umfing sie ihn mit ihren Augen, ihn gleichsam umschlingend, aber als sein Gesicht kalt und abwehrend blieb, verzog sie spöttisch den Mund:

„Sprechen wir von was andrem!"

Doch gleich darauf fuhr sie klagend fort:

„Ich bin so unglücklich, Wolf. — So in tiefster Seele unglücklich!"

„Was haben Sie wohl für Grund?" fragte er ziemlich barsch.

„O Gründe! Gründe! — Ich werde von seiner Familie einfach miserabel behandelt. Und er — er ist ja gut, aber ein solcher Schwächling. Er verteidigt mich nicht."

Und nun begann ein langes Klagelied. Doch immer versicherte sie dazwischen, sie liebe ihren Mann über alles, nur — es gab tausend Nur und Wenn und Aber. Doch der eigentliche Grund ihres Unglücks war die plötzliche Ruhe und Sicherheit ihrer Existenz, die Gleichmäßigkeit gegenüber dem früheren Auf und Ab. Mehr als einmal kam es gegen ihren Willen heraus, daß sie nicht geschaffen war zur Ehe und ihren Mann ebensowenig glücklich machte wie dieser sie. Was ihr aber mehr als alles fehlte, war die Bühne mit ihren Intriguen, ihren Sensationen und Eitelkeiten. Und sie sagte es geradezu, daß sie bei der Nachricht vom Engagement einer andern Schauspielerin am Deutschen Theater acht Tage lang Weinkrämpfe gehabt hätte.

Stumm, bedrückt hörte Wolf zu, ohne ihren Klagen gerecht werden zu können. Er fühlte nur, wie die Enttäuschung sich gallenbitter über sein Inneres ergoß, wie förmlich ein wilder Haß sich zusammenbraute gegen die Frau, die an seiner Seite schritt und die in nichts der Maggie zu gleichen schien, die er vor einer Stunde noch so sehr geliebt hatte.

Währenddem waren die beiden Männer, nachdem sie in mancherlei Dingen Einverständnis und Sympathie entdeckt hatten, auf James Laaß' Zukunft zu sprechen gekommen. Herausgerissen aus seinem bisherigen Kreis, innerlich verunreint mit seinem Vater, wenn auch äußerlich der Riß verklebt war, suchte sich der junge Mann ein neues Leben zu zimmern. Die Vielseitigkeit seiner Interessen, der Umstand, daß er nicht auf Geldverdienen angewiesen war, erschwerten ihm die Wahl. Er schwankte, ob er Rechtsanwalt werden oder einen gelehrten Beruf ergreifen sollte. Eine große Unsicherheit lag in seinen Zukunftsplänen, die Einsicht von der Notwendigkeit irgendeiner Aufgabe, und zugleich ein gewisser Ueberdruß gegen jede praktische Tätigkeit. Und was Grabaus am meisten frappierte, war, daß er über Maggie ganz ohne Illusionen war. Er sprach nur Gutes von ihr, ließ aber durchblicken, wie wenig glücklich sie eigentlich sei und wie unrecht es von ihm gewesen, sie dem Milieu, für das sie geschaffen war, entrissen zu haben.

„Sie müßte wieder spielen," sagte er. „Sie leidet an ihrer brachliegenden Kraft. Sie spielt nun im Leben Komödie, macht fortwährend Szenen. Aber das ist nur ein schwacher Ersatz. Mein Gott, sie ist eben Theaterblut."

„Und warum erlauben Sie ihr nicht, ein Engagement anzunehmen?"

Laaß zuckte die Achseln.

„Das wäre ein Bruch mit meinem Vater. Sie kennen doch diese Hamburger Kaufleute! — Eine Schwiegertochter, die Schauspielerin ist — — Und doch, schließlich muß ich's zugeben. Denn es wäre einfach Verbrechen gegen Maggie. — Wer A gesagt hat, muß auch B sagen."

Der Abend verlief noch ziemlich unerquicklich. Maggie hatte es sich plötzlich in den Kopf gesetzt, sie sollten alle zusammen am nächsten Morgen nach Bozen fahren. Nach langem Kampf gab James schließlich seine Einwilligung.

Es ging schon auf Mitternacht, als die beiden Freunde endlich ihr Zimmer im Touristenhaus aufsuchten. Der Himmel war klar und sternbesät. Dunkel erhob sich vor ihnen das Hotel, in dem nur noch ein Licht brannte. Schweigsam saßen die beiden. Grabaus wollte nicht fragen, zu tief fühlte er, was in seinem Freund vorging. Als dann das letzte Licht erlosch, sagte er:

„Nun sind sie schlafen gegangen und werden sich hoffentlich wenigstens im Schlaf nicht weiter zanken."

Da ließ Wolf seinen Kopf auf den Arm fallen und brach in wildes Schluchzen aus. Erschöpft von den Anstrengungen der letzten Tage, war er nicht mehr Herr seiner Nerven und vermochte den Enttäuschungsschmerz nicht zu verbergen. Aber Grabaus, des tieferen Wehs der eignen Brust eingedenk, klopfte ihm liebreich auf die Schulter:

„Bruder Wolf, das Leben hat's gut mit dir gemeint, als es dir den heißesten Wunsch versagte. — Der andere hat sich verloren, du aber gehörst dir selbst und allem Großen, das dich erwartet."

*

Noch schien alles zu schlafen, als die beiden am nächsten Morgen aus der Dependance traten. Gleich Mauern, die diesen grünen Winkel von der Welt abschlossen, ragten die dämmernden Berge empor, deren Ränder von einem lichteren Glanz umsäumt waren. Im blauenden Aether schwamm wie ein Wölkchen, das sich sacht verflüchtigt, das Mondhorn. Taudurchtränkt und kühl war die Luft.

Digitized by Google

Kaum hatte die Uhr vom Turm der Kapelle sechs geschlagen, als die Tür sich öffnete und Herr und Frau Laaß erschienen. Er sah etwas übernächtig und noch ernster als gestern aus, während Maggie vor Munterkeit und guter Laune glänzte. Sobald sie aufgetaucht war, schien übrigens das ganze Hotel erwacht zu sein. Ein kleiner Pikkolo kam herbeigeeilt, riß seine schlaftrunkenen Augen beängstigend weit auf und spannte förmlich die Ohren, um von den unzähligen Aufträgen, die Frau Laaß ihm erteilte, keinen zu vergessen. Nach wenigen Augenblicken erschienen Hausdiener, Oberkellner, Portier, Kutscher, ein ganzer Troß, die alle mit Befehlen entlassen wurden. Dazwischen frühstückte Maggie mit bestem Appetit und erzählte, sie hätten sich gestern abend entschlossen, ans Meer zu gehen. Für James' Nerven sei die Seeluft besser. Ueber Berlin, wo sie sich ein, zwei Tage aufhalten wollten, beabsichtigten sie nach Ostende zu reisen. Und während Maggie ihren schweigsam dasitzenden Gatten mit kleinen Liebenswürdigkeiten und Aufmerksamkeiten verhätschelte, ihm die Schokolade verzuckerte, Semmeln strich, die Krawatte zurechtzupfte, erzählte sie ein wenig hastig und sozusagen nebenbei, daß sie in Berlin mit einigen Agenten in Verbindung treten wolle. James, der Gute, sei zu der Ueberzeugung gekommen, daß auf die Dauer ihr Talent der Bühne nicht entzogen werden dürfe.

„Trink doch, Liebchen! Ist dir die Schokolade zu heiß?"

Sie nahm einen Löffel voll und blies ein wenig.

„Koste nur mal! — Ich bin ja so glücklich für dich, daß wir aus diesem Hotel fortkommen. — Er fühlte sich hier nämlich gar nicht wohl. — Ja, wenn du deine kleine Frau nicht hättest, dann säßest du noch sechs Wochen hier! Männer sind so schwer von Entschluß — woran denkst du denn?"

„Ich überlege nur, ob dein Hutkoffer auch mit heruntergekommen ist," erwiderte er trocken.

„Aber Schatzerl, wenn ich die Sachen besorge, wird nie was vergessen. Ich glaubte, du sorgtest dich wegen Papas. — Paß auf, den werde ich schon herumkriegen. Alten Herren Vernunft beizubringen, ist meine Spezialität. — Er soll noch stolz sein, daß er eine Künstlerin in der Familie hat. Aber nun iß auch, Herzchen. Wer weiß, was wir unterwegs bekommen."

Auch als man schon im Wagen saß, schwatzte sie noch immer fort. So munter ihr Geplauder war, während der Fahrt durch die Schlucht, die in ihrer Wildheit mit den drohend überhängenden Porphyrfelsen wie ein Schweigen heischendes Wunder wirkte, machte dieses ewig plätschernde Bächlein eine etwas störende Begleitung. Erst als es heißer und heißer wurde, erlahmte ihre Zunge. Sie stöhnte nur noch.

„Kind, nun sei endlich still," sagte James. „Es war doch dein eigner Wunsch, daß wir reisten."

„Das brauchst du mir doch nicht vorzuwerfen. Diese Hitze war jedenfalls nicht mein Wunsch. — Ach, entsetzlich! Ich vergehe."

Fortwährend wechselte sie den Platz und steigerte durch ihre ruhelose Beweglichkeit noch die allgemeine Beklommenheit. Gegen Mittag langte man in Bozen an. Flammend weiß, durchweht von glutender Lohe lag die Stadt, erstorben schienen die Häuser mit geschlossenen Fensterläden, in den Straßen waren fast nur italienische Arbeiter zu sehen, hier und da hockte unter ihrem großen Schirm eine Obsthändlerin bei ihrer prangenden Ware, mit Wangen glühend und rot wie reife Tomaten. Da das Ehepaar im Hotel Bristol abstieg, während Wolf und Grabaus sich mit Platens im Schwarzen Greif treffen wollten, mußte man sich trennen. Wolf versprach, die beiden gegen Abend zu einem Spaziergang abzuholen.

Das Hotelzimmer war dunkel und hermetisch verschlossen, trotzdem noch von erstickender Schwüle erfüllt. Der Kellner drehte das elektrische Licht an, damit es hell wurde. Völlig erschöpft, von dunkler Aufregung durchzittert, begann Grabaus seinen Koffer auszupacken. Während er sich umkleidete, murmelte er abgerissene Sätze vor sich hin, indem er dabei an den Major dachte:

„Also was? — Was will ich ihm sagen? — Er kann nicht wollen, daß wir beide zugrunde gehen. Und sie? —" Seine Zähne klapperten wie vor Frost, und Schauer schüttelten ihn so heftig, daß er sich auf dem Bett niederließ. Er preßte den Kopf in die Kissen, um sie, die ihn den ganzen Tag umschwebt hatte, nicht mehr zu sehen. Heute abend, vielleicht in einer Stunde schon, würde alles entschieden sein. Das gab ihm Mut.

Als er den Taschen seines Anzugs die darin befindlichen Sachen entnahm, kam ihm die Orchidee in die Hand. Sie war gänzlich vertrocknet und verschrumpft. Nur ihr starker Geruch verriet ihre Merkwürdigkeit. Jeder, der sie fand, würde sie wahrscheinlich ohne Bedenken wegwerfen. Aber der Botaniker hatte sein Leben dran gesetzt. — Während er sie grübelnd anstarrte, kam ihm alles wie ein Traum vor. ‚Wir rennen Idolen nach und sind arme Narren, alle zusammen,' dachte er. ‚Wie würde ich mir vorkommen, wenn ich mich jetzt selbst überschauen könnte?' — Aber da wurde ihm klar, daß das, was er bisher in allen Lebenslagen gekonnt hatte, ihm jetzt völlig unmöglich war. Der eine Gedanke erfüllte ihn ganz, daß er außer ihm nichts mehr wahrnahm; alles, wonach seine Vernunft greifen wollte, wurde aufgezehrt von dem düsteren Brand seiner Leidenschaft, die ihn umlohte. Er fühlte, es war ein unnatürlich krankhafter Zustand. Er war wie gefangen zwischen den engen Wänden dieses Zimmers, das mit Stickluft erfüllt war, in dem elektrisches Licht brannte, obwohl draußen helle Sonne schien.

Digitized by Google

Ein Kellner, bei dem er sich erkundigte, wies ihn ins Konversationszimmer, wo die Herrschaften auf ihn warteten. Als er die Tür öffnete, dachte er nicht an Marie Luise, sondern sein Gedanke war: jetzt werde ich den sehen, der mein Schicksal in der Hand hält.

Aber der Major befand sich nicht im Zimmer. Im Sofa saß Marie Luise und die Gräfin Kyllhausen. Außerdem bemerkte er den Grafen, seine Tochter und eine fremde Dame. — Nach der Begrüßung — die Fremde war eine Baronin Loebenstein — teilte Frau Platen ihm mit, daß ihr Gatte durch ein leichtes Unwohlsein verhindert sei, mitzukommen. Der Graf fuhr fort, seiner Nichte Familienklatsch zu erzählen. Die Komtesse sagte zu Grabaus, er hätte sich außerordentlich verändert. Er sähe viel innerlicher aus als vor anderthalb Jahren. Da dieser nichts antwortete, wandte sie sich an die Baronin Loebenstein und berichtete ihr erstaunliche Dinge. Heute morgen hätte sie sich einen Augenblick auf eine Bank gesetzt und wäre dort durch unbezwingliche Gewalt festgehalten worden. Leute wären an ihr vorübergekommen, die sie sämtlich erkannte. Geträumt hätte sie also nicht. Trotzdem hätten entsetzliche Empfindungen sie gemartert. Zuerst wäre sie eine Kindsmörderin gewesen und hätte deren Qualen durchgemacht, dann ein Mädchen, das von ihrem Bräutigam verlassen war, darauf ein Bauer, der gepfändet werden sollte, sie zählte noch eine ganze Reihe Unglücklicher auf, deren Seelenängste sie erlitten hatte, und fragte Grabaus, wie er sich diesen Vorgang erklärte?

„Vielleicht die Hitze. — Diese Hitze macht uns ja alle verrückt. Komtesse hatten gewiß keinen Hut auf."

„Das ist die Erklärung eines Naturwissenschaftlers," erwiderte diese. „Ach, es fällt mir ja ein, Sie sind aus der Stadt Häckels, Herr Professor. — Aber die Sache erklärt sich viel einfacher. Viel — das Wort ist mir verhaßt, aber hier paßt es hin —, viel natürlicher."

„Wie denn?" fragte die Baronin, indem sie aufhörte, sich zu fächeln.

„Als ich endlich aufstehen konnte, bemerkte ich, daß ich unter einem Heiligenbild gesessen hatte. Da wußte ich natürlich Bescheid."

„No — alsdann," bemerkte nach einer kleinen Weile die Baronin. Aber eine gewisse Unzufriedenheit in der Art, wie sie sich wieder fächelte, verriet, daß sie trotzdem nichts verstanden hatte.

„Ja, denke dir," sagte jetzt die Gräfin — „was das arme Kind ausgestanden haben muß! Die unglücklichen Menschen, die dort vor der Mutter Gottes gebetet hatten, hatten doch ihre Schmerzen dort zurückgelassen. Und die haben sich nun meiner Tochter bemächtigt."

Das Gespräch wurde unterbrochen, da Wolf erschien. Nachdem dieser die Baronin und seine Verwandten begrüßt und deren Fragen nach seinem Befinden, seinen Studien und Zukunftsplänen zur Zufriedenheit beantwortet hatte, ging man zum Essen hinunter. Auf der Treppe fragte Grabaus leise Marie Luise:

„Ist Ihr Herr Gemahl wirklich krank?"

„Nicht so schlimm. Seine Krankheit — Onkel und Tante sind wohl der Hauptgrund. Sie fallen ihm auf die Nerven. — Auch Sie tun mir ja so leid!"

„Wann reisen sie ab?"

Sie streifte ihn mit einem erschrockenen Blick, da in diesem Moment die Gräfin auf halber Höhe stehen blieb und sich erinnerte, ihren Sonnenschirm im Zimmer gelassen zu haben. Während Wolf hinaufeilte, wandte Marie Luise sich rasch an ihren Begleiter.

„Gegen sieben, denke ich."

„Dann sind wir allein," flüsterte er. „Du bist so schön, so schön — und ich war krank vor Sehnsucht nach dir."

Ihre Nasenflügel zitterten, während sie den Kopf zurücklegte. Sie schien ihre Schritte beschleunigen zu wollen und sich doch von seiner Seite nicht losreißen zu können. So gingen sie langsam die letzten Stufen hinunter.

Während des Essens, das man unter dem Zeltdach vor dem Hotel einnahm, erzählten die Gräfin und ihre Tochter wieder erstaunliche Geschichten. Diese beiden begnadeten Wesen waren von Geistern umschwärmt, Geister standen ihnen in allen Lebensnöten bei, berieten sie in allen Lebensfragen, sagten ihnen die Zukunft voraus und vermittelten ihren Verkehr mit längst Gestorbenen. Nur um Kleinigkeiten schienen sie sich nicht zu kümmern, verrieten der Komtesse nicht, daß ihr Kleid furchtbar blitzte, und daß einige Offiziere am Nebentisch sich darüber mokierten, verrieten auch der Mama nicht, wo sie ihren Pompadour gelassen hatte, den sie beim Aufstehen vermißte und um den ein großes Suchen entstand, bis Wolf auf die glückliche Idee kam, daß er ebenfalls im Zimmer oben geblieben war.

Auf den Rat der Baronin Loebenstein wurde der Kaffee in dem schattigen Garten einer Konditorei getrunken. Aber auch hier lastete unter den dicht gezweigten Bäumen eine schwere, unbewegliche Glutluft. Auf der weißlohenden Straße schien das Leben seinen Gang eingestellt zu haben. Nur selten schlich eine Gestalt vorüber, ein einheimischer Geschäftsmann, der träge zu seinem Bureau schlich, oder ein Tourist mit schwitzendem Gesicht, dessen nägelbeschlagene Schuhe auf den Steinplatten knirschten. Das eintönige Murmeln eines kleines Brunnens am Haus sowie der Schatten seines breitrandigen Strohhutes schienen den Grafen zu einem Schläfchen verlockt zu haben, denn nachdem er seit längerer Zeit verstummt war und intensiv die elfenbeinerne Krücke seines Spazierstockes ins Auge gefaßt hatte, begann er unversehens ein wenig zu schnarchen, worauf die andern, um zu zeigen, daß sie diesen Zustand

Digitized by Google

nicht bemerkten, einen noch eifrigeren Anlauf zur Unterhaltung nahmen; doch allgemach wirkte die Schläfrigkeit ansteckend, das Gespräch versiegte, und während einer nach dem andern verstohlen gähnte, beschäftigte man sich damit, die Spatzen mit Kuchenkrümeln zu füttern. Nur die Komtesse, die gern hin und wieder ein bedeutendes Wort fallen ließ, sagte einmal sinnend zu Grabaus:

„Auf Ceylon gibt es keine Sperlinge. Ist das nicht symbolisch?“

Doch plötzlich erhob der Graf wieder seinen Kopf und sprach, als wenn er sich auch im Schlaf einzig mit seiner Sippe beschäftigt hätte, den Namen irgendeines entfernten Verwandten aus, über dessen Schicksal er Marie Luise eingehend unterrichtete. Nun schienen auch die andern wieder munterer zu werden, vor allem suchte jetzt die Baronin zu glänzen, indem sie von „riesig interessanten“ spiritistischen Séancen erzählte, wobei sie jedoch über das Aufzählen sämtlicher Teilnehmer und deren Titel sowie Stellung in der Gesellschaft nicht recht herauskam. Mit dumpfer Apathie, zugleich aber auch mit immer schmerzlicherer Ungeduld hörte Grabaus diesen Gesprächen zu und atmete jedesmal auf, wenn eine nahe Turmuhr wieder eine Viertelstunde abschlug.

Endlich kam der Augenblick, wo Wolf aufstand und bat, sich verabschieden zu dürfen, da er seine Bekannten aufsuchen wollte. Nun sprach auch das gräfliche Ehepaar von der Notwendigkeit des Aufbruchs. Aber nach längeren Erwägungen über das Risiko eines Heimwegs im Dunkeln, über das Treiben des Dienstmädchens, über die mutmaßliche Angst und Unruhe des zu Haus gebliebenen Hündchens der Gräfin beschlossen die beiden, einen späteren Zug um zehn Uhr zu benutzen — und Marie Luise, auf die der flehende und kaum noch beherrschte Blick Grabaus' gerichtet war, äußerte, statt sich hinter Müdigkeit oder Kopfschmerzen zu flüchten, ganz ruhig ihre Freude, daß die Verwandten ihr noch den Abend schenken wollten.

Nachdem die Gesellschaft, da die Gräfin wegen ihrer Schwerfälligkeit das Gehen nicht liebte, auf dem kürzesten Wege zum Hotel zurückgekehrt war, setzte man sich wieder an einen der jetzt leeren Tische unter dem Zeltdach, um in Ruhe die Zeit des Abendessens abzuwarten. Nun folgten drei endlose, nur durch die Mahlzeit unterbrochene Stunden, während derer Grabaus immer mehr seiner unmutigen, verzweifelten Stimmung unterlag. Anfangs versuchte er wohl noch, sich am Gespräch zu beteiligen, aber dann machten die gräflichen Damen, obwohl er seine Ansichten in der vorsichtigsten Verdünnung äußerte, jedesmal ganz scheue, bestürzte und sprachlose Gesichter und kehrten dann, wie Maulwürfe in ihre Löcher, schnell zu den früheren Gegenständen des Gesprächs zurück, zu Wahrträumen, Fernwirkungen und andern okkulten Dingen. Der Graf seinerseits, nicht zufrieden, über sämtliche lebendige Familienmitglieder Revue abgehalten zu haben, ließ nun die toten aus ihren Gräbern steigen, und die Baronin Loebenstein, deren eigner Stammbaum einstweilen ein noch etwas kümmerliches Reis war, zeigte, daß sie wenigstens den ihres Mannes im Kopf hatte. Ja, Marie Luise selbst gab jetzt einige komische Geschichten zum besten, die eine längst begrabene Großmutter am Hof eines längst mediatisierten Fürsten erlebt hatte. Und Grabaus saß dabei als Fremder, als Ueberflüssiger, und hatte stärker noch als damals auf dem Reichstagsfest die Empfindung, daß alle diese Verwandten, anwesende wie abwesende, tote und lebendige, wie eine Mauer zwischen ihr und ihm ständen. Es fiel ihm nicht auf, welche heldenmütige, peinvolle Anstrengung Marie Luise diese Unterhaltung kostete, die sie selbst und die andern über die immer beängstigender gähnende Leere hinwegbringen sollte, wie sie manchmal, ohne ihre fröhliche Miene zu verziehen, mit heimlicher Hast den Nagel ihres Zeigefingers gegen die linke Schläfe preßte, hinter der ein nervöser Kopfschmerz bohrte und stach. Fremder und ferner wurde seinem inneren Gefühl sie, die lachte und eine Geschichte an die andre reihte, während er sich an innerer Erregung, an Hoffen und Bangen, Wollen und Zweifeln vor der nahen Entscheidung verzehrte, sie, deren Augen verständnislos vorübergliten, wenn er mit gramvoll flehentlichem Blick ihr zurief: Gib mir ein einziges Zeichen, daß du noch dieselbe bist wie droben in den Bergen!

Und als nun endlich die Stunde des Aufbruchs wirklich gekommen war, geschah etwas, was in Grabaus das fieberhaft hämmernde Herz vor jähem Schreck stillstehen ließ, was wie ein glühender Regen von Asche und Staub seine Seele verfinsterte und ihn auf mehrere Augenblicke an ein verabredetes Komplott, an schnöden Verrat, an furchtbare und unbegreifliche Dinge glauben ließ. Während der Graf Ueberhang, Sonnenschirm und Pompadour in der Linken, mit der Rechten nach einigem Kleingeld für den Pikkolo suchte, sagte die Gräfin zu Marie Luise, sie würde keinesfalls dulden, daß diese etwa noch mit zum Bahnhof ginge, Herr Doktor Grabaus würde so liebenswürdig sein, die Baronin nach ihrem Hotel zu begleiten, Marie Luise aber müsse sich sogleich niederlegen, da sie Rekonvaleszentin und überhaupt von dem langen Tag sichtlich gänzlich erschöpft sei. Und Marie Luise — nach kurzem Zögern willigte sie ein, ließ Grabaus, der ihr kalt die Hand gab, gehen, indem sie sagte:

„Auf Wiedersehen! Bleiben Sie nur nicht so lange!“

Die Baronin war eine derartig redselige Dame und sprach, nachdem sie die ganze Zeit über nicht recht aufgekommen war, so ohne Unterbrechung, und zwar desto schneller, je näher sie ihrem Hotel

Digitized by Google

kamen, daß sie von der Geistesabwesenheit ihres Begleiters nichts bemerkte.

Nachdem Grabaus sich verabschiedet hatte, setzte er sich auf eine nahe Bank, unter der Last seiner Seele erliegend. ‚Das alles ist ja nicht wahr, ist eine Folge meiner überreizten Nerven,' dachte er und preßte mit aller Gewalt die Hand gegen seine Stirn, als vermöchte er dadurch den schwarz aufsteigenden Fluten einen Damm entgegenzusetzen. Sie konnte nicht anders handeln, als sie tat, konnte nicht ihre Verwandten fortschicken, die Baronin allein gehen lassen oder mich später noch erwarten. Aber wie ist das möglich, daß sie nicht fühlt, was in mir vorgeht, nichts sieht, nichts ahnt?! So fremd bin ich ihr! Und sie...? Ja, auch sie war ihm fremd, eine ganz andre. Im Augenblick, wo er sie sich vergegenwärtigte, stand sie vor ihm in all ihrer Körperlichkeit, nur daß nicht wie auf den Bergen der Strom ihres geistigen Wesens ihn umwirkte, dieser aufwärtstreibende, flügelverleihende, Kühnheit und Freudigkeit einflößende Strom. In all ihrem sinnlichen Zauber war sie da, verwirrend und ängstigend, die schlanke Gestalt, deren Glieder in raschelnde, mattrosige Seide gehüllt waren, über die ein durchsichtiges, blumenbesticktes Schleiergewebe floß.

Er stand auf, um sich loszureißen von dieser ermattenden, besinnungsraubenden Vorstellung, doch einmal mächtig geworden, gab sie ihn nicht mehr frei, verschwand nur, um wieder von neuem aufzutauchen, während er, ohne auf den Weg zu achten, durch die engen, schwülen Straßen irrte, in denen die Luft mit vielerlei Gerüchen erfüllt war aus den Spezereiläden, den Obstständen, den Weinschenken. Ueberall Leben und Lärmen. In großen Trupps trollten italienische Arbeiter vorbei, schwatzende Weiber standen in Gruppen vor den Haustüren. Aus dunkler Laubpracht flammten bunte Lichter. Hier schwebte zu gedämpfter Klavierbegleitung ein sentimentales Lied aus einem geöffneten Fenster, dort tänzelten leichte Harmonikaklänge über eine rosenbewachsene Gartenmauer. Das alles tat ihm weh, riß an seinen Nerven, steigerte sein Fieber und die jagende Angst.

Durch dunklere Straßen kam er endlich zur Wassermauer und atmete befreit auf. Aber schwer war die Luft auch hier, nichts von kristallener Frische war darin. Schwer, schwül und so weich, so süß, durchströmt von reifer Trauben Duft, vom Arom sonnendurchglühter Pfirsiche, von Rosen, von tausend unbekannten Blumen. Leis glucksend hüpften die Wasser der Talser, weiß wölbten sich unterm Mondlicht ihre Wellchen. In wunderbarem Fluß der Linien ruhten die dämmrigen Hügel, deren Konturen den Umrissen eines schlummernden Weibes zu gleichen schienen.

Er rang nach Atem, schaute um sich, aber wohin er sah, aufwärts, zu seinen Füßen, in die Runde, der ganze weite, vom feuchtschimmernden Sternhimmel überwölbte, von schwarzen Riesenleibern, vom schwebenden Lichtmeer der Stadt umschlossene nächtliche Raum schien ihn zu höhnen und zu locken mit seinem schwimmenden Silberglanz, seinem blinkenden, blendenden Spiel, seinen schweren Düften und verklingenden Tönen, schien ihn hinabzuziehen, festzuhalten und einzulullen; mochte in höheren Zonen ein frischerer Lufthauch ziehen voll Klarheit und stählerner Kühle, unerreichbar war er für ihn, wie die bessere Einsicht und das überwindende Wollen unerreichbar über seiner kraftlosen und betäubten Seele schwebten, unerreichbar für ihn, der sich im Schoß eines tiefen, tiefen, weichen und über ihn hingleitenden Wassers daliegen sah, und, wenn er mit furchtbarster Kraftanstrengung den Blick zu den rettenden Ufern erhoben hatte, dann wieder hinabsank, rettungslos, tiefer und tiefer.

Im Gefühl dieses Verlorenseins zog er aus seiner Tasche die kleine vertrocknete Blume, die jetzt einen noch strengeren, medizinartigen Geruch ausströmte, und während er ihn einsog, stellte er sich zugleich vor, wie der arme Bucklige, von rasendem Verlangen getrieben, tagaus, tagein in den Felsen geklettert war, wie er plötzlich stutzte, sich überbeugte und zugleich fühlte, daß ihn der Schwindel ergriff, daß er abstürzen und zerschellen würde und dennoch die Hand ausstreckte, sich weiter und weiter hinausbeugte, die Blume und den Tod gleichzeitig ergreifend — und gerade so fühlte Grabaus mit selbstquälerischer Genugtuung, wie das eine rasende Verlangen ihn ganz erfüllte, das ihn ergriffen hatte, ihm selbst zum Trotz, und nun seiner Herr geworden und stärker geworden war als irgendeine andre Vorstellung.

Ein linder, lauer Atem strich über sein Gesicht — da sah er zwei Arme sich ihm entgegenstrecken und die hohe Gestalt Marie Luisens sich zu ihm hinabbeugen, aber als er nun mit erschrockenen und weit aufgerissenen Augen sie umfing, veränderte sich das ihm so wohlbekannte Lächeln und entstellte das ganze Gesicht, so daß die Gestalt wohl ihr glich, doch nicht sie war — und plötzlich sah er dann ihr wahres Antlitz, blaß, mit zuckendem Mund, mit Tränen zwischen den geröteten Lidern.

Da sprang er in Ekel und Verachtung seiner selbst auf und schlug den Heimweg ein. Als er aus dem dunkeln Schatten eines Gemäuers zur Rechten der Straße, das ein Neubau oder eine verfallene Ruine sein mochte, eine Gestalt sich loslösen sah, die näher kam, ergriff ihn der rasende Wunsch, daß es ein nächtlicher Strolch sein möchte, der ihm auflauerte, um ihn anzufallen, mit dem er kämpfen müßte auf Leben und Tod, um Angst, Schmerzen, Wut, überhaupt irgend etwas andres zu empfinden als das, was ihn jetzt unentrinnbar gepackt hatte. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Die Muse

Nach dem Gemälde von Hans Unger (Dresden)

Digitized by Google

Digitized by Google

K. Stauffer-Bern Meine Mutter (Radierung)

Mit Genehmigung der Verleger Amsler & Ruthardt in Berlin

Künstlermütter

Von

N. E. Merow

(Hierzu zwölf Abbildungen nach Werken der Künstler)

Eine Mutter ist doch das Beste, was es auf der Welt gibt" — so schreibt der unglückliche Karl Stauffer-Bern einmal, als er sich noch in ungebrochener Kraft aufmacht, um in der klaren Luft seiner heimatlichen Bergwelt Erholung von der inneren Unruhe seines Schaffens und dem äußeren Trubel des Berliner Lebens zu suchen. „Ich will vierzehn Tage im Jura botanisieren und abends mit meinem Mütterlein plaudern," fügt er hinzu. Als er dann später nach der furchtbaren Katastrophe einsam im Florentiner Irrenhaus alles, was an seinem Herzen nagt, in seltsame, ergreifende Lieder ausströmt, da kehren die wirren Gedanken nach seinem Elternhause zurück, und der von inneren Qualen gefolterte, versemte Mann denkt zunächst an den Schmerz, den er den Seinen bereitet. „Laß das Weinen, Mutter," so klingt sein Lied aus. — Die Mutterschaft ist der schönste und schwerste Beruf auf Erden, und die Mutter eines Künstlers empfindet alle Wonnen, alle Schmerzen doppelt stark. Ueber die Frage, wem von den beiden Eltern das Genie oder das Talent den größeren Teil seiner Gaben verdankt, ist viel hin und her gestritten worden. Daß das eigentliche Künstlertum der Kinder in näherer Verbindung mit der Natur der Mutter steht, ist wahrscheinlich, und Goethes weltbekannte Verse, in denen er in so schlagender Weise seinen beiden Eltern das, was er jedem von ihnen verdankt, zumißt, gelten nicht nur für den Einzelfall. Männer, die eine führende Rolle im politischen Leben spielen, die in Handel und Wandel Einfluß gewonnen, mögen rückschauend dem Vater einen größeren Anteil an ihren eignen Werken

Felix Trulat Der Künstler mit seiner Mutter

Digitized by Google

Eugène Burnand Meine Mutter

zuſchreiben, denn bei ihnen handelt es ſich vorzugsweiſe um die Ausbildung des Intellekts und des Willens, um eine bewußte Erziehung. Der Künſtler wird ſich wohl am liebſten zu den Füßen ſeines Mütterchens zurückträumen, denn das unbewußte Wachſen und Keimen in ſeiner Seele, das ſchweigende Anſchauen der Welt mit der zuerſt nur gefühlten, kaum gekannten Sehnſucht, alles das einmal nachſchaffend wieder erſtehen zu laſſen, beginnt zu einer Zeit, da das Kind noch im großen Glückstraum dahinlebt, wo die Erziehung, wenn ſie notwendigerweiſe einſetzen muß, mehr zerſtört als aufbaut. Die Künſtlerſeele verlangt eine weiche Berührung, und da ſind Mutterhände die beſten. Im kindlichen Spiel entfaltet ſie ſich zuerſt, und was ſie an Märchen und Liedern von den Mutterlippen erhaſcht, das iſt vielleicht ihr ſchönſter Schatz für das ganze Leben. Es ſcheint auch, als wenn gerade die Mütter der Künſtler — ſei es nun Dichter oder Maler — ſich dieſes inneren Zuſammenhangs in den meiſten Fällen ſehr wohl bewußt waren. Es iſt faſt immer, als wäre zwiſchen der Mutter und ihrem Sohn ein geheimer Pakt abgeſchloſſen, und manchmal mit Willen, häufiger vielleicht noch ohne Abſicht pflegt und hegt ſie das, was langſam in der Seele ihres Kindes heranwächſt, mit mütterlicher Sorgfalt. Sie iſt auch die nächſte, alle Qualen, alle Zweifel, die keinem Künſtler erſpart bleiben, der ſeinen eignen Weg ſucht, mitzuempfinden, ihr wird das offenbart, was ſich andern ängſtlich verbirgt. — Wodurch könnte nun wohl der Künſtler den Zoll ſeiner Dankbarkeit beſſer und reicher abtragen als eben durch ſeine Kunſt? Der Dichter hat es da nicht ſo leicht, nur in der Lyrik kann er wohl das ſagen, was ihn bewegt, aber er muß dann die Gefühle direkt ausſprechen, und über das Tiefſte breitet wohl jeder einen zarten Schleier. Oder er kann die Eigenſchaften, die ihm die Mutter ſo lieb und wert machen, in einzelnen Figuren ſeiner Werke wieder erſtehen laſſen, aber dann bildet er ſchon bewußt etwas andres. Der Maler hält ſich an die äußere Erſcheinung, und ohne daß er die Gefühle, die ihn bewegen, zu verraten braucht, kann er ein Werk ſchaffen, das ſie uns deutlich empfinden läßt. Aus der Zeit vor dem 16. Jahrhundert iſt uns kein Beiſpiel bekannt, daß einer der großen Künſtler die Züge ſeiner Mutter im Bilde feſtgehalten hat. Aber von Dürers und Rembrandts Zeiten her bis auf unſre Tage hat ſo ziemlich jeder bedeutende Künſtler einmal das Bild der Frau gemalt, der er das Leben verdankt. Gerade in der Entwicklung der letzten Jahre, die das Perſönliche, Individuelle im Künſtler noch immer ſtärker betont hat, iſt die Zahl dieſer Bilder wiederum bedeutend geſtiegen. Und ſeltſam: das, was der Menſch, deſſen Empfinden ſtärker ausgebildet iſt als ſein Geſicht, an der modernen Malerei manchmal ſchmerzlich vermißt, den ſeeliſchen Gehalt, der durchaus nichts mit dem anekdotiſchen oder novelliſtiſchen Inhalt gemein hat, hier findet man ihn mühelos. Das Gefühl, das der Sohn der Mutter entgegenbringt, läßt alles Formale oder Techniſche in den Hintergrund

Wilhelm Trübner Meine Mutter

Digitized by Google

Albert Welti

Meine Eltern (im Hintergrund Blick auf den Zürcher See)

Digitized by Google

treten. Ja, manchmal weht uns ein feierlicher Hauch, etwas Sakrales aus den Bildern entgegen. „Die Mütter nur sind Heilige auf Erden," heißt es in einem Liede von Alfred Meißner.

Es war eine glückliche Idee des von Dresden scheidenden Direktors des Königl. Kupferstichkabinetts Max Lehrs, seinem Publikum alle die Bilder der Künstlermütter in einer Vierteljahrsausstellung vorzuführen. Auf diese Anregung geht auch der vorliegende Aufsatz zurück, was wir dankbar hervorheben möchten. Wir haben die Werke der Aelteren ausgeschieden und uns vorzugsweise auf unsre Zeitgenossen beschränkt. Nur mit ein paar Worten sei noch der Mutter unsers Dürer gedacht, weil er selbst für sie so tiefe, schöne Worte gefunden hat. Das Bild, eine Kohlezeichnung, stellt die Mutter im 63. Lebensjahr dar, leidgebeugt und lebensmatt. Bei ihrem Tod schreibt Dürer: „Diese meine fromme Mutter hat achtzehn Kinder getragen und erzogen, hat oft die Pestilenz gehabt und andre schwere bemerkliche Krankheiten, hat große Armut erduldet, Verspottung, Verachtung, höhnische Worte, Schrecken und große Widerwärtigkeiten. Dennoch ist sie nie rachsüchtig gewesen." In dem Bericht heißt es dann weiter: „Ueber ihren Tod hab' ich solchen Schmerz empfunden, daß ich's nicht aussprechen kann. Gott sei ihr gnädig!" . . . „Und in ihrem Tode sah sie viel lieblicher aus, als da sie das Leben noch hatte," fügt er schließlich als echter Künstler noch hinzu. Von Rembrandt befanden sich in der Dresdner Ausstellung allein 15 Porträts seiner Mutter. Bald hat er sie gemalt, bald radiert; unerschöpflich ist seine Phantasie, bald durch Lichtwirkungen, bald durch allerhand Schmuckgegenstände oder durch Veränderung der Stellung der ehrwürdigen Gestalt der Matrone immer neue künstlerisch interessante Seiten abzugewinnen.

Franz Stuck — Meine Mutter (Radierung)

Eins der ersten unsrer Bilder stammt von einem französischen Künstler, Felix Trutat, der, zu den größten zählend, doch erst durch die Jahrhundertausstellung französischer Kunst aus Anlaß der letzten Pariser Weltausstellung weiteren Kreisen bekannt wurde. Es ist eines der wenigen, auf denen sich der Künstler zugleich mit seiner Mutter dargestellt hat. Ein Gegenstück existiert noch, auf dem der Vater, ein alter Feldwebel aus der Napoleonischen Zeit, allein figuriert. Aus unserm Bilde, das in ernsten, düsteren Tönen gehalten ist, weht uns eine melancholische Stimmung entgegen. Fragend blickt der Künstler den Beschauer an, ein wehmütiger Zug spielt um Auge und Lippen, und im Hintergrund, halb verdeckt durch die Figur des Sohnes — gleichsam um anzudeuten, daß er den größeren Teil ihres Lebens ausgefüllt — das Profil der Mutter. Die Lider sind gesenkt, das Licht gleitet über Stirne, Wangen und Kinn, schwermütiger Ernst, demutsvolles Entsagen liegt auf den Zügen. Es ist, als könnte man das ganze Schicksal des Künstlers aus dem Bilde herauslesen, der mit 24 Jahren aus der Vollkraft des Schaffens abberufen wurde.

Fritz Behn — Die Eltern des Künstlers

Häufiger sind die Bilder, auf denen der Künstler Vater und Mutter zugleich dargestellt hat. Das bekannte Bild von Max Liebermann steht unter diesen an erster Stelle. Bekanntlich ist gerade das Gemütvolle

Digitized by Google

nicht die stärkste Seite des unermüdlichen Vorkämpfers des Impressionismus in Deutschland. Das „Wie" ist in seinen Bildern die Hauptsache, das „Was" ist nebensächlich, und eine alte Frau, eine überschlagende Welle am Strande oder ein Schweinemarkt sind für ihn rein malerische Probleme, und er betrachtet sie mit dem gleichen scharfen Auge des objektiven Künstlers. Doch wer empfände nicht den Zauber der Gemütlichkeit, der in dem Bilde des Liebermannschen Elternpaares webt, wie die beiden alten Leute so dasitzen beim Schein der Lampe inmitten ihrer Häuslichkeit, die durch wenige charakteristische Andeutungen auf uns wirkt. Liebermann ist Jude, das traute, eng zusammenhaltende Familienleben ist auch heute noch einer der liebenswürdigsten Züge des Judentums überhaupt, und so hat Liebermann in diesem Bilde nicht nur seinen Eltern ein Denkmal gesetzt, es ist ein Dokument, das darüber hinaus ein gewisses kulturhistorisches Interesse beanspruchen kann. Wie ganz anders wirkt dagegen das Gemälde, das Albert Welti seinen Eltern gewidmet hat. Wenn man auch nicht wüßte, daß der See, auf dessen blanken Spiegel man durch die offene Loggia blickt, der Zürcher See ist, an den schweren biederen Zügen des würdigen alten Paares würde man erkennen, daß diese urwüchsigen, urgermanischen Gestalten auf dem Boden der Schweiz gewachsen sind. Das Bild, das von der Eidgenossenschaft angekauft ist, hat manche Züge, die an gesunde Bauernkunst erinnern. Die Farben sind kräftig, vielleicht etwas derb, auch die Allegorie ist nicht vergessen, denn auf den Majolikafliesen der Loggia sind allerlei Darstellungen, die auf das Leben der beiden Eltern Bezug haben, angebracht. Spricht aus dem Bilde Liebermanns eine alte städtische Kultur, so ist dies Bild, in dem ja auch die Natur zu ihrem Rechte kommt, von einer gewissen Frische und Derbheit, die an das Landleben erinnert, durchweht. Einen Schritt weiter geht Oskar Zwintscher, der jüngste Professor der Dresdner Akademie. Er sieht seine Eltern nur durch das Studium seiner Kunst, die mehr zeichnet als malt. Zu ganzer Vorderansicht, feierlich wie ein Patrizierpaar aus der Zeit der Renaissance, blicken uns die beiden an. Der Vater hält ein Notenheft als Zeichen seines Amtes in der Hand, die Mutter im höchsten Staat, mit allerhand Schmucksachen angetan, die

James Mc Neill Whistler — Die Mutter des Künstlers („Arrangement in Schwarz und Grau")

Digitized by Google

Arme verschränkt, wirkt wie eine hohe Frau aus Holbeins Galerie. Das wunderbar gezeichnete Bild zeugt von hoher Künstlerschaft, aber es läßt etwas von dem Stimmungsreiz vermissen, der uns die andern Gemälde so menschlich nahe bringt. Der einzige Plastiker in dieser Reihe ist Fritz Behn. Da die Plastik keine Raumandeutung hat, die Bildwerke vielmehr in einem idealen Raume sich befinden, so konnte der Künstler, wollte er anders ein einheitliches Werk schaffen, seine beiden Eltern nicht nur einfach nebeneinander darstellen, sondern er mußte eine direkte Verbindung zwischen beiden herstellen. Und das ist ihm wunderbar fein gelungen. Wie anmutig, wie diskret und doch eindringlich legt die Mutter ihre Hand auf den Arm des Vaters, da ist nichts von gezierter Absichtlichkeit zu spüren, ein ganz selbstverständliches: Wir gehören zueinander fürs Leben! prägt sich darin aus.

Hugo Freiherr von Habermann — Meine Mutter

Das künstlerisch hervorragendste unter allen Bildern ist Whistlers Gemälde seiner Mutter, jetzt eine Perle des Luxembourg-Museums in Paris. Als der Künstler das Bild zum erstenmal in der Royal Academy in London ausstellte, betitelte er es absichtlich nur „Arrangement in Schwarz und Grau" und verwahrte sich energisch dagegen, daß sich das Publikum auch für die Persönlichkeit der Dargestellten interessiere. Er wollte das Bild nur als Kunstwerk, losgelöst von allem Persönlichen, betrachtet wissen. Wenn man ihm auch in diesem Bestreben recht gibt, so kann doch allein der Umstand, daß das Bild seiner Mutter unter seinen Gemälden unstreitig den ersten Rang einnimmt, dazu verführen, den Vorhang etwas zu lüften und nach Regungen in der Seele des Künstlers Whistler zu forschen, der jede Regung seines Innern unter einer ganz seltsamen äußeren Maske verbarg. Hier nur ein kurzer Hinweis auf die wundervolle Anordnung der Figur im Raum des Bildes: das ist in der Tat Einsamkeit, die Einsamkeit, die des Alters unabwendliche Begleiterin ist. Das Bild selbst hat der französische Schriftsteller Geffroy in Worten geschildert, die nicht leicht übertroffen werden können, und deren Uebersetzung darum hier Platz finden möge: „Die Frau sitzt in einem strengen Zimmer, an dessen Wand das letzte Licht der Dämmerung hinschleicht. Sie verharrt im Profil, unbeweglich und in Nachdenken versunken, in einer jener langen Ruhepausen des Alters, jener Ruhepausen, die äußerlich so friedlich erscheinen, die aber innerlich wohl von dem ganzen durchlebten Dasein bewegt sind. Es gibt viel Düsteres, es gibt viel Schwarzes an dieser sanften Frau und um sie herum. Der beblümte Vorhang, der Sessel, der Rahmen an der Wand, ein andrer Rahmen, von dem man nur den Rand ein wenig sieht, die Bodenleiste, die Schuhe an den auf einem Bänkchen zusammengestellten Füßen, das weitfaltige Gewand, alles das ist schwarz, schwarz wie das Leid, schwarz wie der Schmuck des Katafalks, schwarz wie der Trauerrand. Aber das Leben hat sich in diesen Grabesschmuck geflüchtet, das Leben eines warmen Herzens und eines abgeklärten Gemüts. Die zierlichen Hände, halb in den Manschetten verloren, sind im Schoß über ein Spitzentaschentuch zusammengelegt, das schmale Antlitz, fein, sinnend, ist auf den Boden gesenkt, während sich die Augen hinauf nach unsichtbaren und doch so lebendigen Gesichten wenden. Diese Hände und dies Gesicht zeichnet die reichste Wirklichkeit, das seidigste, beseelteste Karnat aus, das je ein Künstler zu bannen vermocht hat — ein Künstler, erfüllt von zärtlicher Ehrfurcht vor dem Greisenalter, das sich aus seiner Jugend die Anmut erhalten hat, jene berauschende Erinnerung an die Schönheit ... Bewunderungswürdiges, harmonisches Werk!" Zugleich mit dem Bildnis der Mutterschaft, so wie es nur der zum großen Künstler gewordene Sohn, den diese Frau gebar, schaffen konnte, stellt es auch das Hohelied dar, gesungen zum Lobe der Frau."

Die andern Künstler haben sich bei der Porträtdarstellung ihrer Mutter meistens auf den Kopf beschränkt. Trübners Bild seiner Mutter gehört der ersten Epoche dieses ringenden und sich protensartig immer wieder verjüngenden Meisters an. Es ist einfach, schlicht empfunden, aber von wunderbarer Tonschönheit, ein malerisches

Digitized by Google

Meisterwerk, dessen Zauber leider bei der einfarbigen Reproduktion teilweise verloren geht. Das Bild der Mutter stammt noch aus früherer Zeit, da der Künstler meistens unter dem Einfluß Leibls kleine Bildchen genrehaften Inhalts malte, die aber alle durch den Reiz der Farbe Musik für das Auge sind. Auch darin zeigt sich Trübner vor allem als Maler, daß das Bild der Mutter eigentlich nicht gerade eine tiefen Blick in die Psychologie der Dargestellten tun läßt. Es ist aber von so überzeugender Ehrlichkeit, so sachlich und doch so liebevoll gemalt, daß man es als eines der reifsten Werke des Künstlers ansehen muß, der jetzt wieder, nachdem er bereits vor einigen Jahren das fünfzigste Lebensjahr vollendet, mit jugendlicher Kraft und Frische mit den neuen Problemen der Malerei unsrer Tage ringt. Habermann kann auch beim Bilde seiner Mutter den mephistophelischen Zug seines Wesens nicht ganz zurückdrängen. Wir kennen ihn als den Maler hypermoderner Weiblichkeit. Die Zahl seiner Bilder ist ungemein groß, auf denen er diesem unerschöpflichen Thema immer neue Seiten abzugewinnen weiß. Mit hochentwickeltem Geschmack, im Vollbesitz einer blendenden, an den alten Meistern geschulten Technik schafft er Kunstwerke, die das Entzücken der Kenner erregen. Trotz ihres krankhaften Zuges, oder vielleicht gerade deswegen, sind sie auch sehr charakteristische Zeitdokumente. Diese Züge treten naturgemäß bei dem Bilde der Mutter in den Hintergrund, trotzdem zeigt es prägnant die Habermannsche Handschrift, daß es jedermann, der nur einigermaßen mit dem Künstler vertraut ist, sofort erkennen würde. Auch hier etwas wie Ironie, mit einer Dosis Wehmut gemischt. Das Bild der alten Dame, über deren Gesicht ein seltsam wehmütiges Lächeln zieht, spricht so deutlich von der Vergänglichkeit des Irdischen. Aber es lebt in ihm wiederum auch etwas von der heiter ernsten Resignation, die uns das Unvermeidliche mit Gleichmut ertragen läßt. Ernst und würdig, wie seine ganze Kunst, ist das Bild Eugène Burnands von seiner Mutter. Seitdem dies Bild entstanden, hat der Künstler eine ganz entscheidende Wandlung durchgemacht. Aus dem überzeugten Pleinairisten, der sein Schweizer Heimatland in großen, sonnendurchleuchteten Bildern geschildert, wurde er ein Maler der christlichen Heilsgeschichte.

Zwei Künstler haben die Züge ihrer Mutter mit der Radiernadel festgehalten: Stuck und der schon genannte Stauffer-Bern. Stuck ist kaum in einem andern Werke so frisch und bodenständig wie in der Radierung seiner Mutter. Klug und verständig blickt die echte niederbayrische Bäuerin unter ihrem Kopftuch hervor in die Welt, etwas wie Stolz liegt in ihren Augen, daß der „Franzl“ ein

Max Liebermann — Die Eltern des Künstlers

Digitized by Google

so berühmter Mann geworden ist. Das dekorative Element, das in den Stuckschen Bildern der letzten Zeit immer stärker hervorgetreten und dem gegenüber der Künstler manchmal die künstlerische Beseelung vernachlässigt, zeigt sich hier noch nicht. In der Art der Auffassung steht die Radierung den ersten Zeichnungen und Illustrationen am nächsten, durch die der junge Künstler zum erstenmal die Aufmerksamkeit auf sich zog und die auch heute noch in ihrer urwüchsigen Kraft, in ihrem derben Humor, trotz ihres einfachen, schwarz-weißen Gewandes sich sehr wohl neben der Farbenpracht seiner späteren Gemälde, die seinen Ruhm begründet, sehen lassen können. Als Kunstwerk ist die Porträtradierung Stauffers noch höher einzuschätzen, sie gilt für eine der höchsten Leistungen der graphischen Kunst überhaupt. Es ist interessant zu beobachten, wie sich gerade in dem Bilde der Mutter zuerst die Neigung Stauffers für Plastik mit Entschiedenheit ausdrückt. Die plastische Wirkung ist so groß, daß die Radierung auf den ersten Blick beinahe wie eine Maske wirkt, und speziell die Augen sind eigentlich mit Mitteln der plastischen Kunst dargestellt. Dieser plötzliche Uebergang Stauffers von einer Kunst zur andern an der Schwelle zum Mannesalter hat der alten Frau gar manchen Kummer bereitet, aber es war ein übermächtiger Drang, der den Sohn fortriß, weiter und weiter bis zur Katastrophe.

Wenn man in der Ausstellung des Dresdner Kupferstichkabinetts herumging und seine Augen über diese ganze ernste Versammlung der Künstlermütter schweifen ließ, hatte man manchmal das Gefühl, alle die stummen Frauen möchten das Schweigen brechen, möchten ihre Lippen öffnen und erzählen von all dem Leiden, all den Freuden, die sie im Leben empfunden durch ihre Söhne. Manche von ihnen ist wohl ins Grab gesunken, ehe die Welt Zeit fand, sie über ihren Sohn zu befragen, und wie manche Mutter mag es wohl verdrossen haben, daß so wenige hören wollten, während sie doch so viel zu erzählen hatte. Manch Widerspruch in der Kunst oder in der Persönlichkeit, manche Unklarheit hätte wohl gerade die Mutter am besten erklären können, und was der aufmerksamsten Forschung sich entzieht, lag vielleicht klar vor ihr. Die Nachwelt ist wiederum nur auf das Bild angewiesen. Aber auch Bilder pflegen nicht stumm zu sein. So strenge der Aesthetiker auch darauf sehen mag, daß das Bild nur als Bild genommen werde, nur als der Ausschnitt einer idealen Welt, der mit dem Rahmen zu Ende ist, über den hinaus auch die Gedanken des Beschauers nicht streifen sollen, so wird man doch wohl gerade vor den von den Söhnen gemalten Bildern der Mütter eine Ausnahme von der rein ästhetischen Betrachtung machen können. Nicht nur das Können, die Kunst wird man aus ihnen herauszulesen suchen, sondern vor allem Leben und Schicksal. Auch im Bilde wird die Mutter weniger von sich, mehr von ihrem Kinde erzählen, und die Nachwelt wird gerade das Bild der Mutter immer am eindringlichsten befragen, wenn sie über den Auskunft haben will, der ihr das Geschenk des Lebens dadurch vergalt, daß er wiederum sie, ihr Bild und ihr Wesen der Vergänglichkeit entriß.

Oskar Zwintscher

Die Eltern des Künstlers

Digitized by Google

Der Liebesbrief

Nach dem Gemälde von Eugen von Blaas (Venedig)

Digitized by Google

Digitized by Google

Anlegeplatz und Markthalle am Fischereihafen von Geestemünde

Am Fischmarkt

Von

C. Lund

(Mit sechs Abbildungen nach photogr. Aufnahmen von J. Hamann, Hamburg, und W. Sanders & Sohn, Geestemünde)

Vom Turm der nahen Hauptkirche schlägt es fünf. Die ersten Sonnenstrahlen gleiten über die leichtbewegte Flut, und die über dem Strome lagernde Dunstschicht beginnt zu weichen. Trotz der frühen Stunde herrscht in der Umgebung des Fischmarktes reges Leben. Zu beiden Seiten der Landungsbrücke sind zahlreiche Fahrzeuge vertäut, an der Stromseite Kutter und Ewer, an der Landseite Schaluppen und Jollen. Alle sind mit mehr oder minder reichen Fängen beladen, und immer noch treffen einzelne Nachzügler ein, die einen Platz an der Brücke beanspruchen. Finden ihre Führer keinen Raum frei, so legen sie ihre Fahrzeuge „längsseit" der bereits vertäuten Schiffe, unbekümmert darum, ob auch eine doppelte oder dreifache Schiffsreihe entsteht. Eine solche Häufung läßt sich bei der starken Frequenz des Marktes nicht vermeiden; die Fischer aber verstehen trotz der schweren Kleidung über Luken, Stengen und Schanzkleidungen hinwegzuklettern, auch fällt es niemand ein, dem Publikum den Weg über das eigne Deck zum Konkurrenten verbieten oder versperren zu wollen. Auf den von der See eingetroffenen Kuttern und Ewern gewahrt man ausschließlich die Besatzung. Diese Fischer lassen ihre Fänge meistens in der Halle versteigern und befassen sich nur ausnahmsweise mit dem Detailverkauf an Bord. In Holzkisten und Körben werden die Fische aus den Laderäumen emporgewunden. Schon stehen auf der Brücke Rollwagen bereit, die Kästen aufzunehmen. Ist der Wagen beladen, dann schwingen sich Bestmann und Junge über die Reeling auf die Brücke, stemmen ihre Schultern gegen das Gefährt, und unter fortwährendem Schreien geht's raschen Laufes die Brücke hinauf zur Halle. Mag auch der Schweiß ihnen von den Stirnen triefen, sie dürfen nicht säumen, keine Zeit verlieren; der Auktionator wartet nicht, und die Kästen und Körbe müssen noch in der Halle übersichtlich geordnet und nebeneinander gereiht werden.

Auf den kleineren Fahrzeugen, den Schaluppen und Jollen, verspürt man von solchem Hasten nichts. Neben dem Fischer steht meistens seine „Gattin"; sie ersetzt ihm den Knecht oder Gehilfen. In vielen Fällen liegt sogar den Frauen ein wesentlicher Teil des Verkaufes ob. Die Fracht besteht fast ausschließlich aus lebenden Fischen, unter denen Butte und Aale überwiegen. Während die ersteren stieg- oder butzendweise nebeneinander gereiht auf das Deck zur Schau gebreitet werden, tut man die Aale in Holzeimer und Bottiche, mit denen sich die Frauen von Bord begeben und einen Stand auf der Brücke einnehmen. Wie's in einem solchen Eimer krimmelt und wimmelt! Durch- und übereinander wogen die schlüpfrigen Tiere; das wenige Wasser der Behälter schäumt wie Seifenlauge. Da findet man Aale jeder Größenklasse, von fußlangen „Metten" bis zu handgelenkstarken, fast meterlangen

Digitized by Google

Exemplaren. Hier und da schlüpft einer der glatten Burschen über den Rand des Bottichs und gleitet zwischen den Bohlen der Brücke hindurch in jähem Sturze wieder in die Elbe; meistens aber bemerken die Händlerinnen die Fluchtversuche rechtzeitig und bringen die Ausreißer in die Behälter zurück.

Doch nicht nur Verkäufer, auch Käufer beiderlei Geschlechts haben sich trotz der frühen Stunde eingestellt, und bald ist auf der Brücke das Detailgeschäft in flottem Gange. Wohl sieht man einzelne Hausfrauen und Herren ihren Bedarf erstehen, das Gros der Käufer aber stellen die Fischfrauen, die wenige Stunden später mit dem melodischen Rufe: „Scholl'n, labendige Scholl'n" die dicht bevölkerten Teile der Hansestädte durchziehen oder ihren festen Kunden die Fische ins Haus tragen. Für sie gilt es, vorteilhaft einzukaufen, und wenn sie auch durchweg unter den Fischern bevorzugte Lieferanten haben, gehen sie nach Frauenart doch meistens die ganze Reihe der Fahrzeuge entlang, bevor sie sich zum Kaufe entschließen.

Siehst du dort jene robuste Vierzigerin die Reihen der Fahrzeuge entlangschreiten und die Auslagen mit Kennerblick mustern? Die „Holztracht" hängt nachlässig über der linken Schulter, die Körbe baumeln an der Seite. Vor einem Altenwerder Boot bleibt sie stehen, beugt sich vor und sagt: „Moig'n, Jan Kohrs, wat gell de Bütt?"

„Vierteihn Groschen, Antje," entgegnet der graubärtige Fischer, ohne die Stummelpfeife aus dem Munde zu nehmen.

„Tu meenst dat Stieg?"

„Tat müggst woll," zwinkert jener.

„Wat, du wollt vierteihn Groschen vör 't Dutz?"

„Jo, nun ick hebben."

„Denn fret du din Stichlegrind (Stichlinge) sülvst. So düer köfft kein Fro an 't ganze Markt," keift sie erbost, „ick gah tau Klas Prieß, die is nich utverschamt. Adjüs."

Der Alte zuckt gleichmütig die Achseln; er weiß genau, daß seine Konkurrenten nicht weniger fordern werden als er, und daß die Anna wiederkommen wird.

Dicht daneben feilscht eine andre um ein Quantum Aale, die kaum das polizeiliche Mindestmaß aufweisen mögen und daher billig abgegeben werden. Der Fischer hebt gerade den gefüllten Ketscher aus der „Bünn" (Fischbehälter im Boote) empor.

„Wat gell dat Pund?"

„'n Groschen."

„Vael tau düer vör so 'n Metten" (Würmer).

Er läßt die Fische wieder in die Bünn zurückgleiten und spritzt verächtlich einen Strahl braunen Tabaksaftes über Bord.

„Na, giv twinti Pund her, awer gau, dat de Putz (Polizei) nich ierst kömmt, süß büst du sei ok so los."

Jollenfischer stellen ihren Fang zum Verkauf aus (Altona)

Digitized by Google

Ein Blick in die Altonaer Fischhalle

Jener antwortet nicht, aber er taucht den Ketscher tief in die Bünn und entleert ihn in die große Wagschale an der Bordwand. Das gewünschte Quantum ist augenscheinlich um mehrere Pfund überschritten, und er will einige Fische zurückwerfen. Aber sie packt seinen Arm: „Nix doch, nee, de poor Steert wardst doch taugeben? Ick bün en arme Fro und heff söß kleene Kinner tau Hus . . ."

„Tweinntwinti Groschen!" sagt der Fischer, den Redeschwall unterbrechend.

„I wo. Hier sünd twei Mark, her mit de Fisch."

Aber der andre ist ein hartgesottenes Subjekt, dem auch die sechs lebendigen Kinder nicht imponieren, und die Frau muß die Differenz bezahlen. Schelteud geht sie mit ihren Aalen von dannen, um für die weiteren Einkäufe an andrer Stelle ihr Glück zu versuchen.

Zwischen der Landungsbrücke und der Fischhalle liegen mehrere Fischdampfer, die ihre Ladung während der Nacht gelöscht und in die Auktionshalle geschafft haben. Allein die Besatzung erhält keine freie Zeit, weil die Fahrzeuge bereits nach wenigen Stunden wieder in See gehen sollen. Mit größter Beschleunigung wird daher an der Ausrüstung der Dampfer gearbeitet. Zwei sind mit der Uebernahme von Kohlen beschäftigt, der dritte vervollständigt seinen Bestand an Blockeis. Zugleich wird er verproviantiert. Große Körbe voll Brot, mehrere Säcke Mehl, Reis, Erbsen und Bohnen, Kaffee und Zucker in Broten und vieles mehr wird von den Angestellten eines Ship-Chandlers herangefahren, mühsam die steile Eisenleiter hinunter über eine Schute hinweg an Bord gebracht und von dem Koch des Dampfers entgegengenommen. Die Verproviantierung der Dampfer wird von den Reedern ausgiebig beschafft, wie sie den Vorschriften der Seeberufsgenossenschaft entspricht; nur in der Lieferung der Spirituosen pflegen sie sehr sparsam zu sein, auch keine eigne Verproviantierung zu dulden, denn der Dienst auf den Fischdampfern ist schwer und erfordert durchaus energische und tüchtige Leute mit klaren Köpfen, wenn er die Kosten lohnen soll. Auf der „Lilly" sind Tischler und Glaser beschäftigt, die einem „Brecher" zum Opfer gefallenen Fenster und Türen des Ruderhauses zu erneuern. Auf allen Dampfern sind die Netze zum Trocknen an den Masten emporgezogen, während die gewaltigen Scherbretter an den Reelingen lehnen.

Doch die Uhr ist halb sechs, gleich muß in der Halle die Versteigerung ihren Anfang nehmen. Treten wir ein, um uns vorher ein wenig umzusehen. Ein kräftiger Fischgeruch strömt uns entgegen — kein Wunder, denn schier endlos sind die Reihen der gefüllten Kästen, die hier aufgespeichert stehen. Schwarze Tafeln an den Wänden belehren uns, daß die draußen liegenden Dampfer je 18000, 15000 und 24000 Pfund Seefische überbracht haben, wozu noch der Fang der zahlreichen Segelfahrzeuge kommt; auch von auswärts sind Sendungen eingegangen. Es ist in hohem Grade interessant, die sauber daliegenden Fische näher in Augenschein zu nehmen. Zunächst erstaunt man über die

Digitized by Google

Das Innere der großen Versandhalle in Geestemünde

Artenzahl, die übrigens je nach der Jahreszeit noch wechselt. Schwerlich findet sich ein Laie, der sich hier auskennt, selbst Kundigen wird es nicht immer leicht, die einzelnen Gattungen zu bestimmen. Den breitesten Raum freilich beanspruchen die Schellfisch- und Plattfischarten. Daneben fallen ihrer Größe wegen die Heilbutte, Lengfische, Knappen u. s. w. ins Auge. In jener Gruppe sehen wir schlanke Haie und häßliche Rochen mit viereckigen Körpern und langen, stachelbewehrten Schwänzen. Hier wiederum stehen Kisten mit mächtigen Seeaalen und Seehechten, dort mit silberglänzenden, fast meterlangen Lachsen. Jene Kästen drüben enthalten wunderliche Burschen mit mißgestalteten Köpfen, die Knurrhähne. Hin und wieder bemerken wir auch Kisten mit Hummern, solchen Exemplaren, die in der weiteren Umgebung Helgolands zufällig in die Grundschleppnetze der Fischer geraten sind. Einzelne haben eine Schere oder einige Beine eingebüßt. Auch Flußfische aller Art sind hier in großen Mengen vertreten, unter ihnen ein paar mächtige Welse. Die Angestellten der Fischmarkthalle sind in fieberhafter Tätigkeit. Mit ihren mehr als armlangen Eisenhaken packen sie die schweren Fischkästen und schleifen sie mit erstaunlicher Geschwindigkeit zu den geeichten Wiegevorrichtungen oder zu

Bei der Auktion (Geestemünde)

Digitized by Google

den angewiesenen Plätzen. Trüben fliegen mit Sacktuch übernähte Körbe von Hand zu Hand. Grellrote Zettel auf den Körben zeigen, daß diese aus Büsum kommen. Ihr Inhalt besteht in Krabben (Garnelen), die tags vorher im holsteinischen Wattenmeer gefangen, gekocht und noch mit den Nachtzügen an den Markt gebracht sind. An einem Korbe hat sich das Sacktuch ein wenig gelöst, so daß die lecker duftenden Tierchen sichtbar werden. Ihr Anblick ist für die Arbeiter an der Wage anscheinend zu verlockend. Jemand faßt hinein und holt hervor, was er zwischen den Fingern halten kann.

„Wollt du ok, Hein?"

„Joa, giv her!" Im nächsten Moment ist das Sacktuch wieder an seinen Ort gezogen, der Korb weiterbefördert, die Tierchen sind — verspeist. Niemand wird den Eingriff bemerken oder rügen.

Plötzlich schrillt eine kleine Glocke durch den weiten Raum, und die bisher scheinbar ohne Absicht in der Halle umherschlendernden Männer und Frauen eilen zusammen. Der Auktionator stellt sich mit gespreizten Füßen auf die Ränder eines Fischkastens. Die Kauflustigen, Großhändler, Ladeninhaber, Straßenhändler und -händlerinnen in groben Kleidern umdrängen ihn, steigen ihm nach auf und über die Kisten.

Einzelverkauf auf einem Ewer an der Altonaer Fischmarktbrücke

„Twintí Kisten Kabeljau," ruft er in den Schwarm, „wer bött?" „Söß" ... „un 'n halv," ... „söben" ... „un 'n halv," ... „acht" ... „un 'n halv," ... „nág'n," ... „teihn" ...

Der Hammer fällt, derjenige, der 10 Pfennig für das Pfund bot, hat den Zuschlag erhalten. Der Auktionator notiert etwas und schreitet über die Kästen zu einer neuen Gruppe weiter, sein Publikum folgt. Die Versteigerung vollzieht sich schnell und ohne jeden Lärm, nur wenn ein einzelner Fisch, ein seltenes Exemplar, unter den Hammer gerät, setzt ein lebhaftes Ueberbieten ein, und es kommt bisweilen zu drastischen Szenen. Uebrigens arbeiten in den verschiedenen Flügeln der Halle mehrere Auktionatoren gleichzeitig, ohne sich gegenseitig zu stören.

Inzwischen hat sich der weite Platz vor der Halle mit Fuhrwerken aller Art gefüllt. Die Angestellten der Exporteure schleifen Kasten um Kasten hinaus. Sind die Wagen gefüllt, so wird fortgejagt, denn ein großer Teil der Fische soll noch mit den Morgenzügen als Eilgut in die großen Städte des Inlandes verladen werden. Ebenso schaffen die Ladeninhaber ihre erstandene Ware fort, die Straßenhändler und -händlerinnen sortieren die übrige oder tauschen einzelne Gattungen untereinander aus. Ist das geschehen, so wird in einem nahen Gasthaus erst der Morgenkaffee eingenommen, wozu sich später keine Zeit mehr findet. Hier und da tauchen in dem Gewühl Gelegenheitsarbeiter auf, aus deren aufgedunsenen Gesichtern und verglasten Augen der Branntwein spricht. Sie werden im Volksmunde „Fischmarktlöwen" genannt und suchen von diesem oder jenem für kleine Dienstleistungen ein paar Pfennige zu erlangen.

Nach und nach leert sich der weite Platz vor der Halle, und auch diese selbst nimmt im Innern ein andres Aussehen an. Die Reihen der Fischkästen sind verschwunden, die Auktionatoren und Großhändler haben sich in ihre Kontore zurückgezogen, um Abrechnung zu halten. Telegraphenboten kommen und gehen, denn von Helgoland, Kuxhaven, von Jütland wird der Eingang neuer Fischladungen avisiert, die am nächsten Tage zur Versteigerung gelangen sollen. So geht es Tag für Tag, bis die rauhere Jahreszeit den Fang zu beeinträchtigen beginnt und die Zufuhren spärlicher werden. Zum völligen Stillstand aber kommt der Handel auch im strengsten Winter nicht.

Unter den Nordseefischmärkten nimmt in bezug auf den Umsatz und damit zugleich auf die Beschickung der Inlandsmärkte Geestemünde die erste Stelle ein. Im Jahre 1902 gelangten daselbst 44 680 866, im Jahre 1903 sogar 50 422 430 Pfund Seefische im Werte von mehr als 5 100 000 Mark zur Versteigerung. Diesem am nächsten kam der Altonaer Markt mit einem Umsatz von rund 3½ Millionen und der Hamburger mit einem solchen von rund 2¾ Millionen Mark. Die sonstigen kleineren Märkte an der Ems, Weser und Elbe weisen ebenfalls eine von Jahr zu Jahr steigende Frequenz auf und geben ein erfreuliches Zeugnis dafür, daß der Seefisch als Volksnahrungsmittel auch im Innern Deutschlands mehr und mehr gewürdigt wird.

Digitized by Google

Schnellfeuer-Haubitze (Kaliber 12 Zentimeter) in Fahrstellung

Moderne schwere Feldartillerie

Von

Generalleutnant z. D. von Kretzenau

(Hierzu vier Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Staunend blickt die Welt auf die bisherigen Kriegserfolge der Japaner, staunend ob ihres Mutes, ihrer Todesverachtung, ihrer willigen Anspannung der Kräfte bis zum letzten Atom. Aber so hoch auch alle diese Eigenschaften zu bewerten, ja, so unentbehrlich sie zum Erreichen bedeutender Erfolge sind, so unentbehrlich ist der richtige Gebrauch genügender technischer Hilfsmittel.

Wenn wir hören, daß in dieser Beziehung die Japaner den Russen überlegen sind, so ist es, selbst unter der Annahme, daß die Russen den Japanern moralisch, taktisch und strategisch gewachsen seien, begreiflich, daß die Armee mit den besseren Hilfsmitteln siegen mußte. Denn überall stellt sich der Erfolg auf die Seite der größeren Gesamtsumme der ins Gefecht gebrachten Kräfte, — das ist nicht weniger sicher als das Sinken der Wagschale, die das größere Gewicht trägt.

Die Japaner sind aber nicht allein im Besitz der besseren Gewehre, sondern auch der wirkungsvolleren Geschütze.

Hier soll uns zunächst ihre Ueberlegenheit an schweren Feldgeschützen, besonders an Steilfeuergeschützen beschäftigen, da, wenn die hierüber vorliegenden Nachrichten zutreffend sind, die Japaner der kraftvollen Mitwirkung dieser Geschützart einen großen Teil ihres Erfolgs zu Lande, zunächst den Sieg in der Schlacht am Jalu verdanken.

Der Wert des Steilfeuers bei dieser Gelegenheit wird leicht aus den Geländeverhältnissen und der am Jalu obwaltenden taktischen Lage klar werden.

Der Umstand, daß die von den Russen auf dem rechten Flußufer besetzte Stellung das linke Ufer, von dem aus die Japaner angriffen, bedeutend überhöhte, stellte den Japanern bei ihrem Angriff auf die russische Stellung eine außerordentlich schwierige Aufgabe, und das um so mehr, als die Russen ihre Stellung durch die Ausführung von Verschanzungsarbeiten verstärkt hatten.

Solange die Widerstandsfähigkeit der in diesen Stellungen befindlichen Russen — der Infanterie wie der Artillerie — nicht geschwächt war, konnte an den Erfolg eines Angriffs nicht gedacht werden. Denn selbst, wenn es den Japanern auch noch so gut gelungen wäre, die Russen hinsichtlich der Uebergangsstelle über den Jalu zu täuschen, so wäre doch die Erstürmung der Stellung entweder gar nicht gelungen, oder der Erfolg wäre nur mit einem unverhältnismäßigen Aufwand blutiger Verluste zu erkaufen gewesen.

Es war daher ein naheliegendes Bestreben des Angreifers, die verschanzten russischen Truppen durch Feuer zu erschüttern, bevor zum Nahangriff auf die russische Stellung geschritten wurde. Diese Erschütterung ist nun in der glücklichsten Weise durch Steilfeuer bewirkt worden, und sie konnte, soweit sich die Verhältnisse aus der Ferne übersehen lassen, auch nur durch Steilfeuer kräftig bewirkt werden, da die in ihren Schützengräben und hinter ihren Wällen befindlichen Russen durch das Feuer der Flachbahngeschütze der zu kleinen Einfallwinkel der Geschosse wegen kaum, wenigstens nicht überall, erreichbar waren.

Die Japaner sollen auf dem linken Flußufer, und zwar gedeckt gegen den Einblick aus der russischen Stellung, mehrere 12-Zentimeter-Haubitzbatterien aufgefahren und mit deren Feuer die Russen in stundenlanger Kanonade überschüttet haben. Die mit dynamitartig wirkender Sprengladung versehenen Brisanzgranaten müssen dabei wie von markerschütterndem Donner gefolgte Blitze in die russische Stellung eingeschlagen sein, Menschen und Material zermalmend. Zu dem physischen Effekt gesellte sich der noch größere moralische, und das um so mehr, als die über Steilfeuergeschütze

Digitized by Google

nicht verfügenden Russen nicht imstande waren, den japanischen Haubitzen das Handwerk zu legen.

So hatten die Japaner verhältnismäßig leichtes Spiel, die russische Stellung soweit sturmreif zu machen, daß sie von der mit Elan und taktischem Geschick vorgehenden Infanterie genommen werden konnte.

Wie groß die taktischen Erfolge der Japaner in dieser Schlacht waren und wie sehr dadurch ihr Prestige bei Freund und Feind wuchs, ist bekannt.

Dieser sehr wahrscheinlich durch die Mitwirkung des Steilfeuers errungene Erfolg ist aber auch noch deshalb bedeutsam, weil er das in den Haubitzen bestehende moderne Kampfmittel manchen Angriffen gegenüber in das richtige Licht zu setzen geeignet ist, was auch selbst dann noch der Fall wäre, wenn man nur die sich hier darbietende Gelegenheit für das Eingreifen von Steilfeuergeschützen in Betracht zieht.

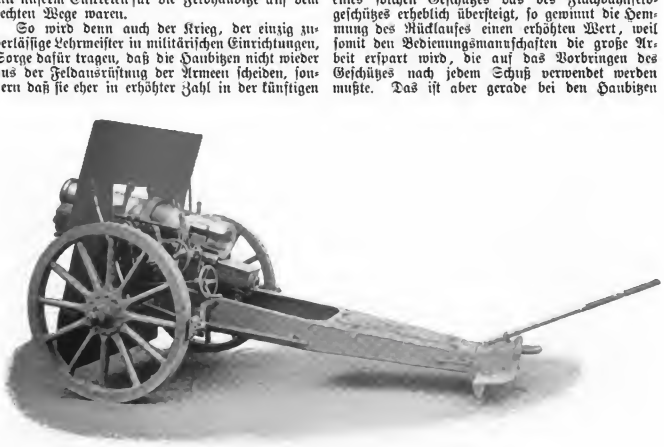
Wer einiges Interesse für militärische Einrichtungen und speziell für Bewaffnungsfragen besitzt, wird sich erinnern, daß im verflossenen Jahre eine von Generalleutnant z. D. v. Alten verfaßte Broschüre „Wider die Feldhaubitze!" viel von sich reden machte. Der Vorschlag des Generals, die bemängelte Haubitze ganz aus der Feldartillerie ausscheiden zu lassen, gewann eine Reihe von Anhängern, wurde aber auch mehrfach in der Presse bekämpft. Ich habe mich ebenfalls seinerzeit bemüht, die Ansichten des Generals zu widerlegen, und schneller, als meine Gesinnungsgenossen und ich es ahnen konnten, scheinen nun die kriegerischen Ereignisse den Beweis geliefert zu haben, daß wir mit unserm Eintreten für die Feldhaubitze auf dem rechten Wege waren.

So wird denn auch der Krieg, der einzig zuverlässige Lehrmeister in militärischen Einrichtungen, Sorge dafür tragen, daß die Haubitzen nicht wieder aus der Feldausrüstung der Armeen scheiden, sondern daß sie eher in erhöhter Zahl in der künftigen Bewaffnung der Artillerien erscheinen werden. Zu dieser Annahme berechtigen auch die Verbesserungen, welche die Haubitzen in konstruktiver Beziehung erfahren haben, indem auf sie, wie zunächst auf die Flachbahngeschütze, das System des Rohrrücklaufes angewendet wurde.

Da ich mich über den taktischen Wert der gepanzerten Rohrrücklaufgeschütze bereits einmal in einem früheren Hefte dieser Zeitschrift ausgesprochen habe, so erübrigt hier nur noch, kurz auf die Vorteile hinzuweisen, die diesem Konstruktionsprinzip speziell für die Haubitzen innewohnen.

Die Konstruktion solcher Haubitzen ist im wesentlichen aus den beiden ersten Bildern ersichtlich, die eine von der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik und den mit ihr verbundenen Werken hergestellte 12-Zentimeter-Haubitze in Rohrrücklaufafette, System Ehrhardt, darstellen. Das Gewicht sowohl des abgeprotzten Geschützes sowohl als dessen Systemgewicht — Geschütz und Protze zusammen — übersteigen trotz des Hinzutritts von Oberlafetten und dem Schilde das Gewicht eines Geschützes von gleicher Leistungsfähigkeit in starrer Lafette nicht erheblich. Das hier dargestellte Geschütz wiegt abgeprotzt 1250 Kilogramm und hat ein Systemgewicht — Geschütz und Protze zusammen — von 2090 Kilogramm. Bei einem Geschoßgewicht von 20 Kilogramm beträgt die Maximalanfangsgeschwindigkeit 300 Meter. Die Feuerhöhe des Geschützes — Abstand des horizontalen Rohres vom Boden — ist 1200 Millimeter.

Da, wie es bei der Verwendung eines so hohen Geschoßgewichtes selbstverständlich ist, das Gewicht eines solchen Geschützes das des Flachbahnfeldgeschützes erheblich übersteigt, so gewinnt die Hemmung des Rücklaufes einen erhöhten Wert, weil somit den Bedienungsmannschaften die große Arbeit erspart wird, die auf das Vorbringen des Geschützes nach jedem Schuß verwendet werden mußte. Das ist aber gerade bei den Haubitzen



Schnellfeuer-Haubitze (Kaliber 12 Zentimeter) in Schußstellung

Digitized by Google

von Bedeutung, weil sie, um aus verdeckter Stellung feuern zu können, vielfach auf dem dem Gegner abgewandten Hang von Bodenerhebungen aufgestellt werden müssen. In solchen Stellungen würde es zur Hemmung des Rücklaufes von Handbitzen in starren Lafetten nicht selten sogar besonderer Erdarbeiten bedürfen.

Daß die Rohrrücklaufhaubitze schneller feuern kann als ein Geschütz alter Konstruktion, ist unter Umständen ebenfalls ein Vorteil, aber höher ist doch der Nutzen der Schutzschilde zu bewerten. Denn, wie ich das schon vor Jahren voraussagte, hat der Schutzschild mit dem Rohrrücklaufgeschütz zusammen die artilleristische Welt erobert, soviel man sich auch bemühte, die Schilde zu diskreditieren.

Noch auf eine andre Art schwerer Feldgeschütze weist der russisch-japanische Krieg hin, und zwar gelegentlich der Belagerung von Port Arthur. Zur Durchführung einer Belagerung sind außer Steilfeuergeschützen auch schwere Flachbahngeschütze erforderlich, und es bedarf keiner besonderen Begründung, daß es nützlich ist, auch diese Geschütze in Rohrrücklauflafetten zu legen.

Ein solches Geschütz, Kaliber 10,5 Zentimeter, wie es in gut funktionierender Konstruktion ebenfalls von der vorgenannten Fabrik nach dem System Ehrhardt hergestellt wird, zeigen die nebenstehenden Bilder. Die große Feuerhöhe des Geschützes macht zur Gewinnung einer günstigeren Schwerpunktslage für den Transport das vorherige Zurückziehen des Rohres in ein Marschlager erforderlich. Daher das ungewöhnliche Aussehen des Geschützes, das den Lesern wohl aufgefallen sein wird.

Das Geschütz besitzt eine Feuerhöhe von 1500 Millimetern und ein Gewicht des abgeprotzten Geschützes von 2600 Kilogramm. Das Geschoßgewicht beträgt 16 Kilogramm und die Anfangsgeschwindigkeit 550 Meter. Die ballistischen Leistungen sind aber noch hierüber hinaus steigerungsfähig.

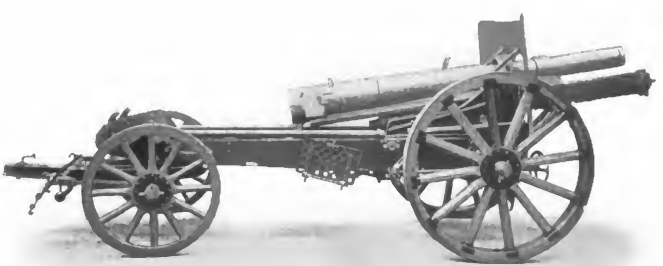
Während man bisher Geschütze von einer derartigen Leistungsfähigkeit beim Feuern auf Bettungen stellen mußte, können die Rohrrücklaufgeschütze der Bettungen entbehren. Hierin liegt ein großer Vorteil, da sich auf diese Weise die Arbeit mindert, die erforderlich ist, die schweren Geschütze schußbereit zu machen. Außerdem wird die Batterie durch das Fortfallen der Beförderungsmittel für das Bettungsmaterial wesentlich entlastet, was unter Umständen von ganz besonderer Wichtigkeit sein kann. Einen weiteren Vorteil bewirkt die Hemmung des Rücklaufes der in Belagerungsbatterien stehenden Geschütze, weil sich hierdurch der Raum vermindert, dessen die Geschütze zum Feuern bedürfen. Daß auch für diese Geschütze die Schutzschilde wertvoll sind, wird ersichtlich, wenn man bedenkt, wie oft schon bei Belagerungen die Bedienungsmannschaften der Geschütze durch Scharfschützen außer Gefecht gesetzt worden sind. Durch die Verwendung der Schilde ist das nahezu ausgeschlossen.

Daß im russisch-japanischen Kriege zurzeit keine gepanzerten Rohrrücklaufgeschütze Verwendung finden, ist im Interesse der Erfahrungen auf diesem Gebiet wie auch im humanen Interesse zu bedauern, denn die Statistik hat gezeigt, daß sich an die Verbesserung der Waffen nicht eine Steigerung, sondern eine Minderung der Gesamtverluste anschließt.

Die Einführung gepanzerter Rohrrücklaufgeschütze bedeutet allem Anschein nach überhaupt den Beginn einer tiefgehenden Revolution in den Grundanschauungen über den Artilleriekampf. Bisher war das durch den Brennzünder in der Luft krepierende Schrapnell, das den Gegner mit einem dichten Kegel von Kugeln überschüttet, das eigentliche Kampfgeschoß der Feldartillerie. Wenn aber die einzelnen Kugeln an den Panzerschilden abprallen, so kann man mit diesem Geschoß weder die Bedienungsmannschaften außer Tätigkeit setzen noch das feindliche Material zerstören. Die Feldartillerie wird sich daher entschließen müssen, zum Aufschlagschießen zurückzukehren.

Schnellfeuer-Positionskanone (Kaliber 10,5 Zentimeter) in Schußstellung

Digitized by Google



Schnellfeuer-Positionskanone (Kaliber 10,5 Zentimeter) in Fahrstellung

Die neuen Kaufmannsgerichte

Von

Ernst Zimmermann

Durch ein Reichsgesetz vom 6. Juli 1904 ist es allen Gemeinden von mehr als 20000 Einwohnern zur Pflicht gemacht, in ihrem Bezirk Kaufmannsgerichte ins Leben zu rufen. Wenn nun auch in den wenigen Monaten seit der Gesetzesverkündung diese Vorschrift naturgemäß noch nicht allgemein durchgeführt sein kann, so werden wir doch in absehbarer Zeit in ganz Deutschland eine neue Art von Sondergerichten besitzen, für die die Institution der Gewerbegerichte ein bewährtes Vorbild geliefert hat. Weitere Kreise über die Tätigkeit und die wirtschaftliche Bedeutung der Kaufmannsgerichte in großen Zügen zu informieren, soll der Zweck nachstehender Zeilen sein.

Der Name „Kaufmannsgericht" läßt auf eine umfassendere Zuständigkeit dieser Gerichte schließen, als sie ihnen durch das Gesetz tatsächlich zugewiesen ist. Denn es werden vor den neuen Gerichten keineswegs alle Streitigkeiten, die zwischen Kaufleuten entstehen oder in die überhaupt ein Kaufmann verwickelt ist, zum Austrag kommen, sondern lediglich Differenzen aus dem Dienst- oder Lehrverhältnisse zwischen Kaufleuten und ihren Handlungsgehilfen oder Lehrlingen. Im Gesetz sind die einzelnen Fälle dieser Art gruppenweise näher angegeben; besser jedoch als jede trockene Aufzählung mögen einige praktische Beispiele die Kompetenz und den Nutzen der neuen Sondergerichte veranschaulichen.

Nehmen wir etwa folgenden Fall, der sich alle Tage ereignen kann: Ein Kaufmann hat einen Handlungsgehilfen engagiert. In dem abgeschlossenen Dienstvertrag findet sich, wie üblich, die sogenannte Konkurrenzklausel, durch die es dem Gehilfen verboten wird, innerhalb einer bestimmten Zeit (z. B. zweier Jahre) nach Ausscheiden aus dem Geschäft seines Prinzipals bei der Konkurrenz eine Stelle anzunehmen. Im Fall des Zuwiderhandelns soll er dem Prinzipal zur Zahlung einer Konventionalstrafe von etwa 3000 Mark verpflichtet sein. Nun hat der Handlungsgehilfe das Dienstverhältnis ohne Einhaltung der gesetzlichen Frist gekündigt, weil sein Chef ihn in ehrenrühriger Weise behandelt habe und das Handelsgesetzbuch in diesem Fall sofortige Kündigung „aus wichtigem Grunde" gestattet. Tatsächlich hat auch der Gehilfe das Dienstverhältnis nicht fortgesetzt, sondern ist sogleich in die ihm von einem Konkurrenten seines Chefs angebotene Stelle eingetreten. Sein ehemaliger Prinzipal klagt nun gegen ihn die 3000 Mark Konventionalstrafe ein, zu deren Zahlung der Gehilfe verpflichtet zu sein bestreitet, weil der Kläger durch sein ehrverletzendes Verhalten Anlaß zu der Kündigung und somit zu der Auflösung des Dienstverhältnisses gegeben habe.

Oder ein andres Beispiel: Es handelt sich um die Klage eines Handlungsgehilfen, dem beim Weggange aus seiner Stelle der Prinzipal die hinterlegte Kautionssumme nicht herausgeben will, angeblich um sich für Ware, die der Gehilfe unterschlagen haben soll, schadlos zu halten.

Oder aber ein Chef stellt ein Zeugnis mit unrichtigen, für das Fortkommen des Gehilfen hinderlichen Angaben aus, deren Berichtigung dieser verlangt; der Prinzipal verlangt Dienste, zu denen sich der Gehilfe nach dem Vertrage nicht für verpflichtet hält, und sonstige Verhältnisse ähnlicher Art. Es muß sich bei ihnen jedoch stets um Streitigkeiten handeln, die aus dem Dienstverhältnis zwischen dem Prinzipal und dem Angestellten entsprungen sind.

In diesen angeführten Fällen, die zwar die gesetzlichen Bestimmungen nicht erschöpfen, aber doch von ihrem Inhalt einen Begriff geben, wird in Zukunft also das Kaufmannsgericht zu entscheiden haben, vorausgesetzt, daß eine gütliche Einigung, deren Zustandekommen der Vorsitzende jedesmal versuchen soll, zwischen den Parteien nicht möglich ist.

Bisher waren für Klagen des geschilderten Inhalts die ordentlichen Gerichte zuständig; indes

Digitized by Google

konnte der gewöhnliche Rechtsweg seiner Langsamkeit und der Kosten wegen oftmals den berechtigten Interessen der Handlungsgehilfen keinen befriedigenden Schutz gewähren. Gehörte nun gar eine Sache, da der Streitgegenstand 300 Mark überstieg, nach Gesetzesvorschrift zur Kompetenz der Landgerichte, vor denen bekanntlich die Parteien durch Rechtsanwälte vertreten sein müssen, so war vielen Handlungsgehilfen die Durchsetzung ihres Rechts infolge der gesteigerten Kosten von vornherein unmöglich gemacht. Diese Mißstände wurden in der kaufmännischen Welt schon lange schwer empfunden, und als im Jahre 1890 ein besonderes Gewerbegericht geschaffen wurde, das dem gewerblichen Arbeiter bei Differenzen mit dem Arbeitgeber eine rasche und billige Rechtsprechung gewährleistete, da setzte in den Kreisen der kaufmännischen Angestellten und auch der Prinzipale eine weitgehende Bewegung ein, um sich denselben Vorteil zu sichern. Die Regierung stand diesen Bestrebungen wohlwollend gegenüber, und durch das Gesetz vom 6. Juli 1904 sind diese nunmehr zu einem befriedigenden Abschluß gelangt.

Drei Gesichtspunkte waren vor allem bei der Schaffung der Kaufmannsgerichte maßgebend: Schnelligkeit, Billigkeit und Zweckmäßigkeit.

Mit Recht führen die Motive zu dem Gesetz aus, daß die wirtschaftliche Lage der Handlungsgehilfen, die von ihrem Gehalt wohl das Leben fristen, aber in den meisten Fällen keine Reichtümer sammeln können, ein einfaches, billiges und beschleunigtes Gerichtsverfahren dringend erfordere. Denn Streitigkeiten um Gehaltsauszahlung bedeuten für diese Angestellten eine Existenzfrage, dazu komme noch der Umstand, daß es ihnen erfahrungsgemäß sehr schwer falle, eine neue Stelle zu finden, wenn sie in einen Prozeß gegen den ehemaligen Prinzipal verwickelt seien. Es war nicht leicht, das gegebene Ziel in einer sämtlichen Interessenkreisen gerecht werdenden Weise zu erreichen, doch muß gesagt werden, daß das fertige Gesetz nach Möglichkeit und mit gutem Erfolg den Bedürfnissen der sozialen Gruppen, denen es dienen soll, Rechnung trägt, wenn auch über die Zweckmäßigkeit einzelner Anordnungen die Ansichten geteilt sein können. Lange Zeit hatte man geschwankt, ob die Kaufmannsgerichte an die Amtsgerichte oder die schon erwähnten Gewerbegerichte angegliedert werden sollten. Obgleich große Vereine von Handlungsgehilfen mit Tausenden von Mitgliedern den Anschluß an die Amtsgerichte lebhaft empfahlen, ist dennoch die andre Möglichkeit, die Verbindung mit den Gewerbegerichten, Gesetz geworden. Das Verfahren bei den Kaufmannsgerichten ist aber, gleich dem der Gewerbegerichte, nach dem Vorbild des bei den Amtsgerichten herrschenden geregelt. Um eine möglichst zweckmäßige Rechtsprechung zu erreichen, findet sich im Gesetz die Bestimmung, daß neben dem vorsitzenden Richter mindestens vier Beisitzer mitzuwirken haben, von denen die eine Hälfte Kaufleute, die andre Handlungsgehilfen sein müssen.

Den Frauen versagt das Gesetz die Fähigkeit, Mitglieder eines Kaufmannsgerichtes zu sein. Dieses Verbot konnte indes erst nach langen Reichstagsdebatten ins Gesetz aufgenommen werden. Es wurde nämlich zugunsten der Frauen angeführt, daß die Zahl der weiblichen kaufmännischen Angestellten in ständigem Zunehmen begriffen sei, daß auch unsre ganze wirtschaftliche Entwicklung darauf hindränge, den Frauen das politische Wahlrecht zu erteilen. Schließlich behielt aber doch die Gegenansicht, den Frauen dürften richterliche Funktionen nicht übertragen werden, die Oberhand.

Wird demnach die vom Gesetzgeber in dieser Frage getroffene Entscheidung zu billigen sein, so ist doch die Zweckmäßigkeit einer andern Bestimmung nicht unzweifelhaft. Das Gesetz ordnet nämlich an, daß Rechtsanwälte und solche Personen, die das Verhandeln vor Gericht gewerbsmäßig betreiben, als Prozeßbevollmächtigte vor den Kaufmannsgerichten nicht zugelassen werden dürfen. Der dieser Vorschrift zugrunde liegende Gedanke ist ja leicht einzusehen: die so wie so schon wirtschaftlich stärkere Partei, der Prinzipal, soll nicht noch dadurch einen Vorteil über den Gehilfen erlangen, daß die Sache des Prinzipals von einem Rechtsanwalt geführt wird, während der Gehilfe gewöhnlich, der Kosten wegen, auf sachgemäßen Beistand verzichten muß. Immerhin wird in diesem Verbot der Zulassung von Rechtsanwälten oftmals eine Härte liegen, weil viele Handlungsgehilfen ihre Rechte aus Unkenntnis des Verfahrens und der möglichen Mittel nicht nachdrücklich werden vertreten können. Indes bleibt es den Parteien natürlich unbenommen, sich privatim bei einem Rechtsanwalt Rat zu holen.

Da es die Tendenz des Gesetzes ist, dem unbemittelten Handlungsangestellten billig zu seinem Rechte zu verhelfen, so erklärt sich auch die Anordnung, daß Handlungsgehilfen mit mehr als 5000 Mark Jahresgehalt nicht vor dem Kaufmannsgericht klagen dürfen.

Aus dem Gesagten erhellt ohne weiteres der große Nutzen dieser neuen Einrichtung; die soziale Bedeutsamkeit der Kaufmannsgerichte reicht aber noch über den Charakter eines billigen und schleunigen Prozeßgerichtes hinaus. Denn ihm ist die Befugnis beigelegt, bei Streitigkeiten über die Bedingungen der Fortsetzung oder Wiederaufnahme des Dienstverhältnisses auf Anrufen als Einigungsamt tätig zu werden. Diese Bestimmung ist auf den Fall eines Streiks zugeschnitten. Bisher sind zwar in den Kreisen der Handlungsgehilfen große Kämpfe um die Verbesserung ihrer Lohnverhältnisse noch nicht vorgekommen, indes ist die Möglichkeit eines kaufmännischen Streiks keineswegs ausgeschlossen, besonders in den modernen Warenhäusern, wo ja mitunter Hunderte von Angestellten dem Chef gegenüberstehen.

Endlich hat das Kaufmannsgericht noch eine bedeutungsvolle Funktion. Es ist nämlich verpflichtet, den Behörden auf ihr Ersuchen Gutachten abzugeben über Fragen, die das kaufmännische Dienst- oder Lehrverhältnis betreffen, es ist berechtigt, innerhalb desselben Rahmens Petitionen an die Behörden und gesetzgebenden Körperschaften zu richten. Welche Fragen unter diese Vorschrift fallen, das ist Sache der Auslegung; es ist jedoch in weitestem Sinn zu interpretieren, so daß auch Fragen wie die Sonntagsruhe, der Achtuhrladenschluß und ähnliche hierher gehören.

Digitized by Google

Friedrich der Große

Nach dem Gemälde von Carl Seiler (München)

Digitized by Google

Blick auf Nikolaiken, das masurische Interlaken

Masuren

Von

Fritz Skowronnek

(Hierzu vier Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Wie Dornröschen hast du geschlummert, von blühender Wildnis eingehegt, du mein geliebtes Heimatland! Jetzt bist du endlich erwacht und empfängst mit lächelndem Gesicht Tausende von Gästen, die aus allen Gauen herbeieilen, um deiner sanften, lieblichen Schönheit zu huldigen. Freundlich schaukelst du auf den tiefblauen Wogen deiner klaren Seen die Dampfer, der dunkle Fichtenwald rauscht ihnen den Willkommen zu ... Wie eine gütige Herrin spendest du aus der Fülle deines Reichtums ... Und doch wird für deine vertrauten Freunde noch immer ein lauschiges Plätzchen zu inniger Zwiesprach bleiben ...

In der Tat: ich fürchte mich nicht vor dem Schwarm der Touristen, der jetzt schon in jedem Sommer über den früher so weltfernen Erdwinkel hereinbricht und mit jedem Jahr immer mehr anschwillt. Sie alle werden die große, breite Straße wandern, vereinzelt wird ein kühner Pionier sich abzweigen und in die unermeßliche Wildnis der Johannisburger Haide eindringen ... es sei ihm von Herzen gegönnt!

Die stetig zunehmende Wertschätzung Masurens möchte ich darauf zurückführen, daß die Vorliebe für liebliche Naturbilder, wie sie von Wald, Berg und See hervorgebracht werden, wieder zunimmt. Wer schroffe Felsen, von Burgen gekrönt, sehen will, muß allerdings nicht nach Masuren gehen, denn er würde enttäuscht werden. In der keuschen Unberührtheit, in der weltfernen Einsamkeit liegt der Reiz meiner Heimat. Stundenlang kann man am Ufer eines Sees unter alten Kiefern dahinwandern, ohne einer Menschenseele zu begegnen. Hoch oben im blauen Aether zieht ein Adler seine Kreise, auf dem Wasser, das wegen seiner Klarheit und Tiefe so blau erscheint wie die Seen der Schweiz, tummeln sich Enten, Gänsesäger und Taucher, hinter dichtem Ufergebüsch lauert der Reiher und der schwarze Storch, vom nahen Moor tönt der heisere Schrei des Kranichs herüber, der dort brütet, wo keines Menschen Fuß über die schwimmende Grasdecke zu ihm dringen kann ...

Am meisten freue ich mich, daß so viele Sommergäste meinen Freund, den Spirding, kennen lernen. O, das ist ein gewaltiger Riese. Das Hauptbecken bedeckt allein 110 Quadratkilometer und wenn man alle die langgestreckten Arme, den Warnold, den Beldahn, den Talter, den Luknainer u. s. w. hinzurechnet, umfaßt er etwa 250 Quadratkilometer. Das ist ein schönes Stück Wasser, besonders wenn ein steifer Südwest weht und man auf einem kleinen Kielboot 30 Quadratmeter Segeltuch führt. Manchmal wird er ungebärdig. Dann schleudert er von seinen Wogenkämmen den Sommerschnee auf das Wintergrün der dunkeln Tannen am Ufer. Gewöhnlich aber ist er sanftmütiger Natur und schaukelt mein Boot, als wenn eine Mutter sorgsam die Wiege rührt, in der ihr Liebling ruht.

Im vorigen Sommer war's. Mein Anker hatte auf der Untiefe Boden gefunden, und meine Angel hatte noch nicht die Tiefe erreicht, als schon ein anderthalbpfündiger Barsch mit dem Wurm davonschoß. Im nächsten Augenblick hatte ich den frechen Burschen in den Kahn befördert. Wenn ich nun Anglerlatein schreiben wollte, das dem Jägerlatein nichts nachgibt, dann könnte ich mir mit leichter Mühe ein Schock dieser schmackhaften Fische in den Kahn lügen. Aber ich tue es nicht; ich teile nur ganz bescheiden mit, daß es fünfundsiebzig Stück im Gesamtgewicht von etwa 30 Pfund waren, die

Digitized by Google

ich im Verlauf von zwei Stunden gefangen hatte. Plötzlich schaue ich auf. Da steht tief im Westen die winzige Wolke, die leider eine ganz nichtswürdige Eigenschaft besitzt. Sie wächst, wie aus jedem Seeroman zur Genüge bekannt ist, mit fabelhafter Schnelligkeit, bedeckt in, beiläufig gesagt, einer Viertelstunde den halben Himmel und führt auf ihren Fittichen den Sturm mit sich. Die Sonne wird verfinstert, grelle Blicke zucken durch die Luft, die Wasser empören sich, das Schifflein kämpft wacker gegen die Wellen an u. s. w.

Ich stehe glücklicherweise mit St. Petrus, dem Schutzpatron der Angler und Fischer, auf so vertrautem Fuße, daß ich sofort seine Absicht erkannte, dies alte Stück seines Repertoirs aufzuführen. Ich ließ also sofort „alle Mann an Deck" pfeifen, d. h. ich legte meine Riemen in die Dollen und mich in die Riemen ... Wenn der erste Akt nur ein wenig langsam gespielt wurde, konnte ich noch die Insel, auf der das alte zerfallene Fort Lyck liegt, erreichen ... Der Himmel war tatsächlich schon zur Hälfte von einer tiefdunkeln, unheilschwangeren Wolke bedeckt. Aber fürchten Sie nichts, ich schreibe noch nicht aus der vierten Dimension! Noch haben die Kollegen mir die liebevollen, schmerzdurchwehten Nachrufe nicht geschrieben. Noch sind die gesammelten Werke des „zu den größten Hoffnungen berechtigenden Dichters, der so früh in seinem besten Mannesalter dahingerafft wurde," nicht erschienen. Noch lebe ich und warte mit Sehnsucht auf den siebzigsten Geburtstag ...

Also: ich entrann dem Verderben. Aber ich hatte keinen trocknen Faden am Leibe, als ich am Fort Lyck landete. Eine Viertelstunde später war das Gewitter vorübergerauscht. Was konnte ich Besseres tun, als meine leichten Sommerkleider auszuziehen, auszuwinden und auf die Sträucher am Ufer zu hängen? Plötzlich vernehme ich Stimmen. Als gebildeter Mann erinnere ich mich sofort an den Nothehelf, mit dem der göttliche Dulder Odysseus sich bekleidete, als er der edeln Nausikaa entgegentreten mußte, und stürze zum nächsten Strauch, um mir einen dichten Ast abzubrechen. Vergeblich ... es war zu spät. Lassen Sie mich über die nächsten Augenblicke den Schleier des Geheimnisses breiten. Nur so viel kann ich verraten, daß die Fischer, die auf der Insel ihr Nachtlager aufschlugen, sich höchlichst über meine Robinsonade amüsiert haben. Die alten, wetterfesten Gesellen konnten es nicht begreifen, wie ein Mann so verweichlicht sein kann, seine nassen Kleider auszuziehen.

Hatte ich doch Not, mein Prestige bei diesen einfachen Naturkindern wiederherzustellen. Das gelang mir nur durch Betätigung eines sehr kräftigen Hungers. Ich aß zwei in Dill gekochte Schleie und einen am Spieß gebratenen Hecht und trank dazu Wasser ... allerdings war es gebrannt ... Und dann sah ich am lodernden Feuer den Fischern

Der Niedersee mit seinen Inseln

Digitized by Google

zu, wie sie mit Karten, deren Bedeutung nur bei näherem Zusehen zu enträtseln ist, „Schafskopf“ spielten. Das Spiel wurde dort in feinerem Ausdruck „Merino“ genannt. Zu gleicher Zeit lauschte ich dem musikalischen Jüngling, der zartbesaitet seine Sehnsucht nach der Herzensgeliebten in schmucklosen Weisen ausströmte, die er seiner Handharmonika entlockte. Dann aber gedachte er mich durch moderne Melodien zu erfreuen, und im nächsten Augenblick erklang die bange Frage nach dem kleinen Cohn . . .

Da erhob ich mich, schlug den alten Mantel, mit dem ich meine Blöße deckte, um mich und schritt davon, am Rande der Zufel entlang. Im Osten stand der volle Mond am Himmel. Ganz an der Spitze der schmalen Landzunge stand ein Reiher im seichten Wasser. Scharf hoben sich die Umrisse seiner schlanken Gestalt vom Licht des Mondes, das auf den leise anrollenden Wellen wie ein breiter Silberstreifen lag . . . Das ist es, was mich alljährlich in die weltferne Einöde zieht. Das Stück Natur, das dort in keuscher Einsamkeit schlummert, die derben, urwüchsigen Bewohner, zu deren Ohr die alle Welt bewegenden Tagesereignisse wie eine Mär aus fernen Zeiten dringen, das sind Elemente des Jungbrunnens, in dem eine müde, wunde Seele Genesung findet. Nicht viele werden ihn finden. Nur die wenigen, die mit empfänglichem Gemüt zu den Armen und Beladenen hinausgehen. Sie haben uns noch viel zu geben und wir noch viel zu empfangen . . .

Und es gibt viel arme Leute in Masuren. Nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Land. Nur auf ganz wenigen Strecken herrscht ein fruchtbarer Lehmboden vor, sonst ist alles Sand. Und welch' ein Sand! Wenn man Roggen darauf sät, dann stehen in sieben Reihen fünf Halme. Mit grimmigem Humor meint der Masur, daß bei starkem Wind ihm sein ganzer Acker davonfliegt. Ja der Sand, das ist ein schlimmer Geselle! Es gibt Strecken, wo er keine Vegetation duldet. Wie hartgefrorener Schnee rieselt er mit dem Winde dahin; die kleine Kiefer, die unter Entbehrungen ihre Pfahlwurzel in den Boden getrieben hat, deckt er zu. Wie ein Hünengrab sehen die kleinen Hügel aus. Wenn man aber nachgräbt, dann findet man das Gerippe eines Bäumchens darin. Glücklicherweise sind diese Stellen schon selten geworden; sie werden von der preußischen Forstverwaltung in ähnlicher Weise wie auf den Nehrungen festgelegt und mit Kiefern bepflanzt.

Einfahrt in den Niedersee

Der Wald, wo er von alters her besteht, findet in Deutschland nicht seinesgleichen. Namentlich die Kiefer erreicht dort eine Stärke und Höhe, wie sie sonst kaum angetroffen wird. Dazwischen gibt es herrliche Bestände von Fichten, gewöhnlich Tannen genannt, und auf schwererem Boden auch starke Eichen und Birken mit reichlichem Unterholz. Kamen doch noch vor wenigen Jahren Schiffsbauleute bis aus Holland, um auf den

Digitized by Google

Idyll am Ufer eines maſuriſchen Sees

Digitized by Google

Holzterminen die schönsten Tannen als Mastbäume zu erstehen! Jetzt hat der einheimische Sägemüller den fremden Wettbewerb besiegt. In Lötzen, in Rudzanny und an andern Orten sind Sägmühlen entstanden, deren Bretter und Balken wegen ihrer vorzüglichen Eigenschaften die tenre Bahnfracht nach dem Westen tragen. Viel Holz geht in rohem Zustande durch den Abfluß des Spirding, den Pissek nach der Weichsel und von dort auf Netze und Warthe westwärts. In Genossenschaften von 20 bis 30 Mann erscheinen die Flöger im Frühling auf den „Ablagen“ am Seenfer, und schlagen die Stämme zu langen Flößen zusammen, die dann ein kleiner Dampfer über den Spirding zum Pissek schleppt.

Meine Landsleute sind leicht zu charakterisieren. Ihr Grundzug ist ein leichter Sinn, der auch das schwerste Schicksal mühelos überwindet. Leider haben sie sich noch einen schlimmen Bundesgenossen dazu erkoren, den Schnaps. Aber mit Freuden kann ich feststellen, daß seine Herrschaft an Boden verliert, je mehr der Wohlstand zunimmt. Noch vor zwanzig Jahren, ehe das Ländchen aus seiner Abgeschlossenheit durch die Eisenbahn erlöst war, konnte man behaupten, daß kein Masur vom Wochenmarkt nüchtern nach Hause ging oder fuhr. Heute ist es darin anders geworden, besser! Masuren ist ein geradezu leuchtendes Beispiel dafür, wie ein Volksstamm sich aus tiefem wirtschaftlichen und moralischen Verfall erheben kann. Allerdings war damit ein Abstreifen der alten Sitten und Eigenarten verbunden, wie es meines Wissens anderswo noch nicht beobachtet worden ist. Nicht nur die alte Tracht verschwand, sondern auch die masurische Sprache, ein slawischer Dialekt. Zur Erklärung sei bemerkt, daß die Masuren dem Germanisierungsprozeß keinen Widerstand leisteten; sie sind evangelisch und durch die schwersten Kriegsnöte seit Jahrhunderten mit dem preußischen Staat so innig verwachsen, daß sie die Bezeichnung „Polack“ als eine schwere Beleidigung empfinden. Noch wird überall masurisch gesprochen, aber die jüngere Generation spricht ebenso geläufig deutsch.

Bei dieser Umwandlung ist nur eins zu bedauern: das Schwinden der alten Ueberlieferungen an Sagen und Märchen. Wie ich aus eigner Erfahrung bezeugen kann, ist es jetzt noch kaum möglich, selbst von alten Leuten einen Schwank zu hören, der nicht von deutschem Geistesbesitz beeinflußt ist. Eine Literatur haben die Masuren nie besessen, aber sie waren reich an urdrolligen Tierfabeln, in denen Wolf, Fuchs und meist auch ein altes, kluges Weib die Hauptrolle spielen.

Für die wirtschaftliche Erschließung Masurens ist in den letzten Jahrzehnten viel getan worden. Aber nicht genug. Der Landstrich wird von der russischen Grenze wie von einer chinesischen Mauer umschlossen, von dem westlichen Deutschland ist es durch das noch ärmere Westpreußen getrennt. Da gravitiert es naturgemäß nach der Ostsee. Deshalb wünscht und fordert Masuren schon seit mehr als einem halben Jahrhundert eine Wasserstraße nach dem Pregel. Es hat viel zu geben: erstens alle Produkte der Landwirtschaft, zweitens Holz, drittens Steine und viertens Wiesenkalk, der in ungeheuern Mengen vorhanden ist. Und noch mehr hat es zu empfangen: alle Kolonialprodukte, Dünge- und Futtermittel und Kohlen. Ein Gebiet von 500 Quadratkilometern schiffbaren Wassers mit dem dreifachen Ufergelände ist durch einen kurzen Kanal zu erschließen, der von der Nordwestecke des Mauersees zur Alle führt. Dieser Wasserweg hat keine Gegner. Die Bedenken der Pregelwiesenbesitzer, die von der Erhöhung des Wasserstandes eine Versumpfung befürchteten, sollen durch einen Triebwerkskanal beseitigt werden, der von der Alle nordwärts das überschüssige Wasser direkt zur Pregelmündung abführt. Dafür werden etwa 17 000 Hektar, die jetzt in Masuren unrettbar versumpfen, der Landwirtschaft wiedergegeben ... Das Gefälle des Kanals wird an mindestens sechs Schleusen eine Summe von elektrischer Kraft liefern, die eine schleunige Amortisierung der Baukosten gewährleistet ...

Weshalb diese Wasserstraße nicht schon längst gebaut ist? Wer kann in die geheimen Wege der Politik eindringen! Masuren kann ja warten! Es hat es gelernt! Durch mehr als ein Jahrhundert. Und schließlich wird auch Bescheidenheit belohnt. Das Aschenbrödel Masuren verlangt ja keinen Prinzen, es will nur einen kleinen Kanal!

An die falsche Adresse

(Zu dem Bilde von Franz Kiederich zwischen Seite 272 und 273)

Eine Episode aus dem großen deutsch-französischen Krieg stellt unser Bild dar, eine der vielen Begebenheiten aus dem Alltagsleben des Krieges, die jetzt schon in der Erinnerung vor den großen entscheidenden Ereignissen zu verblassen beginnen. Ein französischer Bauer, der, mit wichtigen Nachrichten versehen, sich durch die deutschen Linien durchzuschleichen versuchte, ist unterwegs von einer streifenden Kürassierpatrouille aufgegriffen worden und muß nun zusehen, wie seine Post von den stets wißbegierigen Prussiens durchstöbert wird. Der Gesichtsausdruck des gefaßten Sohnes der großen Nation ist vom Künstler ganz besonders treffend wiedergegeben. Heimlich lebt eine pfiffige Verschlagenheit in seinen Zügen, man merkt, daß die Blödigkeit, die er zur Schau trägt, nur eine vorgenommene Maske ist, und ganz allmählich steigt doch die Besorgnis in ihm auf, daß er hier in eine recht unangenehme Situation geraten und daß mit den großen Kerlen in ihren blanken Stahlhelmen nicht zu spaßen ist.

Digitized by Google

An die falsche Adresse. Nach dem Gemälde von Franz Riederich (Düsseldorf)

Digitized by Google

Digitized by Google

Wie die heidnischen Bewohner der Philippinen ihren Acker bestellen

Die Bewohner der Philippinen-Inseln

Von

Kurt Kaulen

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die Amerikaner haben die Gelegenheit der Weltausstellung in St. Louis benutzt, um der Welt zu zeigen, welch ein Segen für die Zivilisation die Amerikanisierung der Philippinen ist. Sie haben beinahe tausend Bewohner der Philippinen nach St. Louis gebracht, die eine Hälfte in der jetzt international gewordenen gelbbraunen Kolonialuniform der sogenannten Native Scouts, die andre Hälfte in der Kleidung der Heimat, die nur bei den Igorrotes und den Negritos, die daheim in paradiesischer Nacktheit herumlaufen, etwas vervollständigt werden mußte. Die Philippiner hatten auf der Ausstellung ihre besondere Niederlassung, wo sie in den nach heimischer Art und mit aus der Heimat gebrachtem Material gebauten Hütten hausten und ihren heimischen Beschäftigungen nachgingen.

Ganz vollständig war die Auslese auf der Ausstellung nicht, denn es gibt auf den Philippinen-Inseln nicht weniger Stämme als es einst Vaterländer in Deutschland gab, und es wäre schwierig gewesen, von jedem dieser Stämme eine Familie herzubringen. Man begnügte sich also damit, von den vier oder fünf Hauptrassen der Philippiner einige Familien nach St. Louis zu schaffen, und natürlich waren diejenigen Insulaner am zahlreichsten vertreten, deren man am leichtesten habhaft werden konnte. Vertreten waren die Negritos, die Igorrotes, die Bagobos und die Moros. Die Visayaner, die schon vor Jahrhunderten von den Spaniern zum Christentum bekehrt worden sind, haben ihre Stammesgenossen in den Reihen der Native Scouts, wo man auch Tagalen, Pampongos und Zambalen findet.

Es lohnt sich, bei dieser Gelegenheit einen Blick auf die verschiedenen Bewohner der Philippinen zu

Ein kleiner Bogenschütz (Igorrote)

Digitized by Google

Frau und Kind vom Stamm der Igorrotes

werfen und zu sehen, was drei Jahrhunderte spanischer und acht Jahre amerikanischer Herrschaft aus ihnen gemacht haben. Die Ureinwohner der Philippinen scheinen die Negritos zu sein, eine häßliche, den Australiern nahestehende, kleine Negerrasse, mit der die Spanier nicht das geringste anzufangen wußten. Heute noch können die von jeglichem Firnis europäischer Kultur verschont gebliebenen Negritos von ihren Bergesgipfeln auf Manila mit seiner Kathedrale herabschauen, so nahe wohnen sie der Hauptstadt, und trotz dieser Nachbarschaft sind sie noch in genau dem nämlichen Zustande wie am Tage, wo der Baske Legaspi als der erste Europäer in der Bai landete. Sie haben sich weder zum Christentum bekehrt noch der politischen Obrigkeit unterworfen, sie haben weder Spanisch gelernt noch irgendeine Sitte, sei sie gut oder schlecht, von den europäischen Herren des Landes angenommen. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, sowie Messer, die sie im Tauschhandel von den höherstehenden Tagalen erhalten. Nur im Verkehr mit den christlichen Eingeborenen, welche die Vermittler zwischen den Europäern und den Negritos spielen, legen die letzteren eine notdürftige Kleidung an, sonst gehen sie vollständig nackt. Zu den Negritos gehören sechs oder sieben Stämme, die aus der Vermischung der Negritos mit den Visayanern entstanden scheinen. Die Stämme haben indessen keinerlei Zusammenhang, sondern wie die Australier ziehen die Negritos familienweise im Lande herum und bekämpfen einander vorkommenden Falles. Sie bestellen weder das Land noch bauen sie Hütten und bilden mit den Australiern etwa die unterste Menschenstufe, die den europäischen Forschern bisher vorgekommen ist. Die Amerikaner scheinen sich diesen Ureinwohnern der Inseln gegenüber keine Illusionen zu machen, sondern sie denken, wie einer von ihnen in einem Buche über die Inseln sagt: „Die Negritos können den Vereinigten Staaten nur zum Studium ethnographischer Probleme und zur Lieferung von Skeletten für die Museen dienen."

Die Negritos sind über die sämtlichen 1600 Inseln des Archipels verstreut, die übrigen Stämme findet man nur in gewissen Gegenden und streng von den andrer Religion huldigenden oder andrer Rasse angehörigen Stämmen getrennt. Der Religion nach teilt man diese mehr als hundert kleiner Staatswesen ausmachenden Stämme in drei große Gruppen ein: Heiden, Christen und Mohammedaner. Auf Luzon sind die christlichen Tagalen und die heidnischen Igorrotes am zahlreichsten, auf Panay, Negros, Cebu, Bohol und Samar wohnen fast nur christliche Visayaner, Palawan ist außer von vielen Heiden und einigen Christen von den mohammedanischen Moros bewohnt, und auf Mindanao sind diese der Rasse nach mit den Malaien zusammenhängenden Mohammedaner ebenfalls sehr zahlreich, während die übrigen Einwohner, darunter das durch seine prächtige Kleidung ausgezeichnete Reitervolk der Bagobos, in der Mehrzahl Heiden sind, obgleich

Dreizehnjährige Negritofrau mit ihren Kindern

Digitized by Google

Igorrotes beim Hausbau

die spanischen Missionare seit langer Zeit und nicht ganz ohne Erfolg unter ihnen tätig waren.

Die Igorrotes unterscheiden sich wohl kaum der Rasse nach von den Tagalen, aber im Laufe der Zeit mag sich ihr Charakter von dem ihrer im Tieflande wohnenden Landsleute geändert haben. Während diese das Christentum angenommen und sich in der Hauptsache der spanischen Herrschaft gefügt haben, behaupten die das Hochland von Luzon bewohnenden Igorrotes ihre Unabhängigkeit, ihre Religion, ihre Sitten und Gebräuche. Obgleich weit höher stehend als die Negritos, kommen sie diesen doch insofern nahe, als auch sie kaum von irgendeiner Kleidung etwas wissen wollen. Indessen haben sie wie die Tagalen feste Wohnsitze und bebauen das Land. Der amerikanische Professor Dean Worcester stellt ihnen das Zeugnis großer Sittenreinheit aus im Gegensatze zu den christlichen Tagalen und Visayanern und fügt hinzu, daß die Reinheit der Sitten mit der Entfernung von den europäischen Niederlassungen und von den christlichen Kirchen zunehme.

Am zahlreichsten und wichtigsten nach den Tagalen sind die Visayaner, die schon seit langer Zeit zum Christentum bekehrt sind, ihrem Aussehen nach sowohl mit den Tagalen wie mit den Malaien von Borneo verwandt sind und eine andre Sprache als die Tagalen sprechen. Diese Verschiedenheit der Sprache der beiden Hauptstämme sowie der Umstand, daß sie sich gegenseitig als feindselig gesinnte Fremdlinge gegenüberstehen, während die heidnischen Negritos, Igorrotes u. s. w. und die mohammedanischen Moros wiederum ihre eignen Wege gehen und alle andern Stämme als Feinde ansehen, gibt den Schlüssel zu dem Geheimnisse der Erfolge der Handvoll Europäer unter acht Millionen Eingeborenen. Als die Spanier die Inseln entdeckten, erfreuten sich die Visayaner einer gut geordneten öffentlichen Organisation, und im Grunde ist daran nicht viel geändert worden.

Von den die Insel Mindanao bevölkernden Stämmen verdienen die Bagobos trotz ihrer geringen Zahl Interesse, sowohl um ihrer prächtigen, über und über mit Muscheln besetzten Tracht willen als auch, weil wir es hier mit einem Reitervolke zu tun haben, wo Mann, Weib und Kind reitet, und wo der Pferdezucht ebenso große Sorgfalt und Aufmerksamkeit gewidmet wird wie etwa in einem englischen Gestüte. Die Bagobos sind gefürchtete Kopfjäger, aber trotzdem ist es den spanischen Missionaren gelungen, viele von ihnen zum Christentum zu bekehren.

Digitized by Google

Die Moros von Mindanao haben als gefährliche Seeräuber den Spaniern viel zu schaffen gemacht. Erst als im Jahre 1860 ein Kanonenboot in den Philippinen erschien und den Kampf gegen die Piraten aufnahm, war es mit diesem Schrecken der Inseln vorbei, und jetzt sind die Seeräuber allmählich zu Fischern und Matrosen geworden. Der Haß gegen die Spanier, mit denen sie einen jahrhundertelangen Kampf geführt haben und denen sie schließlich unterlegen sind, sowie auch die Feindschaft, die immer zwischen den christlichen und heidnischen Bewohnern der Inseln und den mohammedanischen Küstenbewohnern bestanden hat, machte die Moros zu nützlichen Bundesgenossen der Amerikaner, als die christlichen Tagalen sich gegen die neuen Herren erhoben. In der gleichen Weise benutzen jetzt die Amerikaner die Native Scouts der Bisayaner gegen die Tagalen und umgekehrt, wie es gerade die Ereignisse gebieten. Wie es die Spanier verstanden haben, aus der Uneinigkeit der Eingeborenen Nutzen zu ziehen, so wird es auch Onkel Sam dieser Uneinigkeit zu verdanken haben, daß er sich hier festsetzen und die Philippiner beherrschen darf.

Natürlich haben die Amerikaner in den wenigen Jahren ihrer Herrschaft noch keine zivilisatorischen Erfolge erzielen können. Ihre offiziellen Berichte rühmen zwar die Tätigkeit der neu eingerichteten Schulen und die Verbreitung der englischen Sprache, aber in Wirklichkeit ist davon recht wenig zu merken. Die Spanier haben in der Hauptsache alles beim alten gelassen; sie haben zwar, soweit sie es konnten, die Eingeborenen zum Christentum bekehrt, aber dieses Christentum hat mit der europäischen Kultur wenig zu tun. Positive Errungenschaften haben die Spanier bei der Unschädlichmachung der Moros und bei der Unterdrückung der in früherer Zeit beständig wütenden Fehden und Kriege der Stämme untereinander aufzuweisen. Im übrigen stehen die Eingeborenen in ihrer ungeheuern Ueberzahl heute noch auf der nämlichen Kulturstufe wie bei der Ankunft Legaspis. Die Amerikaner weisen laut und nachdrücklich auf diese Tatsache hin und meinen, darin einen Beweis der Unfähigkeit Spaniens zu finden. Der spanischen Mißwirtschaft soll hier allerdings nicht das Lob geredet werden, und speziell die verschiedenen Orden haben dort unten keinen neuen Beweis erbracht für die kolonisatorische Begabung der großen katholischen Kirche. Indessen ist es mehr als wahrscheinlich, daß irgendein andres europäisches Volk hier nicht mehr geleistet hätte als die Spanier, und die Amerikaner dürften sich schon im nächsten Jahrzehnt von der alten Wahrheit überzeugen, daß Tadeln leichter ist als Bessermachen. Bekanntlich haben ihnen die Bewohner der Philippinen im offenen Aufruhr schon viel zu schaffen gemacht, und die amerikanische Kolonialpolitik, die mit so großem kriegerischen Aufwand in Szene gesetzt wurde, hat hier noch eine harte Nuß zu knacken.

Ein Haus der Moros

Digitized by Google

Aus dem Skizzenbuche von Mathias Schmid (München): Partie bei Ischgl

Empire

Skizze

von

Agnes Harder

Ich war seit Wochen in einem Waldhause Ostpreußens Sommergast. Eine knappe Stunde entfernt stiegen altertümliche Kirchtürme auf, lag der Dunst und Qualm einer mittelgroßen Stadt, und vielleicht doppelt so weit nach der entgegengesetzten Richtung, und ich konnte in das Reich des weißen Zaren hineinschauen, wenn ich mir die Mühe machte, mir einen Tagespaß zu besorgen. Da ich die zweifelhaften Freuden eines russischen Grenzstädtchens, den Marktplatz mit den Wagen der litauischen Bauern und der sie umlagernden Juden, das bunt eingewickelte, sehr süße Konfekt und die geradezu halsbrecherischen Wege schon mehr als einmal genossen hatte, so blieb ich unter den wundervollen Buchen, sammelte Steinpilze und wartete auf die ersten gelben Blätter. Denn es waren jene stillen Tage Ende September, die so verklärend wie eine letzte Liebe noch einmal allen Glanz und Schimmer um mich breiteten.

Auch nach der Stadt unten ging ich nicht. Ich kannte sie, und ich liebte sie nicht. Ich wollte überhaupt nichts von Menschen, nur nach schweren Arbeitswochen dem matter werdenden Herzschlag der Natur lauschen. Niemand hatte irgendeinen Anspruch an mich. Nur ein paar Tote auf dem Friedhof warteten auf den Kranz aus Heidekraut, den sie immer bekamen, wenn ich in dieser Gegend weilte.

Eines Vormittags hatte ich ihn hinuntergebracht und ging langsam und nachdenklich in der Stimmung, die man von Gräbern mitbringt, zum Waldhause zurück. Auf halbem Wege etwa blieb ich erstaunt stehen. Hier winkten hinter einer hohen Hecke geheimnisvoll die Wipfel hoher Linden. In meiner Kindheit, das wußte ich genau, war immer alles verschlossen gewesen, nicht einmal eines Namens für das etwas abseits gelegene Grundstück entsann ich mich. In einem dicht anschließenden Vergnügungslokal hatte ich oft geschaukelt, und wenn es so recht hoch ging, dann sah ich drüben hinter der Hecke das Ziegeldach eines Hauses. Sonst nichts.

Digitized by Google

Desto erstaunter war ich nun, neben der Hecke in einem Fahrweg, der offenbar zu Wirtschaftsbauten führte, eine Frau neben einem kleinen Wagen einherschreiten zu sehen, den ein Esel zog. Es standen die hölzernen Litergefäße darauf, in denen man hierzulande das Obst verkauft, und auf der Strohschütte lagen noch einige angeschlagene Aepfel und Birnen. Ich war dem ländlichen Fuhrwerk unwillkürlich gefolgt, als die Frau, die meine Aufmerksamkeit wohl auf den Esel beziehen mochte, sich umwendete und im breitesten Dialekt sagte:

„Er kostet weniger als ein Hund, und ich schaff' es nicht mehr, ich hab' es seit diesem Winter in den Beinen."

„Verkaufen Sie Obst?" fragte ich.

„Fallobst, denn was das Edelobst ist, das kriegt man hier doch nicht bezahlt, das geht all nach Berlin. Wollen Sie reinkommen und es sich ansehen, Fräuleinchen?"

Ich folgte ihrer Aufforderung und schritt hinter ihr her nach einem kleinen Häuschen, in dessen offenem Stall sie mit dem Esel verschwand. Sie zeigte aber mit der Hand nach dem Heckengange, der zum Landhaus zu führen schien, und als ich ihn entlangschritt, hatte ich die angenehmste Ueberraschung, die in der klaren Stille des Septembertages fast unwirklich schien.

Vor mir lag ein kleines Haus im reinsten Empirestil. Eine zerbröckelnde Stuckschleife saß über den Fenstern und in der Giebelwand. Eine abgerundete Glastür führte in ein großes Zimmer zu ebener Erde. Als ich es betrat, benahm mich zuerst der strenge, süße Duft des reifen Obstes, das auf Strohmatten auf den Boden gebreitet war. Gravensteiner und Kalville, die in die ganz verblaßte Herrlichkeit, über die Zeit und Staub einen dünnen Schleier gebreitet hatten, lebhafte rote und gelbe Farbentöne warfen. Besonders große Exemplare waren wie zur Schau auf ein dünnbeniigtes Spinett gelegt oder spreizten sich auf den Bezügen der Polsterstühle an den Wänden. Lächerlich feierlich saßen sie da, als hätten Duft und Reife ihnen ein Recht dazu gegeben, während sich im Nebenzimmer, das offenbar eine kleine Bibliothek gewesen, weichflaumige Pfirsiche auf den Bücherschränken ausbreiteten, gerade über Rousseaus Emile und den Konfessionen. Ich mußte ganz vorsichtig schreiten und mein Kleid hochheben, als es die Treppe herunterpolterte und ein junger Mensch mit einem großen Korbe in den Gartensaal trat. Erstaunt sah er zu mir hin, als ich ihm aber meine Anwesenheit erklärte, meinte er lachend:

„Sehn Sie sich man ruhig alles an. Nun wird doch bald aufgeräumt mit den alten Scharteken. Ersten Oktober kommt die neue Herrschaft aus Riga auf der Durchreise her, und denn ist die Mottenzeit vorbei. Ich hab' all einen Platz bei dem Obsthändler in Berlin, und Mutter kommt auch mit, denk' ich. Etwas abfallen wird doch dafür, daß wir hier in dem klabastrigen Nest gesessen haben seit Anno Schnupftabak."

Ich sah mir damals wirklich noch die oberen Räume an, die kleinen Zimmer, die als Wohn- und Schlafgemach gedient haben mochten. Hier war man noch rücksichtsloser vorgegangen als in den Staatsräumen. Auf den Strohschütten lag die Birnenernte, grüne Pfundbirnen und Bergamotten, und in einem köstlichen Waschservice von feinem Porzellan, das mit Schleifen und Rosensträußchen bemalt und überall angeschlagen war, eine Ernte auserlesener Forellenbirnen, wie aus Wachs, so gelb und rot geteilt.

Der Obstgeruch trieb mich aus dem Hause hinaus und hing noch am Nachmittag in meinen Kleidern. Ich war müde von dem weiten Gang und legte mich auf das unbequeme, harte Sofa des Gastzimmers. Ich schlief auch ein, aber blasse Gestalten gingen durch meinen Traum. Eine Frau in weißem Kleide, das unter der Brust mit honiggelbem Bande abgebunden war, und ein Mann in braunem Frack mit Gamaschen haschten sich in dem Heckengange, und als ich verwirrt aufwachte, war ich fest entschlossen, hinter das Geheimnis des Hauses zu kommen, das keinen Namen hatte, über dessen Tür aber als stolzes Motto: A moi! stand.

Es war nicht schwer. An den Tagen, die dem Wochenmarkt in der nahen Stadt folgten und vorangingen, weidete der Esel friedlich auf den Wiesen, die nach der Straße zu bis an die Außenhecke gingen, gleichsam um die große Bauminsel des inneren Parks noch besser vor jeder Berührung mit der Alltagswelt da zu schützen. Dann half ich Großmutter, Mutter und Enkelsohn, die Aepfel sorgfältig in Papier zu wickeln und in Zementtonnen zu verpacken, und dabei erfuhr ich, was sie selber wußten.

Großmutters Vater hatte mit dem Grafen den unglücklichen Krieg mitgemacht. Er war russischer Untertan, in den Ostseeprovinzen zu Hause, und hatte sich mit Begeisterung in jenen Teil des Feldzuges gestürzt, den die immer versprochene, nie eintreffende russische Hilfe zu einer Episode machte, die dem Korsen unangenehm wurde. In dem wütenden Ringen bei Preußisch-Eylau, in dem die Schneeflocken des ostpreußischen Winters sich jagten wie die zu Eis gewordene Sehnsucht und Not der Herzen, wurde er verwundet. Als der idealistische Zar Alexander nach der spärlichen Winterblume seiner Preußenfreundschaft in Tilsit mit Napoleon auf dem in der Memel verankerten Prahm jene für den Augenblick vorteilhaftere Verbindung schloß, bei der er den König von Preußen mit ein paar höflichen Beileidsäußerungen der Willkür des Diktators überließ, kehrte der junge Offizier auf einem Pachthof bei Preußisch-Eylau eben wieder ins Leben zurück, nachdem er, wie er es in der antikisierenden Sprache seiner Zeit ausdrückte, monatelang zwischen den Schatten des Hades geweilt hatte. An der Hand aber führte ihn bei diesem langsamen Sonnengange des Gutspächters blonde Tochter Elise.

Nicht meine Phantasie hatte sie mir damals im Traum erscheinen lassen. Es war eine Rückerinnerung an ein längliches Pastell, das im Gartenzimmer über dem Spinett hing. Dort trug sie das weiße Kleid mit dem honiggelben Brustband, und aus dem runden Gesicht mit den Grübchen sahen mich ein Paar unschuldige Kinderangen an.

Die hatten freilich die Tränen kennen gelernt.

Großmutter wußte es ganz genau, denn sie hatte es von den mithandelnden Personen in mündlicher Ueberlieferung. Hatte doch Madame Elise, wie sie sie nannte, sie aus der Taufe gehoben. Als

Digitized by Google

die letzte Obsttonne geschlossen war und die Strohmatten aus dem Hause entfernt waren, hatte ich mir die Freundschaft des sonderbaren Kleeblatts, von dem ein jedes in die Dunsthülle der Lebensanschauungen seiner Generation eingewickelt war, wie gewisse Raupensorten in einen Sack, so zu eigen gemacht, daß ich in Garten und Haus nach meinem Gutdünken schalten konnte. Und da verließ ich den derben Boden großmütterlicher Ueberlieferung und brachte die Dinge zum Reden, von denen überkluge Menschen sagen, daß sie keine Seele haben und nicht reden können.

Mir aber sprachen sie. —

Da gelüftet werden mußte, so waren die grünen Läden unter den Stuckschleifen überall zurückgeschlagen, die Fenster und Türen geöffnet, und eine unwahrscheinlich warme und klare Herbstsonne durchflutete das ganze Haus. Ich möchte sagen, eine leise und melancholisch klingende Helle, die feine Stimmen weckte, die nur zur Seele sprachen. Der würzige Obstgeruch war zudem geblieben und haftete nun den apfelgrünen zerschlissenen Bezügen der Stühle im Gartensaal wie etwas Ureignes an.

„Hier saß sie, hier, wo du jetzt sitzest," flüsterte es. „Und er spielte. Wenn er die Augen von den Noten hob, konnte er sie drüben im Spiegel sehen und lächelte. Des Abends, wenn der Diener die Windlichter aus dem Park hereinbrachte, sang er noch. Sieh unter den Noten nach. Ihr Lieblingslied liegt obenauf."

Ich suchte. Da war, vergilbt, eingerissen und gebrochen, das Lied „An den Mond". Guter Mond, du gehst so stille — Noch sangen es die Kinder, wenn sie von ihren Schnlspaziergängen hinter der Hecke mit bunten Lampions abends aus dem Walde nach Hause gingen. Aber wer kennt die Verse des alten Volksliedes? Und so las ich:

Nicht in Gold und nicht in Seide
Wirst du dieses Mädchen sehn,
Nur im schlichten weißen Kleide
Pflegt Elise stets zu gehn . . .
Sag, daß ich nicht ohne Sünde
Lieben könne in der Welt,
Lauf, und sag's dem guten Kinde,
Ob ihr diese Lieb' gefällt!

Und die Schmetterlinge draußen auf den Rabatten mit violettsamtenen Skabiosen und pastellfarbenen Balsaminen, die wußten es, daß Elise zufrieden gewesen war, nur vor Gott und seinem Herzen das Weib des geliebten Mannes zu sein.

Trauermäntel und Admirale wiegten sich langsam auf den späten Blumen. Zwischen den hohen Hainbuchenhecken lag die Rabatte. Die Sonne brütete hier. Langsam, langsam bewegten die vornehmen Sommervögel ihre Flügel, langsam neigte sich am biegsamen Stengel die Skabiose, wenn sich der Trauermantel mit dem feinen gelben Rande auf den schwärzlichen Purpursamt ihrer Blüte setzte.

„A moi!" hatte der scheidende Offizier dem zitternden Mädchen beim Abschied in das Stammbuch geschrieben. Und ein doppeltes Datum stand darunter, das des Tages und das der Todesschlacht bei Preußisch-Eylau.

Aber es war unmöglich für den jungen Grafen, der in den unruhigen Zeiten, die doch so recht eigentlich Zeiten der „Lebensläufe in aufsteigender Linie" waren, Aussichten auf eine glänzende Karriere hatte, die Seinen mit der Heirat mit dem Pächterskinde zu versöhnen. Die Folge wäre sein Ausscheiden aus dem Offiziersstande gewesen und der Verlust der Hoffnung, an dem Kampfe der Vergeltung teilzunehmen, der kommen mußte, für den jeder Tag, jede Stunde nur eine Vorbereitung war.

„A moi!"

Die hohen Linden, die um das Haus standen, rauschten es mir, als ich eines Abends heranging, um in dem Schlafzimmer die Fenster zu schließen. Drunten auf der Wiese, wo die Obstbäume standen, ballte sich der herbstliche Dunst zu Schleiern. Unruhig wogten sie her und hin, Träume von Liebe, Entsagung und Sehnsucht, die über ein kleines, eingeschlossenes Mädchenleben gezogen waren. Da brach der Mond durch und zog den flatternden Schleier zu sich heraus, und da sah ich die beiden, die sich liebten, am ersten Abend hier am Fenster stehen und ihre Blicke denselben Weg gehen.

„Sag, daß ich nicht ohne Sünde
Lieben könne in der Welt —!"

Aber die Zeit war groß genug, um auch ein furchtsames Mädchenherz zu ziehen. Und dennoch waren diese ersten Jahre stiller Liebe hinter den hohen Hecken unruhig wie jene Grundwellen, die bei scheinbar glatter See ein Schiff erbeben machen können.

Der Graf verreiste oft. Wenn er zurückkam und das weiche Glück legte sich an seine Brust, dann galt es immer, einen neuen Schmerz gemeinsam zu begraben, um einen neuen Toten zu weinen. Schill und die Weseler Märtyrer, Andreas Hofer und zuletzt Königin Luise.

Es war keine Zeit, in der das Glück wie eine weiße Sommerwolke selig im Blau schweben konnte.

An den Kämpfen in Spanien hatte der Graf nicht teilgenommen. Er wollte sich nicht so weit von der Heimat entfernen. Die mußte doch rufen. Zar Alexander mußte doch eines Tages aus seinem französischen Traum erwachen. Und der Tag kam. Die Welt schrieb die Jahreszahl 1812.

Was mag die Frau empfunden haben, die allein in dem Hause blieb, das die flatternden Schleifen zierten, weil seine zärtlichen Hände so gern mit den Bändern ihres schlichten Kleides spielten? Das horchende Europa bekam durch Monate keine Nachricht von dem, was sich abspielte hinter dem dichten Wintervorhang auf endlosen Steppen. Was hörte Elise aus dem Schrei der Raben, die auf den kahlen Linden saßen? Ehre — Liebe — Leben — und für das alles in dem Stammbuch, wo die Königsberger Confinen Trauerbirken auf Gräbern mit mehr gutem Willen als Kunst eingezeichnet hatten — als Schlußwort einer ganzen Mädchenzeit ein kräftiges Wort: „Mein!"

Es war im März 1813, da preschte in der frühen Dunkelheit, in der die Venus wie eine blaue Flamme vom Himmel funkelte, ein Reiter vor die Dienerwohnung. Die Frau drin schrie auf. War doch ihr Mann mit dem Grafen mit, und keiner wußte von ihm. Aber den Reim aus Bürgers Leonore: Grant's Liebchen auch vor Toten? den kannte auch das Weib aus dem Volk.

Digitized by Google

Es war aber kein Toter, obgleich es eine Zeit war, daß Kies und Funken unter den Hufen eines ganzen Heeres stieben konnten, wenn die zu nächtlichem Ritt aufwachten, die drüben auf den tauenden Steppen saulten. Und auf der Treppe zum Gartensaal klirrten Sporen, und auch hier ein Schrei von dem blassen Munde des Weibes, das in die verblassenden Rosen des nächtlichen Himmels gesehen hatte, über welche die Venus trimmphierte.

Eine Nacht konnte er bleiben! Dann ging es nach Schlesien, in den Morgen hinein, in den Völkerfrühling. Er war Oberst geworden, und die furchtbaren Monate des russischen Winterfeldzuges hatten ihn weit über seine Jahre gereift. Wieder, wie bei Preußisch-Eylau, hatte er den Tod gesehen und Aasgeier in seinem Gefolge, und die Nacht, in der er nun in der wunderbaren Stille sein Weib am Herzen hielt, mochte ihm sein wie die Erinnerung an ein Gebet aus seiner Kinderzeit.

Der letzte Kampf! Aber dieses Mal kam Nachricht von Sieg nach Sieg, dieses Mal waren die Schwingen adlerstark, und mit Flügeln der Morgenröte ging es vorwärts.

Ich fand die Briefe nicht in dem kleinen Sekretär, der in der Bibliothek stand. Großmutter sagte mir auch, warum. Die lagen im Garten unter den vierzehn Linden, die um den großen Grabstein rauschten, in den so viel Orden eingemeißelt waren und Wappen und Ehrenzeichen — und der doch nur einen Namen trägt, ob auch zwei Herzen darunter schlummern. Aber ich sehe, wie sie zwischen den Hecken einherlänft mit diesen Liebesboten, die von allen Schlachtfeldern diesseits und jenseits des Rheines zu ihr sprechen, die Ruhm melden und Ehre und Liebe. Leichtbeschwingt ist ihr Fuß, und dann wird er zögernd und langsam. Unter der Weide am Weiher liest sie seinen letzten Brief. Als junger General, unglaublich fast für seine Jahre, ist er in Paris eingezogen.

Für mich gibt der verwachsene Weiher das Bild noch einmal wieder. Im Herbstschimmer schwimmt es auf der Flut, die weiche Gestalt und die ernsten Augen.

„Nicht um mich, Liebster, nicht um mich!" An dem Abend schrieb sie ihm den Scheidebrief.

Und dann ein Männerantlitz, angstverzerrt. Das starrt hinein, und die sehnige Faust bricht den Ast, den sie hielt. Solch ein Echo kann nie einschlafen. Der Schrei dieser Verzweiflung rauscht durch die Wipfel, Nacht um Nacht.

Acht Tage hat er sie gesucht, ihren Abschiedsbrief auf der Brust. Und dann hat er sie zum zweiten Male aus dem Pächterhause geholt. Hinten im Garten, wo die Hecke dicht am Kartoffelacker hinführt, ist eine Art Fenster in sie eingeschnitten. Herbstspinnen haben feines Gitterwerk darübergezogen, in dem hier auf der Schattenseite noch um Mittag der schwere Tau hängt. Das Kartoffelkraut ist schon braun, blasse Wegewarte und roter Mohn stehen dazwischen. Ueber den Erdhügel weg aber winkt ein Kirchturm. Seinetwegen ist das Fenster in die Hecke geschnitten.

Der Graf hatte seine Uniform schon ausgezogen, als er dort in dem kleinen Dorf vor den Altar trat. Sie meinte, es müsse ein Opfer sein, dem die Reue folgen würde wie der Donner dem Blitz. Aber das war nicht der Fall. Die deutsche Erde hatte genug Blut getrunken für lange. Und die Zeit war zu groß gewesen, um ein edles Herz mit Eitelkeit zu füllen. Als aber so bald nach dem Freiheitsrausch die Reaktion kam und sich wie Mehltau hüben und drüben auf die Erntefelder des Friedens legte, da schlief sie ruhig. In dem Streit mochte sie ihn nicht wissen. Es war ihnen nicht das Schicksal von Philemon und Baucis beschieden. Sie hatten beide kaum die Höhe ihres Lebens erreicht, als die Cholera im Leichenlaken durch Ostpreußen zog, auf der alten, pappelbestandenen Heerstraße nach Rußland zu. An einem Tage sind sie gestorben, und ein Sarg hat sich über ihnen geschlossen.

Er hatte die vierzehn Linden um seine Grabstätte hinten im Garten schon selber gepflanzt. „Auf ewig" sollten sie erhalten werden, „auf ewig" sollte das Haus für die seines Namens verschlossen sein. Nur den Stein hatten sie auf ihn gelegt, dem ihr Hochmut keinen Orden unterschlagen hatte und keinen Titel, und noch im Tode hatten sie die verleugnet, die für die wenigen Leute in der Dienerwohnung doch immer nur Madame Elise geblieben war.

Jetzt ist sein Name erloschen, und an die andre Linie fällt auch das Haus. Es wird verkauft werden, und die alten Möbel werden in fremde Hände kommen. Dann werden sie nicht sprechen, wie hoch man sie auch bezahlen sollte. Denn das Empire hat seinen Preis heutzutage.

Nur noch eine kurze Woche flutet die Sonne durch das stille Haus. Die Trauermäntel und Admirale heben und senken ihre Flügel auf dem tiefen Samt der Stabiosen, und von den Obstbäumen, die auf der Wiese stehen, fällt hin und wieder schwer ein Apfel zur Erde. Er wurde vergessen. Es bleibt immer etwas übrig von der Tafel des Sommers wie vom Gastmahl des Lebens, und das spricht seltsam laut von dem, was war.

Am letzten Abend vor meiner Abreise nahm ich eines der Windlichter, die ich im Keller gefunden hatte. Schön geschwungene Gläser auf hohen antiken Bronzeleuchtern. Ich steckte es an und ging vorsichtig durch die Hecke zu dem Grabe. Auf der Steinplatte setzte ich es nieder. Sein heller Kreis fiel gerade auf einen Orden an breitem Bande, der die andern umschlang. Da war es mir, als sei ein köstliches Geheimnis mein geworden, eines von denen, die uns helfen im Leben, wie der Gedanke an einen vergrabenen Schatz der Armut helfen mag.

Ein Käuzchen schrie, als der Gärtnerhund sich mich wie allabendlich zum Waldhaus zurückführte. Mein Koffer stand gepackt. Ich legte nur das Kleid obenauf, das ich in diesen Tagen getragen. Der Geruch der Aepfel hing noch in seinen Falten, reif und süß, mit einem welken Hauch frühen Vergehens.

Digitized by Google

Zwei Freundinnen. Nach dem Gemälde von F. Max Bredt (Ruhpolding)

Digitized by Google

Schlaflosigkeit

Von

Theo Heelmann

Eine Stunde ruhigen Schlafs iſt ein Pfund Gold wert," ſagt ein norwegiſches Sprichwort. Dieſe nordiſche Volksweisheit klingt wie eine arge Uebertreibung. Wer ſeine Nächte in erquickendem Schlummer verbringt, wird lächelnd berechnen, wieviel Zentner des weltbeherrſchenden Metalls er nach dieſer Wertaufſtellung beſitzen könnte, und er wird im ſtillen nicht abgeneigt ſein, allwöchentlich einige Ruheſtunden gegen eine derartig glänzende Vergütung freundlichſt abzugeben. Aber nur eine einzige ſchlafloſe dahinkriechende Nacht lehrt ſchon, welch berechtigter Kern in der anſcheinenden Ueberſchwenglichkeit ſteckt. Statt Kraftgefühl Abmattung, ſtatt Geiſtesfriſche Verworrenheit, ſtatt Schaffensfreudigkeit Arbeitsunluſt beſchert der endlich heraufdämmernde Morgen. Und bleibt der Schlaf gar dauernd aus, dann wird die Nacht, ſonſt aller Menſchen ſüßer Troſt, zur bitteren, martervollen Qual. Dem ſtetig Schlafloſen dünkt kein Preis zu hoch, könnte er den leichtbeſchwingten Schlummer an das ruhearme Lager locken.

Iſt der Schlaf auch nicht durch Geld erwerbbar, ſo doch durch eine beſonnene Lebensweiſe. Zur Bewahrung des Wohlbefindens unſers Körpers gehört die ausgleichende Lebenstätigkeit aller ſeiner Organe. Man kann ſich den Körpermechanismus als einen klangſchönen Flügel verſinnbildlichen. Iſt die eine oder andre Saite verſtimmt oder abgeſpielt, ſo wird ein geſchickter Virtuos trotzdem auf dem Inſtrument tönende Melodien hervorzuzaubern wiſſen, aber der volle Wohlklang, der reine Wohllaut fehlt dennoch. Die Harmonie der Tonfärbung hat gelitten, und bei der nächſten Gelegenheit kann eine grelle Diskordanz zutage treten. Ein fehlerloſes Zuſammenſpiel, nicht nur im Dur der Leiſtungsfähigkeit, ſondern ebenſoſehr im Moll der Ruhe, kann der Körper nur geben, wenn all ſeine Teile auf gleicher Höhe harmoniſcher Ausbildung ſtehen. Es iſt bekannt, daß ein reger Gebrauch der Organe ihre Stärkung nach ſich zieht. Die Entwicklung der Armmuskeln des Turners, der Schenkelmuskulatur des Radfahrers, der Mundpartie des Berufsredners ſind dafür das ſichtbare Zeugnis. Aber man vergißt die Kehrſeiten dieſer Erſcheinung, die Tatſache, daß der Nichtgebrauch eine Schwächung, einen Zurückgang bedingt. In neuerer Zeit hat eine wiſſenſchaftliche Auffaſſung Boden gewonnen, die die Lehre verficht, daß die einzelnen Teile des Körpers nicht nur aus dem Saftſtrom Nährſtoffe ſchöpfen und die nicht mehr verwendbaren Schlacken an ihn ausſcheiden, ſondern daß ſie auch ſelbſttätig, ein jeder nach ſeiner Eigenart, Stoffe hervorbringen, die für den Geſamthaushalt des Organismus eine für die Dauer unentbehrliche Beiſteuer bedeuten. Die Verkümmerung von Körperteilen muß aber eine Verminderung dieſer ihrer Sonderabgaben in ſich ſchließen, deren Folgewirkung nur ein Fehlbetrag in der Etatüberſicht ſein kann. Aber ganz abgeſehen von der Beteiligung der inneren Sekretion, wie man es genannt hat, mag der Eintritt des Schlafes auf der Ueberſättigung des Blutes mit Kohlenſäure, mag er auf der Erzeugung von Ermüdungsſtoffen oder mag er auf Umſetzungsvorgängen im Nervenſyſtem beruhen, immer wird die normale Pegelmarke der Stoffwechſelflut nicht erreicht werden, wenn große Teile des Körpers eine nur mangelhafte Betätigung finden. An geiſtiger Anſpannung fehlt es in der heutigen Zeit nicht. Die Salondame, der Schöngeiſt, der Bureauarbeiter, der Induſtrielle, der Künſtler, der Gelehrte, ſie alle ſind Nervenmenſchen, wenn auch die nervöſe Klaviatur bei dem einen zu dieſem, bei dem andern zu jenem Leitmotiv angeſchlagen wird. Das, was mehr oder weniger im Hintergrund bleibt, was in die Schattenſeite der Untätigkeit verbannt wird, iſt die Muskulatur, die nicht nur Bewegungs- und Stützapparat iſt, ſondern deren Rückwirkungen ſich weit hinein verzweigen in die Funktionen der wichtigſten Organe. Der Mangel an Gebrauch, an Uebung und Kräftigung des Muskelſyſtems, ſeine jahrelang fortgeſetzte Ausſchaltung aus dem Kräfteparallelogramm der Lebenselemente des Körpers, ſeine Zurückdrängung von den Beitragspflichten zum Emporſteigen der natürlichen Ermüdungswelle iſt eine der Grundurſachen für das Aufkommen der Schlafloſigkeit. Das Muskelſyſtem darf dem Zentralnervenſyſtem gegenüber nicht Stiefkind ſein. Beide haben gleiche Rechte. Der Nervenmenſch muß ſich beſtreben, auch Muskelmenſch zu ſein. Spaziergänge von angemeſſener Dauer, das weite Feld des Sportes, Zimmergymnaſtik, Gartenarbeit ſind die Handhaben, mit denen der Muskelapparat in Bewegung und Anregung verſetzt wird, die Hausmittel, welche die Auslöſung der Ermüdung befördern, die Bauſteine, welche die Schwelle errichten helfen, über die der erquickende Schlummer tritt.

Aber Gebrauch iſt nicht gleichbedeutend mit Ueberanſtrengung. Länger fortgeſetzte Ueberanſtrengung, beſonders wenn ihr nicht von vornherein durch

Digitized by Google

ausreichende Ruhepausen ein geeignetes Gegengewicht geboten wird, wirkt noch verderblicher als Untätigkeit. Es gibt genug Menschen, die sich, obgleich sie sich, wie der Volksmund sagt, kaum Zeit zum Essen und Schlafen vergönnen, eines anscheinend durchaus befriedigenden Wohlseins erfreuen. Doch wie lange? Der Rückschlag tritt früher oder später mit mathematischer Gewißheit ein. Man kann seine geistige Leistungsfähigkeit geraume Zeit hindurch auf eine erstaunliche Höhe hinaufschrauben, man kann zugleich das natürliche Bedürfnis nach Schlaf gewaltsam unterdrücken oder es auf ein möglichst geringes Maß beschränken, aber der Refrain dieser Tarantella ist: Ueberreizung und Zerrüttung. Wer hat nicht schon über die behäbige Gelassenheit gespöttelt und gelächelt, mit der Berufsstände, die schwere Muskelarbeit leisten müssen, zu Werke gehen: Kommst du heute nicht, dann kommst du morgen! Aber so verwandt mit Trägheit dieses Verhalten erscheint, so ist es innerlich doch gerechtfertigt. Der Nichtberufsarbeiter, der gelegentlich an derselben Beschäftigung teilnimmt, beweist durch den Arbeitsertrag, daß man innerhalb derselben Zeit spielend das Doppelte des Berufsarbeiters zu leisten vermag. Doch wie lange? lautet auch hier die Frage. Der Nichtberufsarbeiter gibt eine kurzbemessene Kraftprobe zum besten. Daß ihm am nächsten Tage alle Glieder schmerzen, daß seine Ermattung nahe an Erschöpfung grenzt, davon berichtet er kläglich nichts. Der Steineträger, der Ackerknecht, der Schmied erledigen ihr Arbeitspensum ruhig — sehr ruhig, aber auch stetig, tagein, tagaus. Sie wissen es aus Erfahrung am eignen Leibe, daß nur eine gleichmäßige, sich auf mittlerer Linie bewegende Arbeitsleistung eine dauernde Arbeitsfähigkeit verbürgt, und umgekehrt, daß jede zeitweilige Ueberanstrengung eine ebenso weit zurückgebende Uebermüdung nach sich zieht. Uebermüdung aber mit ihrem Gefolge von Unbehagen, Ruhelosigkeit und Gereiztheit ist die treueste Verbündete der Schlaflosigkeit. Die einzige Waffe zur Abwehr von Ueberanstrengung und Uebermüdung ist kluges Maßhalten. In erster Linie ist es erforderlich auf dem weiten Gebiete der geistigen Erregung. Mag es sich um die Berufstätigkeit oder mag es sich um die Sensationen des gesellschaftlichen Lebens handeln, die Grenze, die das geistige Wohlbefinden selbst errichtet, sollte nie überschritten werden. Aber auch die rein körperliche Betätigung verlangt Maß und Ziel. Der Kopfarbeiter, der zur Gesunderhaltung seines Körpers einen Sport oder eine sonstige Leibesübung pflegt, darf nicht dem Irrtum verfallen, daß der Höhe seiner Gehirntätigkeit auch eine Körperanstrengung von derselben Druckspannung entsprechen muß. Das würde nur Ausgaben auf Ausgaben häufen. Die erste sich fühlbar machende Ermüdung soll vielmehr das Signal sein, daß dem Truppenkörper des Muskelapparates der Abbruch des Gefechtes erwünscht ist. Dann ist das Gleichgewicht zwischen geistiger und körperlicher Arbeit hergestellt, und das Zünglein ist in jener Stellung, die für einen wohligen Schlaf Gewähr leistet.

Wir alle sind in viel höherem Grade Gewohnheitsgeschöpfe, als wir glauben. Mit Recht sagt Emerson: „Gute Gewohnheiten zu haben ist das Geheimnis aller Erfolge.“ Die Erwerbung fester Gewohnheiten aber hängt ab von der Regelmäßigkeit der Lebensführung. Der Beamte, der in den Ruhestand tritt, weiß anfänglich nicht, wie er die Zeit seiner ehemaligen Bureaustunden ausfüllen soll, und wenn es nur so wenigen beschieden ist, die Berufsfreiheit noch lange Jahre zu genießen, so ist nicht der letzte Grund der, daß mit der Aufgabe des Dienstes eine Revolutionierung in allen bisherigen Lebensgewohnheiten einhergeht. Selbst unsre einzelnen Organe unterliegen der Gewohnheit. Wer seine Speisen regelmäßig zu bestimmten Zeiten einnimmt, bei dem meldet sich der Magen pünktlich zur festgesetzten Stunde. Unsre Organe, unser ganzer Körpermechanismus werden unbewußt von einem instinktiven Zeitsinn beherrscht. Wir wachen des Morgens zu derselben Zeit, oft genau zur Minute, fortgesetzt auf, sobald wir nur erst einige Tage daran festgehalten haben, uns regelmäßig zu dem gleichen Zeitpunkt zu erheben. Man hat daher mit einem gewissen Recht von einer Kopfuhr gesprochen. Der Körper lernt die inneren Stoffwechselvorgänge auf einen gegebenen Zeitraum verteilen, und hat er ihn durchmessen, so stellt er entweder das Verlangen nach Ergänzung, oder er mahnt umgekehrt, daß er sich an der vorangegangenen Arbeit Genüge getan hat. In diesem gewohnheitsmäßigen Anpassungsvermögen wurzelt auch der Eintritt des Schlafbedürfnisses. Wer sich einer möglichst regelmäßigen Lebensweise befleißigt und wer namentlich zu einer bestimmten Stunde das Bett aufsucht, dem wird auch der Schlaf nicht fehlen. Unregelmäßigkeit im Beginn der Nachtruhe dagegen, der Brauch, sich bald frühzeitig, bald um Mitternacht, bald noch später ins Bett zu begeben, verscheucht den Schlummer. Der Körper wird verhindert, sich das Unterstützungsmittel der Anpassung zu erwerben. Aber man kann ihm dieses Anpassungsvermögen in gewisser Weise anerziehen. Der Schlaflose, der unter Beachtung der andern Grundregeln fünf, sechs Abende hintereinander zu derselben Stunde das Lager aufsucht, ist vielleicht schon am siebenten überrascht, wie schnell ihm die Lider sinken. Der Schlaf ist zwar kein Hotellkellner, der auf das erste Klingelzeichen erscheint, um sich nach den Wünschen des Gastes zu erkundigen, wohl aber ist er ein aufmerksamer Dienstbote, der die liebgewordenen Gewohnheiten seines Herrn nach Kräften respektiert.

Doch wir sind nicht Abklatsche einer und derselben Schablone, sondern wir sind Individualitäten. Auch der individuellen Veranlagung gebührt Berücksichtigung bei der Herbeiführung des Schlafes. Sie aufzufinden ist Sache der Selbstbeobachtung. Im allgemeinen ist es unangebracht, spät abends und kurze Zeit vor dem Schlafengehen Speisen einzunehmen. Der mit Nahrungsmitteln angefüllte Magen drückt, besonders bei der Rückenlage, leicht auf die in seiner Nähe verlaufenden Blutgefäße, so daß die Blutzufuhr und der Blutabfluß des Gehirns gestört und gehemmt wird. Es ist daher an sich durchaus zweckmäßig, das Abendessen mindestens zwei Stunden vor der Nachtruhe zu verzehren. Nicht selten ist die späte Einnahme der Abendmahlzeit die einzige Ursache der Schlaflosigkeit. Aber es gibt eine ganze Reihe von Personen, denen diese Karenzzeit zu lang ist und

Digitized by Google

die gerade durch sie von Schlaflosigkeit befallen werden. Einige Bissen Weißbrot, Kakes oder Schokolade wirken hier Wunder. Andern wieder ist ein Glas Milch oder ein Apfel ein wahres Schlafmittel. Während bei der Mehrzahl Bier wegen seines Hopfengehalts schlaffördernd ist, rufen bei einzelnen Personen schon wenige Schlucke das Gegenteil hervor. Umgekehrt machen sonst erregende Getränke, wie Kaffee und Tee, zuweilen schlafgeneigt. Selbst der Genuß einer Zigarre kann den Weg in das Reich des Schlafes bahnen.

Ebenso sind Bäder erprobte Vorarbeiter des Schlafes. Aber auch bei ihnen entscheidet die Individualität. Kalte Waschungen des Oberkörpers vor der Bettruhe, kalte Abreibungen oder Einpackungen in nasse Laken sind bei einer großen Anzahl von Schlaflosen von hervorragender Wirkung. Bei einer andern Gruppe dagegen ist kaltes Wasser in irgendeiner Anwendung ein Schlafverscheucher. Ihnen nützen länger ausgedehnte warme Vollbäder oder Sitzbäder oder auch nur Fußbäder. Der erste Versuch wird den richtigen Fingerzeig geben. In diesem Fall kann eben eine jede Badeart ihren Zweck erfüllen, der darin besteht, durch die Ablenkung des Blutstromes vom Gehirn nach andern Teilen des Körpers dieses zu entlasten.

Nicht ohne Einfluß ist die Lage im Bett. Die nach den wissenschaftlichen Grundsätzen zweckmäßigste Lage ist die auf der rechten Seite. Bei ihr wird das Herz nicht gedrückt, die Leber erhält eine sichere Stütze, und der Speisebrei wird leicht aus dem Magen in den Darm entleert. Gleichwohl legen sich doch zahlreiche Personen mit Vorliebe auf die linke Seite. Diesen Schlaflosen ist versuchsweise ein Wechsel der Lage von der linken auf die rechte Körperhälfte anzuraten. Die Erhöhung des Kopfes ist überwiegend zuträglich. Aber auch in dieser Hinsicht gibt es Ausnahmen. Gar nicht wenige sich unruhig hin und her wälzende Personen überkommt sogleich der Schlaf, wenn sie den Kopf tiefer betten. Nervenschwache müssen zuweilen soweit gehen, daß der Kopf tiefer liegt als die Füße. Bekannt ist die Tatsache, daß der Müller nicht nur trotz des Klapperns seiner Mühle einschläft, sondern sogar von selbst aufwacht, wenn die Mühle einmal zufällig stillsteht. Das kleine Beispiel zeigt die Macht, mit der die Umgebung auf den Schlafbedürftigen einwirkt. Es sind oft winzige Kleinigkeiten, die Stellung des Bettes, ein leiser Luftzug, die Beleichtung durch den Mondschein, die den Schlafeintritt zu verzögern beitragen. Probieren heißt in allen diesen Fragen Erkennen.

Die Loslösung endlich von den Sorgen und Bestrebungen des Tages und Berufes in jenen Augenblicken, wo der Ruhende die Verschleierung des Bewußtseins durch die linde Hand des Schlafes erwartet, ist die letzte, aber nicht die unwichtigste Vorbedingung für die Erfüllung dieses Wunsches. Der morgende Tag wird für sich selber sorgen! Ablenkung von den Angelegenheiten, die Kopf und Herz bewegen, und Hinlenkung der Gedanken auf das Gebiet des Indifferenten ist ein wertvoller Kunstgriff der Selbstzucht. Welche Stoffe aus der Gedankenwelt für den einzelnen als Beschäftigungsgegenstand in den letzten Augenblicken des Wachseins am geeignetsten sind, muß die längere Beobachtung lehren. Bei treffender Wahl ist schon ihr fernes Auftauchen im Vorstellungskreis gleichbedeutend mit dem sanften Schließen der Lider.

Unser aller Führerin ist die Natur. Wenigstens sollte sie es sein. Folgen wir ihren Winken, so verhilft sie selbst uns zur Ueberwindung entstehender Schwierigkeiten. Das gilt auch für die Schlaflosigkeit. Aber wie oft weisen wir die Hand, die uns die gütige Leiterin hinreicht, zurück. Dann aber fällt auch die Schuld allein auf uns. Es ist ein hartes, aber nicht unbegründetes Wort: „Jeder hat den Schlaf, den er verdient."

Beim Fünfkreuzertanz

(Zu dem nebenstehenden Bilde von August Mandlick)

Wer den Wiener Volkscharakter studieren und die Wiener Lebensluft in ihrer ganzen Unverwüstlichkeit kennen lernen will, der gehe am Sonntagnachmittag zum „Fünfkreuzertanz" in eines der Tanzlokale, die der Prater in reicher Zahl enthält. Ein bunt gemischtes, tanzfrohes Publikum erfüllt den Raum: Hannakimmen, Ammen, Dienstmädchen und Köchinnen bilden den größten Teil des weiblichen Kontingents, Soldaten, Arbeiter, Lehrlinge sind die Tänzer. Die verschiedenen Nationalitäten, teilweise im Kostüm ihres Landes, geben ein sehr abwechslungsreiches Bild. Im allgemeinen geht es in diesen Volkslokalen anständiger zu als auf Redouten, wo die „bessere" Welt verkehrt. Bescheiden sitzen die Paare bei Bier und Würsteln, und es ist ein Vergnügen, zuzusehen, mit welcher Passion die Lente tanzen, ob mit gezwungener Eleganz oder derb bäurisch. Die böhmische Blechmusikkapelle, die zum Tanz aufspielt, sieht mehr auf strengen Takt als auf Klangschönheit, muß aber immer wieder zugeben, weil lebhaft applaudiert wird. Der Name „Fünfkreuzertanz" hat sich im Volksmunde erhalten, obwohl längst nicht mehr für die einzelne Tour, sondern für den ganzen Nachmittag, d. h. für die Zeit von 4 Uhr bis in die späte Nacht hinein, bezahlt wird.

Digitized by Google

Aus dem Wiener Volksleben: Beim Fünfkreuzertanz. Nach einer Zeichnung von August Mandlick (Wien)

Digitized by Google

Bibliothekzeichen deutscher Dichter

Von

Adolf Schrey

(Hierzu zweiunddreißig Abbildungen)

Seit länger als 400 Jahren besteht in Deutschland eine Sitte, die, von nicht allzu vielen gekannt, eine Zeitlang fast auszusterben schien, dann aber gerade in neuester Zeit einen ganz unerwarteten Aufschwung nahm, ja beinahe zur Modesache ward. Es ist die Sitte, die Bücher, die man besitzt und lieb hat, durch eigens dafür gefertigte Bibliothekzeichen — die sogenannten Exlibris — mit einem Eigentumsvermerk zu versehen, der den doppelten Zweck hat, sie zu zieren und den Besitzer bei etwaigem Verlust kenntlich zu machen. Ist nur letzteres beabsichtigt, so genügt es, wie es die meisten öffentlichen Bibliotheken tun, das Buch zu stempeln oder ein in der Druckerei hergestelltes Zettelchen hineinzukleben mit dem Aufdruck: „Eigentum von Christian Schulze“ oder „Aus der Bibliothek von Wilhelm Müller“. Das ist die einfachste und bescheidenste Form eines Bibliothekzeichens. Daneben jedoch erhielt letzteres von seinem ersten Auftreten in Deutschland an — also etwa seit dem Ende des 15. Jahrhunderts — auch oft eine reichere und liebevollere Ausführung. So ist auf dem ältesten uns erhaltenen deutschen Bibliothekzeichen, einem um 1470 entstandenen Holzschnitt, schon ein Engel abgebildet, der einen Schild trägt. Ein Mönch der bayrischen Kartause Buxheim, namens Hildebrand Brandenburg, hat damit die Bücher verziert, die er seinem Kloster schenkte, und hat das Blättchen roh bemalt. Und vielleicht 30 Jahre später hat kein Geringerer als Albrecht Dürer für seinen ihm innig vertrauten Freund, den berühmten Humanisten Wilibald Pirkheimer, ein Exlibris geschaffen, auf dem der Spruch: „Sibi et amicis“ steht und auf dem Engel das Ehewappen und reichen Girlandenschmuck tragen.

Im Laufe der Zeit hat das Bibliothekzeichen dann seinen heraldischen Charakter mehr und mehr verloren, den es früher vornehmlich hatte. Solange es noch Branch war, daß auch Bürgerfamilien ein Wappen führten, war es natürlich, daß dieses Wappen auf dem Exlibris erschien. Später mußte an seine Stelle etwas andres treten, das Bezug auf den Besitzer nahm. Man half sich damit, daß man in der Zeichnung auf den Beruf, den Namen, auf Charaktereigenschaften und Liebhabereien des Buchinhabers hinwies. Und natürlich wurde damit nicht nur ein viel weiteres Feld für künstlerische Betätigung geschaffen, als die heraldischen Embleme es bisher zugelassen hatten — das Exlibris ward auch individueller, persönlicher, „redender“. Viele der bedeutendsten deutschen Meister haben sich in diesem Zweige der Kleinkunst mit Glück versucht, und die Bibliothekzeichen anzusehen, die ein Max Klinger, Otto Greiner, Franz Stuck, Eduard von Gebhardt, Josef Sattler, Walter Leistikow, Wilhelm Busch u. s. w. geschaffen haben, ist hoher Genuß.

Aus der Riesenzahl deutscher Exlibris — Graf Leiningen-Westerburg, der erste Sachverständige darin, schätzte sie 1901 auf etwa 12000 verschiedene Blatt — sollen heute nur diejenigen herausgehoben werden, die speziell deutschen Dichtern gehören. Da führt der „teutsche Rabelais“, Joh. Fischart, der sprachgewaltige Satiriker des 16. Jahrhunderts, die Reihe an. Man kann von ihm, dessen ungeheure Belesenheit Staunen erregt und der literarischer Beirat eines ihm verwandten Buchdruckers war, von vornherein annehmen, daß er eine stattliche Bibliothek besaß, und um 1580 herum schnitt ihm Jost Amman dafür ein Exlibris: sein Wappen in reicher Renaissance-Umrahmung mit den Buchstaben J. F. G. M., die gleichzeitig „Johann Fischart genannt Mentzer“ wie auch seinen Spruch: „Jove favente gignitur Minerva“ bedeuten.

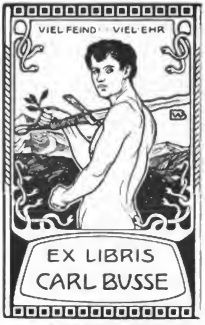
Dann treten uns erst im 18. Jahrhundert wieder Bibliothekzeichen von Literaturgrößen entgegen: so hatte Gottsched, der pedantische, aber verdienstvolle Schriftsteller und Gelehrte, ein um 1760 gestochenes, das Bücherschränke und eine sitzende, gewaffnete Minerva zeigt. Die Minerva und der ihr heilige Vogel, die Eule, werden überhaupt gern für solche „Bucheignerzeichen“ gewählt. Christoph Friedrich Nicolai, der Freund Lessings und der Gegner aller andern Großen, der Typus des Berliner Bildungsphilisters, verzierte seine Bücher mit Blättchen verschiedener Größe, auf denen man, sauber gestochen, Genien mit Druckwerken vor Gesträuchen sieht. Schließlich hat auch der Vater Gleim, der liebenswürdige Anakreontiker

Hugo Steiner fec.

Digitized by Google

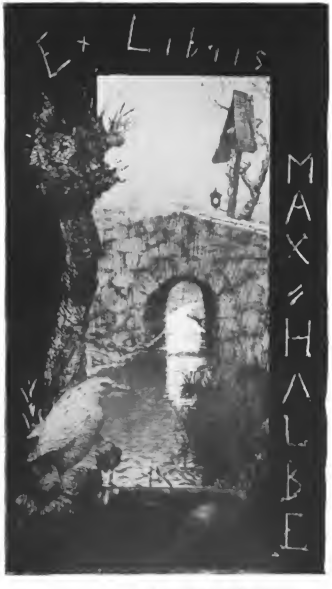
Bernhard Wenig fec.

Albert Knab fec.



Bernhard Wenig fec.

Fr. Oppenheimer fec.



E. O. Engel·Dachau fec.

Digitized by Google

Marie Stüler-Walde fec.

Heinrich Vogeler fec.

E. Doepler d. J. fec.

ein von den Brüdern Schleuen verfertigtes Exlibris besessen, das man wohl mit stillem Lächeln ansieht. Denn wie man weiß, war der Halberstädter Poet gütigster Freund und Helfer, der die zärtlichsten der Freundschaftsbriefe schrieb und überall mit Geld nachhalf — und sein Exlibris stimmt ganz dazu; denn darauf steht: „Gleimii et amicorum!“ — Aus der Bibliothek „Gleims und seiner Freunde!“ Selbst in dieser Form mußte der alte Herr spenden und teilen.

Ein in Kupfer gestochenes Wappenexlibris führte der berühmte oder berüchtigte Lustspieldichter August von Kotzebue, und auf einem schlichten Blättchen findet man in einfacher Linienumrahmung — ohne bildlichen Schmuck — den Namen „Johann Wolfgang von Goethe“. In seiner Leipziger Zeit hatte der große Dichter für Käthchen Schönkopfs Bücher ein Exlibris selbst radiert. Für seine eigne Bibliothek jedoch hat er keines gemacht, und man nimmt mit Recht an, daß die Eignerzeichen, die seinen Namen tragen, erst nach seinem Tode zur Kenntlichmachung seiner Bibliothek in die einzelnen Bände geklebt wurden, daß also hier ein sogenanntes Memorien-Exlibris vorliegt.

Paul Voigt fec.

So hat die Berliner Medizinische Gesellschaft zum Beispiel im vorigen Jahre beschlossen, den ihr vermachten Teil der Bibliothek von Rudolf Virchow mit solch einem Memorien-Exlibris, das den Namen des großen Forschers trägt, zu schmücken.

Immerhin sind es, wie man sieht, doch nur wenige aus der großen Zahl älterer deutscher Dichter, die über ein eignes Bibliothekzeichen verfügten. Und während im Auslande die Goncourts, Victor Hugo, Manzoni u. s. w. ihre Schätze damit kenntlich machten und zierten, stehen die deutschen Dichter derselben Zeit zurück. Da kam der gewaltige Aufschwung des Kunstgewerbes. Immer mehr machte sich das Bestreben geltend, alles, auch Gebrauchsgegenstände, in schöner Form zu besitzen. Wie sehr das Buch davon profitierte, weiß man. Auf die Lettern, den Einband, das Vorsatzpapier wurde ungeheure Sorgfalt verwendet, eine Gesellschaft der Bibliophilen, eine Zeitschrift für Bücherfreunde ward gegründet, und Hand in Hand damit kam die uralte deutsche Sitte der Führung eines Buchzeichens wieder mächtig zur Geltung. Seit vielleicht zehn Jahren entstehen wieder in Deutschland allein pro Jahr viele Hunderte von neuen Exlibris, darunter viele von ersten Meistern geschaffene Kunstwerke. Und es ist erklärlich, daß gerade die Poeten selbst, die ja naturgemäß leicht eine Bücherei zusammenbringen, besonders zahlreich unter den Besitzern von Buchmarken vertreten sind — vor allem die Poeten der jüngeren Generation, die den modernen Künstlern und dem modernen Kunstgewerbe näherstehen. Wer von den älteren lebenden Dichtern ein Bibliothekzeichen führt, hat es auch erst — mit ganz wenigen Ausnahmen — im letzten Jahrzehnt erhalten.

Die berühmteste deutsche Erzählerin, Marie von Ebner-Eschenbach, mag hier voranstehen. Ihr Eignerzeichen zeigt einen von Säulen flankierten Innenraum, von dem man auf eine ernste Landschaft sieht. Vorn liegt ein aufgeschlagenes Buch: „Das Gemeindekind“ (die berühmteste Erzählung

Digitized by Google

Mathilde Ade fec.

Franz Staſſen fec.

Bibliothekzeichen für Rudolf Presber. Von W. Caspari

Nach einem Florentiner Holzſchnitt des fünfzehnten Jahrhunderts

C. L. Becker fec.

G. Otto fec.

Digitized by Google

der Dichterin). „Her Wolfram von Eschenbach“ ist darüber sichtbar. Das von L. H. Fischer herrührende Blatt ist neueren Datums.

Ungleich schöner ist das von einem andern weitberühmten österreichischen Poeten geführte Exlibris, das des wackeren Peter Rosegger. Es ward ihm anläßlich seines sechzigsten Geburtstages überreicht: eine prächtige Heliogravüre nach Salvator Rosa, Diogenes mit der Laterne darstellend. Darunter steht der Spruch:

„Mit der Laterne nicht, mit dem Herzen suche die Menschen, Denn der Liebe allein öffnen die Menschen ihr Herz.“

Wenn wir nun die schwarzgelben Grenzpfähle verlassen und in das benachbarte Bayerland hinüberwandern, so finden wir den Nestor der deutschen Poeten, dessen Bücher ein Exlibris ziert: Hermann (von) Lingg, den Schöpfer der „Völkerwanderung“. Es paßt zu ihm, daß sein Eignerzeichen ernst, dunkel, klassisch gehalten ist. Ein Tempelvorbau, darin eine klassische Statue und darüber die Verse:

„Steigt herauf, wollt ihr verstehen
Erdendasein, Menschenlos,
Seht das Kommen und das Gehen,
Wie's die ew'gen Götter leben,
Hier ist alles ernst und groß.“

Auch dieses Blatt ist erst 1903 von Botho Schmidt geschaffen worden.

Paul Heyse, der daneben als letzte ragende Säule des einst so hochberühmten Münchner Dichterkreises lebt und schafft, hat keine eigne Buchmarke. Doch wären von Poeten, die ihre Lieder nach älterer Melodie pfeifen, noch einige zu nennen. So besitzt der liebenswürdige Viktor Blüthgen, der so reizende Kinderlieder und Märchen neben anderm uns beschert hat, ein von Hermann Hirzel gezeichnetes Exlibris, das ganz seiner Individualität sich anpaßt: man sieht einen Blütenbaum, man sieht in heiterer Luft schießende Schwalben, und vorn, zwischen Blumen und Gräsern, sitzen zwei Vöglein und schmettern aus einem Notenheft ihr Lied empor. Ob sie Viktor Blüthgens: „O Maienzeit, o Liebestraum“ singen? Man möchte die Zeilen darunter setzen, mit denen der herzensfröhliche Poet sein eigen Lied gekennzeichnet hat:

„Nicht hoch, nicht tief, nicht Stütze sondrem Ruhme,
Doch herzanmutend wie im Gras die Blume.“

Ebenso charakteristisch ist das Bibliothekzeichen des „Tannhäuser“- und „Rattenfänger“-Sängers Julius Wolff, das Paul Voigt gezeichnet hat. Man warf ja diesem Dichter seine archaisierende Art vor; auch auf seinen Exlibris ist dieses Altertümelnde ausgedrückt. Und zwar ausgedrückt in einer kunstvollen Renaissancetruhe mit Beschlägen, auf der alte Folianten und Urkunden liegen.

Otto Greiner fec.

Auch hier ist ein Spruch angebracht:

„Aller Kräfte ernstes Wollen,
Kein Ermatten, kein Verdrießen,
Freudig schaffen aus dem Vollen,
Aus dem Vollen auch genießen!“

Ein andrer „Tannhäuser“-Dichter, dessen Bücher besonders in den siebziger und achtziger Jahren Auflage nach Auflage erlebten, Eduard Grisebach, hat — und auch das ist äußerst bezeichnend — seine Buchmarke nicht in Deutschland, sondern in Paris von Alexis David machen lassen. Dagegen hat die Bibliothek eines unsrer beliebtesten Erzähler, Ludwig Ganghofers, der Münchner Meister Franz Stuck mit einem einfachen, aber edeln Blatte (Herme auf Sockel) geschmückt.

Für zwei bekannte Theaterdichter hat Emil Doepler d. J. das Exlibris gezeichnet: für Paul Lindau und Hermann Sudermann. Das Lindausche Blatt ist noch etwas dürftig ausgefallen: eine Maske, durch die sich die Feder des Feuilletonisten steckt mit der Inschrift: „Tibi omnia“ — alles für dich! Dagegen hat Hermann Sudermann ein reicheres Bibliothekzeichen erhalten: eine schreibende Frau, neben der hochaufgerichtet, mit gelöstem Haar, gloriole-umwoben eine Idealgestalt steht, die ihr den Spiegel vorhält. Man mag an den modernen Realisten, man mag an Goethes Wort: „Empfange ... der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit“ denken. Derselbe Doepler hat auch ein schönes

Digitized by Google

Exlibris für den Wiener Dichter Rudolf Lothar gemacht, das ein Porträt des Besitzers zeigt.

Damit wären wir schon in die Reihen der Jugend, der modernen Dichter gelangt. Und es ist, wie schon oben angedeutet ward, kein Wunder, daß hier die meisten Inhaber von Buchmarken zu finden sind. Wenn man nach den modernen Lyrikern fragt, so hört man die Namen Detlev von Liliencron, Richard Dehmel, Gustav Falke, Otto Julius Bierbaum, Carl Busse, Hugo Salus u. a. Und fast jeder von ihnen führt für seine Bücherei ein (oder gar mehrere) Buchzeichen. Detlev von Liliencron, der zu den Jungen gehört, obwohl er schon seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert hat, trägt einen Namen, der dem Zeichner schon Anhalt genug gibt: eine Lilie und eine Krone wird er anbringen. Das hat Albert Knab auf dem dem Dichter gewidmeten Blatte auch getan. Die siebenzinkige Freiherrnkrone schließt oben eine Lyra ab, und eine dreiblütige Silberlilie steigt darüber empor. Richard Dehmel gar hat selber eine Reihe von Exlibris gezeichnet — allerdings sind sie Zeugnisse dafür, daß man nicht zweien Herren dienen kann. Gustav Falke hat natürlich den „Falken", der auf der Hand einer Minerva sitzt. Otto Julius Bierbaum führt zwei Buchmarken: eine von E. R. Weiß 1896 gefertigte, die einen dreigeteilten Wappenschild darstellt. Links sieht man einen schweren Fruchtbaum (Birnbaum?), rechts einen Rosenstock, darunter die berühmte Eule auf einem Buch. Das

Hans Baluschek lec.

Das Mittelbild nach Salvator Rosa

zweite Exlibris, von Mathilde Ade, knüpft schon an die Ueberbrettlperiode des Dichters an und gilt auch für seine Frau Gemma: da küßt graziös ein zierlicher Rokokoherr seiner Salonschäferin die Hand. Gleichfalls zwei Buchzeichen benutzt Carl Busse: das eine, von Hermann Hirzel, gibt aus einem als Fenster gedachten Tintenfaß den Blick auf eine sommerliche Landschaft frei; das zweite, ein sehr kräftiges Blatt von Bernhard Wenig, zeigt unter der Devise: „Viel Feind', viel Ehr'" einen ruhig mit über die Schulter gelegtem Schwert dastehenden Kämpfer, gegen den Schlangen züngeln. Hugo Salus endlich hat ein ganz köstliches Eigenzeichen von seinem Prager Landsmann Orlik erhalten — diesem Künstler ersten Ranges, den kein Geringerer als Max Klinger auf die Pflege des Exlibris verwies. Die Muse lehnt sich auf dem Salusschen Blatte an eine Lyra und läßt eine Schlange, die emporzüngelt, aus einer Schale trinken. So ist neben dem poetischen Berufe auch der bürgerliche des Besitzers — Hugo Salus ist bekanntlich Arzt — auf dem Blatte, einer durch herrlich zarte Farben wirkenden Originallithographie, angedeutet. Auch ein zweites hübsches Blatt von Steiner verwendet Salus.

Ebenfalls von Emil Orlik ist das Exlibris für Otto Erich Hartleben, eine Meisterleistung charakterisierender Kleinkunst. Bekanntlich war Hartleben wegen seiner Trinkfestigkeit nicht minder berühmt als wegen seines Humors und seiner Schriften. Auf seinem Bibliothekzeichen taumelt der Schalks-

Digitized by Google

Hermann Hirzel fec.

Paul Horst-Schulze fec.

narr selig über die Weltkugel, in der einen Hand den Totenkopf, die andre um die Hüfte eines Weibes gelegt, das, von Rubensscher Formenfülle, ein Weinglas so schief hält, daß der rote Wein herniedertropft. Dieses Weib, das ein Krönchen trägt, mag wohl die Gestalt der Poesie sein, denn ein reicher Sternenregen stäubt aus ihrer geöffneten Hand auf die Erdkugel nieder.

Josef Lauff, der von kaiserlicher Gunst getragene Dramatiker, der sich durch seinen Roman „Kärrekiek“ zu unsern besten Erzählern gesellt hat, hat den prunkenden Pfau in seiner Buchmarke, die

W. Caspari fec.

Botho Schmidt fec.

Digitized by Google

L. H. Fiſcher fec.

Hermann Hirzel fec.

etwas ſehr bunt wirkt und nicht übel zu ſeiner oft knalligen, unruhigen Art ſtimmt. Schulte vom Brühl, der dieſen Pfau auf die Stange geſetzt hat, ſchuf auch das Eignerzeichen für die Bibliothek des Dichters und Literarhiſtorikers Johannes Proelß. Die Art des Beſitzers glänzend getroffen hat auch Hans Baluſchek in ſeinem Exlibris für Heinz Tovote. Er knüpfte an den Titel „Fallobſt“,

E. Doepler d. J. fec.

Leo Schnug fec.

Digitized by Google

das „wurmstichige Geschichten" enthält, an und zeigte den Tod, der einen von Würmern angestochenen Apfel emporhebt. Und mit einer gewissen Wehmut wird man das von Hermann Hirzel für Ludwig Jacobowski gezeichnete Blatt betrachten: über einer Landschaft steht der Mond, der als glänzender Totenschädel gedacht ist. Das berührt wehmütig, wenn man sich erinnert, wie früh dieser Poet von der Erde scheiden mußte.

Bibliothekzeichen für Gustav Falke
Von Max Tasto

Auch Max Halbe, Alberta von Puttkamer, Richard Nordhausen, Hans Bethge, der Ueberbrettldichter Hans Heinz Ewers, der jetzt vielgenannte Graf Baudissin (Freiherr von Schlicht), August Sperl, Fedor v. Zobeltitz, Wilhelm v. Scholz, Rudolf Presber, Rainer Maria Rilke, Georg Busse-Palma, Stephan Zweig, Wilhelm Hegeler, Eduard Stucken führen Bibliothekzeichen. Die wertvollsten, d. h. diejenigen, die, weil sie von einem ersten Meister

Franz Staffen fec.

herrühren und weil sie durchaus nicht abgegeben werden, am höchsten im Kurse stehen, sind die beiden Exlibris des Schriftstellers Wilhelm Weigand. Sie rühren von Otto Greiner her, dem jetzt mit der großen Goldenen Medaille ausgezeichneten Künstler, und würden gern von Sammlern mit Gold aufgewogen werden. Aber der Liebe Mühe ist umsonst. Zu erwähnen wäre endlich noch von der verstorbenen Marie Stüler-Walde das Eignerzeichen für Frida Schanz (lyraschlagende, schwebende Frauengestalten), und

E. M. Lilien fec.

Digitized by Google

Marianne Schreder fec.

Max Gube fec.

Bernhard Wenigs Blatt für Jakob Wassermann, den Autor der „Renate Fuchs“. Hier ist natürlich das Motiv aus dem Namen genommen: man sieht einen Brunnen, in den die Eimer hinabgehen, und oben einen kleinen, fischschwänzigen Wassermann.

Damit wären die Bibliothekzeichen wenigstens der bekannteren Dichter und Schriftsteller genannt, wenn es natürlich auch noch viele gibt, deren Besitzer schriftstellerisch tätig sind. Und es mag immerhin interessant sein, den Beziehungen nachzuspüren, die zwischen dem Exlibris und seinem Inhaber bestehen. Man wird da um so leichter charakteristische Züge entdecken, als in den weitaus meisten Fällen der Dichter selbst dem Künstler seine Wünsche vorgeschrieben oder ein ihm nahestehender zeichnerisch begabter Freund ihn auf dem kleinen Kunstblättchen charakterisiert hat.

Akazienblüten

Ihr fallt, Akazienblüten,
Lichtgrün und schimmerweiß —
Euch konnte nicht behüten
Das überreiche Reis.

Ihr fallt, erst halb erschlossen
Der vollen Innipracht,
Ja da ihr kaum entsprossen
Dem Lichte zugelacht!

Der Faden, der dem Leben
Euch einte, war zu zart:
Die Erdenfrüchte geben,
Die sind von derbrer Art.

Euch wiegten Sommerwinde
So schmeichelnd in den Tod,
Als gält' es einem Kinde
Im Lebensmorgenrot.

Ihr blühtet, ihr verhießet
Zu blühn — das war genug:
Wenn ihr die Welt verließet,
Verlort ihr mehr als Trug?

Hanns von Gumppenberg

Digitized by Google

Literatur

Die Reihe der so beliebten und verbreiteten einbändigen Klassikerausgaben der Deutschen Verlags-Anstalt ist in letzter Zeit um zwei neue Bände vermehrt worden: zu der noch vor Weihnachten erschienenen Ausgabe von Friedrich Hebbels sämtlichen Werken, auf die wir schon kurz hingewiesen haben, sind nun noch Fritz Reuters sämtliche Werke hinzugekommen. Hebbels Werke hat Adolf Bartels, der bekannte Literarhistoriker, mit großer Sorgfalt und voller Hingebung ediert; er hat auch in einer ausführlichen Einleitung das Leben und die Bedeutung des großen Niederdeutschen, in dessen Wesen er besonders tief eingedrungen ist, liebevoll geschildert. So findet nun die immer wachsende Hebbel-Gemeinde in diesen 1056 Seiten starken Band (Preis nur 4 Mark) die Werke ihres Dichters, die poetischen sowohl wie die ästhetisch-kritischen und historischen Schriften. In schöner Vollständigkeit beisammen. — Auf nicht minder freudige Aufnahme darf die einbändige Reuter-Ausgabe in den weitesten Kreisen des Publikums rechnen. Auch sie bringt die sämtlichen Werke des Dichters, auch sie schickt eine biographisch-literarische Würdigung voraus, die, von Otto Weltzien verfaßt, aufs beste in das Wesen Reuters einführt. Besonders anziehend wirkt es, daß schon diese Einführung in dem anheimelnden Platt, dessen Reuter selbst sich bediente, geschrieben ist; das versetzt uns ganz unmittelbar in das Milieu des Dichters und bringt ihn uns menschlich näher. Eine begrüßenswerte Neuerung gegenüber den bisherigen Reuter-Ausgaben bedeutet es, daß die hochdeutschen Umschreibungen des Niederdeutschen, soweit solche nötig sind, nicht als mit Zahlen versehene Anmerkungen unter dem Text stehen, wodurch der Leser nur fortwährend — und oft ganz unnötig — aus dem Zusammenhang gerissen wird, sondern daß sie am Ende des Bandes in einem alphabetisch geordneten Glossar zusammengestellt sind. Der eine oder andre ängstlichere Leser wird vielleicht im Anfang die „Eselsbrücke" der Anmerkungen unter dem Text etwas vermissen, wird aber zu seinem freudigen Staunen bald bemerken, wie rasch er sich in das von Reuter mit so feinem Instinkt modifizierte Platt eingewöhnt und immer seltener das Glossar zu Rate zu ziehen braucht. Da diese einbändige Ausgabe trotz des billigen Preises (gleichfalls nur 4 Mark) und des kompressen Druckes vorzüglich lesbar und würdig ausgestattet ist, wird sie unter den mannigfachen Reuter-Ausgaben, die alljährlich Jahr dringt, sich gewiß eine der ersten Stellen in der Gunst des Publikums erringen.

— Die ungeheure Ausdehnung, welche die Amateurphotographie in den letzten Jahren genommen, hat eine ganze Reihe von Büchern gezeitigt, aus denen der Anfänger die physikalischen und chemischen Bedingungen, die Handwerksknifte und auch die Aesthetik der Lichtbildkunst lernen kann. C. Pizzighellis Anleitung zur Photographie (Halle, Wilhelm Knapp), die jetzt in zwölfter Auflage vorliegt, gehört zu den besten Publikationen auf dem Gebiete. Aus einer genauen Lektüre des Buches wird der angehende Photograph nicht nur Belehrung schöpfen, er kann dadurch auch viel Geld sparen, das sonst bei fruchtlosen Versuchen verloren geht.

— Als ein vorzüglicher Ratgeber für Juristen hat sich das von Dr. H. Th. Soergel herausgegebene Sammelwerk „Rechtsprechung" schon seit vier Jahren erwiesen. Soeben ist nun der 5. Jahrgang erschienen, der die im Jahre 1904 ergangenen Entscheidungen umfaßt; der genaue Titel des Werkes lautet: „Rechtsprechung 1904 zum B.G.B., E.G.z.B.G.B., E.V.O., H.G., G.B.O., N.F.G. und Zw.V.G. nach der Reihenfolge der Gesetzesparagraphen bearbeitet. 5. Jahrgang. Mit sämtlichen Reichsgerichtsentscheidungen der Jahre 1900—1904 in Kommentarform." (Stuttgart, Teutsche Verlags-Anstalt.) Der letztere Zusatz weist auf eine sehr wertvolle Bereicherung hin, die der Verfasser seinem Werke hat zuteil werden lassen, indem er in dem neuen Jahrgang sämtliche bisher veröffentlichte Entscheidungen in der Form eines Kommentars verarbeitet und so den Besitzern dieses neuen Jahrganges die Möglichkeit gegeben hat, bei jedem Paragraphen die gesamte Rechtsprechung unsers obersten Gerichtshofes überblicken zu können, ohne sich erst anderweit nach dem darüber vorliegenden Material umsehen zu müssen. Es ist demnach mit Sicherheit vorauszusehen, daß der neue Jahrgang der „Rechtsprechung" in den interessierten Kreisen ebenso freudig willkommen geheißen und ebenso gute, ja noch bessere Dienste leisten wird, wie die früheren Bände.

* — Als vorliegter Band der in zweiter, vollständig umgearbeiteter Auflage erscheinenden „Allgemeinen Länderkunde" des Bibliographischen Instituts in Leipzig ist Professor Dr. Wilhelm Sievers „Asien" anfangs zur Ausgabe gelangt. (Preis gebunden 17 Mark.) Die Neuauflage des 1892 zum erstenmal erschienenen Buches stellt sich zu einem selten günstigen Zeitpunkt ein, denn abgesehen von dem gewaltigen Ringen, das sich jetzt in Ostasien abspielt, kann dieses Land auf Grund mannigfacher Ereignisse der jüngsten Jahre, man denke nur an das auch auf 1904 datierende Vordringen der Engländer gegen Tibet, so recht als der Tummelplatz der großen Politik bezeichnet werden. In seiner neuen Ausrüstung kann sich das Buch als der vollkommenste, weil zuverlässigste Führer für jeden erweisen, der die jetzigen, in ihrem schließlichen Ausgang noch nicht absehbaren kriegerischen Ereignisse im rechten Verstehen ihrer Bedingnisse und Begleiterscheinungen verfolgen will. Die neue Stoffeinteilung, wie sie prinzipiell bei allen neu aufgelegten Bänden der Länderkunde durchgeführt ist, hat auch für den vorliegenden Band eine nahezu völlige Umgestaltung der Darstellung gezeitigt. Als geographische Landschaften werden nacheinander Vorderasien, Westasien, Nordasien, Ostasien, Zentralasien und Südasien behandelt, nachdem die Geschichte der Erforschung des Erdteils und eine allgemeine Uebersicht die Darstellung eingeleitet hat. Die bildliche Erläuterung, die auch diesen Band in reichem Maße schmückt, ist gegen früher in nicht unwesentlicher Form erneuert worden, auch das Kartenmaterial weist höchst dankenswerte Ergänzungen auf. Ein 16 Seiten umfassender Literaturnachweis zeugt sowohl für die sorgfältigen Studien des Verfassers, wie er auch dem Leser, der tiefer in die Materie eindringen will, ein überreiches Quellenmaterial nachweist.

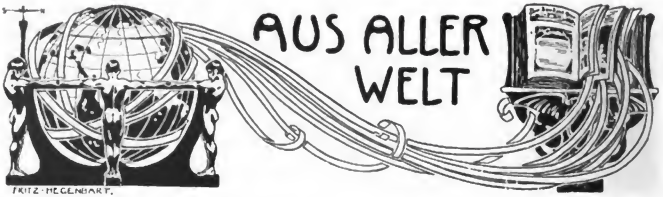
— Thomas Hardy, von den Engländern als einer ihrer bedeutendsten Romanschriftsteller schon lange gefeiert, ist in Deutschland bisher wenig bekannt gewesen. Erst sein „Juda, der Unberühmte", von dem vor Jahresfrist im Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt eine Uebersetzung erschienen ist, hat auch bei uns weitere Kreise des Publikums für ihn gewonnen, nachdem die literarische Kritik einmütig die Bedeutung dieses Werkes und seines Verfassers hervorgehoben. So darf ein neuer, im gleichen Verlag soeben erschienener Band von vornherein bei Freunden einer gediegenen, anregenden Lektüre auf Interesse und freundliche Aufnahme rechnen. Es ist dies der Novellenband „Bosheiten des Schicksals" („Life's little ironies"), von L. Rosenzweig vortrefflich übersetzt (Preis geh. 2 Mark, geb. 3 Mark). Die fünf in diesem Band vereinigten Geschichten haben etwas Gemeinsames, von dem der Titel eine Andeutung gibt: sie zeigen, wie das Schicksal, das menschenbestimmende Zusammentreffen und Zusammenwirken menschlicher Charaktere und äußerer Umstände und Zufälle, die Wünsche und Absichten des einzelnen durchkreuzt und oft verhöhnt, indem es sie gerade durch ihre Erfüllung in ihr Gegenteil verkehrt. Aber für dieses Grundmotiv hat Hardy fünf Varianten zu finden gewußt, die durch ihre Verschiedenheit jede Monotonie, durch die spannende Handlung jede Lehrhaftigkeit fernhalten. Immer ist der Schluß dieser Geschichten ein wenig melancholisch, aber er hinterläßt beim Leser nicht jene an persönlichen Aerger grenzende Verstimmung die so oft das Resultat bei der Lektüre von Werken ist, die einer pessimistischen Weltanschauung ihre Entstehung verdanken. Der englische Dichter weiß uns durch das Geistvolle seiner Lebensauffassung, durch die treffende Charakteristik und meisterhafte Erzählung immer in jener Höhe des künstlerischen Genießens zu halten, in der wir uns über das Alltägliche, das allein das schlechthin Deprimierende ist, weit erhoben fühlen. — Wir gehen nicht auf Einzelheiten dieser Geschichten ein. Das hieße dem Leser den intimen Reiz vorwegnehmen, den sie gerade beim ersten Kennenlernen auf ihn ausüben werden, und der für ihn zum Ansporn wird, sich in Hardys originelle Weltbetrachtung und in die Charaktere und Schicksale, die er uns vorführt, immer inniger zu versenken.

Digitized by Google

Neues vom Kriegsschauplatz in den Straßen von Tokio

Nach einer Zeichnung von Eduard Cucuel

Digitized by Google



Zum Tode des Fürsten Karl Alexander von Lippe-Detmold

Unerwartet ist am 13. Januar Fürst Karl Alexander von Lippe-Detmold an Herzlähmung verschieden. Der Tod kam als Erlöser zu ihm; er war seit seiner Jugend infolge eines unglücklichen Sturzes geisteskrank und lebte seit 33 Jahren in der Privatirrenanstalt St. Gilgenberg bei Bayreuth. Der Fürst war am 16. Januar 1831 in Detmold als vierter Sohn des Fürsten Paul Alexander Leopold geboren. Sein ältester Bruder, Fürst Leopold, regierte von 1851 bis 1875, ihm folgte sein Bruder Woldemar, der 1895 gestorben ist. Der dritte Bruder, Prinz Hermann, war bereits 1881 verstorben. Keiner der Brüder hatte männliche Erben hinterlassen, und so folgte Prinz Alexander als Fürst zur Lippe. Die Regierung führte an seiner Statt bekanntlich zuerst Prinz Adolf von Schaumburg-Lippe, dann Graf Ernst von Lippe-Biesterfeld und nach dessen Tod sein Sohn Leopold, der auch bis zur schiedsgerichtlichen Entscheidung Regent bleiben wird.

Rudolf Siemering †

Kurz bevor er das Patriarchenalter erreichen sollte, ist Rudolf Siemering nach kurzer Krankheit aus diesem Leben abberufen worden. Mit ihm scheidet ein Künstler aus der Reihe der Schaffenden, der einst im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gestanden, dem die größten Aufträge überreichlich zuflossen, und der dann mit zunehmendem Alter immer einsamer wurde im Leben wie in der Kunst. Vielleicht fühlte er sich abgestoßen von dem allzu geschäftigen Treiben der Gleichstrebenden, denen Berlin die Ueberschwemmung mit charakterlosen Bildwerken der letzten Jahre verdankt; von den Modernen trennte ihn wohl weniger sein inneres Verhältnis zur Kunst als das Temperament, es zu äußern — genug, sein Name wurde allmählich seltener und seltener genannt, und zu der plastischen Ausschmückung des neuen Berlin unter Kaiser Wilhelm II. zog man ihn mehr honoris causa heran. In der Figur des Soldatenkönigs für die Siegesallee schuf er aber noch einmal eine Gestalt, deren gesunder Realismus im Gegensatz zu der hohlen Theaterpose der übrigen Statuen angenehm auffällt und die zum mindesten Aussicht hat, populär zu werden. Dagegen erlahmte seine Kraft an der unmöglichen Aufgabe, die drei großen Komponisten Haydn, Mozart, Beethoven in einem Denkmal gleichermaßen zu verkörpern, und das ist wohl das Tragische in seinem Leben, daß gerade die Aufträge, die ihm Ehren und Wohlstand eintrugen, ihn allmählich von seiner eigensten Kunst trennten. Siemering war als Künstler eine nüchterne, auf das Reale gerichtete Natur. Nicht umsonst war er in der Stadt der reinen Vernunft geboren worden. Der patriotische Prunk, der plastische Phrasenschwall, den man von ihm verlangte, als man daranging, bei zunehmendem Wohlstand die politischen und kriegerischen Erfolge seiner spartanisch-einfachen Generation in der Kunst zu feiern, lag seinem Wesen fern. So bieten seine großen Denkmäler fast alle gute Einzelheiten, als Ganzes haben sie aber schon heute ein gut Teil ihrer Wirkung verloren. Das gilt speziell für das Leipziger Gedenkdenkmal, an dem Siemering entgegen der Tradition auch Bismarck und Moltke zu Pferde, und zwar in ganzer Figur, gebildet hat. Diese beiden Figuren gehören zu den besten Bildwerken, die wir von den großen Paladinen des ersten Kaisers besitzen. Nur einmal ist es ihm vergönnt gewesen, ein Denkmal nach seinem Herzen zu schaffen, das Gräfe-Monument in Berlin. Es kann nicht wundernehmen, daß das Werk sein bestes wurde, von dem man noch sprechen wird, wenn die großen patriotischen Standbilder längst in graue Alltäglichkeit versunken sind. Die in farbiger Majolika ausgeführten Reliefs zu beiden Seiten

Fürst Alexander von Lippe-Detmold

Rudolf Siemering (×) in seinem Atelier

Digitized by Google

Photographie-Verlag der Photographischen Gesellschaft, Berlin

Relief am Gräfe-Denkmal in Berlin. Von Rudolf Siemering

der Figur des berühmten Augenarztes bedeuten nicht nur für die Zeit ihrer Entstehung (1882) eine künstlerische Tat. Mit ergreifender Lebenstreue sind die Heilungsuchenden dargestellt, wie sie unsicheren Schrittes, tastend und fühlend, von liebender Hand geleitet, zu dem Arzte wallen. Und auf der andern Seite das sprachlose Entzücken, das Wiederaufleben aller derjenigen, die das Licht wieder sehen! Von andern großen Werken sind noch das Luther-Denkmal für Eisleben, das Kaiser-Wilhelm-Denkmal für Magdeburg, das Washington-Monument für Philadelphia zu erwähnen.

Von den Unruhen in Russland

Das Zarenreich macht gegenwärtig eine Krisis durch, welche die ganze Welt mit Besorgnis und Schrecken erfüllt. Die Regierung hat die große Arbeiterbewegung in St. Petersburg, noch ehe sie einen aufrührerischen Charakter angenommen hatte, blutig niedergeschlagen und dadurch die Volksmassen im ganzen Lande aufs äußerste erbittert. Am 22. Januar wurden die streikenden Arbeiter, die unter Führung des Priesters Gapon vor das Winterpalais ziehen wollten, um dem Zaren eine Bittschrift zu überreichen, am Tor der Newa von den daselbst aufgestellten Gardetruppen aufgehalten und, da sie der Aufforderung, auseinanderzugehen, nicht nachkamen, mit Gewehrsalven zurückgetrieben, wobei Hunderte von Arbeitern getötet wurden. Weitere blutige Zusammenstöße folgten, doch trotz der furchtbar wachsenden Erbitterung des Volkes war nach einigen Tagen äußerlich die Ruhe in der Hauptstadt wiederhergestellt. Zum Generalgouverneur mit diktatorischer Gewalt wurde der General Trepoff, ein Mann von eiserner Strenge, ernannt. Während in der Hauptstadt die Arbeiter zum großen Teil die Arbeit wieder aufnahmen, breitete sich die Ausstandsbewegung in den nächsten Tagen allmählich fast über das ganze Reich aus, und überall ging die Regierung mit Gewaltmaßregeln gegen sie vor. In Russisch-Polen wurde der Belagerungszustand erklärt. Als die treibende Kraft bei diesem Vorgehen der Machthaber gilt allgemein

Photographie-Verlag der Photographischen Gesellschaft, Berlin

Relief am Gräfe-Denkmal zu Berlin. Von Rudolf Siemering

Digitized by Google

Phot. G. Gerschel, Paris

Von den Unruhen in St. Petersburg: Militär hält den Platz vor dem Winterpalais besetzt

W. A. Dedjulin, der neue Stadthauptmann in St. Petersburg

Großfürst Wladimir, der älteste Oheim des Zaren (geboren 1847), der Oberbefehlshaber des St. Petersburger Militärbezirks, dem der Zar Vollmacht zur Unterdrückung des Aufstandes mit Militärgewalt erteilt hat. Die Ernennung Bulygins zum russischen Minister des Innern läßt keinen Zweifel darüber, daß die von den liberalen Elementen in Rußland aufgestellten Forderungen zunächst keine Erfüllung finden werden, denn der neue Minister hat sich bisher stets als Anhänger eines streng autokratischen Regimes erwiesen. Alexander Grigorowitsch Bulygin, der 1851 geboren ist, also im vierundfünfzigsten Lebensjahre steht, ist Jurist. Er wurde 1879 Inspektor und später Geschäftsführer der Hauptgefängnisverwaltung; 1881 wurde er ins Ministerium des Innern berufen, 1886 zum Vizegouverneur von Tambow und 1887 zum Gouverneur von Kaluga ernannt. 1893 erfolgte seine Ernennung zum Gouverneur von Moskau. Als solcher stand er dem Generalgouverneur Großfürst Sergius zur Seite und galt wie dieser als ultrakonservativ. Nach seiner Ernennung zum Minister des Innern begaben sich sein Nachfolger, der Adel von Moskau und andre hochstehende Persönlichkeiten zu ihm, um ihn zu beglückwünschen und ihm für die Gerechtigkeit zu danken, mit der er elf Jahre lang sein Amt geführt

A. G. Bulygin, der neue russische Minister des Innern

Phot. Tyrol, St. Petersburg

Die jüngst eingestürzte Aegyptische Brücke über die Fontanka in St. Petersburg

Digitized by Google

habe. Hierbei wurden ihm Heiligenbilder überreicht. Der Minister erklärte, er sei Verteidiger der Gesetze gewesen und wolle es auch bleiben. „Ich weiß," erklärte er, „welch schwere Verantwortung mein neues Amt mit sich bringt, aber ich werde Trost finden in den Heiligenbildern, da ich weiß, daß Moskau mit mir ist." Zum Stadthauptmann von St. Petersburg wurde gleichzeitig der bisherige Stabschef des Gendarmeriekorps W. A. Tedjulin ernannt.

Zur Lage in Ungarn

Durch die Wahlen in Ungarn, die zu einer schweren Niederlage der liberalen Partei und zum Sturze des Grafen Tisza geführt haben, ist die Persönlichkeit des Führers der siegreichen Unabhängigkeitspartei, Franz Kossuth, in den Vordergrund des Interesses gerückt worden. Kossuth, dessen Programm die Wiederherstellung eines nur noch durch Personalunion mit Oesterreich verknüpften, sonst aber politisch, militärisch und wirtschaftlich völlig selbständigen ungarischen Staatswesens ist, ist ein Sohn des ehemaligen Diktators von Ungarn, Ludwig Kossuth. Er ist am 16. November 1841 geboren; den größten Teil seines Lebens hat er im Ausland verbracht. Seinem bürgerlichen Beruf nach ist er Ingenieur; als solcher war er zwei Jahre in England, dann seit 1868 in Italien tätig, wo er 1877 Generaldirektor der großen Impresa Industriale Italia wurde. Nach dem Tode seines Vaters, 1894, kehrte er nach Ungarn zurück und nahm hier seitdem regen Anteil am politischen Leben. Seit 1895 ist er Mitglied des ungarischen Abgeordnetenhauses und Führer der Unabhängigkeitspartei.

Zur Krisis in Ungarn: Abgeordneter Franz Kossuth in seinem Arbeitszimmer

Oswald Achenbach †

Am 1. Februar ist in Düsseldorf der bekannte Landschaftsmaler Oswald Achenbach, der jüngere Bruder des berühmteren Andreas Achenbach, unmittelbar vor Vollendung seines achtundsiebzigsten Lebensjahres gestorben. Er hat mit seiner Kunst, wenn er auch nicht die Originalität und die gewaltige künstlerische Energie seines Bruders besaß, doch kaum weniger anregend auf die deutsche Landschaftsmalerei gewirkt als jener. Er ist es gewesen, der den Deutschen erst eigentlich den Zauber der italienischen Landschaft erschloß, indem er die bis dahin wesentlich antikisierende und stilisierende Italienmalerei durch eine realistische, sinnenfrohe und vorwiegend koloristische Auffassung verlebendigte und verjüngte. Als Maler des sonnigen Südens entfaltete er eine staunenswerte, unermüdliche und stets nach neuen malerischen Reizen suchende Schaffenslust; namentlich die landschaftlichen Schönheiten des Golfes von Neapel hat er in zahlreichen Bildern geschildert. Doch auch im Hochgebirge Bayerns und der Schweiz suchte und fand er manches prächtige Motiv für seine farbenfrohe Kunst. Von 1863 bis 1872 bekleidete er ein Lehramt an der Akademie zu Düsseldorf. Eine Anzahl seiner Hauptwerke befindet sich in der Dresdener Galerie, in der Berliner Nationalgalerie, im Breslauer Museum und in der Düsseldorfer Kunsthalle; die meisten andern sind in Privatbesitz. Unter den Landschaftsmalern des neunzehnten Jahrhunderts wird Oswald Achenbach stets einen hervorragenden Platz einnehmen.

Zum Tode Oswald Achenbachs: Der Künstler in seinem Atelier

Digitized by Google

Vom Aufstand in Südwestafrika

In dem durch die letzten Siege der deutschen Truppen vom Feinde gesäuberten Gebiet zwischen Gideon und dem Auob ist es abermals zu einem Gefecht gekommen, das mit einer schweren Niederlage der Witbois endete. Die immer mehr nach Osten abgedrängten Witbois versuchten am 24. Januar in der Gegend von Schürfperg, wo die 7. Kompagnie des 2. Regiments auf dem Marsch von Stamprietfontein nach Lidfontein eingetroffen war, über den Auob nach Westen durchzubrechen, wurden aber mit einem so vernichtenden Artillerie- und Infanteriefeuer empfangen, daß sie in panikartiger Flucht auf Nunub zurückgingen. — Die Schwierigkeiten eines Feldzuges in Südwestafrika sind durch den ganzen bisherigen Verlauf des Krieges bekannt geworden; schon die höchst ungünstige physikalische Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes erklärt zur Genüge, warum es in Südwestafrika so außerordentlich schwer ist, den Gegner rasch und entscheidend zu schlagen. Der Marsch einer Truppe gleicht fast völlig einem echt afrikanischen „Treck"; die Ochsenwagen sind das Haupttransportmittel für Proviant und Munition. Die Ochsen ziehen vortrefflich und sind sehr ausdauernd, aber durch die ungeheuren Entfernungen, die schlechten Wegeverhältnisse, die ununterbrochene Anstrengung und den Mangel an Futter und Wasser werden auch ihre Kräfte schließlich erschöpft; sie leisten dann nicht mehr genug oder gehen ein, und dann ist die Truppe übel daran, sie ist mehr oder weniger aktionsunfähig und muß oft tagelang hungern. Noch mehr als die Ochsen leiden unter der fortgesetzten Ueberanstrengung und der mangelhaften Ernährung die Pferde und haben gleichfalls oft versagt. Berücksichtigt man alle diese unendlichen Schwierigkeiten, die ja übrigens keineswegs die einzigen sind, so kann man das, was unsre braven Soldaten im Kampf gegen die Aufständischen bisher geleistet haben, nicht hoch genug veranschlagen.

1. Feldartillerie im Lager; 2. Rast einer Batterie auf dem Marsch; 3. Gepäck- und Gerätewagen unterwegs.

Augenblicksbilder aus dem Aufstandsgebiet in Deutsch-Südwestafrika

Vom Münchner Pressefest

Die „Zeitung" war das Programm des ersten großen Festes, mit dem das lustige München in diesem Jahr den Karneval eröffnete. Das ganze Zeitungswesen, die Freuden und Leiden des Redakteurs, die Poesie des Kleistertopfes und der Schere, das Entstehen und Vergehen der gedruckten öffentlichen Meinung, kurz alles Interessante aus dem Reiche der Feder, Interna und Externa, unter oder über dem Strich, feierte eine fidele Urständ auf das Geheiß des Prinzen Karneval, dem diesmal weder von links noch rechts, sogar nicht aus der Mitte des Zentrums, opponiert wurde. Das Fest wurde durch eine lustige Pantomime eingeleitet, von der ein gewissenhafter Berichterstatter meldet, daß jedes Wort verständlich gewesen. Das Spiel führte den Beschauer in das Allerheiligste, in das Innere der Redaktion, was sonst von allen möglichen Cerberussen bewacht wird. Wen da nicht ein allgewaltiges Mitleid mit dem armen Ritter vom Geiste ergriff, der verdiente wirklich, daß sein Name niemals gedruckt wird in alle Ewigkeit, denn es war, als blicke man in einen Höllentrichter von Dantescher Erfindung. Da nahen sich alle Qualgeister vom Frühlingsdichter bis zur „Tame ohne Unterleib", die schöne Sängerin und der fette Hungerkünstler, der direkt vom Hofbräuhaus kommt, dazwischen muß die Arbeit geleistet werden, und die Schere tut ihr Werk, bis Prinz Karneval erscheint und den armen Redakteur emporhebt zu reineren Höhen, wo buntere Farben das eintönige Schwarz und Weiß seines arbeitsamen Lebens überstrahlen. Der Zug seiner närrischen Hoheit setzte sich dann in Bewegung, und sofort wie durch einen Zauberschlag war das lustige Treiben, das alle Münchner Feste auszeichnet, in vollem Gange. Natürlich waren die meisten Masken Parteifiguren verschiedener Blätter. Da fehlte eigentlich keines, und wenn man es auch den Münchnern nicht übelnehmen kann, daß sie auch bei dieser Gelegenheit ihrer lokalen Presse den Vorzug gaben, zumal ihren unerreichten Witz- und Kunstblättern, so herrschte doch an jenem Abend unter dem Zepter des Prinzen Karneval durchaus kein engherziger Partikularismus, und so ziemlich die ganze deutsche Presse, besonders aber die Berliner, war zahlreich vertreten. Daneben wimmelte es von Zeitungsfrauen, Setzerlehrlingen und all den dienstbaren Geistern, die heute einer Redaktion unentbehrlich sind. Auch die Politik kam zu ihrem Rechte, und der Zug der Haager Friedenskonferenz erweckte die angenehmsten Hoffnungen für die Zukunft. Einige wirkungsvolle Masken führen unsre Bilder vor. Da ist zunächst der mit allen Mitteln der Neuzeit ausgerüstete Kriegskorrespondent, wie er noch dem feindlichen Heeren der beiden in Ostasien kämpfenden Mächte in den Krieg der Zukunft

Digitized by Google

Herr Ludl als Hungerkünstler

ziehen wird. Er führt gleich alles mit sich, was er zu seinem schweren Geschäft braucht. Kunst und Natur haben ihn gleicherweise ausgestattet, denn auch die Ohren sind derartig entwickelt, daß er sogar das hört, was niemals passiert ist. Draht- und drahtlose Telegraphie ist selbstverständlich, dazu ist er aber auch völlig unverwundbar, und somit schon allein geeignet, eine Schlacht zu entscheiden. Unter den Gästen des Festes überwogen natürlich die Vertreter der Presse und Literatur und Künstler, soweit sie mit ihr in besonders enger Fühlung stehen. Da fehlte so ziemlich keiner von denen, welche die schöne Isarstadt zu dauerndem Aufenthalt erkoren, und auch wer München nur passierte, versäumte es meistens nicht, dem Feste beizuwohnen. Aber auch die Prinzen des Königlichen Hauses waren in stattlicher Anzahl erschienen.

Phot. Jaeger & Goergen, München

Das Original (Frau Bofetti) und das Plagiat (Frl. Kegel)

Phot. Jaeger & Goergen, München

Fritz von Ostini — Paul Rieth — Karl Hauptmann — Dr. Ludwig Thoma — Dr. Max Halbe — Dr. Hirth
Frau Dr. Hirth — Frau von Palmenberg — Frau Rieth — Maler Aug. Futterer — Frau Dr. Max Halbe — Frau Gerhäuser — Frau Roth
Gruppenbild vom Münchner Pressefest

Digitized by Google

Phot. B. Grébayédoff, Paris

Kapitän Klado verliest seine Aussage vor der Kommission zur Untersuchung des englisch-russischen Zwischenfalls von Hull

Vom Krieg in Ostasien

Die schon lange andauernde Ruhe auf dem Kriegsschauplatz in der Mandschurei ist anderthalb Wochen nach dem Falle von Port Arthur zum erstenmal durch einen Vorstoß der Russen unterbrochen worden. Der Reitergeneral Mischtschenko, der sich im bisherigen Verlaufe des Krieges schon mehrfach durch kühnen Unternehmungsgeist ausgezeichnet hatte, überschritt am 8. Januar im Westen der beiden Heere an der Spitze einer starken, hauptsächlich aus Kosaken, Kirgisen und Kalmücken bestehenden Kavalleriemacht den Hunho, drang im Rücken der Japaner unter wiederholten Zusammenstößen mit kleineren Abteilungen derselben bis Inkau vor, wo sich bedeutende Armeevorräte befanden, und griff diesen Ort an, wurde aber von den Japanern zurückgeschlagen und zog sich dann auf demselben Wege wieder zur russischen Hauptmacht zurück. Es gelang den Russen auf diesem Streifzug, u. a. die Eisenbahn nördlich von

Von der Hull-Kommission in Paris

Die internationale Kommission zur Untersuchung des Huller Zwischenfalls nimmt ihre Aufgabe sehr gründlich und kommt, zumal die einzelnen Zeugenaussagen stets in zwei Sprachen protokolliert werden müssen, mit ihren Arbeiten nur langsam vorwärts. Den Höhepunkt der bisherigen Verhandlungen bildete die am 1. und 2. Februar erfolgte Vernehmung des russischen Fregattenkapitäns Klado, der durch seine freimütige Kritik der Zustände im russischen Flottenwesen und der bisherigen Maßnahmen der russischen Marineleitung so viel Aufsehen erregt hat. Im Gegensatz zu den vorher vernommenen englischen Fischern, welche die Anwesenheit eines nichtrussischen Torpedoboots bei der Doggerbank entschieden in Abrede gestellt hatten, erklärte Klado bestimmt, daß er am 22. Oktober morgens beim Licht der Scheinwerfer zwei Torpedoboote in der Nähe einiger Fischerboote bemerkt habe; nach der Beschießung durch die russischen Schiffe, bei der die Fischerboote nur aus Zufall indirektes Feuer bekommen hätten, seien die beiden Torpedoboote hintereinander verschwunden. Weiter erklärte er, daß er kein Torpedoboot und kein Fischerboot habe sinken sehen. Die Aussagen Klados machten auf die Kommission großen Eindruck und haben in erster Linie das für Rußland günstige Urteil der Kommission herbeigeführt.

Copyright 1904 by Underwood & Underwood

Verladen japanischer schwerer Granaten vor Port Arthur

Digitized by Google

Haitschöng zu zerstören, und der nicht ungünstige Verlauf des ganzen Unternehmens scheint ihren Mut neu belebt zu haben. Währenddessen erzielten die Japaner zur See einige nicht unbeträchtliche Erfolge, indem sie nach und nach etwa zwölf der Kohlendampfer, die der Flotte Roschdjestwenskys nach Wladiwostok vorausführten, in der Koreastraße aufbrachten. Unser Bild zeigt japanische Soldaten vor Port Arthur mit dem Ausladen von Granaten für die schweren Belagerungsgeschütze beschäftigt. Als die Russen die von Norden nach der Festung führende Eisenbahn aufgeben mußten, verbrannten sie die Stationsgebäude; doch den Bahnkörper verstanden sich die Japaner zum Transport ihres Kriegsmaterials zunutze zu machen. Dabei ließen sie in der Regel die Wagen, zur Vermeidung des verräterischen Lokomotivenrauchs, durch Soldaten schieben oder ziehen. Der ungemein verlustreiche Vorstoß des Generals Grippenberg gegen den linken japanischen Flügel hat gezeigt, daß vor allem die strenge Kälte es ist, die gegenwärtig größere Operationen der beiden Armeen hindert; sie schließt jede längere Tätigkeit außerhalb schützender Behausungen aus und macht selbst bereits errungene Erfolge insofern meistens illusorisch, als sie die siegreiche Partei in der Regel zwingt, in ihre Quartiere zurückzugehen, die allein genügenden Schutz gegen die Kälte bieten. Wie die Japaner am Schaho sich dieses grimmigen Feindes zu erwehren suchen, hat ein englischer Korrespondent kürzlich aus eigner Anschauung geschildert.

Phot. Colliers Weekly

Japanische Truppen in gedeckter Stellung am Schaho

Nach seiner Darstellung hat das japanische Oberkommando einen Rechenfehler gemacht, der verhängnisvoll für die japanische Armee hätte werden können, wenn nicht der japanische Soldat außerordentlich erfinderisch wäre. Das japanische Oberkommando soll nämlich angenommen haben, bis Mitte Oktober im Besitze von Mukden zu sein, und es traf infolgedessen nicht die genügenden Vorkehrungen für die Ueberwinterung einer Armee im freien Felde. Die Zelte der Japaner erwiesen sich gegenüber der Winterkälte bald als völlig wertlos, und Schneehütten zu bauen, ist einfach unmöglich, da in der Mandschurei, ebenso wie in Nordchina, der Schneefall ganz minimal ist. Die Soldaten halfen sich zunächst in der Weise, daß sie aus getrocknetem Kaulianstroh spitze Hütten bauten, die im Innern eine dichte Unterlage von Kaulian hatten. Diese Hütten sind 12 bis 18 Fuß hoch. In den ersten Winterlagen genügten sie vollständig, um die Insassen vor der Kälte zu schützen, aber es trat bald eine Kälte ein, die energischere Maßnahmen forderte, und infolge dessen entstanden die Höhlenwohnungen. Diese Höhlen, die von den Soldaten an den Hügelabhängen geschaffen wurden, sind groß genug für sechs Mann. Nach außen hin werden sie durch Mattentüren dicht verschlossen, und die Leute verhindern nach Möglichkeit den Eintritt kalter Luft. Dicht zusammengeschmiegt schlafen sie in diesen Höhlen. Die Verpflegung des japanischen Heeres läßt nach der Schilderung des Korrespondenten nichts zu wünschen übrig.

Phot. Colliers Weekly

Quartier eines japanischen Generals am Schaho

Digitized by Google

Für müßige Stunden

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe VI

Von L. Uetesnik in Osok, Böhmen („Zlatá Praha")

Schwarz (8 Steine)

Weiß (6 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

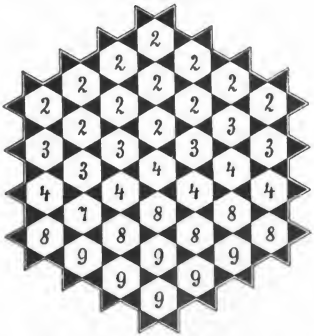
Auflösung der Aufgabe V

W. 1. Tf7—f4
S. 1. g5×f4
W. 2. De8—e8
S. 2. e7×d6
W. 3. Sc6—b4†
S. 3. Ka8—a7
W. 4. De8—a4
S. 4. Lb8—c7 matt.

A.

S. 1. e7×d6, g5—g4
W. 2. Tf4—a4
S. 2. g5—g4, g4—g3, ×f3
W. 3. Sc6—b4†
S. 3. Ka8—a7
W. 4. De8—c7†
S. 4. Lb8×c7 matt.

Rechentafel



Die Zahlen der vorstehenden Figur sind so zu ordnen, daß die Summe jeder der sieben senkrechten, der sieben rechts- und der sieben linksschrägen Reihen 25 beträgt.

Rätsel

Ueberreich, wie die Natur das schöne Italien begabte,
Weiß der Bewunderer kaum, was ihm am herrlichsten scheint;
Aber von all jenen Stätten, die unvergeßlich uns bleiben,
Preisen am höchsten vielleicht manche begeistert mein Wort.
Scheust du davor nicht zurück, ihm fränkisches Gold zu entziehen,
Siehst du dich zauberhaft schnell nun nach Helvetien versetzt,
Und in romantischen Schluchten braust dir entgegen ein Wildfang,
Der sich am Ende doch schmiegt in Vater Rheins starken Arm.

M. Sch.

Silbenrätsel

Die beiden Ersten
Sie streben nach der Wirklichkeit
Und können wunderbar ihr gleichen,
Doch was nicht lebt, wird jederzeit
Nur unvollständig sie erreichen.

Die Dritte
Wo immer sie ihr Wesen treibt,
Ihr ist es gleich, was sie verheere,
Und jeder suche, daß er bleibt
So fern wie möglich ihrer Sphäre.

Das Ganze
Wenn Fanatismus zugesellt
Der Religion als blut'ger Streiter,
Wird Irrwahn sich noch heut der Welt
Wie damals zeigen als Begleiter.

M. Sch.

Rätsel

Das Ganze fliegt nicht auf, wenn seine Mitte,
Sich auf es niedersenkt; was ist das, bitte?

E. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 6:

Der magischen Ecke:

S	A	L	A	M	A	N	C	A
A	R	A	N	E	I	D	E	N
L	A	N	D	S	B	E	R	O
A	N	D	R	O	M	E	D	A
M	E	S	O	M	E	D	E	S
A	I	B	M	E				
N	D	E	E	D				
C	E	R	D	E				
A	N	G	A	S				

Des Rätsels: Weichsel. Wesel.
Des Logogriphs: Beaumont, Anemone, Anatom. Meute, Beet, Meta, Manna, Tomate, Automat, Ottomane.
Des Silbenrätsels: Geldbriefträger.
Des Homonyms: Auflauf.

Logik

„Dia ganze Woch' muaß ma si schinden und plagen as a Viech . . Wenn man net am Sunntag sein' Rausch hätt', wüßt' man gar net, daß ma a Mensch is!"

Digitized by Google

Briefmappe

D. S. in Pg. Die deutsche Marineverwaltung hat seinerzeit dem kleinen Kreuzer „Lübeck" und dem Torpedoboot S 125 Dampfturbinen einbauen lassen, die Versuche sind jedoch noch nicht abgeschlossen. England hat bereits eine Anzahl von Dampfern mit Turbinenbetrieb im Bau, Frankreich ist noch nicht über das Versuchsstadium hinaus; die Vereinigten Staaten haben sich bis jetzt gegen die Anwendung der Dampfturbine als Schiffsmaschine völlig ablehnend verhalten. Auch die großen englischen und deutschen Dampfschiffahrtsgesellschaften nehmen der Dampfturbine gegenüber vorläufig noch eine abwartende Haltung ein. Doch geht die allgemeine Ansicht dahin, daß auch in der Schiffsindustrie ihr die Zukunft gehören wird, wie Geheimrat Professor Riedler in seiner bekannten Rede, die zum erstenmal in Deutschland die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Dampfturbine lenkte, ausführte.

G. F. 100. Ihre Anfrage können wir nur dahin beantworten, daß Sie am besten tun werden, sich an einen Arzt, womöglich an einen Spezialisten, zu wenden. Im übrigen können wir Ihnen zur Orientierung über Haarkrankheiten die vorzügliche kleine Schrift „Das Haar" von Dr. J. Pohl (6. Aufl., Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) empfehlen.

Philalethes in Fr. In dem neuesten, von der Münzenhandlung Adolf Heß in Frankfurt a. M. ausgegebenen „Verzeichnis vorzüglicher Münzen und Medaillen" (Mittelalter und Neuzeit), das u. a. ca. 1100 Medaillen auf Privatpersonen enthält, werden Sie ohne Zweifel das Gewünschte finden.

Wenzel M. in Preßburg. Die Bevölkerung der Erde betrug nach den neuesten Untersuchungen von Supan zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts 1653,3 Millionen. Hiervon entfallen auf Europa 392,3, Asien 819,6, Afrika 140,7, Australien und Polynesien 6,5, Amerika 144,2, Polargebiet 0,1 Millionen. Selbstverständlich können diese Zahlen, besonders für Asien, Afrika, Australien und das Polargebiet, nicht auf absolute Genauigkeit Anspruch machen.

S. J. 270, Berlin. Ihre lyrischen Produkte verraten eine sehr rege Phantasie und enthalten ungemein originelle Einfälle. Besonders zwei der Gedichte haben uns so gefallen, daß wir sie unsern Lesern nicht vorenthalten können.

Was frag ich nach der neuen Zeit
Mein Fritz und ich mach'n Hochzeit heut
Was frag ich nach eines Wagens Farbe
Wenn ich nur sicher darin fahre
Vertragen werden wir uns doch
Wenn er es so will der liebe Gott

— — — — — — — — — — — —

Für so ein Wenn jetzt glaub ichs auch
Ist die kirchliche Trauung ein schöner Brauch.

Dichten und Denken

Zu ihm sprach ich — Mach' mir ein Gedicht.
Er lachte — So schnell geht das doch nicht.
Ich muß immer erst denken lange.

Da lacht ich und sprach — Ich habe ein Faß
Das ist gefüllt mit Empfindungsnaß
Bis oben hin zum Rande.

Stieß Wirklichkeit dagegen einmal,
Dann schnell eit' ich hin mit dem Pokal,
Und sammle das was überfließt.

Das tu' ich dann den Menschen schenken
Die soll'n besorgen dann das Denken.
Ich acht nur auf das, was sich ergießt.

Beim Schöpfen kann ich nicht denken viel
Ich muß nur denken was ich fühl.
Und wissen das was ich denke.

Hauptmann v. S. in R. Merians „Topographia Bavariae" (Frankfurt 1644) ist im neuesten Katalog von Ludwig Rosenthals Antiquariat in München zum Preise von 48 Mark aufgeführt. Die Gesamtausgabe von Merians „Topographiae" (32 Teile in 15 Bänden; 1642 bis 1650) kostet nach demselben Katalog 1000 Mark.

Die beste Schneiderin verdirbt

sich ihre Kundschaft, wenn sie schlechte Nähseide verarbeitet. Mit **Gütermann's Nähseide** wird sie niemals schlechte Erfahrungen machen.

Grand Prix Weltausstellung St. Louis 1904.

Kalodezma GELEE SEIFE PUDER.
Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut! F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE.

Zu haben in Apotheken, besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Eingesandt! Nicht überall ist ein gutes Gläschen Likör zu haben, und wo schon, ist es zumeist nicht billig. Nun lassen sich jedoch, was wohl vielen Lesern und Hausfrauen noch nicht bekannt ist, mit Leichtigkeit und von Jedermann die feinsten Tafelliköre, wie à la Chartreuse, à la Benédictine, Curaçao etc. selbst bereiten, und zwar auf einfachste und billigste Weise in einer Qualität, die den allerbesten Marken gleichkommt. Es geschieht dies mit Jul. Schraders Likör-Patenten, welche für ca. 90 Sorten Liköre von der Firma **Jul. Schrader** in **Feuerbach** bei **Stuttgart 18** bereitet werden. Jede Patrone giebt 2½ Liter des betreffenden Likörs und kostet je nach Sorte nur 60—90 Pfg. Man lasse sich von genannter Firma gratis und franko deren Broschüre kommen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Stammtisch in W....b. Der berühmteste Wein des neunzehnten Jahrhunderts ist der „Kometenwein“ von 1811, den außer andern Dichtern Goethe wiederholt erwähnt und preist. In der herzoglich nassauischen Kabinettskellerei und in der königlich preußischen Domänialkellerei zu Wiesbaden lagert noch ein Quantum 1811er Steinberger, das natürlich einen immensen Wert repräsentiert. Andre berühmte Weinjahre des vorigen Jahrhunderts sind 1822, 1834, 1846, 1857 und 1868. Seitdem ist kein Weinjahr allerersten Ranges mehr erschienen; als die besten der letzten vierzig Jahre gelten 1868 und 1893.

H. v. Fr. in B. Das ist eine vielumstrittene Frage. Die neueste und interessanteste Lösung des Problems stammt von dem französischen Anthropologen Dr. Deniker, der sechs europäische Hauptrassen unterscheidet: 1. Nördliche Rasse, mit blondem, gelocktem Haar, langschädlig. 2. Östliche, blond, schlichthaarig, mäßig kurzschädlig, von kleiner Statur. 3. Iberische Rasse, dunkel, mit zumeilen lockigem Haar, langschädlig, sehr klein. 4. Westliche oder Cevenole-Rasse, dunkel, mit sehr kurzem und rundem Schädel, klein. 5. Küstenrasse an der Küste des Mittelmeeres von Gibraltar bis zum Tiber, sehr dunkel, mäßig langschädlig und recht groß. 6. Adriatische oder dinarische Rasse, dunkel, kurzschädlig, groß. Außerdem noch einige Unterrassen, die sich an die östliche, an die Küstenrasse und an die adriatische Rasse anschließen.

Automobilist in St. Der Gedanke, den Sie in Ihrer Zuschrift aussprechen, ist nicht neu. Die Notwendigkeit, eigne Automobilstraßen zu bauen, drängt sich angesichts der raschen Entwicklung des Automobilverkehrs immer mehr auf, und da sie nicht bloß der verhältnismäßig geringen Zahl der Automobilisten, sondern nach mehr dem „großen Haufen derer, die zu Fuße laufen“, einleuchtet, so wird die Idee wohl allmählich Verwirklichung finden. Unsere Wissens sind in Europa schon einige ausschließlich für den Automobilverkehr bestimmte Straßen vorhanden, so in Belgien, aber auch in Afrika wird bereits eine 1200 Kilometer lange Automobilstraße zwischen Kongo und Nil gebaut.

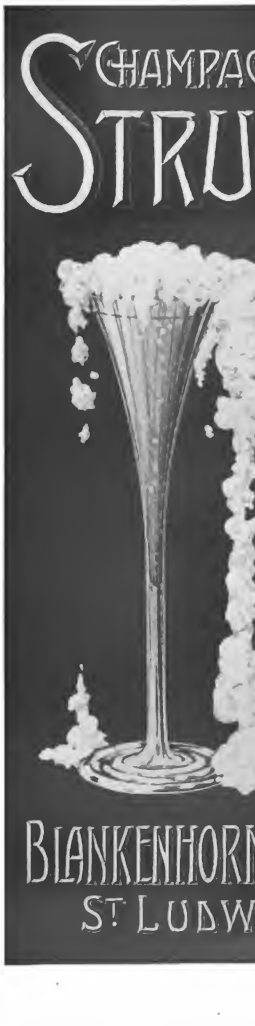
Kritikus in St. Die Aehnlichkeiten sind allerdings ziemlich augenfällig, aber von einem Plagiat kann man in diesem Falle doch nicht sprechen. Solche Anleihen haben schon Größere gemacht. Es ist eben für den Dichter schwerer als z. B. für einen Erfinder, Den Alba Lügen zu strafen. Sehr hübsch hat Wilhelm Busch in seinem jüngsten Buch „Zu guter Letzt“ (München, Fr. Bassermann) diese Tatsache illustriert; seine humoristischen Verse werden Sie gewiß milder stimmen:

Die Mutter plagte ein Gedanke,
Sie framt im alten Kleiderschranke,
Wo Kurz und Lang, obschon gedrängt,
Doch friedlich beieinander hängt.
Auf einmal ruft sie: Ei sieh da,
Der Schwalbenschwanz, da ist er ja!
Den blauen längst nicht mehr benützten,
Den hinten zweifach zugespitzten,
Mit blanken Knöpfen schön geschmückt,
Der einst so manches Herz berückt,
Ihn trägt sie flug und übereilt
Dahin, wo man zu schneidern pflegt,
Und trennt und wendet, näht und mißt,
Bis daß das Werk vollendet ist.
Auf die Art aus des Vaters Frack
Kriegt Fritzchen eine neue Jack.

Grad' so behilft sich der Poet.
Du liebe Zeit, was soll er machen?
Gebraucht sind die Gedankensachen
Schon alle, seit die Welt besteht.

C. Wurm in H. Der russische St. Andreasorden wird keineswegs nur an fürstliche Personen verliehen, sondern auch an hohe Militärs. In Preußen besitzen ihn außer einer Anzahl von Fürsten und Prinzen der Generalfeldmarschall v. Hahnke und der General der Infanterie v. Werder.

G. M. in Ldg. Wenden Sie sich an den Geschäftsführer des „Allgemeinen deutschen Zentralverbandes zur Bekämpfung des Alkoholismus“, Schriftsteller Dr. phil. R. Kraut in Hamburg 19.



Garantirt echtes Gewächs der Champagne.

Man verlange Preislisten.

Digitized by Google

Quidam in Tr. Die neuen russischen „Wohltätigkeitsmarken" sind in vier verschiedenen Werten (Frankaturwert 3, bezw. 5, 7, 10 Kopeken, Verkaufspreis 6, bezw. 8, 10, 13 Kopeken) ausgegeben worden. Näheres über diese Marken (auch Abbildungen derselben) bringt die kürzlich erschienene erste Nummer des XII. Jahrganges der philatelistischen Zeitschrift „Die Post, Universal-Anzeiger für Briefmarkensammler" (Leipzig, F. Reinboth).

Th. Freytag in S. Der Bildhauer Karl Begas ist ein Sohn des gleichnamigen, 1854 gestorbenen Malers und der jüngste Bruder des berühmteren Reinhold Begas. Die beiden andern Söhne von Karl Begas dem Aelteren, Oskar, der älteste (1828—1883) und Adalbert, der dritte Sohn (1836—1888), waren Maler. Des letztgenannten Witwe, Luise Begas-Parmentier, ist eine hervorragende Landschaftsmalerin.

H. L. in R. Mit der Tatsache, daß die Franzosen in diesem Punkt wie in manchem andern keiner Objektivität fähig sind, müssen wir Deutsche uns wohl ein für allemal abfinden. Die Vorstellung, die sie von der Persönlichkeit Bismarcks haben, spricht sich am deutlichsten in dem schönen Zeitwort bismarcker aus, das familiär im Sinne von „übers Ohr hauen" oder „sich gewaltsam etwas aneignen" gebraucht wird. Wir brauchen das nicht tragisch zu nehmen; man kann schließlich nicht von ihnen verlangen, daß sie einer solchen Wortbildung die Namen Louis XIV. oder Bonaparte zugrunde legen.

Haemogallol

ein von hervorragenden medizin. Autoritäten warm empfohlenes, für

Bleichsüchtige u. Blutarme

geradezu unentbehrliches blutbildendes Kräftigungsmittel.

Haemogallol wird nicht nur bei Bleichsucht und Blutarmut, sond. auch bei Schwächezuständen aller Art, Skrophulose, Rhachitis, Neurasthenie etc. mit grösstem Nutzen verwendet.

Haemogallol wird selbst vom zartesten und kranken Organismus mit Appetit genommen, leicht assimiliert, gut vertragen und eignet sich auch deshalb vorzüglich als Nahrungsmittel für Kinder.

Haemogallol greift nicht, wie andere Eisenpräparate, die Zähne an, sondern ist frei von jeglichen unangenehmen Nebenwirkungen und wird deshalb von jungen Mädchen mit Vorliebe genommen

Haemogallol ist in Pulver-, Tabletten- und Pastillenform in allen Apotheken zu haben. Eine Schachtel Haemogalloltabletten zum Preise von M. 2,40.

E. Merck, chemische Fabrik, **Darmstadt.**

Zweighäuser in London, Moskau und New-York.

Zur Schiller-Feier 9. Mai 1905:

Schillers Werke

Billigste einbändige Ausgabe

Herausgegeben von J. G. Fischer.

1 Band von 959 Seiten mit dem Bildnis Schillers nach der Büste von J. H. von Dannecker.

11. Auflage. In Leinwand gebunden **3 Mark.**

„Ein Volksbuch, das in klarem, großem Druck, in Güte des Papiers und in Gediegenheit des Einbandes und der übrigen Ausstattung Schillers sogenannten ‚großen' Ausgaben auch nicht im mindesten nachsteht." Leipziger Tageblatt.

Daneben seien empfohlen:

Schillers Werke. Illustrierte Pracht-Ausgabe. Mit 740 Holzschnitt-Illustrationen und 11 Lichtdruckbildern nach Originalen erster deutscher Künstler. Herausgegeben von Prof. Dr. J. G. Fischer. 6. Auflage. 4 Bände. In Prachteinband Mark 48.—

Schillers Briefe. Kritische Gesamt-Ausgabe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Mit zahlreichen Porträts in Holzschnitt. Neue Ausgabe. 7 Bände. Geheftet Mark 10.50, gebunden Mark 17.50.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

Besorgte Mutter in Troppau. In Preußisch-Schlesien empfehlen wir Ihnen das Töchterpensionat von Frl. E. Müller in Zitlau, Schillerstr. 16. Das Institut gewährt Töchtern höherer Stände vom zwölften Jahre an Aufnahme, liebevolle Erziehung und diejenige wissenschaftliche und hauswirtschaftliche Ausbildung, deren sie im späteren Leben bedürfen. Deutsche, französische und englische Lehrerinnen im Institut; Englisch und Französisch sind Umgangssprache. Vorträge durch Gymnastiklehrer. Die schöne Lage des Instituts, die herrliche Umgebung Zitlaus, ferner die mustergültige Körperpflege (tägl. gymnastische Uebungen, Schwimmen, Baden, Sport, vorzügliche Kost) machen das Institut besonders empfehlenswert. Referenzen aus den höchsten Kreisen bestätigen dies.

A. in Sch. In Ihrem Gedicht „An der See" heißt es von den Wellen:

Fort bringen sie in Eile zum Strande hinan,
Doch hier ihr Ziel nicht bleiben kann,
Sie müssen zurück, hinein ins Meer,
Dort werden sie getrieben hin und her.

Und sehe ich dann auf dieses Treiben hin,
Kommt der Gedanke stets mit in den Sinn:
Gleicht dieses Hasten und Heben
Nicht unserm Menschenleben?
Gibt's denn im Leben einen Ruhehafen für uns?

Und finden wir denn Frieden, wenn uns erfüllt ein Wunsch?

Obwohl diese Verse wirklich lebhaft an ein bewegtes Meer erinnern, so müssen wir Ihnen doch offen bekennen, daß Sie uns danach weniger für die Poesie als für die Prosa veranlagt zu sein scheinen.

Lehrer W. in Gl. Mitglied der Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller in München kann jede schriftstellerisch tätige Persönlichkeit werden, auch wenn sie diese Tätigkeit nur im Nebenberuf ausübt. Wir können Ihnen den Beitritt nur empfehlen, um so mehr, als der Geschäftsbericht für das Jahr 1904, dessen Erscheinen bevorsteht, wieder sehr günstige Resultate aufweist und die Entwicklung des Unternehmens in stetem Fortschreiten begriffen zeigt. Die Mitglieder genießen Vorteile, die keine Versicherungsgesellschaft oder Rentenanstalt zu bieten vermag. Das Vermögen der Anstalt, die bekanntlich erst im zwölften Jahre besteht, hat im Januar die erste Million überschritten. Das Bureau der Pensionsanstalt (München, Max Josephstr. 1/0) erteilt kostenlos jede Auskunft über die Eintrittsbedingungen.

Ein **heller** Kopf

verwendet nur
Dr. Oetker's
Backpulver à 10 Pfg.
Dr. Oetker's
Vanillin-Zucker à 10 Pfg.
Dr. Oetker's
Pudding-Pulver à 10 Pfg.
Vorräthig in den besten Geschäften jeder Stadt.

NESTLE'S
Kindermehl.
Altbewährte Nahrung
Für gesunde u. kranke Kinder, sowie Magenleidende.
Verhütet u. beseitigt Brechdurchfall, Diarrhoe, Darmkatarrh.

Stottern
heilt Prof. Rudolf Denhardt's Anstalt. Prosp. gratis
Honorar nach Heilung. **Eisenach**
Gartenl. 1878 No. 13, 1879 No 5. **Einzige** Anst. Deutschl., l. herrl. Lage, die mehrf. **staatl.** ausgezeichnet, wiederh. d. S.M. **Kaiser Wilhelm II.**

Sie Sparen
fast die Hälfte bei direktem Bezug Ihrer
Strümpfe, Socken, Ersatzfüsse
Trikotagen und Handschuhe
Paul E. Droop
Chemnitz i. S. 40
Fabrik und Versand direkt an Private
Verlangen Sie Katalog gratis und franko.

Anwend. d. physik.-diätet. heilweise (Naturheilk.) Sonnen-, Luft-, Dampf-, elektr. Licht, -elektr. Wasser, kohlens. Bäder, Packung, mildeWasserbeh., Massage, Vibration, Bestrahlung, Heilgymn., angep. Diät Behandlung v. Frauenleiden, Thure Brandt-Massage. — Vorzügl. Verpflegung. Herrl. gesunde Lage im sog. sächs. Nizza. Aller Komfort. Elektr. Licht, Zentralheiz. Buch für Erholungsbedürft. D. ganze Jahr geöffnet. Nach d. nah. Residenz Dresden m. ihr. viel. Kunstgenüssen alle 8 Min. Straßenbahn gegenüb. Bilz' Naturheilbuch, 1 Million Expl. verkauft. Tausende verdank. d. Buche ihre Genesung.

Thale Harz. Für Töchter wissenschaftliche, häusliche und gesell. Ausbildung. Gute Pflege. Näh. Prospekt. Frau Prof. Lohmann.

GLAFEY-NACHTUCHTE
hergestellt u. unübertroffen seit dem Jahre 1808.

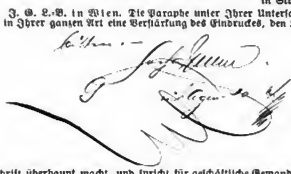
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
von
Bergmann & Co., Radebeul-Dresden
erzeugt ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weisse, sammetweiche Haut, blendendschönen Teint u. beseitigt Sommersprossen, sowie alle Arten Hautunreinigkeiten. à St. 50 Pf. in allen Apotheken, Drogen-, Parfüm- u. Seifen-Geschäften.

Digitized by Google

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

J. G. L.-B. in Wien. Die Paraphe unter Ihrer Unterschrift ist in Ihrer ganzen Art eine Verstärkung des Eindruckes, den Ihre



Schrift überhaupt macht, und spricht für geschäftliche Gewandtheit einerseits und große Lebhaftigkeit und Selbstgefälligkeit anderseits. Mißtrauen und das Streben, nach Vorsicht — entgegen Ihrem eigentlich impulsiven Wesen — ersetzt man aus dem Punkt und Gedankenstrich nach dem Wort „bitten".

Rod. D., B.-B. Sie sind ein kulanter, höflicher und umgänglicher Mann, der nicht durch Schroffheit abschreckt und verletzt, sondern vielmehr den Wünschen andrer entgegenkommen sucht und auch einmal ein Auge zudrückt, wo es ihm ratsam erscheint. Sie entbehren keineswegs des Selbstgefühls und unterschätzen Ihren eignen Wert nicht, aber Sie sind klug genug, sich mit Ihrer Person nicht in den Vordergrund zu drängen, auch zu wissen, daß man auf gütlichem Wege mit Bedarrlichkeit oft noch mehr erreicht, als mit rücksichtslosem Dreinfahren. Sie haben Sinn für Ordnung und Besitz, sind sparsam, und in Ihren Anordnungen und Ansichten zeigt sich praktischer Sinn und verständiges Wesen.

M. E. P., Schweiz. Die richtige Kaufmannsschrift, bei deren Anblick man sofort zum Schluß kommt, ihr Eigentümer beschäftige sich viel mit Zahlenmäßigem (siehe zahlenförmige Buchstaben, L = 21, E = 6). Sie sind rasch und gewandt in der Arbeit (rasche, fließende Schrift), haben es immer eilig und wissen geschickt und gewandt über Unannehmlichkeiten hinwegzugleiten (wellenförmige Linienhaft, kurvenreiche Schrift bei schattenlosen Buchstaben). Die Dinge schwer zu nehmen ist nicht Ihre Art.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart.
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Die Wiskottens

Roman in zwei Büchern

von

Rudolf Herzog

Erstes Buch

I

„Feierabend, meine Herren!"

Lautes Gelächter von draußen. Rütteln an der Türklinke. „Aufgemacht, Oweram, wir woll'n ja nur dat Dröppelbier!"

„Dat laßt euch man geben, wo ihr heut abend Zeche gemacht habt. Meins is zu schad'."

„Oweram, Neidhammel, andre Wirte zahlen auch Steuern!"

„Oweram, wir fangen ja erst an! Dat dicke Ende kommt erst!"

„Herr Abraham Schulte, Sie sollten im Fischertal Kaffee kochen. Zum Bierwirt fehlt Ihnen das Verständnis."

„Geben Sie die Konzession zurück. Morgen is Stadtrat."

„Auf!"

Da öffnete sich knarrend die Haustür, und auf der Schwelle erschien die vierschrötige Gestalt des Wirtes, hemdärmelig, die Fäuste in die Seiten gestemmt. Um den Hals lief ihm ein grauer Bart wie eine Krause. Ein paarmal zwinkerten seine Augen. Dann sahen sie scharf ins Dunkel.

„Na also ... Wer von den Herren möchte denn nu zuerst in die Wupper? Donnerkiel, ek schmiet en 'rin, wenn noch eener dat Muhl opdöht."

Der Kreis der sechs auf dem schmalen, vom tauenden Schnee klebrigen Trottoir hielt sich still. Dann trat einer vor, groß und breitschulterig, mit übermütigen Augen im geröteten Gesicht, und strich sich schmunzelnd den blonden Schnurrbart.

„Oweram, ich opfere mich. Aber vorher wollen wir bei Euch da drin en Testament machen."

„Jawohl! Das Testament! Wir sind die Zeugen ..."

„Kuck mal," sagte der Wirt, ohne sich aus seiner Ruhe bringen zu lassen, „dat hätt' ich mir doch gleich denken sollen. Wenn einer in Barmen die Backen vollnimmt, muß et doch ein Herr Wiskotten sein. Un nu noch alle sechs! Da tu' ich ja en Christenwerk, wenn ich die von de Straße wegnehm'. Aber en bisken piano im Lokal. Erstens schläft meine Alte, und zweitens steh' ich mich nicht gerade auf du mit der neuen Sorte Nachtwächter."

Geheimnisvoll, auf den Zehen wandelnd, drückten sich die sechs am Bauch des Wirtes vorbei durch die Haustür. Stramme junge Männer, der älteste Anfang der Dreißig, der jüngste noch nicht zwanzig.

„Warraftig," staunte der Wirt, „die sämtlichen Herren Brüder. Selbst der Herr August."

„Wieso: selbst ich?" Es war der dritte in der Reihe, der einzige Bartlose, denn auch dem jüngsten sproßte schon der Flaum. Es zuckte nervös in seinem Gesicht, als er scharf die Frage stellte.

„Nu, nu," beruhigte der Wirt. „Ich dacht' man bloß, weil heute Abendkirche war."

„Das geht Sie — —"

„— — einen Dreck an. Stimmt! Un da is ja auch dat Nesthäkchen ...? Wat? Darf de auch schon nach Mitternacht Bier trinken?"

Die Tür war ins Schloß gefallen. Der Riegel saß. Der älteste der Brüder blies sich die Feuchtigkeit aus dem blonden Schnurrbart, packte mit der einen Hand den Wirt, mit der andern den jüngsten, und schob sie Stirn an Stirn.

„So! Und nun bitt' ich mir Respekt und Bier aus! Hier bringen wir Ihnen die Hoffnung der Familie Wiskotten —"

„Ach nee, Herr Gustav, dat sind Sie doch."

„Die Hoffnung der Familie Wiskotten! Dieser junge Mann hat heute sein Abiturientenexamen bestanden, während wir andern durch die Bank uns auf inneres und äußeres Anraten mannhaft mit dem Berechtigungsschein zum einjährigfreiwilligen Dienst begnügten. Was sagen Sie nun?"

„Donnerkiel ..."

„Jawoll: Donnerkiel! Ihretwegen, um Ihnen diese große Freude zu verschaffen, unterbrechen wir ein Familienfest, opfern wir unsre Nachtruhe, irren wir durch die glitschigen Straßen, riskieren wir Arm- und Beinbruch auf die Gefahr hin, daß ein etwaiger Unfall morgen von Uebelwollenden häßlicher Trunksucht zugeschoben wird —"

Digitized by Google

„Nu aber: Pßt! Ich zapp' ja schon."

„Endlich! — Mäntel aus, Jungens."

„Schrei doch nicht so, Gustav."

„Ach, August, wir sind doch hier beim Overam, und nicht im evangelischen Vereinshaus."

„Ich verbitt' mir das."

„Na, weshalb bist denn mitgezogen? Doch, weil du so gut einen im Dach hatt'st wie wir. Also sei fröhlich mit den Fröhlichen! Wir haben nur einen Bruder, der das Abiturium gemacht hat, und wir kriegen auch keinen mehr."

Der zweitälteste und der vierte der Wiskottens waren hinzugetreten, beide mit peinlicher Sorgfalt gekleidet. Der eine mit gepflegten englischen Bartkoteletts, der andre mit aufgebürstetem dunkeln Schnurrbärtchen. Jetzt aber glühten beider Köpfe in der Farbe des genossenen Weins.

„Bier her, Bier — für des Königs schönste Leutnants!"

„Der englische Willem und der preußische Fritze! Tambour, schlag an!"

„Der Gustav spielt den Demokraten. Und hat sich selber zum Reserveonkel wählen lassen!"

„Gehört mal dazu; aber in der Nebensache. Prost, Kinder! Selbst der August — na, prost August — hat sich wählen lassen, weil er zum Feldkaplan doch nicht die nötige Vorbildung hatte. Und der Paul hat auch schon das Portepee, und daß der Ewald, wenn er dient, die Tressen heimbringt, das ist doch alles so selbstverständlich. Reserveonkel kann jeder werden. Was aber nicht jeder werden kann, das ist: eine Familie Wiskotten! Kerls, die sich untereinander egal zerren und prügeln möchten und doch aus Leibeskräften am selben Strang ziehen, wenn's gilt, einem dritten die Zähne zu zeigen! Kerls, die da wissen, daß die Hauptsache ist: Arbeiter sein! Lustige, zähe Bandwirkergesellen! Barmer Fabrikanten aus Bewußtsein! Hurra hoch! Hoch! Hoch!"

Sechs Kehlen schrien sich fast heiser daran. Im Hintergrunde, den mächtigen Körper weit über den Schanktisch vorgestreckt, klatschte sich der Wirt die breiten Handflächen rot, bevor er die frischgefüllten Tulpengläser ergriff. Gustav Wiskotten hatte den langaufgeschossenen Abiturienten erwischt und hob ihn bei jedem „Hoch" mit steifen Armen hoch gegen die Stubendecke. Ein Bild des Uebermuts und überschüssiger Kraft. Und Paul Wiskotten, der zweitjüngste, sonst der Träumer unter den Brüdern, rüttelte den älteren vorn an der breiten Brust, vor Begeisterung kaum imstande, die Worte hervorzustoßen.

„Mensch, von der Poesie hast du keinen Schimmer, und — und — bist selbst die Poesie!"

„Ich — —? Bist du doll?"

Ein energisches Klopfen an der Haustür. Mit einer weitausholenden Handbewegung gebot der Wirt Schweigen. Alle Köpfe fuhren zusammen. Ein schadenfrohes Horchen . . .

„Heda! Feierabend!"

„Der neue Nachtrat," wisperte der Wirt. „Nix wie Unruh' bringt die neue Polizei."

„Bitte aufmachen!"

Der Wirt sah Gustav Wiskotten an. Der zwinkerte ihm zu. Da ging er und öffnete.

„Womit kann ich Ihnen dienen? Ausgeschänkt wird nix mehr."

Den Helm ins Gesicht gedrückt, den Mantelkragen hochgeklappt, trat der Mann ins Zimmer.

„Davon wollt' ich mich gerad' überzeugen. Was sind das für Gäste? Sie wissen doch, daß Ihre Schankkonzession nur bis Mitternacht reicht." Und er nahm sein Notizbuch vor.

Gustav Wiskotten hatte ein paar Bleistiftzeilen auf die vor ihm liegende Tischkarte geworfen. Jetzt erhob er sich.

„Was ist das für eine Störung? Kennen Sie mich?"

Der Polizeidiener rückte sich zusammen. Das waren Kommandotöne.

„Jawohl, Herr Wiskotten."

„Dann frag' ich Sie nochmals: Was soll die Störung?"

„Entschuldigen Sie, Herr Wiskotten. Aber der Wirt Schulte darf nach zwölf Uhr nachts nicht —"

„Was der Wirt Schulte nach zwölf Uhr nachts darf oder nicht darf, geht mich gar nix an. Das ist doch wohl sozusagen seine interne Angelegenheit. Im übrigen bilden wir hier eine geschlossene Gesellschaft mit Statuten. Da hat niemand was 'reinzureden."

Der Polizist wurde unsicher. „Davon war uns bis heute nix bekannt . . ."

Kopfschüttelnd wandte sich Gustav Wiskotten an seine Brüder, die wie tiefgekränkte Bürger um den Tisch saßen. „Er glaubt's nicht." Und er nahm die Tischkarte auf. „Barmen, den achtundzwanzigsten Februar achtzehnhundertundneunzig. Stimmt's? Na, also! — Verein der Familie Wiskotten? Stimmt das? Oder sehen Sie hier einen andern als lauter Wiskottens? Weiter: Paragraph eins: Zweck des Vereins ist Donnerstag. Daß heute Donnerstag ist, werden Sie nicht bestreiten. Paragraph zwei: Außerdem bezweckt der Verein die Pflege eines edeln Hausgesanges für Wiskottensche Familienfeste. Dafür wollen wir sofort den Beweis antreten."

Sechs Kehlen räusperten sich. Der Polizist wollte erwidern. Abraham Schulte legte ernst den Finger auf den Mund, denn die sechs Brüder Wiskotten hatten begonnen.

„An der Gartenlü—a—ür
Hat mein Mädchen mi—a—ir
Sanft die Hand gedrückt.
Ach, wie ward mir da—o—a,
Als mir das gescha—o—ah,
Als mein Mädchen mi—a—ir
Sanft die Hand gedrückt."

Digitized by Google

Dem Wächter der Nacht wurde es schwül. Er wischte sich die Stirn und grinste verlegen in seinen Helm, den er für ein paar Sekunden abgenommen hatte. Dann klappte leise die Tür. Das Lied war aus, der Wächter nicht mehr anwesend.

„O — ha!" lachte der Wirt und ließ den schweren Körper widerstandslos in einen Stuhl fallen, „o — ha!" und wie ein fernes Echo grollte es noch einmal aus ihm, stockend, stoßend, atemlos: „o — ha . . .!" Und dann brach eine der wilden, urwüchsigen Stimmungen durch, wie sie nur das Wuppertal kennt, das schwer arbeitende, das Atem schöpfende.

Das Angelernte fiel. Der äußere Schliff, heimgebracht vom Militär, aus der Fremde, aus dem Verkehr mit vermögenden Geschäftsfreunden, weitblickenden Industriellen, vornehmen Bankfirmen wurde beiseite geschoben wie ein lästiger Sonntagsrock, die gesellschaftliche Form nicht mehr berücksichtigt. Man war nicht unter Fabrikantensöhnen, die auf dem Textilmarkt der Welt ein gewichtiges Wort mitzureden hatten, man war unter den Söhnen des bergischen Landes, wie es die Väter gewesen waren, wenn sie — noch nicht die mit allen Kräften des Dampfes, der Elektrizität, der Großbetriebe arbeitenden Fabrikanten von heute — im blauen Kittel vom Bandstuhl, vom Riementisch, von der Färberkufe gekommen waren, um ohne Rangunterschiede breitbehäbig am Wirtstisch beisammen zu sitzen. Derb, hanebüchen, mit saftigen Worten in plattdeutscher Mundart dreinschlagend, mit ererbten und verschärften Geschäftsinstinkten, aber mit weit offener Ehrlichkeit und ebenso unverwüstlicher Lebenslust wie Arbeitskraft.

Mit verstärkten Lungen schrien sich die Wiskottens an, schlugen auf den Tisch wie Arbeitsleute beim Kartenspiel, quittierten über jeden Witz mit schallendem Gelächter und tranken sich in mächtigen Zügen zu, als säßen sie noch immer in einer heimlichen Verbindung ihrer Gymnasiastenzeit. Allen voran Gustav Wiskotten.

„August, wenn's dein Gemüt nicht beschwert: Prost Rest!"

„Mein Gemüt? Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert, steht im Lukas."

„Kinder, Kinder! August hat gesprochen! Es steht im Lukas! Oweram, Fuhlpelz, wo bliewwt dat Bier? August, der Arbeiter, ist seines Lohnes wert!"

„Wart du nur, bis du nach Haus kommst."

„Raus mit der Sprache."

„Ich mein' man bloß: deine Emilie wird dich dann auch deines Lohnes werthalten."

„Gustav, deine Emilie! Hoch Emilia! Un ihr Pantöffelchen! Un die Gardine! Au weih —!"

Gustav Wiskotten hatte die Brauen zusammengezogen. Er trank sein Glas leer und setzte es hart nieder.

„Laßt das. Ich hab' doch auch wohl die Berechtigung, mich mal zu amüsieren. Oder arbeit' ich nich — Himmeldonnerwetter —, so viel wie ihr andern zusammen? Wenn ich mich dann mal doppelt auslüfte —"

„Gustav, gerat nich in de Wolle!"

„Gustav, hier ist doch nich Emilie, daß du Verteidigungsstellung annimmst!"

„Ach, Quatsch. Ich hab' um zehn Jahr zu früh geheiratet. Weiß ich selber. Aber doch verdammt nicht, damit ihr eure Halunkereien besser treiben könnt? 's Geld wegschmeißen? Mit 'm Säbel rasseln? Heimlich Gedichte fabrizieren statt Bänder, Litzen und Kordeln? Da! Seht euch die Fäuste an. Wuppertaler Eigenmarke. Wiskottensch. Und nu haltet's Maul."

„Oha, wer schmeißt Geld weg?"

„Der August. Für lauter Missionen. Für lauter Heidenbälger in China, Afrika und Kamtschatka."

„Was verstehst du von christlicher Fürsorge!"

„Nee. Tu ich auch nich. Mir is et Hemd näher als der Rock. Macht doch mal erst im eignen Haus gründlich rein, statt die Nase in fremde Landkarten zu stecken. Wenn ihr die Gelder für äußere und innere Mission zusammenlegtet und damit unter den Einheimischen das Elend mit Stumpf und Stiel ausrottetet, daß keine Arbeit mehr zu tun wäre: dann in Gottes Namen die Fahne entrollt und ins Heidenland! Aber nich eher. Hier brennt's, und dort löscht ihr. Sag ein Zitat, Abiturient!"

„Wirtschaft, Horatio!"

„Stimmt! Wirtschaft — —!"

„Gustav als Moralist! Gustav als Volkserzieher! He, du, und das Säbelrasseln?"

„Na, da haben wir gleich zwei Matadore. Wilhelm und Fritz. Zeigt mal her! Ihr habt ja schon 'ne schiefe Hüfte, reinweg vom Schleppsäbel!"

„Wir machen unsre Uebungen mit wie ihr und jeder andre. Damit basta."

„Und setzt sie zu Haus fort. Sehen die Kerls nicht aus wie verkleidete Leutnants? Wo ist denn der Stolz auf den blauen Arbeiterkittel von unserm Alten geblieben? Wir sind der Nährstand! Wir sind, so wie wir sind, Nummer eins!"

Der zweitjüngste Wiskotten war um den Tisch herumgekommen. Seine ernsten klaren Augen bettelten.

„Gustav, sieh mal, wir haben alle unsre Liebhaberei. Du liebst einen guten Trunk aus dem Becher, ich aus den Dichtern. Schadet das der Fabrik was? Nein. Aber uns würd' es als Menschen schaden, wenn wir's ließen, weil wir dann nicht mehr wir selber wären."

„Schon gut," sagte Gustav Wiskotten, „ihr habt alle recht."

Da tönte in das Schweigen hinein des Wirtes Oweram Stimme.

Digitized by Google

„Wenn jet nich mehr suppen wöllt, mahlt, dat jet no Hus kömmt. Hie is keen Freilogis!“

„Oweram, Bier!“

„Oweram, Sie sind schuld. Hätten Sie uns flotter zu trinken gegeben, hätt' das Gequassel nich angefangen.“

„Oweram, en Oelsardine. Wat kost't die?“

„En Groschen, Herr Wiskotten.“

„Wat, so 'ne kleene?“

„Glöwen jet, Se könnten för önken lausigen Groschen en gebrodenen Schellfisch han?“

„Oweram on Ifak
Zankten sich om 'n Zwieback.
Oweram tonnt' hätter schlonn,
Ifak, de mot lopen gonn . . .“

höhnte der Chorus im Spottlied das Rededuell, ließ die Biergläser auf der Tischplatte rappeln und neuen Uebermut durch Tür und Fenster. Noch einmal griff die Stimmung durch, als sei sie nie gestört gewesen. Bis der Abiturient mit aller Kraft zwei Worte in den Tumult rief:

„Die Mutter!!“

Ein Ruck — und alle standen auf den Beinen, sahen auf die Tür und dann langsam von einem zum andern. Bis Gustav Wiskotten mit einem Lachen, das zu laut war, um echt zu sein, das Schweigen löste.

„Unsinn. Wie soll denn die Mutter nachts zum Oweram in die Kneipe geschneit kommen?“

„Deuwel, aber en Schreck war et doch. Gustav is noch ganz blaß.“

„Da hat er noch lieber 'ne Panke von Emilie.“

„Na, hab dich man nich. Du hast wohl keine Manschetten vor ihr?“

„Welcher Schafskopp hat denn gerufen? Der Ewald! Der will wohl die Buxe stramm gezogen haben.“

„Ich — — ich — —“

„Ach was, das sind feine Witze. De Mutter!“

„Das soll doch auch kein Witz sein. Ich wollt' se leben lassen. Unsre Mutter! Die Stammutter der Wiskottens! Von ihr an zählen wir doch erst die Ahnen. Wie?“

„Oweram, Bier! Nu aber fix!“

Aber sie tranken den Schoppen doch nur in respektvollem Schweigen. Und einer nach dem andern zählte, wie unbeabsichtigt, seine Zeche auf den Tisch. Und einer dieser selbstsicheren, unbekümmerten Männer nach dem andern zog die Uhr, gähnte auffällig und griff nach Hut und Ueberzieher.

Es war ihnen etwas in die Glieder gefahren. Sie waren alle ernüchtert.

„Gehst du mit, August?“ sagte Gustav Wiskotten und erhob sich. „Morgen is en strammer Tag in der Fabrik. Un die verfluchte Grundstücksgeschichte muß nu auch erledigt werden.“

„Laß doch das Fluchen. — Ich geh' mit.“

„Gut' Nacht, Oweram. Geld stimmt wohl?“

„Gut' Nacht zusammen. Empfehlung an de Frau Mutter.“

„Bestellen Se die man selber, wenn Se wat op 'n Kopp han woll'n.“

Auf der Straße schlug man einen kurzen schweigsamen Marsch an. Das Tauwetter hatte nachgelassen. Der volle Mond beleuchtete weithin die hohen Schieferhäuser und lag mit gespenstischem Licht auf der schwarzen Wupper.

„Ich geh' noch mit Ewald auf den Berg,“ sagte der zweitjüngste Wiskotten. „Ist das eine Mondnacht!“

Gustav Wiskotten zuckte die Achseln. „Müdigkeit in der Fabrik gibt's morgen nicht. Du weißt, ich versteh' keinen Spaß.“ Seine Stimme klang hart. „Und stört Mutter nicht.“ Das klang seltsam weich für den starken Mann . . .

„Famos, Paul, famos,“ sagte hastig der Abiturient, als sie von den andern abgebogen waren und die steile Werléstraße hinaufstiegen, „wie kann man jetzt zu Bett gehen; überhaupt: in solcher Mondnacht und solcher — solcher Stimmung. Du warst wieder der einzige, der das verstanden hat.“

„Wohl nur, weil ich nicht so viel zu denken hab' wie zum Beispiel Gustav.“

„Nein, du, das ist es nicht. Es ist — es ist — weil du eben auch über den Barmer Kram hinausdenkst.“

„Hinaus?“

„Dieser ewige gleiche Trott, diese fürchterliche Nüchternheit tagsüber, und des Abends diese laute Spießbürgerlichkeit beim Bier! Das ist doch ein geisttötendes Einerlei.“

„Du siehst es mit falschen Augen an. Du mußt nur den richtigen Standpunkt dazu gewinnen, und du siehst nur Leben, tausendfach drängendes Leben.“

„Siehst du es?“

„Ich seh' es. Und ich gehöre dazu.“

Eine Zeitlang schritten sie stumm nebeneinander her. Bis auf der Höhe der Straßenzug im Feld verlief, hinter dem der Wald stand. Weiß in seinem feinen, festen Schneeüberzug, geheimnisvoll leuchtend im Mondschein, zog der Pfad fernhin zum dunkeln Tannenstand, der ihn lautlos aufsog. Ein Hund schlug an. Das Waldwirtshaus Villa Foresta tauchte im Mondlicht träumend am Waldrand auf.

„Schau dich mal um, mein Junge.“

„Was denn, Paul?“

„Hier ist ein Auslug. Nun? Was siehst du jetzt?“

„Das Wuppertal. Barmen. Was mehr?“

„Mehr ist auch nicht notwendig. Das Fehlende hineinzutragen, ist unsre Sache. Kommst doch frisch von der Schulbank und hast deinen Goethe im Kopf. Nun? Was sagt der? Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.“

Digitized by Google

Siehst du, das paßt auf nichts besser als auf die Heimat."

„Hast du immer so gedacht, Paul?"

„Immer nicht. Nicht ganz so. Man muß in die Liebe — hineinreifen. Mit der richtigen Liebe aber wird das Schwerste leicht."

„Wir können doch nicht alle dieselbe Liebe haben. Mein Geschmack ist anders."

„Eine doch," sagte Paul Wiskotten und starrte von der Bergshöhe hinab in das lange, schmale Tal, das im Mondlicht schlief. „Die Heimatsliebe . . ."

Sie starrten beide hinab, und ihre Augen gewöhnten sich an das magische Licht, daß sie die Häusermassen unterschieden und die Türme der Kirchen und wie einen Mastenwald die dunkel ragenden Schornsteine. Hüben und drüben kletterten die Straßenreihen aus dem schmalen Talkessel an den Bergwänden hinan, auf denen, hüben und drüben, hoch auf dem Kamm, der schweigende Forst die Wacht hielt. Wie wohlgeborgen in eine Muschel gebettet, wie ein behütetes Schatzkästlein . . .

Paul Wiskotten sprach es aus. Sein Stolz auf die Heimat machte ihn zum Schwärmer.

Ewald Wiskotten schüttelte den Kopf. „Die schwarze Wupper bringst auch du nicht weg."

„Die schwarze Wupper ist der Segen des Tals. Gott sei Dank, daß sie schwarz ist."

„Das ist doch eine komische Anschauung. Mein Schönheitssinn ist jedenfalls für das Klare und Reine."

„Wenn die Wupper klar und rein wär', wären die Menschen im Tal faul und liederlich. Die schwarze Farbe ist das Ehrenkleid, das die Menschen ihr und sich gegeben haben. Es bedeutet: Hier wird gearbeitet! Hier wohnt ein werktätig Volk! Hut ab!"

„Und wo bleibt die Poesie des Sonntags? Ich halt's hier nicht aus."

„Die Poesie ist die Arbeit. Nur das Leben kann lebendige Poesie sein. Du, wenn das da unten erwacht, wenn sich der langgestreckte Riese da unten den Schlaf aus den Augen wischt und plötzlich anhebt, sein Morgenlied zu pfeifen. Wenn sein Atem aus all den tausend Schloten da unten gen Himmel steigt und der ganze Organismus sich dehnt und reckt, Räder und Maschinen treibt, Köpfe und Hände in Bewegung setzt, aus dem Nichts Wunderdinge vollbringt und täglich, stündlich die hohle Hand wie ein Telephon an den Mund setzt, um lachend über die ganze Erde, über Länder und Meere zu brüllen: ‚Hier Barmen-Elberfeld! Wer dort?' Ist das nicht Poesie? Ist das nicht ein Heldenlied? Das Lied von der Arbeit? Und siehst du: deshalb ist mir auch unser Gustav — ein Stück Poesie. Verstehst du nun?"

„Unser Gustav — —?"

„Ja. Hier im Wuppertal sind unsre größten Arbeiter unsre größten Dichter. Ein Künstler muß ein Schaffender sein. Herrgott, schau zu, wie der Gustav schafft. Was geht in seinem Kopf alles um an Schöpfergedanken, mit denen er eisern ringt, bis sie Taten geworden sind, bis sie neues Leben schaffen und Brot für das neue Leben. Ach nein, mein lieber Ewald, die Genies sitzen nicht nur auf dem Parnaß. Davon kann ich mitreden."

„Du! Weshalb bist du nicht Dichter geworden — —?"

„Du hörtest ja von Gustav, daß ich Verse mache, und — wie er darüber denkt."

„Der ist nicht maßgebend. Von dem, was die Seele bewegt, hat er ja keine Ahnung. Nur das Geschäft, das Geschäft erkennt er an. Aber keine Individualität."

„Einzelne Individualitäten laufen genug herum. Er nennt sie ‚das Scheidewasser'. Er hat Größeres im Sinn."

„Ich weiß, ich weiß: die Größe der Fabrik."

„Die Individualität der Familie."

„Versteh' ich nicht. Ist auch paradox."

„Heute will jeder eine ‚Persönlichkeit' sein. Das ist doch ein Unding. Das zerreißt zum Schluß jedes feste Band und treibt uns der Auflösung entgegen. Ich sage dir, die Persönlichkeit der Zukunft wird die Persönlichkeit der Familie sein. Nur fester Zusammenschluß kann ein Geschlecht stark und dauerhaft machen und zum — Genie. Wir dürfen nicht alle glauben, Ausnahmemenschen zu sein. Aber wenn jeder in der Familie sein Stück Genie zu dem des andern legt, wird's auch ein Ganzes."

„Und dieser nüchternen Weisheit ordnest du dich unter? Du mit deiner reichen Seele?"

„Gustav hat auch eine reiche Seele. Vielleicht die reichste von uns allen. Er kann ihr nur nicht so nachgehen und nachgeben, weil er alle seine Kräfte auf die Fabrik, auf unser aller Wohl konzentrieren mußte. Da brachte er seine Privatangelegenheiten zum Schweigen. Wenn das nicht Größe ist . . .!"

„Ach Gott, und zu Hause? Bei sich daheim? Ist das Glück nun alle die aufgewandte Größe wert?"

„Still, Ewald. Darüber mußt du nicht sprechen. Als er mit wenigen zwanzig Jahren Emilie heiratete, handelte es sich darum, der Fabrik, die gerade im Aufschwung war, ein Fundament zu geben. Die Mutter sah es ein, und auch Gustav. Und wenn das Leben in seinem Hause kein friedliches geworden ist — wir haben's ihm nicht nachzurechnen, sondern wir haben es ihm leicht zu machen, weil er, gerade dadurch, unser Leben leichter gemacht hat."

Der jüngste Wiskotten sah finster vor sich hin.

„Ich hab' ihn nicht darum gebeten," stieß er hervor.

Digitized by Google

„Ewald!"

„Was denn: Ewald!? Nein! Ich bedanke mich für sein Opfer, wenn ich mit darunter leiden soll. Ich denke nicht daran, es anzuerkennen, wenn er mir die freie Selbstbestimmung nimmt."

„Dir? — Du kommst doch gar nicht in Betracht. Du wirst ja studieren."

„Ich will aber nicht Theologe werden."

„Du — willst nicht?"

„Nein! Ich will nicht! Und wenn Gustav sich auf den Kopf stellt. Er geht ja selber nicht zur Kirche."

„Er respektiert den Lieblingsgedanken der Mutter. Für das, was die Mutter will, kann er sterben."

„Sterben! Das kann ich auch. Aber nicht leben. Nicht so leben. Ich kann doch nicht bei lebendigem Leib zugrunde gehen!"

Er schrie es heraus. Seine Augen flackerten. Sein ganzer Körper war in Aufregung.

„Ewald!"

Da fiel der junge Mensch dem wenige Jahre älteren Bruder um den Hals und schluchzte es heraus.

„Maler will ich werden, Maler! Die ganze Familie wird über mich herfallen. Wie über einen Verrückten. Als ob ich Landstreicher werden wollt', paß auf! Sie sollen es! Sie mögen es! Was verstehen sie denn im Wuppertal von Kunst? Paul, du verstehst sie, du verstehst mich! Du wirst mithelfen, wenn zu Haus der Tanz losgeht! Paul — —"

„Junge," sagte Paul Wiskotten, „dummer Junge . . ."

Er schüttelte den Kopf.

„Du willst auch nicht?"

„Die Mutter gibt's nicht zu. Alles andere. Nur nicht Künstler."

„Die Mutter soll's ja auch nicht werden, ich will's werden!"

„Ja — hast du denn Talent? Ich meine: über die andern Talente hinaus? Daß du neben der Familie allein stehen kannst?"

Ewald Wiskotten warf trotzig den Kopf in den Nacken. „Das wird sich finden."

„Wenn du es selbst nicht einmal bestimmt weißt —?"

„Nu werd' du auch noch zum Philister. Wer weiß denn alles, was wird? Was in einem steckt? Auf den Mut kommt's an, auf die Begeisterung. Die hab' ich!"

Paul Wiskotten sah dem Bruder in das erhitzte Gesicht. Er wollte ihm die Begeisterung nicht rauben.

„Sag zu Hause zunächst nichts," meinte er nach einiger Ueberlegung. „Wir wollen am Sonntag nach Elberfeld gehen, in die Gesellschaft für Kunst und Literatur. Ich bin Mitglied und werde dich einführen. Da kannst du mal Fühlung nehmen und dich umhören und umsehen. Vielleicht nutzt das."

„Paul, kommt auch der alte Maler Weert hin?"

„Sicher. Und auch der alte Dichter Korten. Gib nur gut acht."

„Paul, Paul!"

„Nun wart mal erst ab."

„Paul, noch eins, das mußt du mir sagen. Ich begreif' dich nämlich nicht. Nicht ganz. Hast du in der Gesellschaft von Dichtern und Künstlern denn nie den Drang verspürt, den Drang, auch hervorzutreten und — und — fort von der schwarzen Wupper, an den grünen Rhein oder sonst wohin?"

„Die andern bleiben doch auch im Wuppertal."

„Ach, die andern! Die haben kein Feuer mehr, keinen Unternehmungsgeist. Das sind Mummelgreise hinterm Ofen, Talente für den Hausgebrauch. Du aber bist jung!"

„Das waren die andern auch einmal. Und der Weg vom Dichter und Künstler bis zum — bis zum Mitglied der Gesellschaft für Kunst und Literatur wird sie auch Opfer an Illusionen, schmerzhafte Opfer genug gekostet haben, bis sie die Wirklichkeit erkannten und sich mit ihr abfanden. Siehst du, mein Junge, es kann nicht jeder ein Goethe sein. Es muß auch solche geben, die Goethe lesen."

„So einer bist du —?" Ewald Wiskotten richtete seine lange Gestalt gerade auf.

„So einer bin ich. Jetzt schmück' ich mir das Leben und seh' es mit frohen Augen. Andernfalls aber hätte ich es andern nicht schmücken können, und dann auch mir nicht. Man muß sich über sein Talent nur klar werden. Dann bleibt man immer noch voll Dank. Und jetzt komm heim und schlaf aus."

Im Tale schlief der schwarze Riese der Arbeit vom Mondlicht so silbern überhaucht, als sei er ein lächelnder Genius. Kein Märchenerzähler für die wenigen, ein Lebensspender für die vielen! Paul Wiskotten winkte ihm zu. „Wie schön das ist!"

Ewald Wiskotten zog ein Gesicht. „Die ganze Luft riecht nach Rauch und Schweiß Komm schnell!" Und sie stiegen von dem Berg, der ihnen den Ausblick gewährt hatte, ins Tal zurück. — —

Auch Gustav Wiskotten war heimgekommen. Als er sich vor der Haustüre von den Brüdern, die bei den Eltern wohnten, verabschiedet hatte, ging er doch noch die wenigen Schritte zum nebenan gelegenen Fabriktor, um sich im Wächterhaus von der Kontrolluhr zu überzeugen. Dann stieg er leise die Treppen zur Wohnung hinauf. Behutsam öffnete er die Tür zum Kinderzimmer und trat ein. Beim Schein der Nachtlampe betrachtete er seinen Nachwuchs, seinen siebenjährigen Jungen, sein fünfjähriges Mädel. Einen Augenblick dachte er daran, daß er selber erst

Digitized by Google

zweiunddreißig zählte. Aber immer stärker strahlten seine blauen Augen auf die Kinder nieder. ‚Das ist so gut wie meine Jugend.‘ Und er beugte sich nieder, die kleinen im Schlaf geöffneten Mäulchen zu küssen.

„Papa — — Papa — —!“

„Still. Schön schlafen. Gut' Nacht.“

„Gustav!“

„Ich komme schon,“ und er nahm das Licht und begab sich ins Nebenzimmer.

„Du sollst doch die Kinder nicht stören. Wie spät is es nu wieder! Wenn du dich um mich nicht kümmerst, sollst du dich wenigstens vor den Kindern schämen.“

„Guten Abend, Emilie. Na, nu schimpf nich. Der Ewald hat doch sein Abitur gemacht. Das mußte doch gefeiert werden.“

„Um Ausreden bist du nie verlegen.“

„Ach, was. Gib mir 'n Kuß! 'ne kleine Ausspannung tut mir ganz gut nach all der Tagesrackerei.“

„Ich racker' mich wohl nicht?“

„Du —? Du bist 'ne brave Hausfrau, un nu gib mir en Kuß.“

„So geh doch. Du riechst nach Bier.“

„Ja,“ lachte Gustav Wiskotten derb auf, „Veilchenwasser kriegt man beim Oweram nicht zu trinken.“

„In so einer Arbeiterkneipe! Pfui!“

„Hör mal, Emilie —“

„Nix will ich hören, nix. In so einer Kneipe zu hocken, während ich den Schlaf so nötig habe —“

„Dann will ich ihn dir nicht weiter stören. Also gut' Nacht denn.“ Er nahm das Licht und trug es auf seinen Nachttisch.

Emilie Wiskotten setzte sich in den Kissen aufrecht. Ihr reiches braunes Haar war unter einem Mützchen versteckt, ihr hübsches Gesicht zorngerötet.

„Ich will aber mit dir sprechen. Ich brauch' mir das nicht gefallen zu lassen.“

„Dann tu die Nachtmütze ab, Emilie.“

„Verspott' du mich nur. Du wirst dich noch eines Tages versündigen. Meine Jugend hab' ich dir gebracht — jawohl, meine Jugend, und mein Geld auch, und auch noch Geld vom Vater. Und du? Für die Kinder hab' ich zu sorgen und für den Haushalt und — und — deine Mutter hab' ich zu besuchen und mich drillen zu lassen, weil ich ja nix versteh', und wenn ich Sonntags nicht in die Kirche könnt' — du lieber Gott, selbst der Herr Pastor, der heute abend hier war, sagte —“

Gustav Wiskotten hatte das Licht ausgeblasen.

„Gustav . . .!“

Sie hörte nur, wie er sich in die Kissen wühlte.

„Gustav — —!“ Keine Antwort.

„Gustav, der Pastor —“

„Sei mal en Augenblick ruhig, ich bin am Beten . . .“

Sie biß sich auf die Lippen. Sie horchte. Zornbebend. Dann ließ sie sich seufzend in die Kissen fallen.

Gustav Wiskotten schlief. Und im Schlaf träumte er vom kommenden Tag, der den ganzen Mann erforderte. Den ganzen Mann.

II

„Morgen, Herr Kölsch.“

„Morgen, Herr Wiskotten.“

Der graubärtige Werkmeister lüftete, wie es Gustav Wiskotten getan, die seidene Schirmmütze.

„Mein Bruder Wilhelm geht anfangs nächster Woche nach England zurück. Sorgen Sie doch, daß heute noch die Musterkarte für London aufs Kontor kommt.“

„Ist schon in der Buchbinderei, Herr Wiskotten. Um zehn Uhr wird sie vorliegen.“

„Sie haben das Geschäft im Kopf wie wir. Im Betrieb was zu bemerken?“

„Die neue Maschine arbeitet. Ein Genuß, sie zu sehen. Denn zu hören gibt's fast nix. Fast geräuschlos.“

„Kommen Sie mit.“ Seine Augen strahlten. Und sie gingen über den Fabrikhof ins Maschinenhaus. „Morgen, Armbrust. Na? Stolz?“

Der Maschinenwärter in enganliegendem blauen Leinenanzug und dicken Wollpantinen rückte an der Mütze, grinste und trat beiseite. Durch das mächtige Oberlichtfenster fiel die Morgensonne. Sie spielte auf den blank polierten Steinfliesen, kletterte auf und ab an dem funkelnden Messinggeländer, das die Maschinen schützend umgab, und spiegelte sich in den hundert blitzenden Bestandteilen der Ungetüme. Der Raum und sein Inhalt sahen aus, als wären sie zu einer Ausstellung, zu einer Sehenswürdigkeit bestimmt und nicht zur harten Fron des Werktages. Nicht eine Fußspur auf den Fliesen, nicht ein Fingerabdruck am Geländer und den Maschinen, in der Luft kein Sonnenstäubchen. Die gewaltigen Transmissionsriemen sausten aus der Wand heraus mit einer Geschwindigkeit über das Schwungrad, daß dem Auge war, als schwebten sie regungslos in der Luft.

Gustav Wiskotten ging um den Koloß herum. Langsam, Schritt für Schritt. Seinem Blick entging keine Schraube.

„Kölsch, die kostet ein Vermögen.“

„Wird auch eins einbringen, Herr Wiskotten.“

„Sag' ich auch. Deshalb hab' ich's durchgesetzt. Wer nix riskiert, kann nix gewinnen. Vater und August hatten Herzklopfen. Meinten, die sechshundert Pferdekräfte täten's auch. Nun sehen Sie sich mal den Zwerg an.“

Er klopfte der stilliegenden kleinen Maschine auf den Kessel, wie man ein Reitpferd tätschelt.

„Auch ein braver Kerl, Herr Wiskotten. Tut ihren Dienst wie geschmiert. Gegen die

Digitized by Google

vierzehnhundert Pferdekräfte der neuen kann sie natürlich nicht an."

„Wollen sie auch nicht vergleichen. Wollen einfach sagen: zusammen — zweitausend Pferdekräfte."

Das kam aus tiefster Brust. Wie ein Vorwärtsbefehl. Der graue Werkmeister blickte zu ihm auf wie der Waffenmeister zu seinem jungen Recken. „Nur nich einrosten lassen."

Gustav Wiskotten griff den Blick auf.

„Solang' ich was zu melden hab', nicht! Werd' schon sorgen, daß sie alle beide laufen und nicht zum Atemholen kommen. Jetzt nehmen wir die Fabrikation halbseidener Bänder dazu. Das ist ein Verkanfen. Und die Färberei wird vergrößert. Vom Rohfaden bis zum fertigen Stück wird alles im Haus gemacht. Was die Ganzgroßen können, können wir heute auch. Und Verdienen wird groß geschrieben."

„Wann soll die neue Färberei gebaut werden?"

„Sobald ich den Platz hab'. Die Eisenbahndirektion will ihn nicht hergeben. Kann sie ihre Asche nicht anderswo abladen? So 'ne Dickfelligkeit."

Er wandte sich zum Gehen. „Vielleicht, daß heute Nachricht kommt." Noch einmal glitt sein Blick liebkosend über die Maschine. An der Tür probierte er die Oelpumpe.

„Armbrust, wenn Sie die Maschinen trocken laufen lassen, holt Sie der Deubel!"

„Soll er, Herr Wiskotten."

Draußen arbeitete der Heizer schweißtriefend an den Feuerlöchern. Seine Schaufel grub sich knirschend in den aufgestapelten Kohlenberg und beförderte im Schwung die Ladung in den Molochsrachen. Das buntgestreifte Hemd stand über der Brust weit auf, die wie Gesicht und Hände vom Kohlenstaub dicht überzogen war. Die Schweißtropfen, die ihm von der Stirn bis ins Hemd liefen, zogen weiße Rinnen in die schwarze Farbe, daß der Mann aussah wie ein dressiertes Zebra. Als er die Herren kommen sah, hielt er inne in der Arbeit, stützte sich auf den Schaufelstiel und wischte sich mit dem Handrücken die Stirn.

„Na, Christian, flutscht et? Die Neue schluckt Futter, wat?"

„Och, Herr, dat Biest frißt — ja, ich will mal sagen: mehr als meine Olle und meine sieben Blagen zusammen."

„Aber satt werdet ihr sie beide kriegen, die Maschine un auch das Nest zu Haus."

„Wär' nich schlecht, Herr Gustav."

„Vom Samstag an en Dahler Zulage, Christian."

„Donnerkiel — da sag' ich danke."

„Wie lang' ist der schon in der Fabrik!" sagte Gustav Wiskotten, als er mit Kölsch über den Fabrikhof zum Hauptgebäude schritt.

„So lang' wie ich un der Armbrust un noch en paar. Zum Frühjahr werden's fünfundwanzig Jahr. Seit Ihr Herr Vater hier anfing."

Gustav Wiskotten schüttelte ihm die Hand. Dann rückten sie an den seidenen Schirmmützen und trennten sich. Der junge Fabrikherr ging durch den Arbeitssaal und die endlose Doppelreihe der ratternden, schlagenden Bandstühle. Es war ein ohrenbetäubendes Getöse in der Halle. Die Transmissionsriemen pfiffen, die Bandstühle klapperten mit ihren hölzernen Armen, für sich ein jeder in monotonem Takt, zusammen in wilder Disharmonie; die Spulen schnurrten, und die Schifflein sausten und tanzten von links nach rechts, von rechts nach links, als wollten sie das Perpetnum mobile ergründen. Und seitwärts spie der Stuhl wie geringelte Schlangen die Masse des fertigen Bandes aus. Arbeiter besorgten die Handgriffe, junge Arbeiterinnen steckten die frischen Garnspulen auf. Das lebte und strebte wie in einem Riesenbienenkorb.

Gustav Wiskottens Auge überzeugte sich bei jedem Stuhl, welche Artikel er fabrizierte. Keiner der Arbeiter blickte auf. Es konnte ein Faden reißen, das Garn sich verwirnen. Ein Mädchen lief vorbei und ließ eine Spule fallen. Es bückte sich danach. Gustav Wiskotten gab ihm einen Klaps, daß es einen Schritt vorschoß. Das Mädchen lachte mit rotem Kopf. Kein Mensch sah sich um. Das Getöse verschlang jeden Ton.

Und plötzlich: ein Pfiff, ein Abschwellen, eine leere Stille — —. Kaffeepause! Acht Uhr morgens!

Mechanisch blickte Gustav Wiskotten auf die Uhr. Dann ging er über eine Seitentreppe, um zum Kontor zu gelangen. Die Post mußte eingelaufen sein. Unterwegs warf er durch die offene Tür einen Blick in die Haspelstube. Rohseidengarn und Baumwollgarne lagen aufgetürmt in verknoteten Fitzen. Die Haspeln waren leer. Die Arbeiterinnen — an die dreißig Mädchen und etliche jüngere Frauen — hockten im Kreis um ihr dampfendes Kaffeegeschirr. Mitten unter ihnen saß eine alte Frau, sechzigjährig, starknochig, mit energischen Zügen um Mund und Augen. Auf ihrem breiten Schoß ruhten Seidenfitzen, deren Bearbeitung das Frühstückssignal unterbrochen hatte. Nun dienten sie einem dickleibigen Buch als Unterlage. Die alte Frau las, die goldene Brille auf der Nase, Buchstaben für Buchstaben formend, aus der Bibel.

„Und Jesus ging umher in alle Städte und Märkte, lehrte in ihren Schulen und predigte das Evangelium von dem Reich, und heilete allerlei Krankheit im Volke. Und da er das Volk sah, jammerte ihn desselbigen; denn sie waren verschmachtet und verstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Da sprach er zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende!"

Digitized by Google

Man hörte ihr geduldig zu. Man wußte, daß diese Frau mit dem Wort Gottes im Schoß eine rasche Hand besaß.

„Guten Morgen, Mutter," sagte Gustav Wiskotten.

Sie nickte, ohne aufzublicken, und las weiter. Und Gustav Wiskotten öffnete die Tür zum Kontor, trat geräuschvoll ein, warf seine Mütze auf den Tisch und rief: „Post her!"

„Kannst wohl auch guten Morgen sagen."

„Knurr nicht, August. Lauf' schon seit sieben im Betrieb herum. Da vergißt man die Zeit."

„Du fährst wohl am liebsten, wenn man schon eine Stunde vor der Post die Kontorstühle wärmte."

„Jedenfalls lieber, als daß die Mutter so früh herausläuft. Hätt'st doch achtgeben können. Sie ist nicht mehr die Jüngste."

„Mutter ist gesund. Und den Haspelmädchen tut die Beaufsichtigung gut, auch die Morgenandacht."

„Die Leute sollen in der Kaffeepause ausspannen. Die Andachten könnt ihr extra einrichten. Alles zu seiner Zeit."

„Sag's doch der Mutter."

„Ich werd' mich hüten. Na? Post gut?"

„Die Bestellungen auf kurze Lieferfrist häufen sich. Wenn wir uns nur nicht zu früh engagiert haben."

„Ach, Unsinn. Wir leisten, was nur verlangt wird." Er saß über den Briefen gebeugt und überflog Seite auf Seite. „Gut ... Sehr schön ... Was? Preise drücken? Gibt's nicht. Ach so, bei solchen Posten ... Da lohnt es sich. Muß kalkuliert werden, mit Ueberstunden. Verdammt!" Er schlug mit der Faust auf einen Brief.

August Wiskotten erhob sein glattrasiertes Gesicht und warf einen hastigen Blick nach der Tür, die das Privatkontor vom großen Kontor trennte. „Gustav!"

„He? Was denn? Choräle singt man in der Kirche, aber nicht im Geschäft. Was sagst du nun zu dieser Eisenbahnergesellschaft? Lehnt kurzweg ab, zu verkaufen! Will uns aushungern! Will uns strangulieren! Oho! Na warte!"

„Hab' ich nicht gewarnt, Gustav? Erst das Hinterland haben, erst bauen, dann die neue Maschine und dann die neuen Engagements nach außen hin?"

„Zum Kuckuck, daß wir die günstigste Konjunktur versäumt hätten! Du bist doch selber Kaufmann, schlauer als Moses und die Propheten ..."

„Meine kaufmännische Tätigkeit hat mit der Bibel auch nicht das geringste zu tun."

„Nee, das kann dir dein Feind nicht nachsagen. Also nu laß mal den unberührten Kaufmann reden."

„Wir müssen etwas suchen. Wir müssen etwas finden, womit wir die Eisenbahndirektion ärgern, bis daß sie quiekt."

„Aergern!" Gustav Wiskotten war aufgestanden. Und dann lachte er sein lautestes Lachen. „August, die Sünde hast du auf dem Gewissen. Ich bin Adam, der verführte. Nun laß mich machen."

„Wenn du so willst, ist Handel und Wandel Sünde. Geschäft ist Geschäft. Das hat seine eigne Moral."

„Bravo! Einen Jammer von gestern scheinst du nicht zu haben. Wo ist denn Wilhelm, Fritz und Paul?"

„Wilhelm ist wegen der Musterkarte auf der Buchbinderei, Paul sitzt auf dem Kontor, und Fritz ist auf seinem Laboratorium in der Färberei. Alles in Ordnung."

„Hat Vater gut geschlafen?"

„Danke. Ewald leistet ihm Gesellschaft."

„Bis nachher denn." Er schob die Mütze in den Nacken und ging grübelnd hinaus. Nachdenklich durchquerte er den Fabrikhof, ging um die Färberei herum und stand an der Wupper, die das Fabrikgebiet nach hinten abschloß. Fauchend strömte der Dampf aus den Röhren der Färberei in das dunkle Wasser und verwandelte es in dicken, fettigen Schaum. Klatschend sausten die roten, blauen und schwarzen Abwässer der Färberei in den Fluß, der, seit er in den Bereich der Wuppertaler Industrie getreten war, keinen einzigen reinen Quelltropfen mehr mit sich führte. Jenseits der Wupper, auf weithin sich streckenden Wiesen, übten die Barmer Bleicher ihr Gewerbe aus; diesseits, neben der Färberei der Wiskottens, benutzte die Eisenbahn den tieferliegenden Grund, Massen von Asche abzuladen.

Lange stand Gustav Wiskotten am seichten Ufer und blickte den Flußlauf hinauf. Ohne das große brachliegende Terrain neben der Färberei war die bauliche Entwicklung der Fabrik zum Stillstand gebracht. Wer hätte das voraussehen können? Ganz klein hatten die Alten hier vor fünfundzwanzig Jahren begonnen und langsam, je nach dem Verdienst des Jahres, sich vergrößert. Als Gustav Wiskotten, kaum mündig geworden, Emilie Scharwächter geheiratet hatte, hatte er durchgesetzt, daß ihr Geld in den Betrieb gesteckt und ein weiteres Areal hinzugekauft wurde. Er sah noch die erschrockenen Augen seines biederen Vaters vor sich.

„Jung', Jung'," hatte der Alte kopfschüttelnd gemeint, „hat dausst du dein Lebtag nich voll. Bis dahin schmeißen se mit unsern Knochen längst die Birnen vom Birnbaum."

Und heute?

Ein kalter, wilder Stolz durchfuhr den grübelnden Mann und hob seine Stirne hoch. So weit war er gekommen! Das war sein Werk!

Digitized by Google

Hemmnisse gab's für ihn nicht! „Wofür bin ich denn sonst auf der Welt?!"

Noch einmal prüfte er mit dem Blick das angrenzende Grundstück. Mit dem Blick des Besitzers. Dann stieß er die Tür zur Färberei auf.

Eine Sekunde lang konnte er nichts erkennen in dem dicken weißen Qualm, der den Raum, feuchtwarm, bis in den letzten Winkel füllte. Dann unterschied er die Leute, die in ihren schwarzen Nesselhemden an Bottichen und Kufen hantierten, in denen die Farbbäder brodelten und die durchlaufenden Dampfröhren einen Höllenlärm verursachten, daß kaum der Takt der die Garne schwingenden Färberknüttel auf den Bottichrändern zu vernehmen war. „He — —! Is Kölsch da?" — „Nich gesehen!" — „Mein Bruder Fritz?" — „Oben!" — Und der Lärm ging weiter.

Gustav Wiskotten stieg über die dampfenden Wasserlachen hinweg. Ein ungeschickt geführter Färberknüttel traf ihn in die Seite. „Hoppla," sagte der Arbeiter. „Dämelskopp," quittierte Wiskotten die Entschuldigung. Die Sache war erledigt.

Oben, im engen Laboratorium, traf er Fritz. Den Schnurrbart hochgebürstet saß er über einen Teller gebeugt und knabberte an einem Hering, den er zwischen den Händen an Kopf und Schwanz straffzog. Vor ihm stand ein halbgeleertes Bierglas.

„Du, sag mal, du irrst dich. Du befindest dich hier nicht im Biwak."

„Laß mich gewähren. Ein Kater fragt nicht danach."

„Aber ich! Führ du deinen Kater nach Feierabend spazieren."

„Zu dumm, darauf zu antworten."

„Benimm dich, mein Junge!"

Fritz Wiskotten sprang empor. „Was fällt dir ein? Ich bin hier so gut Herr wie du!"

„So! Dann zeig es zunächst vor den Arbeitsleuten. Wenn die mit einem Fuselkopp in die Fabrik kommen, jagen wir sie nach Haus. Heringe sich holen lassen! Um neun Uhr morgens! Die Färber werden sich lustig gemacht haben."

„Mir total schnuppe."

„Mir aber nicht. Wer Herr sein will, muß für die Leute fehlerlos sein. Un wenn dir der Kopp kracht vor Jammer oder Katzenjammer, du hast es nicht zu zeigen. Du hast überall der Stärkere zu sein. Das ist Führerparole."

Fritz Wiskotten trank wütend sein Bier aus.

„Hast du Kölsch nicht gesehen, Fritz?"

„Nee. Was soll er?"

„Will mit ihm sprechen. Die Eisenbahner geben das Terrain nicht her. Und in der Färberei stößt man sich doch jetzt schon die Rippen weg."

„Verfluchzig! Dann kann ich nicht prompt liefern. Ich muß Raum haben. Geben nicht her? Oho, Gustav, das wirst du ihnen zeigen!"

„Das denk' ich auch. Arbeit' nur fix die Pläne aus, damit alles vorbereitet ist."

„Kannst dich drauf verlassen. Abschüs, Gustav."

Gustav Wiskotten verließ die Färberei. Doch gut Material, die Brüder. Nur noch unerzogen. Allerhand Allotria im Kopf.

An der Wupper, neben dem Waschhaus, traf er den grauen Werkmeister. Auch er sah scharf nach dem Nebengrundstück.

„Dat hilft nu nich, Herr Wiskotten, wir müssen et haben. Oder wir können die Tausendvierhundertpferdige als alt Eisen verkaufen."

„Kölsch," sagte Gustav Wiskotten und trat dicht an ihn heran, „ich hab' Sie gesucht wie eine Stecknadel. Ich weiß, Sie lieben die Fabrik, Sie lieben die Wiskottens. Is es nich so?" Er hatte seinen Arm in den des Alten gelegt.

„Ich gehör' zum Inventar, Herr Gustav."

„Ja ... Als ich noch klein war und Geschichtenbücher verschlang, da hab' ich bei der Nibelungensage immer für den Hagen geschwärmt. Na, Sie sind ja belesener als ich. Aber bei dem Hagen, dem treuesten Mann seines Königs, der mit der Treue stirbt, da hab' ich als Junge mir immer Sie vorgestellt. Ohne Sie waren wir nicht zu denken."

Des graubärtigen Mannes Augen leuchteten auf.

„Das war schön, Herr Wiskotten. Wir verstehen uns. Pflicht gegen Pflicht. Und was wünschen Sie nu?"

„Kölsch, Sie haben hinter dem Rittershauser Bahnhof einen Garten. Er stößt ans Rangiergleise."

„Herr Wiskotten, der liegt zu weit von uns ab. Das wären doppelte Kosten."

„Für uns! Selbstverständlich! Daran ist nicht zu denken. Aber die Stadt hat deswegen doch bei Ihnen angefragt."

„Gewiß, und ich hab' geantwortet, daß ich bei einem anständigen Preis verkaufen will."

„Wissen Sie, was die Stadt damit will?"

Der Werkmeister schüttelte den Kopf. „Kann mir gleich sein, wenn sie gut bezahlen."

„Die Stadt will ein Geschäft mit der Eisenbahndirektion machen. Oder umgekehrt. Nun?" Seine Augen triumphierten.

„Ja, daran kann ich nix ändern."

„Kölsch, Sie müssen mir einen großen Dienst erweisen. Sie müssen mir den Garten sofort auf Handschrift hin verkaufen. Ob ich ihn so hoch bezahlen kann wie die Stadt, wenn man sie schraubt, oder ob ich ihn an Sie zurückgeben muß und Ihnen den ganzen Handel mit der Stadt inzwischen verdorben hab', das kann ich Ihnen im Augenblick nicht sagen. Es ist hundsgemein von mir, Ihnen so 'nen faulen Vorschlag zu machen, wo Sie nur zuzugreifen brauchen, um eine große Summe festzuhaben. Kölsch, ich würd' mich auch schämen, einem andern wie Ihnen

Digitized by Google

damit zu kommen. Für mich selbst tät' ich's ums Verrecken nicht. Aber für die Fabrik. — Sehen Sie, das ist wie ein Kind, das man in die Welt gesetzt hat und für das man sorgen muß, daß es mannbar wird. Und wenn es uns den letzten blutigen Schweißtropfen ausquetscht. Die Fabrik, Kölsch!" — Er atmete schwer auf.

„Herr Wiskotten," sagte der alte Werkmeister, und seine Blicke folgten dem Lauf der arbeitsamen schwarzen Wupper. „Ich versteh' Sie ganz gut. Auch Ihren Plan. Sie wollen was haben, womit Sie die Eisenbahndirektion pisacken können." Er schaute seinen jungen Herrn an. „Der Garten steht zu Ihrer Verfügung, das bedurfte keiner Worte. Ich werd' doch die Fabrik nicht im Stich lassen."

„Aber es entgeht Ihnen vielleicht ein größerer Gewinn."

„Die Wiskottens haben mich fünfundzwanzig Jahr' nicht verhungern lassen. Im Gegenteil. Für mich und die Anna reicht's doppelt, auch, daß wir dem Ernst genug nach Düsseldorf schicken können."

„Wie geht's dem Ernst auf der Akademie? Ist er bald ein großer Maler?"

„Er kann mehr als er tut — —"

„Besser als umgekehrt, Herr Kölsch."

„Damit tröst' ich mich auch. Soll ich Ihnen jetzt die Unterschrift geben?"

„Hagen," sagte Gustav Wiskotten. Mit dem ihm eignen kalten, wilden Stolz, den auch der Alte hatte. Dann gingen sie in die Werkmeisterstube, und Albert Kölsch bescheinigte Gustav Wiskotten den Kauf des Gartenlandes, anstoßend an das Rangiergleis des Rittershauser Bahnhofes. Eine halbe Stunde darauf saß der junge Fabrikherr im Zuge, der ihn nach der Elberfelder Station Döppersberg brachte, in deren Nähe sich das Verwaltungsgebäude der Eisenbahndirektion befand.

Der Präsident war nicht zu sprechen. Wiskotten ließ sich bei dem Dezernenten melden, der die Grundstücksangelegenheiten bearbeitete. Er durfte eintreten.

„Mein Name ist Wiskotten, Fabrikbesitzer in Barmen."

Der Regierungsrat nickte. „Wir haben Ihnen leider eine abschlägige Antwort erteilen müssen, Herr Wiskotten. Die Bahn verkauft nicht. Wir sind selber froh, daß wir ein paar Grundstücke haben."

„Aber das Terrain neben unsrer Färberei kommt für Sie gar nicht ernsthaft in Betracht. Asche können Sie doch an jeder Böschung abladen."

„Ueber die Tragweite unsrer Ernsthaftigkeit steht Ihnen kein Urteil zu, Herr Wiskotten. Ebenso ist es wohl unsre Sache, zu entscheiden, was wir können und was wir nicht können. Das sind Verwaltungsangelegenheiten, für die Ihnen doch wohl der rechte Blick fehlen dürfte."

„Könnten wir die Unterhaltung nicht etwas gemütlicher fortsetzen, Herr Regierungsrat?"

„Von Gemütlichkeit ist hier durchaus keine Rede, sondern vom königlichen Dienst."

„Ich wollte nur ergebenst darauf aufmerksam machen, daß ich seit meiner Konfirmation bereits lange Hosen trage. Das sind fast zwanzig Jahre."

Der Regierungsrat machte eine kühle Abschiedsverbeugung.

„Sie wollen das für Sie wertlose Terrain nicht an uns verkaufen? Auch nicht, wenn ich Ihnen sage, daß Sie dadurch imstande wären, unsre Fabrikation zu lähmen? Wir sind nicht die geringsten Steuerzahler. Das sollte doch wohl berücksichtigt werden."

Der Regierungsrat zuckte leicht die Achsel.

„Die Entscheidung in der Angelegenheit ist gefallen. Sie halten sie in Händen. Damit ist die Sache außerhalb unsers Gesichtskreises. Sie verzeihen wohl: ich habe Wichtigeres. Guten Tag."

„Eine Frage noch, wenn Sie erlauben. Ich würde unter Umständen bereit sein, mit der Bahn ein Tauschgeschäft zu machen. Was sagen Sie dazu?"

„Herr Wiskotten, das ist doch hier kein Pferdehandel. Und meine Zeit ist wirklich knapp bemessen."

„Sie wollen also nicht?"

„Einem neuen Gesuch Ihrerseits steht ja nichts im Wege," sagte der Beamte in verabschiedendem Tone.

„Danke. Ich brauche meine Tinte nötiger. Na, so werde ich denn in Gottes Namen die neue Fabrik an das Rangiergelände des Rittershauser Bahnhofs bauen. Hoffentlich vertragen wir uns. Ruß- und Funkenauswurf der Lokomotiven wird ja vorschriftsmäßig zu unterbleiben haben. Die Prozesse sind kostspielig."

„Von welchem Grundstück sprechen Sie denn eigentlich? Das einzige, das sich dort befindet, ist uns von der Stadt angeboten worden."

„Sehr unrecht von Ihnen, daß Sie sich nicht zuerst mit dem Eigentümer in Verbindung setzten."

Der Regierungsrat sah scharf auf. Dann klingelte er nach einem Aktenfaszikel und blätterte schnell darin.

„So. Hier hätten wir's ja. Was sprechen Sie denn immer von Ihrem Grundstück? Eigentümer ist Albert Kölsch."

„War, Herr Regierungsrat, war! Den gegenwärtigen Besitzer sehen Sie in mir."

„Können Sie sich darüber ausweisen?"

„Wenn Sie Interesse an meinem Grundstück haben? Ich trage das Schriftstück zufällig bei mir. Hier: schwarz auf weiß."

Der Regierungsrat las und kniff die Lippen zusammen.

Digitized by Google

„Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?"

„Danke sehr, jetzt habe ich mich schon ans Stehen gewöhnt."

„Bitte sehr um Entschuldigung. Aber unter dem starken Druck der Geschäfte vergißt man so leicht — bitte ergebenst, Herr Wiskotten."

Gustav Wiskotten setzte sich.

„Es ist gleich Mittagszeit, Herr Regierungsrat. Sie wissen, was das in einem bürgerlichen Haushalt bedeutet." Er lachte gemütlich. „Das Geschäft liegt ja auch so einfach. Sie haben mein Grundstück so nötig wie das liebe Brot —"

„Nun, nun — darüber ließe sich streiten."

„Wir wollen's aber nicht, um keine Zeit zu verlieren. Und nun sehen Sie, genau so nötig, wie Sie mein Grundstück haben, habe ich das Ihre. Was tun kluge Hausväter in solchem Falle, um sich Zeit und Kosten zu ersparen? Sie tauschen!"

„Das dürfte doch nicht so einfach sein. Es müßten doch immerhin die Grundwerte gesucht und berechnet werden."

„Die Größe der Areale stimmt fast überein. Die Werte aber sind von dem Moment an, da das Objekt unbedingt in die Hände gebracht werden muß, ideelle Werte. Schrauben Sie Ihren Preis so hoch, wie Sie wollen, er kann meinen Preis nie übersteigen, wohl aber erreichen, wenn wir uns die beiderseitige Situation klarmachen und ohne Umschweife auf den Kern der Sache gehen."

„Sie reiten eine forsche Attacke, Herr Wiskotten."

„Ich weiß, was ich solch einem Gegner schuldig bin."

Der Regierungsrat verneigte sich. „Da darf ich wohl nicht zurückbleiben. Ich werde dem Herrn Präsidenten sofort Vortrag halten. Würde es Ihnen morgen um diese Zeit wieder passen?"

Gustav Wiskotten erhob sich. „Es freut mich, daß wir uns so schnell verstanden haben. Besonders, da ich ohne Aufschub mit dem Bauen beginnen muß, hier — oder dort. Morgen um zwölf also. Gesegnete Mahlzeit, Herr Regierungsrat."

„Auf Wiedersehen, Herr Wiskotten."

Ein kräftiger Händedruck, und die Tür schloß sich hinter ihm.

„Diese Wuppertaler," brummte der Regierungsrat verärgert. „Da sagt man, sie seien fromm wie die alten Juden. Jawoll! Gerissen sind sie wie die alten Juden." Dann ließ er sich dringlich beim Präsidenten zum Vortrag melden.

Gustav Wiskotten ging über die Straße zum Bahnhof. Seine stahlblauen Augen blickten ohne zu zwinkern in die Mittagssonne. Er sah irgendwo in der Ferne seine Fabrik, wie einen Wiskottenschen Fideikommiß, wie eine Latifundienbildung. Vor hundert Jahren — ah, da gab es, die paar Gewerbe abgerechnet, nur Bauernhöfe auf Barmer Gebiet. Das alte zähe Bauernblut regte sich in ihm. Das Gut halten; nur Verwalter zu sein; es vergrößern, wie die Familie sich vergrößert. Der Erbe sorgt für den Erben.

Was in diesen stahlblauen Augen zu lesen stand, war das, was während des nächtlichen Spazierganges über die Barmer Berge Paul Wiskotten, der Träumer unter den Brüdern, die Persönlichkeit der Familie genannt hatte . . .

Als Gustav Wiskotten zu Hause anlangte, herrschte Mittagspause. Nur Christian, der Heizer, saß in der Tür des Maschinenhauses und löffelte aus einem Blechnapf Gemüse, Kartoffeln und Rindfleisch. Wenn er einen besonders guten Bissen ergattert hatte, steckte er ihn dem Blondkopf in den Mund, der auf das geleerte Geschirr wartete und inzwischen mit gierigen Kinderaugen jede Bewegung des väterlichen Löffels verfolgte.

„Hat der Jung' zu Haus nix abgekriegt, Christian?"

„Gewiß dat. De hat den Ranzen voll. Aber die Blagen meinen ja, bei Vattern gäb et immer wat Extraes." Er klappste dem Jungen stolz eins auf den Hosenboden. „Sie wissen ja selber, wie dat is, Herr Wiskotten."

Gustav Wiskotten hatte Sehnsucht nach den Seinen. Einen Blick warf er noch auf die schwarze Wupper. ‚Wart,' dachte er, ‚dich werden wir bald noch schwärzer haben!' Dann eilte er in wenigen Sprüngen die Treppe zu seiner Wohnung hinauf.

„Mahlzeit, Emilie. Wo sind die Kinder?"

„Verhungert wären sie, wenn sie auf ihren Vater hätten warten sollen. Der ganze Braten taugt nix mehr."

„Laß ihn. Wenn wir man was taugen. Donnerwetter, hast du dich staats gemacht."

„Ach, Gustav, laß doch das Anfassen. Das Kleid ist vom vorigen Winter."

„Aber du bist doch nicht von gestern. Komm her. Was geht mich das Kleid an."

Er nahm sie in die Arme und küßte sie derb ab. „Ein Mund wie Honig, und was drum und dran is — na, was denn?"

„Gustav!" sagte sie und machte sich los. „Nun hast du mir das Haar wieder losgemacht."

„Ein Haar wie weichste Seide. Wenn ich's abschneide, kann ich's in der Fabrik verarbeiten lassen. Na, komm, ich hab's verdient."

„Du immer mit deiner Fabrik!"

Er setzte sich an den Tisch und aß. Er hatte einen Wolfshunger.

„Du — Emilie — den Platz hätten wir."

„Welchen Platz nu schon wieder?"

„Den Platz von der Eisenbahn. Den Kerls hab' ich eine Laterne aufgesteckt. Plötzlich konnten sie sehen, wo Bartel den Most holt. Im März bauen wir."

Digitized by Google

Mutterglück

Nach der Radierung von Georg Jahn (Dresden)

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

„Aber du willst doch nicht schon wieder Geld in die Fabrik stecken? Woher denn nur? Wir haben doch Kinder?"

„Gerade der Kinder wegen. Und nicht nur 'reinstecken, doppelt herausholen, doppelt und dreifach. Gib mal acht, wenn die neuen Gebäude stehen! Da kann die Tausendvierhundertpferdige samt der Sechshundertpferdigen die Lungen voll nehmen. Die Wiskottens sollen alle zusammen satt werden."

„Das werden wir. Aber wenn's so weitergeht —"

„Wenn's nicht so weitergeht, wollt'st du wohl sagen. Ja, dann könnten wir eines Tages schön auf dem Proppen sitzen. Heute können nur noch große Betriebe mitreden. Und verlaß dich drauf, wir werden mitreden."

Er trank sein Weinglas leer.

„Du — Emilie — wenn du deinen Vater siehst —"

„Was soll der denn dabei? Geld hergeben? Der denkt besser an sein Kind als du an die deinen."

„Sag ihm, ich käm' heute abend. Er sollt' aber eine kalt stellen. Wir wollen über das Glück seines Kindes beraten."

Er stand auf und dehnte die Arme. „Das hat geschmeckt. Nun ist die Maschine wieder geheizt." Er hielt die starken Arme wagerecht wie ein paar Windmühlenflügel.

Emilie sah nach ihm hin. Ganz wenig. Von der Seite nur. Sie war doch stolz auf ihn. Nur, daß er sie immer wie ein albernes Kind behandelte. Und sie war Hausfrau und Mutter. Was wollte er denn mehr?

„Emilie —"

„Ja — — —?"

Er lachte, und sie lachte auch. Dann ließ sie sich ohne Weigern in die Arme nehmen.

„Nun ruf mal die Kinder."

Sie kamen hereinmarschiert. Der Junge — Gustav, wie jeder Erstgeborene in gerader Linie — mit schnüffelndem Näschen, die kleine Emilie, nach der Mutter getauft, laufend, stolpernd, sobald sie den Vater erblickt hatte. Er fing sie auf und setzte sie auf seine Schulter, wo sie vor Vergnügen krähte.

„Na, ihr Rabauen, ihr laßt den Vater allein essen?"

„Hast du alle beide Aepfel allein aufgegessen?" fragte der Junge mit hängender Lippe und suchte auf dem Tisch.

„Du gönnst sie mir wohl nicht, mein wackerer Sohn?"

„Gönnen wohl, aber Emilie und ich hatten uns doch schon drauf gespitzt!"

„Ja, wenn ihr euch schon drauf gespitzt hattet, dann werden wir wohl mal zusehen müssen, ob sie noch nicht ganz in den Magen gerutscht sind. Sucht!"

Juchzend strebte das Schwesterchen von der Schulter herunter. Links und rechts hingen sie an dem lachenden Vater und durchsuchten eilig seine Taschen.

„Ha!" schrie der Junge.

„Ha!" krähte das Schwesterchen ihm nach.

Dann wollten sie sich mit ihrer Beute davonmachen. Aber der Vater erwischte sie.

„Was —? Ist das eure gute Erziehung?"

„Ihr sollt ‚danke' sagen," fuhr Emilie Wiskotten sie an.

„Danke . . ." sagten sie kläglich und blickten auf die Aepfel, die bedeutend an Wert verloren hatten.

„Stropp," lachte Gustav Wiskotten und fuhr seinem Aeltesten durchs Haar. „Nu sag mal, was du werden willst."

„Pastor."

„Wa — was? Wie kommst du denn darauf?"

„Dann kann ich Sonntags in der Kirche reden, und keiner darf muckſen. Aber lieber — lieber möcht' ich noch was andres werden."

„Herrgott, was wird nu kommen?"

„Leichenwagenkutscher."

„Lei . . . Leichenwagenkutscher — —?"

„Dann hab' ich immer einen langen Zug hinter mir, und ich bin der Erste!"

Gustav Wiskotten atmete tief auf. „Gott sei Dank," sagte er, „er hat wenigstens Ehrgeiz . . ."

In der Fabrik pfiff man zur Arbeit. Links und rechts der Wupper. Im ganzen Tal — —.

III

Wie ausgestorben lagen die Straßen. Die Fenster an den Häusern waren geschlossen, die Türen fest in den Klinken. Kaum, daß ein spielend Kind das Trottoir betrat. Eine seltsame, feierliche Ruhe, eine abgeklärte Stille hatte allen Lärm der Woche, alle Hast des Werktags schweigend aufgesogen. Kalt und vergessen ragten die hohen Schornsteine in den Märzmorgen, als seien sie die überflüssigsten Dinge der Welt. Es war Sonntagsfrühe.

Ein leiser Glockenklang zitterte durch das Tal. Ein paar Frauenköpfe erschienen an den Fenstern, schon im Schmucke des Sonntagshutes. Ein vollerer Glockenschlag dröhnte hinterher. Dann ein Zweiklang, ein Dreiklang. Die Männer in den Häusern, die in Hemdärmeln am Tische saßen, legten die Zeitung beiseite und zogen die Röcke an. Draußen wogten die Harmonien des Geläutes. Die Kinder bekamen ihr Gesangbuch zugeteilt und den Pfennig für den Klingelbeutel, die Erwachsenen steckten sich ein Nickelstück für die Tellerkollekte an der Kirchentür zurecht. Kein Wort wurde dazu gesprochen. Der Vorhof der Kirche reichte am Sonntagmorgen bis in die Häuser.

Digitized by Google

In der Luft rangen die Glockengesänge der Gemeinden miteinander zum höheren Lob des Herrn. Es waren eifrige Gemeinden, die aneinander strenges Maß legten, weil sie nicht duldsamer gegen sich selbst waren. Lutheraner und Reformierte trafen sich auf dem Plan, und auch die lutherisch-reformierten Unierten behaupteten ihr Terrain. Die Katholiken hatten ihre numerische Schwäche durch den Bau eines Gotteshauses wettgemacht, das mit Stolz einen der höchsten Türme des Rheinlandes aufwies. Die wenigen israelitischen Kaufleute kamen nur politisch in Betracht. Unzählige Sekten aber, denen der evangelische Gottesdienst aus formellen Gründen nicht behagte, waren über das ganze Tal verstreut.

Streng hielt jeder zu seiner Fahne. Die Reformierten machten wenig Unterschied zwischen den Lutherischen und Katholischen, die Lutheraner ebensowenig zwischen Katholiken und Reformierten. Das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner hinkte in der Duldsamkeit hinter ihnen allen her. Aus dem Gewoge der Töne erhorchte ein jeder nur seine Glocken, die Klänge der andern gingen spurlos an seinem Gehör vorbei.

Brausend schwoll jetzt der Kirchenruf an allen Enden des Tals. Die Haustüren öffneten sich. Einzeln, zu zweit, zu ganzen Familien erschienen die Menschen. Immer aber wortlos. Es war ein ernsthaft Schreiten, talauf, talab. Ein stummes Neigen des Hauptes, ein steifes Lüften des Hutes, wo sich Bekannte trafen. War etwas an den Begegnenden zu bemängeln, so tauschte man, unter sich, einen langen Blick und kniff die Lippen. Diskutiert wurde der Fall erst nach der Kirche. Hin und wieder machte man auf den engen Trottoirs entgegenkommend Platz. Dann entstand eine Stockung in der langen schwarzen Linie. Die Familie eines Presbyters schritt vorüber mit in sich gekehrten Augen.

Eine halbe Stunde dauerte der Gesang der Glocken, eine halbe Stunde das ernsthafte Schreiten blasser Arbeiter mit verschleierten Augen, kräftiger Handwerker mit dankbarem Gesichtsausdruck, geradeaus blickender Fabrikanten, der Frauen und Mädchen aus allen Klassen der Bürgerschaft, hier hagere, abgekarkerte, mit roten Flecken auf den Backenknochen und straffgezwungenem Haar, dort behäbige mit selbstzufriedenen Mienen, andre frisch und kernig, echter lebenskräftiger, bergischer Schlag, andre mit stumpfen Blicken. Trabend zwischen ihnen die Schar der Konfirmandenschüler. Noch ein weithinklingender Glockenschlag, von allen Kirchtürmen widerhallend, und es war still in der Luft, still auf den Straßen. Ein paar Nachzügler eilten, schamrot, durch die Kirchentür. Dann schlossen sich die schweren Pforten. Und wieder lag wie ausgestorben das Tal. — —

Im Hause der alten Wiskottens, das, von einem Gärtchen umrahmt, wenige Straßen weit von der Fabrik gelegen war, herrschte sonntägliche Stille. Nur aus der blanken Küche drangen leisbrodelnde Geräusche, und der Duft von kräftiger Fleischbrühe zog angenehm durch das Haus. Im Wohnzimmer, dessen Fenster nach der Straße gingen, saßen sich an langem Tische in bequemen Korbsesseln die beiden Alten gegenüber, jedes an seinem Fensterplatz. Das Dienstmädchen war zur Kirche, die Alten waren allein.

Behaglich drückte der alte Wiskotten den Rücken gegen die buntbestickte Schlummerrolle, ein Geschenk Emiliens, und führte ein Glas angewärmten Rotweins zum Munde. Seine blauen Augen, zwei frohe Leuchten der Treue, blickten stillheiter aus dem saftigen Gesicht, das von dichtem schneeweißen Haupthaar und einem schneeweißen Halskragenbart umgeben war, und verliehen dem schönen Greisenkopf den Abglanz der Jugend. Er war etwas gichtig geworden in den letzten Jahren. Bevor er durch seine Heirat mit der Bandfabrikation vertraut geworden war und auf Anraten seiner Frau die Wirkerei seiner verstorbenen Schwiegereltern übernommen hatte, um später frischwagend einen neuzeitlichen Betrieb aufzubauen, war er durch eine harte Färberlehre gegangen, und bis zu dem Augenblick, da sein Aeltester, Gustav, die Zügel übernahm, hatte er wie dieser tagein, tagaus, vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf dem Posten gestanden. Dafür durfte er jetzt, wohl oder übel, ausruhen. Seine Beine wollten nicht anders. In kleinen Schlückchen schlürfte er den dünnen Rotwein und lächelte in sich hinein.

Frau Wiskotten, die bis dahin durch das Fenster die Beteiligung der Nachbarn am Kirchgang festgestellt hatte, wandte sich jetzt dem Tische zu und tastete nach dem Brillenfutteral. Sie trug ein bauschiges schwarzes Kleid, das wie eine Glocke um sie stand, und auf dem trotz ihrer sechzig Jahre noch immer braunen Haar ein schwarzes Spitzenhäubchen. Die widerspenstige Brille kam aus dem Futteral und wurde hinter den Ohren befestigt.

„Na, Mutter — ?"

„Wir haben heut Sonntag Judika."

„Soll wohl sein, Mutter."

„Dat sollteſt du aber doch wissen, Vatter."

„Du weißt et ja, Mutter, und so wissen wir et alle beide."

Frau Wiskotten nahm die Hausbibel vor, die auf den Zeitungen lag.

„Das Evangelium des Sonntags Judika steht geschrieben Johannes 8, Vers 46 bis 59."

Der Alte blickte ruhig über den Tisch a seine Lebensgefährtin.

„Hör zu, Vatter . . . ‚Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? So ich euch aber die Wahrheit sage, warum glaubt ihr mir nicht? Wer von Gott ist, der höret Gottes Worte;

Digitized by Google

darum höret ihr nicht, denn ihr seid nicht von Gott. Da antworteten die Juden und sprachen zu ihm: Sagen wir nicht recht, daß du ein Samariter bist und hast den Teufel? Jesus antwortete: Ich habe keinen Teufel, sondern ich ehre meinen Vater, und ihr unehret mich. Ich suche nicht meine Ehre; es ist aber einer, der sie suchet und richtet. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich.'"

Die Leserin unterbrach sich, schob die Brille nach vorn und blickte auf ihren Lebensgefährten.

„Vatter, dann bleiben wir zusammen."

„Gewiß, Mutter."

„Aber fragen muß ich mich doch, ob ich immer sein Wort gehalten und seine Ehre über meine Ehre gestellt hab'."

„Na, Mutter, wenn du nich, wer denn?"

„Dat sagst du so. Aber unser Herr Jesus denkt vielleicht anders darüber."

„Unser Herr Jesus kennt dich ebensogut, wie ich dich kenn'."

„Ja, Vatter —" eine mädchenhafte Röte lief über das alte Gesicht — „du siehst dat mit andern Augen an."

„Ach wat, Mutter, ich hab' dich lieb gehabt, und du hast mich lieb gehabt, un unsre Kinder sind tüchtige Bengels geworden."

„War et aber auch immer ein christlich Eheleben?"

„Hm, Mutter — mit so 'nem kleinen Einschlag von Donnerwetter. Aber et waren christliche Donnerwetters."

„Erzieh du mal sechs Junges —"

„Un en Mann —"

„Un dazu noch dat Aufpassen auf die Haspelmädches. Wenn einem da mal die Zunge durchgeht oder die Hand —"

„Ja, alles wat recht is, Wichse haben die Junges genug gekriegt."

„Ach, davon sprech' ich nich. Davon werden die Junges groß. Aber ob ich nich mal im Hochmut gewesen bin und hab' so 'nem armen geplagten Mensch unrecht getan? Dat is dat, wovon im Johannes steht: ‚Ich suche nicht meine Ehre; es ist aber einer, der sie suchet und richtet!'"

„Mutter, wenn du da zweifelhaft bist, kannst du ja mal mit 'em Gustav sprechen wegen Erhöhung der Löhne."

„Wat soll dat nu? Dat hat doch mit 'em Evangelium des Sonntags Judika gar nix zu tun. Unsre Haspelweiter kriegen so viel Lohn, dat se aus lauter Hoffart schon mit Federhüten in de Fabrik kommen. Dat heißt, ich darf et nicht sehen. Nich zweimal!"

„Sprich dich mal aus, Mutter."

„Ich mein' nur, ob wir in unsrer Ehegemeinschaft nicht zuviel an Erwerbung irdischer Güter gedacht haben, sondern auch an den Schatz im Himmel?"

„Ja, Mutter, dat mußt du nu wissen. Ich hab' immer vor mich weg gearbeitet. Die Kasse hast du geführt."

„Un wenn ich et nicht so zusammengehalten hätt'? Wenn ich nich zu Haus un in de Fabrik so für Ordnung gesorgt hätt' wie en Inspektor? Wär' dat dann nu besser?"

Der alte Wiskotten beugte sich über den Tisch und streckte die Hand aus nach der Hand der Unermüdlichen. So blieben sie eine Weile. Die Uhr tickte durch das Zimmer, und der Zeiger sprang weiter. Da sagte die alte energische Frau:

„Heutzutag' sagen so viele, sie suchen den lieben Gott. Aber sie scheuen sich, ihn zu finden. Denn der liebe Gott ist nicht im Müßiggang, Gott ist in der Arbeit. Wer arbeitet, der bekennt Gottes Wort; und wer Gottes Wort bekennt, der wird den Tod nicht sehen ewiglich, sagt das Evangelium des Sonntags. Daher mein' ich, Vatter, du un ich, wir werden den Tod nich sehen."

So legte sich die starkgeartete Frau den Text aus, und der Gatte erkannte ihre kräftige Lebensweisheit und nickte mit dem weißen Kopf. Bedächtig nippte er an dem dünnen roten Wein und blickte hinaus in den durchsichtigen Märzmorgen. Lange sah er hinaus. Und er sah den hohen Schornstein seiner Fabrik, die er ein Menschenalter hindurch, Stein für Stein, zusammengetragen hatte, und sah seine sechs Söhne breit und fest auf dem Erbe stehen, seinen ältesten, seinen Gustav an der Spitze, bereit, auch an ihrem Teil Stein für Stein zusammenzutragen. Und er spürte den starken Segen dessen, von dem die Mutter gesagt hatte: Gott ist in der Arbeit! Er spürte ihn von seinen Söhnen, die seine Art weiterführten, auf sich zurückfließen. Nein, er würde den Tod nicht sehen ewiglich.

Dann dachte er an seinen jüngsten, den Ewald. Er war stolz auf ihn, denn der hatte das ganze Gymnasium absolviert. Mutter hatte ihn geboren, als sie schon vierzig zählte. Schade, daß der Junge nicht auch in die Fabrik eintrat. Heute, wo man auf dem Weltmarkt arbeitete, wäre Gelehrsamkeit kein Hindernis. Er überlegte, ob er einmal mit Gustav darüber sprechen sollte. Mutter zwar hatte mit dem Jungen ihre eignen Gedanken. Na ja — ein Wiskotten auf einer Wuppertaler Kanzel war auch nicht schlecht. Trotzdem — so ein Jung'! Schade — —

Durch das Vorgärtchen kam Gustav Wiskotten mit den Kindern. Die kleine Emilie winkte den Großeltern, die sie am Fenster erspäht hatte, entgegen, die Hand wie eine Wetterfahne hoch in der Luft. Der kleine Gustav nahm auf einen Stupfer des Vaters steif die Mütze ab. Nun polterten sie die Treppe hinauf.

„Mama läßt grüßen," rief der Junge und drängte sich vor. „Sie is in de Kirche," rief

Digitized by Google

das Schwesterchen, ängstlich, mit seiner Nachricht zu spät zu kommen. Dann gaben sie den Großeltern einen Kuß und ließen sich streicheln. Großmutter hatte immer Berlinerbrot mit Mandeln im Kasten.

„Du bist nicht in der Kirche?" sagte Frau Wiskotten nach der Begrüßung.

„Nee, Mutter, ich hatte in der Fabrik zu rechnen und zu messen. Da ist mir der ruhige Sonntag gerade recht."

„Ich weiß schon gar nich, wie ich dich immer beim Pastor entschuldigen soll."

„Sag ihm nur, ich sorgte dafür, daß die Kirche im Dorf blieb," und er zeigte lachend seine Hände. Auch der Alte lachte mit. Aber die Mutter nahm's ungnädig.

„Dat sind so Redensarten. Sonntagsarbeit, dat is wie Kalbsleisch, Halbfleisch! Die rechte Bouillon steckt da nich drin."

„Na, Mutter, ich werd' dich nachher mal schmecken lassen."

Der Unmut der alten Frau verflog. Die andern waren ja in der Kirche. Da durfte wohl einer das Haus besorgen.

„Alles in Ordnung?" fragte sie.

„Ich lass' nächste Woche ausschachten. Morgen erfolgt die Eintragung ins Grundbuch. Ich hab' gestern noch das Grundstück abtaxieren lassen, damit ich weiß, was der Kölsch kriegt."

„Dat wird uns doch arg in Anspruch nehmen, den bar auszuzahlen."

„Den Kölsch? Auszahlen? Der läßt das Geld zu vier Prozent auf der Fabrik stehen. Ohne mit der Wimper zu zucken, schlug er selbst den Modus vor. Ein Prachtkerl. Wenn er nich selber so mit der Fabrik verwachsen wär', als wär's die seine, müßt' ich mich beinahe schämen. Von der Stadt hätt' er das Doppelte haben können. Aber da hilft keine Sentimentalität. Fabrik is Fabrik. Wenn sie leben soll, muß sie atmen können."

„Un dat Baugeld?" fragte die Mutter, ohne sich über den Edelmut Kölschs weiter zu beunruhigen. „Wird der alte Scharwächter zuschießen?"

Gustav Wiskotten kraulte sich das dichte Haar.

„Er macht noch Spaßjen. Redete mir allerhand vor von seinem Tod und daß Emilie dann alles kriege, aber daß er sich nich gern auszög', bevor er zu Bett ging'. Ich mag den trockenen Kerl nich leiden. Aber nach meinen persönlichen Neigungen und Abneigungen fragt die Fabrik nix. Davon raucht der Schornstein nich. Ich hab' also nich locker gelassen. Als ich ihm zwei Flaschen Zeltinger ausgetrunken hatte, kriegte er Angst, ich tränk' die dritte. Da hat er sich denn schließlich bereit erklärt, das Baugeld auf Widerruf von Monat zu Monat herzugeben. Wie er's hergibt, kann mir ja janz egal sein. Dat is sein Pläsier."

„Großmutter, ich möcht' auch Pläsier haben." Die Kinder wurden ungeduldig.

„Wat möcht'st du haben?"

„Berlinerbrot," erklärte der Großvater und zwinkerte seinen Lieblingen zu. Da erhielt ein jedes sein Mandelstangendeputat. „Aber mäuschenstill sein, wenn große Leute reden."

„Mutter, die Kirche is aus," sagte der alte Wiskotten und beobachtete den Menschenstrom, der, lebhafter als am Morgen, zurückwogte. Die Rücken waren straffer, der Gang aufrechter, der Blick heiterer. Es war, als hätten alle diese Menschen in der Frühe eine Last Sorgen und schwerwiegender Gedanken ins Gotteshaus getragen und sie dort vergessen.

„Da kommen die Jungens."

„Der August ist nicht dabei."

„Wird wohl den Klingelbeutel oder den Kollektenteller gehalten haben," meinte Gustav.

Die vier Wiskottens erschienen und begrüßten die Eltern und den Bruder. Wilhelm und Fritz behielten den Paletot an und den Hut in der Hand.

„Trinkst du einen Frühschoppen mit, Gustav?"

„Soll mir recht sein. Du, Vatter, wie wär's?"

„Wenn die Pedale erst wieder in Gang sind. Trinkt eins für mich mit."

„Du sollst den Junges auch lieber wat andres sagen," brummte Frau Wiskotten. „Aus der Kirche und in et Wirtshaus, dat gehört sich nich."

„Wir haben eine geschäftliche Verabredung, Mutter, im Hotel Vogeler. Adieu einstweilen."

„Punkt ein Uhr wird gegessen."

Paul und Ewald Wiskotten kamen aus ihrem Zimmer, wo sie Mantel, Hut und Gesangbuch abgelegt hatten. Der Vater schob ihnen die Rotweinflasche hin. Sie holten sich Gläser aus dem Schrank und setzten sich zu ihm.

„Wovon hat denn der Pastor gepredigt?" fragte Frau Wiskotten ihren Jüngsten.

„Vom lieben Gott."

„Dat kann ich mir wohl denken. Hast du denn sonst nix behalten?"

„Neben mir, oben auf der letzten Bank, saßen zwei kleine Bengels, die tauschten Briefmarken."

„Hättst ihnen 'ne Ohrfeige geben sollen. Et is en Elend, wie heutzutag' die Kinder erzogen werden. Da is immer die Mutter schuld. Keinen Ernst, nix wie Fladusen im Kopp, die Frauenzimmer."

Emilie Wiskotten kam, um die Kinder zu holen. Sie sah sehr hübsch aus in ihrem strammen Jackett und dem breitrandigen Hut, aber sie war ärgerlich, daß sie ihren Mann nicht traf.

„Die Minute konnt' er auch warten. Aber die Angst, dat et Bier wegläuft! Sagt Adieu, Kinder. Wenn ich nich mach', daß ich nach Haus komm', kriegen wir alle zusammen nix zu essen."

Digitized by Google

Wieder schlug die Hausschelle an, als sie gegangen war. Auf der Treppe ertönte respektvoll Augusts Stimme und eine lautere, sonorere.

„Der Herr Pastor!“

„Guten Morgen, meine liebe Frau Wiskotten, guten Morgen, mein lieber Herr Wiskotten. Wie ist das Befinden? Der Rotwein mundet wohl nicht recht? Ja, ja, womit man in der Jugend sündigt, damit wird man im Alter gestraft.“

Der kurze runde Mann mit dem grauen Backenbart sagte es humoristisch väterlich.

„Ne, Herr Pastor,“ erwiderte der alte Wiskotten, „dat stimmt nu nich ganz. Rotwein hab' ich in meiner Jugend nich mal dem Namen nach gekannt. Höchstens mal en festen Schnaps.“

„Dieses Getränk wollen wir nicht einmal als Wort in den Mund nehmen. Nein, Frau Wiskotten, ich setze mich nicht. Ich habe noch Krankenbesuche in der Gemeinde. Der Sonntag gehört den Armen. Nur nach Ihrem lieben Mann wollte ich sehen. Ich freue mich, daß ich ihn so wohl finde. Ah, da ist ja auch der Herr Studiosus — exitus acta probat, der Ausgang krönt das Vollbrachte, sagte der alte Heide Ovid. Und nun soll's in die Theologie?“

Ewald Wiskotten wurde feuerrot. Er stotterte.

„Der alte Heide Ovid,“ stieß er hervor, „sagt aber auch: ‚Disce bonas artes, moneo, romana juventus.‘“

„Versteh' ich nich,“ meinte Frau Wiskotten und sah den Pastor an.

„Das Kind zitiert: ‚Lerne die schönen Künste, ich mahne dich, römische Jugend,‘“ erklärte der Pastor. „Aber das hat doch, Gott sei Lob und Dank, nichts mit der Theologie zu tun?“

Paul Wiskotten stieß den jüngeren Bruder an. „Sei still,“ raunte er ihm zu.

„Nun, Frau Wiskotten,“ fuhr der Pastor fort, „ich komme an einem Nachmittag der Woche. Dann wollen wir den Studiengang unsers Jüngsten besprechen. Recht schönen Sonntag allerseits. August will mich noch ein Stück zu meinen Kranken begleiten.“

„Ich will nicht, Vater,“ sagte Ewald Wiskotten rasch, als die Mutter den Pastor hinausgeleitete, und er faßte krampfhaft die Rechte des Alten. „Ich will nicht und ich kann nicht.“

„Pßt . . . Dat Mutter dich nich hört. — Kann nich! Wer so viel gelernt hat, dem steht die Welt offen! Kuck mich mal an. Als ich ausgelernt hatt', in Elberfeld beim Färber Frowein, da kriegt' ich en Lehrbrief, un mein Meister un zwei Wirte, zwei Freunde von ihm, gingen mit als Zeugen zum Oberbürgermeister. Der stempelte den Lehrbrief eigenhändig ab, un mein Meister schlug mir dabei auf die Schulter un sagte stolz: ‚So! Domet kanns du nu dörch de ganze Welt!‘ — Ich hatt' et bloß auf 'm Papier, du aber hast et im Kopp! Prost, Jung'!“

*

Gegen Abend fuhren Paul und Ewald Wiskotten mit der Straßenbahn nach Elberfeld. Auf der langen Alleestraße, dem Stolz der Barmer, war es schwarz von Menschen, die hier allsonntäglich ihre Promenade machten. Die Bäume der Allee hatte Napoleon der Erste gepflanzt, so ging die Legende. Die alten Bürger der Schwesterstädte Barmen und Elberfeld bewahrten aus den Erzählungen ihrer Väter her in einem Winkelchen ihrer Phantasie noch eine kleine Schwäche für den großen Korsen, der das Herzogtum Berg dem Königreich Westfalen angegliedert hatte und mancherlei praktisches Interesse für das Wuppertal bekundet haben sollte. Auch gab es Relief, wenn der Vater den Kindern den Boden mit historischen Reminiszenzen tränkte und von dem gewaltigen Napoleon sprach wie von einem alten Duzbruder der Familie.

Ewald Wiskotten konnte es kaum erwarten, bis der Wagen am Elberfelder Rathausplatz hielt. In einem Zimmer des alten Hotels zur Post sollte er die künstlerischen Intelligenzen des Wuppertales treffen, vielleicht von ihnen als künftiger Kollege gewürdigt werden. Sein Herz schlug hoch, als Paul Wiskotten die Tür öffnete.

An einem langen Tisch saßen eine Anzahl älterer und jüngerer Männer bei Bier- und Weinschoppen. Einer las ein Stück aus einem Epos vor, die andern horchten gespannt. Es lag etwas Weihevolles, Weltentflohenes über der kleinen Gesellschaft. Ein paar Alte hatten den Kopf aufgestützt und blickten lächelnd zur Decke, als erblickten sie dort den Olymp ihrer Jugendträume. Ein paar Jüngere, bleich, mit asketischem Gesicht und funkelnden Augen, tranken die Worte des Vorlesenden wie berauschenden Wein. Neidlos war ihnen die Bewunderung. Ein Dichter sprach. Sie wußten, was Dichter sein heißt, daß es das Glück bedeutete, das den Unterschied verwischt zwischen Mansarde und Prunksaal. Zu dieser Stunde waren sie alle im Prunksaal. Mit Rittersporen und klirrendem Schwert schritten sie Fürsten gleich hindurch.

Der Vorlesende hatte geendet. Die Jüngeren stürmten auf ihn ein und beglückwünschten ihn, während die Älteren weiter träumten. Ein Durcheinander von Stimmen. Man stritt mit Begeisterung. Ueber Jamben, Daktylen und Trochäen. Ueber das Historische im Dienste der Kunst. Ueber die poetische Lizenz.

„Aber famos war's, Herrgott, famos!“

Paul Wiskotten stellte seinen Bruder vor. Man sah ihn einen Moment prüfend an und begeisterte sich weiter. Ein alter Weißbärtiger bot ihnen Plätze neben dem seinen an. „Mein Bruder Ewald,“ stellte Paul Wiskotten vor,

Digitized by Google

„Herr Dichter Korten, der Nestor der Wuppertaler Kunst."

„Ja," sagte der alte gesprächige Herr im langen fadenscheinigen Gehrock, „der Nestor! Das ist nun der Ruhmestitel für meine achtzig Jahre. Ich möchte lieber der Benjamin heißen. Wie schön ist doch die Welt, wenn man sie sich sogar noch mit der Dichtung schmücken darf. Nein, irdische Schätze tun's nicht allein. Die Welt ist fortgegeben,' sagte Zeus zum Poeten, aber ‚Willst du in meinem Himmel mit mir leben, so oft du kommst, er soll dir offen sein.' So sind wir Dichter denn gewissermaßen Helfershelfer vom lieben Gott."

„Sie müssen gewiß viel erlebt haben, Herr Korten," sagte Ewald Wiskotten begierig.

„Erlebt? Achtzig Jahre habe ich erlebt, mein junger Freund! Achtzig! Andre haben die drei Kriege erlebt, 64, 66 und 70. Wer hat noch das Sturmjahr 48 erlebt? Ich meine: Wer hat noch mit auf der Barrikade gestanden? Der alte Korten! Und wer hat noch den großen Napoleon erlebt? Wieder der alte Korten! Aber Sie trinken nicht."

Paul Wiskotten ließ vom Kellner eine Flasche Rheinwein bringen. „Bitte, schenken Sie uns die Ehre, Herr Korten."

Der Greis nahm an. Er hielt das gefüllte Glas gegen das Licht, dann beschnüffelte er mit vorgestreckter Nase die Blume. Als tränke er tagaus, tagein den edeln Rebensaft, den er so oft, darbend, besungen.

„Meine Herren, die Kunst! Nicht leben wollt' ich, wenn ich nicht ein Dichter wär'! Denn der Dichter, der Künstler — Prost, meine Herren, Prost!"

Auf einen Zug trank er aus. „Danke, danke. Bemühen Sie sich nicht. O, wenn Sie mir das Amt des Schenken überlassen wollten! Das hat so etwas Feierliches, Freudiges — so eine große Linie! Man kommt sich wie ein Krösus vor, der flüssiges Gold verteilt. Mein Wort darauf. Der Wein erfindet nichts, er schwatzt nur aus,' sagt Schiller. Ja, dieser Schiller! Er mußte zu früh dahin, wie Napoleon . . ."

Er trank gedankenvoll. „Früh stirbt, wen die Götter lieben — — Sollten sie mich nicht geliebt haben — —?"

„Sie sagten ‚Napoleon', Herr Korten . . ."

„Ja, Napoleon . . ."

„Haben Sie ihn noch gekannt?"

„Gekannt? Gewiß!" erklärte der Greis. „Nicht gesehen, leider nein. Aber gekannt! Ich war vier Jahre alt, als die Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen wurde, und fünf, als die Sonne von Waterloo sank. Wir im Bergischen, im alten Herzogtum, lebten mitten drin in der Franzosenzeit. Bis in die fünfziger Jahre, ja kurz bis vor dem Kriege 64 gegen die Dänen, sang man hier im Tal die Napoleonslieder und die Lieder seiner Getreuen. Ja, ja, ja, gestorbene Größe wirft noch lange einen Schatten."

„Sagen Sie uns eins der Lieder."

Des Alten Augen strahlten in neuer Jugendlust.

„Wer ist der Held, der dort bei seinen Fahnen
In Jugendkraft einhergeht, stolz und kühn?
Sein graues Haupt will wundersam mich mahnen.
Wer ist der Held mit solchem Kriegersinn?
O Feldherr, spricht mit Lust der Offizier,
Es ist Latour, dein bester Grenadier.

„Und Napoleon lobt ihn, den alten Edelmann, der wieder als Gemeiner eingetreten ist, im Leben und im Sterben:

„Zu Straßburg stand in langen, weiten Reihen,
Das Regiment. Der Kaiser tritt heran.
Wo ist Latour? Da schluchzten all die Treuen,
Und ernsten Schritts tritt vor der Flügelmann.
O Kaiser du, die Adler huldigen dir,
Für Frankreich starb dein bester Grenadier."

„Aber im Jahre 1800," wagte Ewald Wiskotten einzuschalten, „als Latour d'Auvergne fiel, war ja Bonaparte noch gar nicht Kaiser."

„Was war er nicht? Nun wohl, das ist poetische Lizenz. Sehr berechtigte. Für das Volk ist er zu allen Zeiten der Kaiser Napoleon. Das ist das spürende Gefühl, der Instinkt, den das Volk für die Großen aller Zeiten hat. Glauben Sie, man hätte nach Waterloo hier am Rhein über den gestürzten Kaiser gejubelt? Ueber Preußens Sieg hat man gejubelt als echte treue Deutsche. Nicht über den gestürzten Kaiser, dessen Regiment man um so mehr Ehre angedeihen ließ, als unsre Verbündeten, die Russen, im Jahre 1813 durch ihre Kosaken, Kalmücken und Baschkiren unsre Bürger mißhandeln, unsre Frauen vergewaltigen und die Stadt auspressen ließen. Hören Sie nur das Lied von Waterloo oder Belle-Alliance, das hier Jahrzehnte noch gesungen wurde:

„Als früh der andre Morgen graute,
Der Donner der Kanonen schwieg,
Aurora aus dem Osten schaute,
Die stolzen Preußen riefen Sieg.
Und Frankreichs Heldensöhne lagen
Dahingestreckt aufs weiche Moos:
Ihr toter Mund schien noch zu sagen,
Sieg oder Tod sei unser Los!"

„So ehrt das Volk seine großen Gegner! Das Volk kennt keine Geschichtsfälschung, das Volk nicht! Weil es seine Dichter hat, seine Volksdichter! Prosit, meine Herren!" Er trank und schenkte mit der Grandezza eines gastfreien Edelmannes die Gläser der jungen Spender ein. „Vielleicht, weil nach den Freiheitskriegen die Reaktion kam und die Demagogenriecherei, die Untreue von oben, die zum Jahre 48 führte. Vielleicht sang man deshalb bei uns so laut die Lieder von französischer Treue. Um denen in Berlin zu zeigen: so denkt das Volk über Treue! Blücher war ein Volksheld, und General Bertrand, der Napoleon nach Sankt Helena folgte, wurde

Digitized by Google

auch zum Volkshelden. Nun gerade! Ich kann Ihnen sagen, meine Herren, ich selber habe mich als junger Mann heiser daran geschrien, an Bertrands Abschied', in dem er seinen Kaiser ansingt:

„Ein nackter Fels, fern von Europas Küsten,
Ward zum Gefängnis ewig ihm bestimmt.
Kein Freundestrost dringt je in diese Wüsten,
Kein Wesen ist, das teil am Schmerz hier nimmt.
Doch wenn ich Tröster meinem Kaiser werde,
Dann wird mein Schicksal dennoch selig sein.
Ich war in Ruhm und Glück stets sein Gefährte,
Ich will es auch im Unglück ihm nun sein!"

Ewald Wiskottens Augen funkelten. Das war etwas andres, als ein Sonntag daheim. Hier war Pulsschlag, Feuer, Farbe. Er bestellte eine neue Flasche.

Längst saßen die andern Mitglieder der Gesellschaft wieder auf ihren Plätzen und horchten den funkensprühenden Erinnerungen des Greises. Der Expendichter stieß aufgeregte Rufe aus. Als sporne er ein edles Streitroß an. In seinem Kopfe konzipierte er aus des Alten Lebensbuch eine neue Epopöe. Vergessene Heldenlieder wurden ausgegraben, von seltenen historischen Bilderbogen und Karikaturen wurde berichtet, von berühmten Schlachtenbildern und Porträts in alten vornehmen Familien. Und immer, als Schlußrefrain, priesen diese Männer, die tagsüber den Kontorstuhl drückten oder den Volksschulkatheder, die Kunst, die alles schaffende, die alles erhaltende.

Dann sagte eine fremde, hüpfende Stimme:

„Was? Veritablen Rheinwein? Taleriwein aus Rüdesheim? Als Quelle? Als unversiegbare? Ich fordere den Mann auf, sich zu erheben, der den Juden totgeschlagen hat. Mit dem Ruf des freien Mannes: Teilen, teilen!"

„Der Maler Weert," flüsterte Paul Wiskotten seinem Bruder zu, und Ewald Wiskotten erhob sich schnell und nannte dem Neuhinzugekommenen seinen Namen.

Der nickte herablassend und strich seinen grauen Heckerbart und seinen blauen Künstlerschlips.

„Schon gut, schon gut. Lassen Sie sich porträtieren oder lassen Sie sich nicht porträtieren? Erst dann gewinnt Ihr Name für mich an Bedeutung. Eventuell!"

Ewald Wiskotten lachte verlegen.

„Ich glaube," stammelte er, „ich möchte —"

„Sich porträtieren lassen?"

„Selber Maler werden."

Weert sah aus geröteten Augen sein Gegenüber verächtlich an. Dann knurrte er kurz: „Wie kann ein junger Mann schon so unangenehme Angewohnheiten haben!" und setzte sich ein paar Stühle weiter. Die Gesellschaft lachte, und Ewald Wiskotten war klug genug, einzustimmen. Von der Seite blickte er bewundernd auf den Mann, von dessen früheren Streichen er so viel gehört hatte, daß er seine Grobheit für Künstlertum nahm.

Es wurden noch einige Gedichte verlesen. Und mit derselben inneren Bewegung, mit der sie vorgetragen wurden, wurden sie angehört. Dann lichtete sich der Kreis, und Ewald Wiskotten saß neben seinem rauhen Idol. Krampfhaft suchte er nach einem Unterhaltungsstoff.

„Darf ich Sie etwas fragen, Herr Weert?"

„Junger Mensch, Sie wollen Maler werden. Also bieten Sie für mich nicht das geringste Interesse."

„Würden Sie mir gestatten, Sie zu besuchen, um Ihnen einige Zeichnungen vorzulegen?"

„Ich verstehe nichts von fremden Zeichnungen."

„Raten Sie ab, Maler zu werden?"

„Wie kann ich das sagen? Ich kenne Ihren Geldbeutel nicht!"

„Muß man denn sehr reich sein, um Maler zu werden?"

„Um Maler zu sein! Reich oder sehr schlecht erzogen. Ich habe das letztere gewählt."

„Aber es haben doch auch arme Maler hervorragende Bilder gemalt und sind berühmte Meister geworden. Lenbach, Böcklin, Defregger —"

„Junger Mann, Sie beleidigen mich mit Ihren Vergleichen. Ich kenne nur Bilder, die ich gemalt habe. Und nun hören Sie: Ich bin hierher gekommen, um zu trinken, nicht um zu fachsimpeln. Wenn Sie einen Arzt konsultieren oder einen Rechtsanwalt, so müssen Sie blechen und finden das natürlich. Ich lasse mir ebensowenig meine kostbare Zeit stehlen. Prosit! Das ist das einzige, was ich noch zu Ihnen sage."

Er umfaßte mit gehöhlter Hand seinen Schoppen und ließ das Naß langsam durch die Kehle gleiten.

„Prosit, Herr Weert!"

„Prosit, Herr Kollege. So ist's recht. Sich beschwipsen. Wer sich die Ehre antut, in diesem schwarzen, rauchigen Muckertal als Maler zu vegetieren, der muß entweder verrückt oder betrunken sein. Ich bin für das letztere. Prosit."

„Sie waren weit in der Welt, Herr Weert?"

„Ich war in allen den Ländern leibhaftig, in denen die armen Teufel um Sie herum ihre künstlich erhitzte Phantasie spazieren reiten. Aber sie haben Vorstellungsvermögen, die Kerls. Wenn sie von Italien deklamieren, fällt es mir wie eine Zitrone auf die Nase, und besingen sie Sevillas Stiergefechte, stößt mich der Bock."

„Ho," rief Ewald Wiskotten begeistert, „es muß doch herrlich sein, alles das malen zu können!"

„Malen — —? Herrlich — —? Bummeln zu können, bummeln, bummeln, wo Sonne ist, das ist herrlich. Malen!"

„Prosit, Herr Weert!"

„Prosit. Na, nu haben Sie's erfaßt."

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Schiller und die Gegenwart

Von

Dr. Hans Landsberg

In seinem „Lied von der Glocke" hat Schiller die wesentlichen und typischen Phasen der menschlichen Existenz symbolisch dargestellt. Wie hier von dem Bilde der Glocke, so geht auch von dem Namen Schillers eine ganze Welt von Vorstellungen, Gedanken, Eindrücken aus, die sich so innig mit unsrer geistigen Entwicklung verknüpft haben, daß es erst des prüfenden Nachdenkens bedarf, um sie wirklich gewahr zu werden. Es ist ganz unmöglich, den Namen Schillers aus dem Bildungsgange des einzelnen wie aus der Kultur unsers Volkes auszuschalten. Seine Worte und Gedanken sind in einer Weise Gemeingut des Volkes geworden, daß sich unreife und vorschnelle Geister daher das Recht anmaßten, auf einen Dichter, der eine so ungeheure Popularität erworben hat und sich noch zu seinen Lebzeiten ein so unendliches Maß von Liebe und Bewunderung errang, mit einer gewissen Geringschätzung herabzusehen. Es ist hier nicht der Ort, nachzuprüfen, wie weit diese naive Ueberhebung ein Produkt der heutigen Schulerziehung ist, die den seltsamen Gedanken faßte, daß Schiller in seinen Dramen und Gedichten darauf ausging, Materialien für Schulaufsätze zu schaffen, so wenig wie wir untersuchen können, was die Kritik des modernen Realismus unter der Führung eines Hebbel und Otto Ludwig zu dieser antischillerischen Strömung beigetragen hat, — uns erwächst allein die Aufgabe, aus dem Gefühl einer großartigen und unendlich fruchtbaren Lebensarbeit scheidend hervorzuheben, was im eigentlichen Sinne der Epoche Schillers angehört und mit ihrem Untergange wirkungslos geworden ist, was anderseits sich erst in unsern Tagen auf dem Nährboden einer freieren Sittlichkeit, einer stärkeren Hinwendung zu den eigentlichen Lebensaufgaben als fruchtbar und erweckend erweisen konnte. Während Goethe als ein olympisch Einsamer hoch über den Zeiten thront und sich mehr und mehr bewußt von den Wünschen, Idealen, Strömungen seiner Zeit emanzipierte, ist Schiller durchaus den entgegengesetzten Weg gegangen. Ein sozialer Dichter, lange bevor der Begriff des Sozialen existierte, erkennt er als seine Aufgabe, die dumpfen seelischen und geistigen Gewalten, die im Volke sich nach Befreiung sehnten, zu verwirklichen, indem er sie aussprach, und die bloße Erinnerung an die äußere Geschichte der Deutschen nach dem Tode Schillers beweist uns, in welchem Maße ihm das gelungen ist, welche ungeheure Tat seine Dichtung war, ganz abgesehen von ihrer künstlerischen Bedeutung. Der politische Zustand, gegen den sich die Tendenz des Schillerschen Dramas von den „Räubern" bis zum „Tell" richtet, ist der uneingeschränkte Absolutismus, der soziale die gänzliche Bedeutungslosigkeit des dritten Standes, der gerade erst anfängt, an dem geistigen Leben der Nation teilzunehmen. Man muß die zeitgenössischen Berichte über die Erstaufführungen von Schillers Jugenddramen lesen, die uns sein Jugendfreund Andreas Streicher in seinem treuherzigen Buche „Schillers Flucht" (Neuausgabe Pan-Verlag 1905) am besten vermittelt, um zu sehen, wie die Erscheinung Schillers auf seine Zeitgenossen wirkte. Hier lesen wir bei der Mannheimer Erstaufführung von „Kabale und Liebe" — 1784 —, daß am Schluß des zweiten Aktes, nachdem der Vorhang schon niedergelassen war, alle Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben und in stürmisches, einmütiges Beifallrufen und -klatschen ausbrachen. Der Dichter wurde so sehr davon überrascht, daß er aufstand und sich gegen das Publikum verbeugte. In seinen Mienen, in der edeln stolzen Haltung zeigte sich das Bewußtsein, sich selbst genug getan zu haben, sowie die Zufriedenheit darüber, daß seine Verdienste anerkannt und mit Auszeichnung beehrt wurden. Wer etwa „Kabale und Liebe" frei auf sich wirken läßt, erkennt, wie mächtig die Tragik eines Konflikts auf uns wirkt, dessen materielle Bedingungen durch die Emanzipation des Bürgertums längst gegenstandslos geworden sind. Und wiederum ist ein Zentrum der ganzen Geistesgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts in „Don Carlos" zu suchen. Für Schiller ist der künstlerische Vorwurf gleichsam nur ein Vorwand für die Auslösung seiner Gefühle und Ideen. Der kosmopolitische Liberalismus und das neue weltbürgerliche Humanitätsideal, das sich zugleich in dem „Lied an die Freude" so wirksam ausspricht, diese ethischen Tendenzen, in prachtvoller Rhetorik dargestellt, haben Schiller zum Lieblingsdichter des deutschen Volkes gemacht, während der Künstler und Philosoph nur auf beschränkte Kreise gewirkt hat.

Vor allem auf Goethe. Der Briefwechsel beider Dichter mit seinem eigentümlich steifen und reser-

Digitized by Google

vierten Gepräge gibt kein anschauliches Bild dessen, was beide sich gegenseitig waren. Goethe, der extreme Individualist, für den die Naturwissenschaften das Gegengewicht seiner künstlerischen Interessen bildeten, sah in dem mehr sozial und reflektierend veranlagten Schiller die vorzüglichste Ergänzung seines Wesens. Der besaß alles das, was ihm, Goethe, nicht gegeben war. In neidloser Bewunderung sah Goethe, wie sein Freund mit rastloser Energie, die jeder Kränklichkeit trotzte, alle ihm entgegenspringenden Schwierigkeiten überwand, wie großartig sich diese Kämpfernatur an dem Widerstande entwickelte. Stolz und großartig äußert er zu Eckermann, wie sein Körper sei sein Talent gewesen. „Er griff in einen großen Gegenstand kühn hinein und betrachtete und wendete ihn hin und her, und sah ihn so an und so, und handhabte ihn so und so. Er sah seinen Gegenstand gleichsam nur von außen an, eine stille Entwicklung aus dem Innern war nicht seine Sache. Sein Talent war mehr desultorisch. Alle acht Tage war er ein andrer und ein vollendeterer; jedesmal, wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil."

Sprechen wir heute von Schiller, so denken wir zuerst an den Balladendichter und an den Dramatiker. Die Wirkung seiner Gedichte ist durch schulmäßige Einpfropfung, wie wir schon erwähnten, stark behindert worden, die von seinen Dramen ausströmende Kraft hat sich als unzerstörbar erwiesen. Ohne Schiller hätten wir kein deutsches Theater oder doch nur das Theater der Kotzebue und Iffland. Vielleicht sind die Kleist und Hebbel größere Dramatiker als Schiller, aber ihnen eignete nicht dieselbe volkstümliche Begabung, nicht die gleiche Fähigkeit, das Theatralische mit dem Dramatischen zu paaren. Die großen geschichtlichen Persönlichkeiten, zu Fiesco, Don Carlos, Wallenstein, Tell, Demetrius, sie leben heute in uns nach dem Bilde, das Schiller von ihnen entworfen hat, und die Wissenschaft hat sich als ohnmächtig erwiesen in dem Bestreben, dieses Bild zu vernichten und zu verändern. Und ohnmächtig waren selbst die Künstler, die sich nach ihm an den gleichen Stoffen versuchten, wie Hebbel am „Demetrius", von allerhand kleineren Geistern zu geschweigen.

Gleichzeitig bedeutet Schillers Dramatik einen Gipfel, über den hinaus kein Fortschaffen möglich ist, Anfang und Ende einer idealistischen Dichtungsart, die den großen Fresken eines Raffael in Stil und Komposition verwandt ist. Das Drama der Kleist, Grabbe, Hebbel, Ludwig und noch das moderne deutsche Drama hatte also völlig recht, neue Bahnen zu beschreiten, um ein Drama auf realistischer Grundlage zu schaffen, dasjenige Drama, das schon Goethe heraufgeführt hätte, wäre er in höherem Maße dramatisch veranlagt gewesen. Das Epigonentum ist freilich dem Stile und der Anschauungswelt Schillers niemals abtrünnig geworden und hat damit den Fluch erfüllt, der von einer großen, beherrschenden künstlerischen Persönlichkeit immer ausgeht. Das schönheitsselige, blutlose, verwaschene Jambendrama, jene Unkunst, die sich als die allein berechtigte, weil idealistische Poesie ausgibt, weiß sich noch heute auf Schiller als ihren geistigen Ahnherrn zu berufen, während es doch nur in seinen erborgten Gewändern einherstolziert. Wahrhaft im Geiste Schillers schaffen heißt aber in unablässigem Ringen um die Bewältigung des Stoffes seine innere Form sinnlich in Erscheinung zu setzen. Hier kind seiner Zeit wie kaum ein zweiter Dichter, hätte gerade Schiller sich gegen jedes klassische Dogma erklärt und den Widerspruch des Individuums mit den umgebenden sozialen Verhältnissen in den Mittelpunkt seiner Dramatik gestellt. Er hätte wohl auch das bürgerliche Drama unsrer Zeit erschaffen, welches das Thema von „Kabale und Liebe" wieder aufnimmt. Der sittliche Geist, der dem Drama Schillers entströmt, die rastlose Willensbetätigung und Aufopferung, die von seinen idealen Naturen ausgeht, wird ihre Wirkung nie verfehlen, weil sich in ihnen der Wahrheitsmut und die Schönheitssehnsucht einer großen und starken Natur offenbart. Gleichwohl erscheint es unrichtig, die natürliche Entwicklung der Poesie auf das künstlerische Vorbild Schillers hinzuweisen. In seinem Geiste schaffen heißt vielmehr unablässig an der Entwicklung der eignen Persönlichkeit zu arbeiten und aus der Poesie alles das zu verbannen, was nicht unmittelbar dem Gefühl und der Anschauung des Menschen entspringt.

Gleichwohl kann uns Schiller auch in rein künstlerischer Hinsicht heute noch als Vorbild gelten. Seine Dramen besitzen Größe, das Wort so einfach und natürlich als möglich verstanden. Seine ästhetische Auffassung ging dahin, daß in der Poesie kein Raum sei für das Alltägliche und die innere Wahrheit keinen stärkeren Feind besitze als die trostlose und nüde Wirklichkeit. Dieser Kerngedanke von der Kunst als einer erhöhten, dem Leben immer wieder entgegengesetzten Spiegelung und Bewältigung des Daseins findet sich in allen seinen philosophischen Gedichten.

In Schillers Persönlichkeit ist etwas, das uns immer wieder aufwärts zu den Sternen und in die Höhe weist. Man mag in seinem Drama unnötige Abschweifungen, lyrisches Pathos, ein Uebermaß an schwunghafter Dichtung finden, in dem einen zentralen Punkte kann er unsrer ganzen heutigen Dramatik als Erzieher dienen, daß seiner Poesie diejenige Großartigkeit eignet, die nötig ist, um großartig zu wirken. Damit die Menschen und Dinge der Kunst lebensgroß wirken, müssen sie überlebensgroß gedichtet sein, und in einer Stunde muß sich alles das aussprechen, wozu die Wirklichkeit Jahre gebraucht, wenn nicht die Dauer eines ganzen Lebens. Schiller hat, besonders bei seinen späteren Produktionen, die lebendige Bühnenwirkung stets im Auge behalten und aus seiner Vorliebe für Massenszenen und großartige pomphafte Anzüge kein Hehl gemacht, während seine Jugendwerke den eigentlich dramatischen Momenten, der Entwicklung des Charakters, der Entfesselung der Leidenschaften mehr Spielraum gewähren. Man darf vielleicht sagen, er berücksichtigte anfangs mehr den Darsteller, später in höherem Maße das Ensemble und die Bühne. Auch in dieser Hinsicht vermöchte er für unsre Dichter vorbildlich wirken, die alle Bühnentechnik und alles Theatermäßige sehr zu unrecht verschmähen und doch noch kein andres Mittel zur Erzielung ähnlicher suggestiver Wirkungen gefunden haben.

Digitized by Google

Sind Schillers Dramen und Gedichte längst Gemeingut des ganzen Volkes geworden, so sind seine historischen und ästhetischen Schriften ziemlich in Vergessenheit geraten. Wie das historische Drama die Bahnen Schillers verließ, ohne auf eignen Wegen zu gleich geschlossenen Fresken zu gelangen, so hat auch die Geschichtsauffassung unter Rankes Führung das idealogische Prinzip ganz aufgegeben, die Historie wurde allmählich zur Akten- und Tatsachengeschichte. Bis auf wenige große Geister verlor sie völlig die Gabe der Intuition, jene seherische Schärfe, die erforderlich ist, um das Dunkel vergangener Kulturepochen zu lichten. Hiezu kam, daß man Geschichtsprinzipien, die erst neuere volkliche Zustände hervorgebracht hatten, ohne weiteres auf die Vergangenheit anwandte. Erst in jüngster Zeit ist die Gabe des Historikers Schiller, große Kulturepochen in ihren Grundlinien und Verbindungsgängen synthetisch zu überblicken, von neuem auch durch die zünftige Wissenschaft anerkannt worden.

Völlig der Auferstehung harrt aber noch der Ethiker und Moralphilosoph. Hat es die moderne Dichtung in ihren größten Vertretern, einem Ibsen oder Tolstoi, verstanden, das ethische Ideal den dichterischen Charakteren selbst einzugießen, so daß sie durch ihre bloße Existenz von den Zielen und Strebungen ihres Schöpfers Zeugnis ablegen, so müssen uns für die Kenntnis der Weltanschauung Schillers seine ästhetischen Aufsätze zur Ergänzung dienen. Vor allem die prachtvollen Briefe „über die ästhetische Erziehung des Menschen", die er an den Herzog von Holstein-Augustenburg richtete. Er hat hier Kantsche Ideen und Herdersche Lehren mit dem verbunden, was ihm die eigne Lebensanschauung eingab. Er zeigt sich hier als ein Kämpfer gegen seine Zeit, als ein Prophet und Optimist, der eine höhere Menschwerdung erhofft und gleichzeitig die Wege einzeichnet, auf denen ein höheres Menschentum gewonnen werden kann: „Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben und für ein andres gearbeitet haben." Aber der Kunst sei noch nicht diejenige Stätte bereitet, die sie in der Kultur eines vorgeschrittenen Volkes beanspruche: „Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunst des Ideals zu entfernen droht. Diese muß die Wirklichkeit verlassen und sich mit anständiger Kühnheit über das Bedürfnis erheben; denn die Kunst ist eine Tochter der Freiheit, und von der Notwendigkeit der Geister, nicht von der Notdurft der Materie will sie ihre Vorschrift empfangen. Jetzt aber herrscht das Bedürfnis und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der Nutzen ist das große Idol der Zeit, dem alle Künste frouen und alle Talente huldigen sollen." Schiller nimmt also seinen Ausgang von den Anschauungen, die das Lebenswerk eines Ruskin, Emerson, Nietzsche beherrschen. Er will sein Volk dazu erziehen, daß es Kunst als etwas Natürliches, Elementar-Notwendiges, Geist und Seele als den Kern seiner Lebenstätigkeit empfindet. „Jeder individuelle Mensch, kann man sagen, trägt, der Anlage und Bestimmung nach, einen reinen idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechslungen übereinzustimmen die große Aufgabe seines Daseins ist." „Woran liegt es," so fragt er weiter, „daß wir trotz aller Aufklärung noch immer Barbaren sind, daß wir noch immer so weit davon entfernt sind, die eigentlichen Güter des Lebens, seinen innersten Sinn zu erfassen und in unserm Dasein zu bewahrheiten? Einfach, weil wir verlernt haben, zu empfinden, weil das Instinktkleben in uns unterdrückt ist und nicht zur Reife kommt. Wir wagen nicht zu sein, was wir sind. Wir lassen uns am Gängelbande fremder Lehren, Meinungen, Gesetze führen, statt zur freien Betätigung unsers Charakters hindurchzudringen. Das Individuum hat keine andre Aufgabe, als sich frei zu betätigen, erst dann wird sich aus dem Zusammenschluß freier Willenskräfte ein großes gemeinsames Staatsleben entwickeln. Wie der Künstler, die rohe Materie bewältigend, zur Form gelangt, so muß jeder Mensch verstehen, die Materie des Daseins mit seiner Persönlichkeit zu durchdringen. Solange der Mensch bloß begehrt und aus bloßer Begierde wirkt, ist er auch weiter nichts als Welt, wenn wir unter diesem Namen bloß den formlosen Inhalt der Zeit verstehen. Seine Sinnlichkeit ist es zwar allein, die sein Vermögen zur wirkenden Kraft macht; aber nur seine Persönlichkeit ist es, die sein Wirken zu dem seinigen macht. Je vielseitiger sich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher sie ist, desto mehr Welt ergreift der Mensch, desto mehr Anlagen entwickelt er in sich; je mehr Kraft und Tiefe die Persönlichkeit gewinnt, desto mehr Welt begreift der Mensch, desto mehr Form schafft er außer sich."

Es fehlt uns an Raum, die großartige Ethik Schillers hier des weiteren zu verfolgen. Nur so viel sei gesagt, daß er ein rastlos tätiges Leben daran gesetzt hat, diese Moral der freien Persönlichkeit allen Hindernissen zum Trotz zu betätigen. Goethe steht vor uns als ein überwältigendes, früh in seiner Bildung abgeschlossenes Genie, Schiller als ein großer Mensch, dessen unablässige Willensbetätigung und Entwicklung wir Schritt für Schritt in seinen Werken mitempfinden. Er hat die Gegensätze beider Naturen in seinem Gedicht „Das Glück" versinnbildlicht. —

Was Schiller für unsre Zeit und für alle Zukunft bedeutet, liegt beschlossen in dem so vielfach mißbrauchten und hart geschändeten Worte: das Ideale. Ibsen hat einmal einer seiner Gestalten das ironische Wort in den Mund gelegt, die höchste Lebensweisheit bestehe darin, das Leben ohne Ideale zu leben. Aber damit geht er der Fortbildung seiner innersten Kräfte und schließlich des Glaubens an sich selbst verlustig. Das Lebenswerk Schillers ist von dem einen Gedanken erfüllt, den Menschen den Willen zur Güte, zur Größe, zur Schönheit einzuprägen, und seine Dichtung ist nur ein Symbol gewesen für diesen großartigen leitenden Gedanken.

Digitized by Google

Maibowle

Von

F. Braun

„Schon naht die duftige Maiweinzeit,
Du mußt mir wieder her —"

Was wohl der ebenſo edle wie trinkfeſte Herr von Rodenſtein geſagt hätte, wenn er das Zeug hätte trinken ſollen, das einem Kulturmenſchen des zwanzigſten Jahrhunderts manchmal als „Maiwein", „Maibowle" und „Maitrank" vorgeſetzt wird. So viel iſt ſicher — der große Stiefel wäre vor der Nagelprobe ſicher geweſen! Daß zu einer guten Bowle vor allen Dingen auch ein guter Wein gehört, will ſo manchem nicht in den Kopf. In dem einen Hauſe ſcheint der „Stoff", aus dem das köſtliche Getränk bereitet wird, vielmehr auf irgendeinem Speicher oder in irgendeinem Keller gewachſen zu ſein, ohne daß bei dieſem Prozeß ein Weinberg auch nur im geringſten beteiligt war. In dem andern iſt der Wein vielleicht um ein halb Prozent echter, dafür wird uns die „Bowle" in einer veritablen — Suppenſchüſſel vorgeſetzt, und nur die undurchſichtige Natur des Porzellans verhindert den Forſcher, Studien über den freien deutſchen Wald mit allem, was darin kreucht und fleucht, auf engem Raum zu machen. Reichliche Niederſchläge von Erde und Blättern finden ſich in traulichem Verein mit allerhand Spuren aus der Inſektenwelt, und der Löffel knirſcht in ohnmächtigem Zorn über den Boden der improviſierten Bowle. Wieder anderswo hat man die Maikräuter wohl in ſachgemäß gereinigtem Zuſtand verwendet, aber ſie wurden ſo lange „für eine paſſende Gelegenheit" aufbewahrt, daß ſie inzwiſchen beinahe Heu geworden ſind. So entwickelt ſich denn neben einem ganz, ganz ſchwachen Waldmeiſteraroma ein Nebenduft, der in fataler Weiſe an jene Zeit erinnert, da new-moon-hay das beliebteſte Modeparfüm war. Oder die Flüſſigkeit iſt trübe und geheimnisvoll wie die Waſſer des Styx. Der Zucker muß ſich erſt „ſetzen". Und wenn er ſich „geſetzt" hat, ſo iſt die Bowle mittlerweile ſo ſüß von dem überreichlichen Staubzucker geworden, daß niemand ſie mehr trinken mag!

Und ſo geht das Schreckensregiſter weiter. Den Gipfelpunkt der Barbarei erklimmen aber die Schrecklichen, die mitten in der goldenen Maiweinzeit ihre Bowle aus — Eſſenz bereiten und keck lich behaupten, das ſei das einzig Wahre, obgleich dieſe Eſſenz ein Auszug aus der ähnlich duftenden Tonkabohne iſt und mit Waldmeiſter ſo wenig zu tun hat, wie viele ſogenannte „Bowlenweine" mit Wein!

Aus dem Grunde aller dieſer „Maibowlen" aber zwinkert uns liſtig harrend ein borſtiger, grauer Geſelle entgegen — der Kater. Denn faſt alle Bowlen haben außer ihren ſchlechten Sondereigenſchaften auch noch die gemeinſame Eigentümlichkeit, viel zu lange gezogen zu haben. So lange, bis ſich neben dem feinen Waldmeiſteraroma auch noch die ſcharfen, in ihren Wirkungen faſt giftigen Stoffe gelöſt haben, die der Maibowle den Ruf einer gefährlichen Kopfweh- und Katerbowle verſchafft haben! Sehr mit Unrecht! Denn eine echte und gerechte Maibowle in dem „Land der Bowlen", dem ſchönen grünen Moſellande, iſt nicht nur eine ſehr liebliche, ſondern auch eine durchaus bekömmliche Sache. Nein, keine Sache — eine Moſelweinbowle iſt dort, wo ſie gewachſen iſt, ein Gedicht! Tauſend neckiſche Geiſter ſteigen aus dem Grunde eines Kriſtallgefäßes oder auch eines Steingutfäßchens von achtunggebietenden Dimenſionen auf — Erinnerungen an ſchöne Stunden, Hoffnungen und Wünſche! Aus ſtillen, verſchloſſenen Menſchen entpuppen ſich Redegenies, aus nüchternen Alltagsmenſchen werden plötzlich Dichter. Die Moſel iſt ſchon deshalb das Bowlenland von Gottes Gnaden, weil der dortige Wein, nicht die köſtliche Erfindung, die man manchmal in Oſtelbien unter dem Namen „Königsmoſel" oder „Moſelblümchen" kennt, an ſich ſchon ein richtiges Bowlenaroma hat. Dieſes „Bukett" iſt ſogar bei leichten Weinen aus ganz mäßigen Lagen ſehr ſtark. „Bowle ohne Waldmeiſter und Zucker" ſagen oft Fremde beim Koſten. Und ſie verziehen den Mund dabei, denn unverfälſchter Moſelwein iſt niemals ſüß. Aber als Bowlenwein iſt er unüber-

Digitized by Google

trefflich, und darum wird er wohl auch so oft und ausgiebig seiner wahren Bestimmung zugeführt!

Moselweinbowlen zeichnen sich nun dadurch aus, daß zu ihrer Herstellung außer Waldmeister und Zucker keinerlei Zutaten verwendet werden — nicht einmal die anderswo so notwendig scheinenden Apfelsinen! Und der Waldmeister muß in so reichlichem Maße vorhanden sein, daß man eben nur die ganz zarten jungen Spitzen zu verwenden braucht. Am besten ist natürlich der frischgepflückte Waldmeister. Das allerbeste Rezept sagt sogar: „Selbstgepflückt mit manchem Bücklings vor dem frühlingsahnenden Wald!" Das ist aber auch das einzige Rezept, zu dem man unbedingtes Zutrauen haben darf!

Was kann man nicht für Schauermären in den „alten und bewährten Rezepten" in Familien- und Kochbüchern lesen!

Da schlägt nun die selige Davidis, die sonst ja wirklich ein Segen für die Menschheit ist, in ihren älteren Ausgaben die höchsten Rekords! Liest man dort die Reihe von Kräutern und Gewürzen — es geht dabei gleich lotweise zu — von Thymian, Salbei, Dragon, Balsam, Lavendel, von Pimpernell, Zimmet und Zitronen, so weiß man wirklich zuletzt nicht mehr recht, ob es sich um Gewürzessig, eingemachte Gurken, oder um einen blutreinigenden Tee handeln soll! Und es ist kein mildernder Umstand, daß alle diese Köstlichkeiten „nur" eine halbe Stunde ziehen sollen! Dem Moselianer schaudert's. Vielleicht auch noch andern Menschen!

An der Mosel hätte man wahrscheinlich selbst für den braven Leberecht Hühnchen nur ein mitleidiges Lächeln, wenn er zum Schlusse der Mysterien seiner Bowlenbereitung ein schwarzes Johannisbeerblatt einen Augenblick lang durch das Getränk zieht, obgleich diese Handlung wohl nur symbolisch aufzufassen ist — gleichsam als Weihe! Ja, die Moselweinbowle ist die Königin aller Bowlen! Und sie erfreut sich dieser Anerkennung sogar am Rheine! Nicht, als ob man von Rheinwein keine Bowle machen dürfte und machte! Denn nicht alles, was in rheinischen Weinbergen wächst, zählt zu den Hochgewächsen, und die leichten rheinischen Weine eignen sich ganz gut zu dem köstlichen „Maiwein". Ganz so aromatisch wie die Bowle von der Mosel ist die Rheinweinbowle aber nicht und auch nicht ganz so angenehm am — andern Tage! Denn selbst leichter Rheinwein geht viel mehr „ins Blut" wie sein Vetter von den Gestaden der lieblichen Mosella. Der Merkwürdigkeit halber mag hier noch eine Bowle Erwähnung finden, die an einigen Orten des unteren Mittelrheines üblich ist. Das ist die Bowle nur von — Waldmeisterblüten — von einem geradezu berauschenden Duft, der aber gar nicht mehr an Waldmeister erinnert, sondern eher an die herrliche, aber beinahe sündhaft kostspielige und vandalische Rebenblütenbowle.

Nicht jeder kann die duftige Maiweinzeit da verleben, wo der Wein eigens für das edle Getränk gewachsen scheint! Nicht da, wo es heißt: „O Moselstrand, o selig Land", noch „wo der alte Rhein mit seinen Wellen so mancher Burg bemooste Trümmer grüßt". Aber jeder kann sich doch eine edle Bowle brauen, wenn er nur das eine beherzigt: „Wie der Wein, so die Bowle! Und so der andre Tag!" Lieber gar keine Bowle, als eine schlechte oder eine mit Selterswasser verböserte! Oekonomische Hausfrauen zwar pflegen gern auf letztere zu schwören: sie können sich aber nur schwer von dem Verdachte reinigen, ihren Geschmack eher von Zweckmäßigkeitsgründen wie von einer feinen Zunge leiten zu lassen!

Soll es durchaus etwas Prickelndes sein, so opfere man den Frühlingsgöttern eine Flasche Sekt, es darf ruhig deutscher sein, selbst für verwöhnte Leute! Und man nehme viele, viele Maikräuter oder vielmehr Maikrautspitzen! Um Gottes willen aber keine andern „Kräuter", die besten sind vom Uebel! Nur ein Kraut ist noch bei der Maibowle erlaubt — eine edle Havanna, deren blaue Wölkchen sich kräuseln und ihr Aroma mit dem des Waldmeisters zum köstlichsten Duft der goldenen Maiweinzeit vermischen!

Ein Bild

Von

Frida Schanz

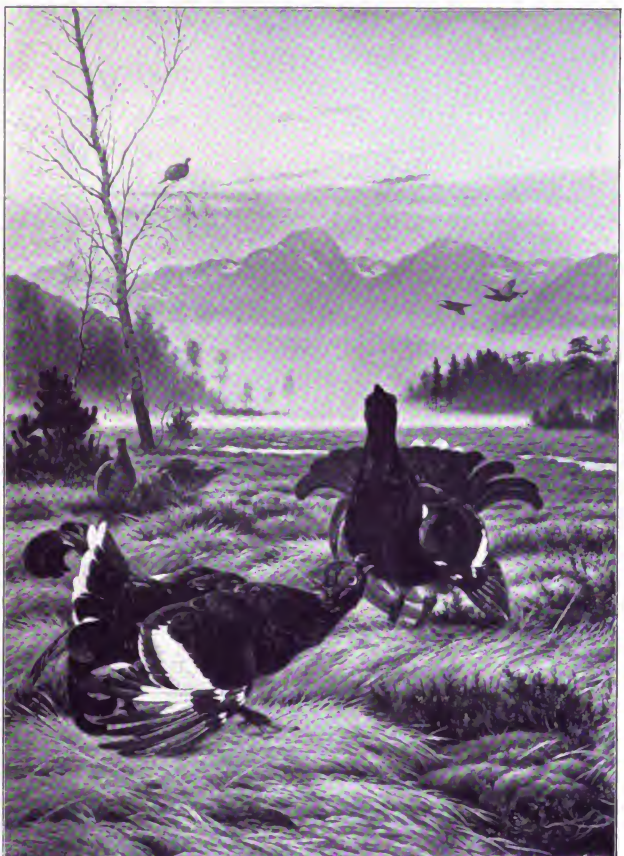
Ich hab' im Forste heut ein Bild gesehn: —
Auf einer sanftgeneigten Rasenblöße,
Smaragdengrün, umkränzt von weißen Schlehn,
Wandelten Mädchen, leicht und schlank wie Feen,
Gegen der alten Tannen Riesengröße.
Der hohe Aether wob sein Blau so fein,
Fest schloß der Wald die trutz'gen Zackenkämme,
Goldrote Wolken schauten hoch herein,
Leuchtende Spalten glänzten durch die Stämme,
Wie hoher Dome bunte Fensterreihn.

Die Mädchen sangen. Eine stand allein,
Leicht, schlank und weiß am grauen Riesenstamme.
Fern, fern im Wald klang eine wundersame
Hornmelodie in den Gesang hinein.

Und jedes Säuseln im uralten Hain
Und Lied und Hornklang und die nelkenroten
Lichtwolken, — „sie sind mein, für mich entboten!
Grüße, durch die ein Ferner zu mir spricht! " —

So stand es auf der Einen Angesicht!

Digitized by Google



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Spielhahnbalz im Moos

Nach dem Gemälde von Otto Recknagel (München)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Photo-Illustrationen, Berlin

Adolf Menzel †

Von

N. E. Merow

(Mit zwölf Abbildungen nach Werken des Meisters*)

Am 9. Februar ist Adolf Menzel gestorben. Der größte deutsche Maler der Gegenwart, der letzte einer großen Zeit, deren politischer Errungenschaften wir uns erfreuen, deren Einwirkung auf die bildende Kunst aber oft unterschätzt worden ist, sinkt mit ihm in das Grab. Ein gnädiges Schicksal hat es ihm vergönnt, aus der Kleinheit und Enge seiner Jugend schon in frühen Jahren zu hohem Ansehen emporzusteigen. Auf der Höhe seiner Kraft schmückte ihn nicht nur ein Weltruhm: äußere Ehren, wie sie selten einem Künstler zuteil werden, häufte man auf ihn. Titel und Orden trug er mit gutem Humor, innerlich blieb er aber immer der gleiche unermüdliche Arbeiter, der nichts kannte als sein Werk, der von Morgen bis Abend in der Werkstatt schaffte und der, wenn die Nachte erlahmte, die Linke zu Hilfe nahm. Neunzig Jahre eines in seinem Schaffen durch keine äußeren Einflüsse irgendwie gestörten Lebens lagen hinter ihm, als er die Augen, die mit so klarem, durchbohrendem Blick in die Welt sahen, für immer schloß. Daß das Scheiden eines solchen Mannes eine Lücke reißt, ist klar, doch wäre es falsch, einer lauten Trauer am Grabe Ausdruck zu verleihen, denn für Menzel war sein langes Leben im wahren Sinne köstlich: was er gewollt, hat er gekonnt, was er erstrebt, hat er erreicht. Keine Altersschwäche hat seine Hand unsicher werden lassen; als der Tod an ihn herantrat, mußte er ihm den Stift aus der Hand winden. Er hatte aber auch die Genugtuung, daß die Kunst, deren einsame Pfade er als Jüngling von achtzehn Jahren mit kühnem Wagemut betreten, nicht nur ihn zur Höhe führte, daß sie sich auch siegreich die ganze Welt eroberte.

Menzel war einer der ersten Vorkämpfer der

*) Die Illustrationen zu diesem Artikel werden mit Genehmigung von R. Wagner, Kunsthandlung, Berlin, publiziert.

Digitized by Google

Wirklichkeitskunst, welche die Gegenwart beherrscht und der die Zukunft gehört. Will man seine Kunst genauer präzisieren, so ist ihr spezifisch norddeutscher Charakter das Merkmal, das am meisten in die Augen springt. Menzel ist der erfolgreichste Vertreter norddeutschen Wesens in der bildenden Kunst der letzten Zeit. In dem summen Ringen des Nordens und Südens um die Vorherrschaft im kulturellen Leben der geeinten Nation war es Menzel, der dem Norden, der ja in der Politik das Uebergewicht errungen, auch die ersten Siege auf dem Felde der Kunst erstritt. In dem Augenblicke, da er die Augen schließt, hat der Norden, wenn nicht alle Anzeichen trügen, auch hier endgültig das Feld behauptet. Menzels Kunst aber ist außerdem durch und durch preußisch, ja bis zu einem gewissen Grade auch berlinisch. Obwohl der Meister selbst ein Kind Schlesiens war, jener Provinz, die der große Friedrich seinem kleinen Staate in heldenhaftem Kampfe erstritt, war er doch im Laufe seines langen Lebens auf das innigste mit Berlin verwachsen. Die „kleine Exzellenz" war eine der stadtbekannten Figuren, und die Leute blieben auf der Straße stehen und sahen der Zwergengestalt mit dem allzu großen, aber imponierenden Kopf mit Ehrfurcht und Neugier nach. Etwas von dem Wesen der jetzigen Reichshauptstadt, die auf dem sandigen Boden der Mark so schnell zur Größe emporwuchs, teilte sich auch seiner Kunst mit. Ihr fehlt das weiche lyrische Moment. Dem Künstler ist alles Verschwommene, Unklare verhaßt. Auch er tritt vor seine Helden, vor die Natur mit inniger Liebe, und ohne daß sein Gemütsleben auf das lebhafteste teilgenommen hätte, wäre er weder dem großen König gerecht geworden, noch hätte er auch wohl das Weben von Licht und Luft draußen in der Natur so überzeugend, so herzgewinnend auf die Leinwand bannen können. Aber Menzel verliert sich niemals selbst. Nirgends eine Spur von ekstatischem Aufgehen in seinem Stoff, selbst vor Friedrich dem Großen behauptet er seine Persönlichkeit, und der ganzen übrigen Kleinwelt tritt er manchmal nicht ohne Spott und häufig mit sarkastischem Witz gegenüber. In die Landschaft sieht er sich hinein, er erhascht ihre feinsten, verborgensten Reize, aber er träumt niemals, er ist beim Schaffen niemals zugleich ein Genießender!

Aus dem Armeewerk

Arbeitszimmer Friedrichs des Großen in Sanssouci

Der Fleiß war bei Menzel alles, Arbeiten war für ihn Leben. Und es ist in der Tat beinahe unglaublich, was Menzel alles gemalt oder gezeichnet hat. Mit der gleichen Aufmerksamkeit und Genauigkeit registriert er die Bewegungen eines ruhenden Tieres wie die des Königs, der sich die Krone aufsetzt, die Hand, die lässig den Wein einschenkt, bedeutet für ihn ebenso viel wie die, welche zum entscheidenden Schlag das Schwert zückt. Immer ist der Künstler ganz Auge, ganz Hand. Daher sind seine Bilder so übermenschlich gut, weil er gleichsam alles Menschliche bei der Arbeit ablegte.

Menzels künstlerische Laufbahn begann mit einem eklatanten Mißerfolg. Gottfried Schadow verschloß ihm wegen Talentlosigkeit die Pforten der Berliner Akademie. Ohne auch nur einen Moment an sich selbst zu zweifeln, geht der junge Menzel daran, sich auf eigne Faust selbst auszubilden. Das Leben wurde seine Akademie und die Lebenden seine Modelle. Im Jahre 1833 trat er mit einem Zyklus von Lithographien, „Künstlers Erdenwallen", vor die Oeffentlichkeit, in dem er sich

Digitized by Google

Tafelrunde Friedrichs des Großen in Sanssouci

Nach dem Oelgemälde von Adolf Menzel in der Berliner Nationalgalerie

Digitized by Google

Marquise von Pompadour

mit behaglichem Humor über die zopfige Akademiebildung lustig macht, und ein Jahr später hat er bereits seinen Helden gefunden. In den Jahren 1834 bis 1836 arbeitete er an einem Zyklus „Denkwürdigkeiten aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte“, und damit wurde er zum erstenmal der künstlerische Historiograph des werdenden preußischen Staates. Als man daran ging, nach dem Vorbild des „Lebens Napoleons I.“ von Laurent de l'Ardèches, das Horace Vernet illustrierte, dem preußischen Volke ein populäres Werk über Friedrich den Großen zu schenken, lenkte Franz Kugler, der für die Abfassung gewonnen war, die Aufmerksamkeit auf Menzel. Es war eine der glücklichsten Fügungen der Kunstgeschichte, dies Zusammentreffen, denn selten waren sich Stoff und Künstler so wesensverwandt wie hier. Dem großen Preußenkönig war mit der damals herrschenden Kunstrichtung nicht beizukommen; er war so gar keine romantische Natur, auch lagen die kriegerischen Ereignisse noch nicht weit genug in der Zeit zurück, daß sie Stoffe für eigentliche Historienbilder geliefert hätten. Künstler, denen das Panzerhemd näher saß als der Uniformrock, waren für eine solche Aufgabe von vornherein nicht zu brauchen. Hier galt es, das nüchterne, klare, zielbewußte Wesen des Königs und seines jungen Staatswesens zu verkörpern, die spartanische Unterordnung des größten wie des kleinsten unter die Staatsräson: das konnte man nur mit ebenso klarem künstlerischen Wollen, ebenso nüchterner Anschauung und zielbewußter Darstellung. Das war das Feld einer Wirklichkeitskunst, und hier war Menzel am Platz. Mit unsäglichem Fleiß ging er an die Arbeit; er versenkte sich ganz und gar in das friderizianische Zeitalter. Er studierte die Architektur vom Prunksaal herunter bis zur Wachtstube, die Ausrüstung des Heeres von der Fahne bis zum Gamaschenknopf.

Die Serie der Zeichnungen, die auf diese Weise entstanden, sind aber auch Meisterwerke allerersten Ranges. So frei und malerisch in der Komposition sie anmuten, so genau sind sie doch auf die Reproduktion berechnet, und der Holzschnitt erlebte denn auch auf Grund dieser Vorlagen eine neue Blüte. Diese Illustrationen sind von so zwingender Wirkung, daß unsre ganze bildliche Vorstellung vom friderizianischen Zeitalter zum größten Teile auf ihnen beruht. Man kann sie sich heute gar nicht mehr fortdenken, weil man gewohnt ist, mit ihnen zu denken. Dieselbe Meisterschaft bewährte er dann in den Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen und in einem großen Werk über die Armee des Königs. Unsre Abbildungen geben einen Begriff von dem Reiz dieser Arbeiten. Wie suggestiv wirken zum Beispiel nicht die Massen der starrenden Bajonette auf dem Bild der Schlacht bei Roßbach. Man meint die ganze preußische

Digitized by Google

Armee hinter dem König aufmarschiert zu sehen. Aber nicht nur als genauer Schilderer der Wirklichkeit hat sich Menzel hier bewährt, er zeigt auch eine beinahe unerschöpfliche Erfindungsgabe in der Ornamentik, ein ganz eignes Talent, die Allegorie neu zu beleben und im Bilde epigrammatisch zu wirken. Das Bild der Pompadour, das einem von Friedrich fingierten Briefe der bekannten Maitresse Ludwigs XV. an Maria Theresia zum Schmucke dient, ist ein Rokokomeisterwerkchen, wie es reizender kaum gedacht werden kann. Und dann der souveräne Spott, der in der Ornamentik des Rahmens liegt, welche die von der Pompadour in dem Brief gepredigte schrankenlose Sittenlosigkeit so geistreich persifliert. Der auf der Bärenhaut schlafende Genius der deutschen Literatur gehört zu Friedrichs bekanntem absprechenden Urteil über deutsche Poesie. „Wann wird er erwachen?“ fragt Friedrich, ein August, der seinen Horaz schmerzlich vermißte, und diese Frage klingt in dem ornamentalen Fragezeichen wieder.

Den Höhepunkt des der friderizianischen Zeit gewidmeten Schaffens Menzels bilden die großen Oelgemälde, die weltbekannt sind. Die Anerkennung, die man seinem Schaffen als Zeichner zuteil werden ließ, versagte man anfänglich seiner Malerei. Nahm dort schon der Stoff das Publikum von vornherein gefangen, so boten Menzels Bilder dem Publikum zunächst gar zu wenig Anziehendes. Sie waren so einfach, so schlicht nach der Natur gemalt, daß sie ebensogut wie gar nicht beachtet wurden. Mehrere Bilder, deren malerischen Wert wir erst in unsern Tagen eigentlich entdeckt haben, hingen ein halbes Jahrhundert in seinem Atelier. Dabei sind sie alle so frisch, in so hellen Farben, mit so feinem Verständnis der Tonwerte gemalt, daß man sie für ganz junge Werke, aber Meisterwerke der neueren Kunst halten könnte, wenn uns die Signatur nicht belehrte, daß sie bereits aus den vierziger Jahren stammen. Als er dann auch mit dem Pinsel historische Stoffe darstellte, lohnte ihn bald allgemeiner Beifall, so daß man sagen kann, den Erfolg entschied nicht seine malerische Kunst, sondern der populäre Inhalt.

Nichtsdestoweniger sind Menzels Gemälde, speziell für damalige Zeit, auch rein malerisch betrachtet, große Taten. Er holte sich bei den Rokokomalern Rat, und mit genialer Leichtigkeit verwendet er zum Beispiel in der „Tafelrunde“ ihre helle Farbenskala, während er in andern Bildern, wie in dem „Ueberfall von Hochkirch“, bei Rembrandt in die Schule ging.

So kam es, daß Menzel zunächst auch der künstlerische Geschichtschreiber der Epoche des Königs Wilhelm, des späteren ersten Kaisers, wurde. Doch nur für eine kurze Zeit, solange die künstlerischen Interessen aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. noch nachwirkten; später trat Anton von Werner an seine Stelle. Eine Reise nach Paris gab ihm neue Anregungen. Nach französischen Vorbildern tritt er dem Problem des Lichtes näher, seine Palette wird noch heller, farbiger, seine Bilder bekommen mehr Eleganz. Nun wird er der Schilderer des Badelebens und der vornehmen Geselligkeit. Endlich tut er den letzten entscheidenden Schritt seiner Entwicklung: er greift das soziale Problem auf und wird der Schöpfer des ersten monumentalen Bildes moderner Arbeit. „Das Eisenwalzwerk“, das bereits im Jahre 1875 entstand, gehört stofflich vollkommen zur modernen Kunst, aber nur stofflich; der malerischen Behandlung, dem Temperament der Darstellung nach gehört es bereits einer früheren Epoche an. Die Fülle der Einzelheiten auf diesem Bilde, die anfänglich etwas verwirrend erscheint, hat schon manchen Beurteiler zu der Annahme verleitet, Menzel habe sich hier zu enge an die Natur gehalten, so daß sein Bild den Charakter einer Momentphotographie angenommen. Gerade das Gegenteil ist jedoch der Fall: Menzel hat hier noch zu viel komponiert, und zwar nicht

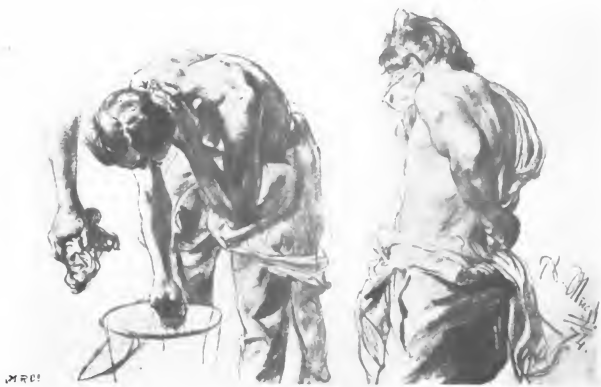
Friedrich der Große in der Schlacht bei Roßbach
Illustration von Menzel zu den Werken Friedrichs des Großen (Verlag von A. Wagner, Berlin)

Digitized by Google

Studienkopf

Handzeichnung von Adolf Menzel

Digitized by Google



Studienblatt von Menzel zu dem Gemälde „Das Eisenwalzwerk"

mit rein malerischen Mitteln, sondern gedanklich. Was die Stellung Menzels in der Kunstgeschichte anbetrifft, so kann man wohl sagen, daß er Vorläufer und Vollender in einer Person war. Die jüngere Generation, die allmählich in das Verständnis seiner Werke hineinwuchs, fand ihn aber immer noch bei ununterbrochener Arbeit. Siebzig Jahre lang ist er so seinem Volke vorangeeilt, um es dann wieder an sich herankommen zu lassen. Unablässig hat er aber auch an sich selber gearbeitet, an keiner Richtung, keiner neuen Erscheinung im Kunstleben ging er unaufmerksam vorüber, und so wenig auch seine in sich gefestigte und selbständige Natur von äußeren Einwirkungen abhängig war, trieb es ihn doch stets, sich wenigstens innerlich auch mit Künstlern auseinanderzusetzen, die, wie zum Beispiel Böcklin, eigentlich den direkten Gegenpol seines eignen Schaffens darstellten. Schüler hat er eigentlich niemals gehabt, dazu war sein Wesen zu knorrig, sein Leben zu einsam. Seine Persönlichkeit aber wird stets ein Vorbild eisernen Fleißes und nie ermüdender Arbeit sein, seine Werke aber sind für alle, die sie wirklich durchdringen, sichere Wegweiser aus dem vielverschlungenen Labyrinth der Kunstrichtungen zu sicheren Zielen.

Der Genius der deutschen Literatur auf der Bärenhaut

Digitized by Google

Kissinger Brunnenstudie von Menzel

Digitized by Google

Landſchaft. Nach einer Bleiſtiftzeichnung von Adolf Menzel

Der Glanz der Uniformen und der Krieg

Von

Generalleutnant z. D. von Reichenau

Eine glanzvolle Truppe — welch herrliches Bild! In den blanken Helmen ſpiegelt ſich die Sonne — blitzend werfen die Waffen ihre Strahlen zurück — weithin leuchten der Uniformen bunte Farben — hoch aufgerichtet und von Stolz geſchwellt nahen die Krieger in dröhnendem Gleichſchritt unter den ſchmetternden Klängen der Marſchmuſik!

Und wie erfreuen ſich die Maſſen der Zuſchauer an ſolchem Glanz! Sie ſind überzeugt, daß den impoſanten Scharen dort gewiß nichts zu widerſtehen vermag. Sie erblicken in ihnen eine durch die Begeiſterung unaufhaltſam vorwärts getriebene und durch die ſtraffen Bande der Disziplin zuſammengehaltene ſiegreiche Macht.

Sehen nicht ſchöne Augen in den glanzumwogten Geſtalten noch mehr als die mutigen Verteidiger des Vaterlandes? Sind ſie ihnen nicht die herrlichſten der Männer und die liebſten zugleich? Wer könnte auch ſolch ſtrahlender Pracht widerſtehen?

Und dennoch wird die Zukunft uns andre Bilder zeigen, und andre Auffaſſungen werden ſich Bahn brechen.

Wie vor dem durch die geiſtige Entwicklung geſchärften Blick die holden Märchen verblaſſen, die einſt das Herz entzückten, ſo laſſen die praktiſchen Ergebniſſe geiſtigen Strebens der Waffen und der Uniformen Glanz verſchwinden, ob die bunten Bilder auch noch ſo viele erfreuten. Die infolge der techniſchen Fortſchritte geſchaffenen machtvollen Zerſtörungsmaſchinen ſind es, die allem äußeren Prunk ein Ende bereiten, denn wo er ſich noch zeigt im Kriege, muß er mit Blut bezahlt werden. Der Glanz imponiert aber auch im Kriege nicht mehr, denn eine Truppe, die im Beſitze ſcharfer Ferngläſer und weittragender, wirkungsvoller Waffen iſt, ſieht in dem Leuchten der gegneriſchen Uniformen nichts andres als eine erwünſchte Hervorhebung des Ziels, die früheres Erkennen und erfolgreiches Beſchießen begünſtigt.

Und die Geſchoſſe ſprechen eine beredte Sprache — ihren Argumenten entzieht ſich niemand. Wer ſich ihnen nicht mehr als nötig ausſetzen will, muß neben der Ergreifung andrer Maßnahmen von ſich abtun, was die Sichtbarkeit erhöht. Alſo kein Glanz, keine weit ſichtbaren Farben mehr! Grau in Grau, ohne einen glänzenden Knopf, ohne eine glänzende Säbelklinge, das iſt das Signum der Kämpfer auf den Schlachtfeldern der Zukunft.

Wie überzeugend nach dieſer Richtung das Feuer wirkt, das haben auch die Ruſſen in ihrem gegenwärtigen Kriege erfahren, denn es machte ſich bei ihnen ſehr bald der lebhafte Wunſch nach dem Beſitz weniger ſichtbarer Uniformen geltend. Beſonders haben ſie ſich bemüht, ihre weißen Sommerröcke, ſo gut es gehen wollte, grau zu färben. Gewiß hätte man ſich ſchon vor dem Kriege ſagen können, daß man die weiße Farbe weit ſieht und daß weiße Gegenſtände treffliche Zielpunkte abgeben, allein man wartete mit ſachgemäßen Aenderungen, bis die Ereigniſſe unſanft auf die Unterlaſſungsſünden aufmerkſam machten, — und ſo wird es noch oft ergehen!

Digitized by Google

Die erwähnten Umgestaltungen in der Bekleidung und Ausrüstung der Truppen haben aber noch weitere Vorteile als die des Schutzes gegen Sicht. Neben den Ersparnissen, die eine einfachere Uniformierung mit sich bringt, dient sie auch der Erhaltung der Mannszucht im Felde. Bei dem erheblichen Anteil, den die Herstellung der Sauberkeit an der Disziplinierung der Truppen hat, ist es gewiß nicht bedeutungslos, daß eine einfache Uniform sich auch im Felde leichter in gutem Zustand erhalten läßt als eine glanzvolle. Während es nach einem nassen Biwack oft eine Unmöglichkeit ist, blanke Metallteile, weißes oder lackiertes Lederzeug und bunte Kleider in eine nur halbwegs ansehnliche Verfassung zu bringen, sind graue Uniformen ohne blanke Abzeichen, naturfarbenes Lederzeug und brünierte Waffen verhältnißmäßig leicht in einen Zustand zu versetzen, der der Truppe ein gutes Aussehen erhält. Je weniger sich aber die Truppe von dem Bild unterscheidet, das sie im Frieden abgibt, und je mehr sie auch im Felde in dem festgewohnten Gleise der Friedensarbeit bleibt, um so weniger werden sich im Kriege die Bande der Disziplin lockern. Das weist darauf hin, sich schon im Frieden allen Anforderungen des Krieges soweit wie irgend möglich anzupassen.

So sehr die Verwirklichung dieses Grundsatzes kriegsmäßige Uniformen verlangt, so glaubt man doch mitunter in ihrer Annahme eine zu große Reihe von Nachteilen zu erblicken. Man fürchtet ein Niedergehen des Selbstbewußtseins der Truppe, wenn man sie des gewohnten, traditionellen Glanzes entkleidet, man vermutet, daß die Lust und Liebe zum Soldatentum mit den schmucken Uniformen verschwinden wird und daß sogar auch der Offizierersatz in einer glanzlosen Zeit nicht mehr genügend gewährleistet sei.

Es ist nicht unmöglich, daß solche Faktoren bei Einführung kriegsmäßig einfacher Uniformen tatsächlich mitunter Bedeutung erlangen, denn mit wenigen Ausnahmen sehnen sich die Menschen nach Auszeichnung und Hervorhebung ihrer Person. Aber so stark auch solche Tendenzen noch hervortreten mögen, so wenig wird man ihnen Raum geben dürfen angesichts der aus einer kriegsmäßigen Uniformierung erwachsenden hohen Vorteile. Man wird sich vielmehr bemühen müssen, Auffassungen zu begegnen, die den Forderungen des Krieges widerstreben. Gewiß darf man Selbstbewußtsein, Lust und Liebe zum Soldatentum keinem Kriegsmann rauben, wenn er befähigt bleiben soll, den schwierigen Forderungen zu genügen, die der Krieg an ihn stellt. Es kommt also darauf an, solche Sinnesart durch andre Mittel als durch glanzvolle Uniformen zu erhalten und sie womöglich zu steigern.

Hier haben ethische Bestrebungen einzusetzen. Der nationalen und militärischen Erziehung erwächst die Aufgabe, eine Gesinnung zu erwecken, die ihren Stolz in einem dem Zweck der Arbeit angepaßten Verhalten sucht. Fordert der Krieg einfache Uniformen, so wird ein richtig erzogener Soldat diese Uniform mit ernstem Stolz tragen, weil er sich bewußt bleibt, das Richtige, das Zweckdienliche zu tun, weil er weiß, daß er so besser für seine Aufgaben vorbereitet ist. Wenn es gelingt, die Jugend dahin zu erziehen, daß sie den Akzent mehr auf kraftvolle Leistungsfähigkeit als auf belanglose Aeußerlichkeiten legt, so werden auch trotz aller Einfachheit der Uniformen die Fröhlichkeit und die Liebe zum Beruf nicht fehlen. Und es darf behauptet werden, daß die solchem Quell entströmende Kraft lauterer und ausdauernder ist. Darf man ferner nicht erwarten, daß man auch in weiteren Kreisen beim Heranreifen der Urteilskraft schön findet, was zweckmäßig, und imposant, was stark ist?

Lassen wir den Weibern den Putz und nehmen wir für uns die ernste, zweckmäßige Einfachheit in Anspruch. Suchen wir unsern Stolz und unsern Wert in der Kraft und nehmen wir nicht Formen und Einrichtungen an, die der Kraft zum Hemmnis werden!

In der Uniformierung aller Armeen, und nicht zuletzt der unsern, beginnen derartige Grundsätze zu wirken. Unsre Truppen, die nach China und Afrika zogen, sind ganz anders bekleidet und ausgerüstet als das heimatliche Heer; man hat den Verhältnissen ihrer Verwendung in hohem Grade Rechnung getragen. Auch die neueste Truppengattung in unserm Heere, die Maschinengewehrabteilungen, nähert sich in ihren grauen Uniformen den kriegsmäßigen Forderungen. Lange aber schon ist in den grauen Helmüberzügen aller Truppenteile ein Mittel gefunden, um dem verräterischen Blinken der Kopfbedeckungen vorzubeugen. Wenn wir nicht schon die gesamte Uniformierung und Ausrüstung nach diesen Grundsätzen umgewandelt sehen, so ist zu bedenken, daß eine solche Riesenarbeit nicht von heute auf morgen zu bewältigen ist und daß die endgültige Annahme neuer Uniformen vielfache Versuche erforderlich macht.

Frei

Von

Wilhelm Weigand

Nun bin ich nur ein Sehnen,
Nun bin ich nur ein Ton,
Dem dumpfen Tal der Tränen
Zu Schimmerhöh'n entflohn,
Von Sternen rings umschwungen,
Von Tönen rings umklungen,
Die tiefer selig schon.

War ich's, der tief gelitten?
Ging ich im Staube ganz?
Ist noch, so schwer erstritten,
Von Tränen naß mein Kranz?
Vor all des Schimmers Dehnen
Bin ich nur selig Sehnen
Und Duft und Aug' und Glanz.

Digitized by Google

Gottesdienſt in der Buchenhalle in Bad Koeſen

Nach dem Oelgemälde von Adolf Menzel

Digitized by Google

Das Teehaus zu den 101 Stufen in Jokohama

Spezialzeichnung für „Ueber Land und Meer“ von Eduard Cucuel

Digitized by Google

Der erste Liebesdienst beim Eintritt

Das Teehaus zu den 101 Stufen in Jokohama

Von

Eduard Cuenel

(Hierzu fünf Spezialzeichnungen des Künstlers für „Ueber Land und Meer")

Einer der interessantesten Punkte in Jokohama, die der Reisende gewöhnlich alsbald nach seiner Ankunft aufsucht, ist das „Teehaus zu den 101 Stufen". Es führt diesen Namen von der Flucht von genau 101 Steinstufen, die steil wie eine Leiter an der Klippe hinaufführen, auf deren höchster Stelle dicht an dem Rande des jäh abfallenden Felsens das berühmte Teehaus der Dame O'Kin San sich erhebt.

Ich hatte mir meine Jinrickscha bei dem Grand Hotel genommen und fuhr, nachdem ich die nicht weit davon über den Fluß führende Brücke gekreuzt hatte, im Hundetrab an dem alten Tempel Zotoku-in vorbei durch die lange, nur von Eingeborenen bewohnte Straße Moto-machi mit ihren auf beiden Seiten sich hinziehenden hübschen kleinen Tuch-, Holzschuh-, Saké- und Laternenläden und öffentlichen Badehäusern, bis mein Kuli um eine Ecke bog und plötzlich Halt machte. Die Gabelbäume niederlassend und mich beinahe aus dem kleinen Gefährt schleudernd, deutete er auf eine schier endlose Flucht von Steinstufen, die in den Himmel zu führen schienen und sagte mit dem Kopfe nickend: „Tea-house."

Ich begann tapfer emporzusteigen, mußte aber beständig stehen bleiben, um das herrliche Panorama zu bewundern, das sich vor mir ausdehnte. Als ich die Spitze erreichte, sah ich zwei Teehäuser, eines auf jeder Seite der Stufenflucht, sowie einen kleinen Buddha-Tempel in dem Durchweg zwischen ihnen, vor dem Papierlaternen sich in der bewegten Luft wiegten. Welches nun war das berühmte Teehaus? Ich vermochte es nicht zu entscheiden, da keines von ihnen ein Schild führte oder durch irgend etwas zu erkennen gab, was es zu bedeuten habe. Ich entschied mich daher auf gutes Glück für das zur Linken und hatte damit erfreulicherweise das Richtige getroffen.

Die niedrige Veranda betretend, auf der eine ganze Menge von Holzschuhen aller Größen umherstanden, wurde ich von einer Schar kleiner „Nesans" in hübschen grauen Kimonos begrüßt, die sich auf die Knie niederließen, sich mit ihrem Kopf sehr tief verneigten, mit ihren Händchen auf die Matten

Digitized by Google

Stiefelidyll vor der Türe

patschten und ausriefen: „Oahio — oahio!!“ Ein derartiger Empfang machte mich anfangs ganz scheu und verlegen, und ich überlegte schon, was ich zunächst zu tun habe, als eine der Nesans mir bedeutete, ich möge mich auf den mit Matten belegten erhöhten Rand des Fußbodens niederlassen, während sie sich bückte und mich mit großer Gewandheit meiner „heidnischen“ Schuhe entledigte; die andern Nesans stoben, in die Hände klatschend und lachend wie eine Schar von Kindern, durch die „Shojis“ oder Schiebetüren davon, um den Tee zurechtzumachen.

Auf den Strümpfen schritt ich ihnen über die kühlen, glatten Matten nach durch eine Reihe kleiner, niedriger Zimmer, unterwegs bemüht, einen Einblick in die Einzelheiten japanischen Lebens zu erhaschen — in einem Zimmer kauerte eine Geisha mit einer langen „Koto“ am Boden, auf der sie fleißig übte, nach jedem Ton innehaltend, um zu prüfen, ob er auch richtig getroffen sei — in der entgegengesetzten Ecke saß eine andre Geisha mit ihrer Morgentoilette beschäftigt vor einem kleinen Ankleidetischchen voll lackierter Schmink- und Puderbüchsen, während ein Zöfchen ihr das lange schwarze Haar mit goldenen Kämmen und perlgeschmückten Nadeln aufsteckte. Dann kam ich an der Küche vorbei, in der eine alte Frau mit schwarzen Zähnen sich über einem Kohlenfeuer mit grünlichen Gegenständen zu schaffen machte, und schließlich konnte ich einen Blick in einen reizenden japanischen Garten mit einem Goldfischteich werfen, wo eine dritte Geisha in sehr starkem Negligé in dem letzten Stadium ihres Bades begriffen war. Dieser letzte Anblick wurde mir sofort durch die Nesans entzogen, die eiligst unter hellem Gekicher die Shojis zuschoben, worauf sie mich einluden, mich auf dem Boden des Gastzimmers niederzulassen. Ein ganzer Haufen weicher Matten wurde mir zum Sitz zurechtgerückt, während die kleinen Nesans durch geheimnisvolle Zugänge in den Wänden, die sich durch Schieben öffneten und schlossen, ab- und zuflatterten. In Japan schiebt sich in der Tat alles und jedes! Ich habe in einem japanischen Hause noch nie ein Fenster oder eine Tür getroffen, die sich in Angeln bewegt hätten.

Vor mir wurde eine „verführerische“ Auswahl japanischer Gegenstände ausgebreitet, auf lackierten Brettern heißer Tee, Saké, eigentümliche süße Bohnenkuchen, gesalzene Fische, ein Becken mit glühender Asche und winzige Pfeifen. Es war in der Tat eine neue Situation für mich — vier reizende Nesans vor mir auf den Knien hockend, die Gesichter weiß und die Lippen hochrot geschminkt, und dabei vor Kichern und Lachen sich kaum zu halten vermögend, wenn ich an dem Tee in dem kleinen Täßchen nippte oder einen Zug aus der kleinen, mit den Kohlen aus dem Aschenbecken entzündeten metallenen Pfeife tat.

Sie schienen die ganze Sache für einen riesigen Scherz und für äußerst belustigend zu halten. Sie klatschten in ihre Kinderhändchen, baten mich, doch noch etwas zu essen und zu trinken und rutschten auf ihren Knien rund um mich herum, um in lauten Ausrufen meine Ringe und meine Uhr zu bewundern.

Es war für mich äußerst schwierig und schmerzhaft, auf den Knien zu sitzen, meine Fußgelenke taten mir nach kurzer Zeit weh, und ich entschloß mich bald, meinen Sitz nach türkischer Art zu nehmen, was den kleinen Nesans wieder Ausbrüche der Heiterkeit entlockte.

Unsre Konversation war etwas beschränkt, da meine Kenntnis des Japanischen nicht sehr weit reichte. Sie jedoch sprachen ein wenig Englisch, und so machte sich unsre Unterhaltung immerhin leidlich. Ich lernte sogar, daß das Küssen in Japan noch nicht üblich war! Man hält es dort sogar für eine schlechte Sitte, doch bin ich überzeugt davon, daß dieser „Zeitvertreib“ mit noch vielen andern westlichen Gebräuchen sich in Japan bald einbürgern wird.

Als die Unterhaltung etwas stockte, schleppte mir eine der Nesans mehrere in japanisch Leinen gebundene schwere Bücher herbei. Als ich sie aufschlug, fand ich, daß sie samt und sonders mit den Visitenkarten aller Marineoffiziere und Globetrotters angefüllt waren, die in dem Teehause zu den 101 Stufen ihre Aufwartung gemacht. Sie reichten in ziemlich entfernte Zeit zurück und erstreckten sich sogar auf königliche Hoheiten. Auch mein Name wurde für würdig befunden, der Sammlung eingereiht zu werden.

Bevor ich Amerika verließ, hatte mir ein sehr bekannter Künstler einen Empfehlungsbrief an O'Kin San, die Besitzerin des Teehauses, gegeben, die, wie er sagte, eine Frau von hoher Intelligenz sei und sich als eine Freundin aller Yokohama besuchenden Künstler erwiesen habe.

Diesen Brief brachte ich nunmehr vor, und die kichernden Nesans trollten sich fort, um die Herrin des Hauses aufzusuchen. O'Kin San erschien alsbald, eine kleine Frau von etwa vierzig Jahren, mit einem etwas länglichen, sehr weißen und durchgeistigten Gesicht und glänzenden schwarzen Augen. In der offenen Shoji fiel sie auf die Knie, beugte den Kopf bis auf den Mattenbelag und begrüßte

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

mich in melodischem Tone mit „Ohio!“ Dann trat sie auf mich zu und erklärte mir in vortrefflichem Englisch, wie sehr sie sich freue, mich zu sehen, einen Freund ihres Freundes! O'Kin San spricht fünf Sprachen, sie kennt jeden irgendwie hervorragenden Fremden, der in den letzten dreißig Jahren Jokohama besucht hat und, wie es heißt, vergißt sie niemals ein Gesicht, das sie gesehen hat, wie lang es auch her sein mag.

Ihre Schwester ist Tanabe, die in Honchi Dori ein Seidengeschäft besitzt. Tanabe hatte früher das Teehaus gehalten, bis O'Kin San es übernahm, und das Land auf der Klippe gehört der Familie schon seit Generationen.

Der Oheim dieses reizenden Schwesterpaares stand in gewissen Beziehungen zu dem amerikanischen Kommodore Peary, als dieser Flottenoffizier Jokohama als Vertragshafen öffnete. Infolgedessen wurde das Teehaus ein Sammelpunkt für die Flottenoffiziere, und sie versäumten nie, ihm einen Besuch abzustatten, wenn sie in den Hafen einliefen.

Beweis dieser Besuche sind die verschiedenen Photographien fremder Kriegsschiffe, die man rings an den Wänden unter Glas und Rahmen gewahrt, ebenso wie Dutzende von Mützenbändern mit den in Gold aufgedruckten Namen der Schiffe.

Ich war in das Teehaus gekommen mit der Absicht, einige Skizzen aufzunehmen, und als ich O'Kin San davon sprach, wurde sie wirklich betrübt. Warum ich ihr das nicht einen Tag früher gesagt habe! Die Mädchen seien nicht in ihrer vollen Toilette und auch die Blumenarrangements nicht in Ordnung! Diese Blumenarrangements wurden, wie ich erfuhr, von einem besonderen Mädchen besorgt, das jene Kunst drei Jahre lang studiert hatte, bevor es für fähig erachtet wurde, sie auszuüben.

Auf meine Bitten indes, und weil ich in meiner Zeit sehr beschränkt war, flatterten die Nesans wie ein Taubenschwarm nach dem Futter nach ihren Zimmern davon, um sich für den Künstler herauszuputzen, während O'Kin San selbst sämtliche Photographien, Mützenbänder, Fächer und sonstige Erinnerungszeichen an die fremde Invasion zu entfernen begann, mit der Erklärung, daß das „nicht japanischer Geschmack sei“. Es zeigt das jedenfalls, was für einen Wert die Japaner den europäischen Ideen von Zimmerschmuck beilegen.

Nach einer fast endlosen Zeit des Wartens, während der ich andeutungsweise einen Begriff davon bekam, wie die Nesans ihre Kimonos und Obis wechseln, kamen sie schüchtern hintereinander heran, in Kimonos von wunderbarer Farbenpracht gekleidet, mit karminfarbig geschminkten Lippen und Blumen in den Haaren, ein Bild zum Entzücken. Aber was für undisziplinierte Modelle! Ich wurde fast verrückt über ihr beständiges Lachen, Kichern und Hin- und Hertrippeln! Es war beinahe so, als sollte der Versuch gemacht werden,

Im Kreise der Nesans

Digitized by Google

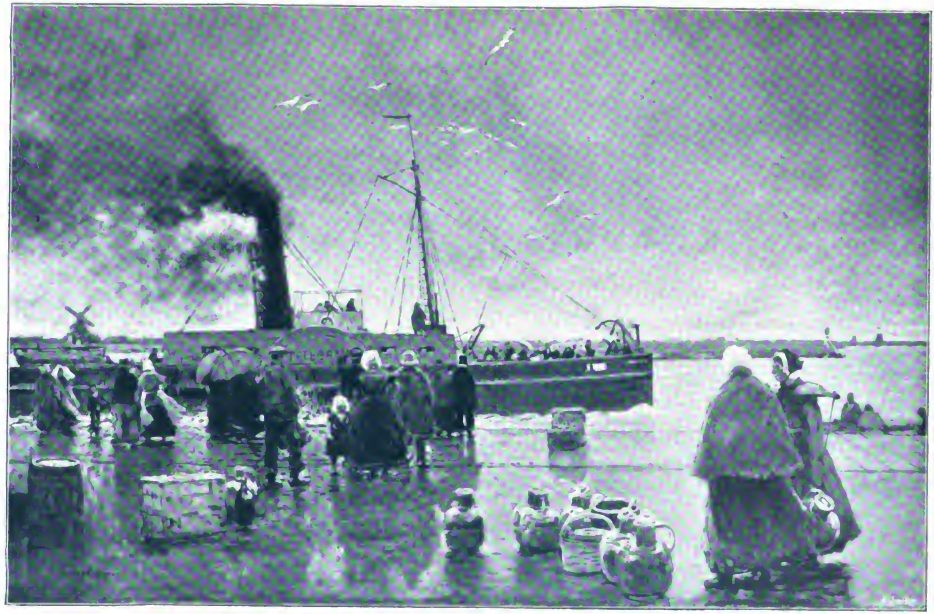
eine Schar von ſechs Monate alten Babys, die nicht ſtille zu bekommen ſind, auf das Papier zu bannen.

Ebenſo feierlich wie mein Eintritt war auch mein Abſchied, als ich mich endlich losriß und zum Aufbruch rüſtete. Als ich das Teehaus verließ, erhielt ich bis zum Torweg das Geleite, meine Schuhe wurden mir wieder angelegt, und unter dem Rufe „Sayonara, Sayonara!“ — „Bitte, bald wiederzukommen!“ — machten die Neſans die tiefſten Verbeugungen, die Hände auf das Knie gelegt, und hörten mit den Rufen nicht auf, bis ich ihren Blicken entſchwunden war.

Aber ich nahm das Gefühl mit, daß ich bereits dort trotz den ſeltſamen Gebräuchen, in dieſer fremdartigen Märchenwelt, eigentlich kein Fremder mehr war. Seitdem bin ich oft die Treppe der 101 Stufen hinaufgeklettert und habe dem Teehauſe O'Kin Sans noch manchen Beſuch abgeſtattet und oft auf jener kleinen Terraſſe dicht am Rande des Felſenabſturzes geſeſſen und die Schiffe in der maleriſchen Hafenbucht unter mir beobachtet, manche mächtigen ſchwarzen Ungetüme aus allen Teilen der Welt, Sampans, Dſchunken und ſchnaubende Seeroſſe — fern von dem entgegengeſetzten Teile des Himmels ragten die anmutigen Linien des großen alten Fudſiama mit ſeinem Schneegipfel in ſeiner einſamen Größe empor, der geheiligte Berg Japans. Nachts habe ich oft auf den Matten gelegen, Tee und Saké ſchlürfend, während O'Kin San mir zur Seite Kaſtanien über einem Kohlenfeuer röſtete, die eine Neſan meiner königlichen Hoheit zum Verſpeiſen mundgerecht machte — durch die offenen Shojis waren die Lichter von Tauſenden von Papierlaternen in den Straßen von Jokohama zu gewahren, die Töne der klingenden „Samiſen“ fluteten durch die wilde Nachtluft und vermiſchten ſich mit der tiefen, melodiſchen Stimme O'Kin Sans. Um mich aber webte der ganze Zauber dieſes paradieſiſchen Landes, die traumhaft liebliche Schönheit einer Kultur, die gütige Götter noch lange, lange bewahren mögen, damit wir Europäer wenigſtens einmal noch träumen können.

Feierlicher Abſchied

Digitized by Google



Abfahrt des Dampfers. Nach dem Gemälde von Hans Herrmann (Berlin)

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Herzog Philipp von Württemberg

Württembergs Oberhaus

Von

Dr. R. v. Wilke

(Mit neunundzwanzig Porträts nach photographischen Aufnahmen von H. Lill, Großh. badischer Hofphotograph in Stuttgart und Mannheim)

Der große britische Staatsmann Charles James Fox, der Führer der Whigpartei zur Regierungszeit Georgs III. von England, soll einst das Wort gesprochen haben: „Es gibt in Europa nur zwei Verfassungen, die solche genannt zu werden verdienen — die englische und die württembergische.“ Der Ausspruch, von so sachkundigem Manne getan, weckte damals im Schwabenvolke gerechten Stolz. Räumte doch wirklich die altständische Verfassung, der es sich erfreute, ihm einen Anteil an

Herzog Robert von Württemberg

Herzog Albrecht von Württemberg

Herzog Ulrich von Württemberg

Digitized by Google

Fürſt zu Oettingen-Wallerſtein

Fürſt zu Windiſch-Graetz

den Geſchäften der Regierung ein, wie kaum ein andrer monarchiſcher Staat des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation ihn kannte. Aber Stürme, die von der franzöſiſchen Revolution ausgingen und die politiſchen Verhältniſſe Europas aufrüttelten, durcheinander warfen und neu ordneten, brauſten auch über das ſchöne, bis dahin ſo friedlich daliegende ſchwäbiſche Herzogtum hin. Zu deſſen Segen und Mehrung. Schon 1802 gelangte reicher Zuwachs an Land und Leuten zu ſeinem urſprünglichen Beſitzſtande, und der Friede von Preßburg vergrößerte ihn abermal um ein Beträchtliches. So ward aus dem kleinen Herzogtum binnen kurzer Friſt ein ſtattliches Königreich mit wohlgerundeten Grenzen. Aber die ſtändiſche Verfaſſung Alt-Württembergs auf dieſe neuen Landesteile, zu denen viele der ehemaligen freien Reichsſtädte gehörten, auszudehnen, erwies ſich als ein Ding der Unmöglichkeit. Daher hob König Friedrich I. noch im Jahre 1805 die Verfaſſung völlig auf, — an die Stelle des alten verbrieften Rechtes trat die abſolutiſtiſche Regierungsweiſe. Und wie dann der Rheinbund zerſprengt, wie die galliſche Zwingherrſchaft vernichtet worden war, unter rühmlicher Anteilnahme der Württemberger, die ihr tapferer Kronprinz Wilhelm ſiegreich ins Feld führte, da ging, wie durch alle deutſchen Gauen, auch durch Württemberg, ſeine alten Rittergeſchlechter, das gelehrte Beamtentum und alle übrigen Klaſſen ein ſtarkes heißes Sehnen nach einer freiheitlicheren Geſtaltung des Staatsbanes.

Es iſt hier nicht der Ort noch Raum, zu erzählen, was jeder Geſchichtskundige weiß: wie lange der Kampf zwiſchen den Anhängern der früheren, befeſtigten altſtändiſchen Verfaſſung und den Befürwortern einer neuen Konſtitution nach modernem franzöſiſchen Muſter in Wort und Schrift ſich hinzog. Gar heftig fuhren die Geiſter aufeinander, aber verſtändige Nachgiebigkeit auf beiden Seiten und vor allem die weiſe Haltung des inzwiſchen an Stelle ſeines dahingeſchiedenen Vaters Friedrich auf den Thron berufenen Königs Wilhelm I. brachten doch ſchließlich eine Einigung und als deren

Fürſt zu Hohenlohe-Oehringen

Fürſt zu Hohenlohe-Langenburg

Fürſt zu Löwenſtein-Wertheim-Freudenberg

Digitized by Google

Frucht die Verfassung zustande, die am 15. September 1819 in Kraft trat und noch heute die Grundlage des öffentlichen Rechtes im Königreich Württemberg bildet. Sie beruht auf dem Zweikammernsystem. Denn im 9. Kapitel, das „Von den Landständen" handelt, heißt es im § 128: „Die Stände teilen sich in zwei Kammern", und diese sind dann weiterhin „Kammer der Standesherren" und „Kammer der Abgeordneten" benannt. Während die erstere aus den volljährigen königlichen Prinzen, den Häuptern der standesherrlichen gräflichen und fürstlichen Familien und aus solchen Personen gebildet wird, welche die Krone erblich oder auf Lebenszeit ernannt hat, besteht die andre — das Unterhaus — aus den Vertretern des ritterschaftlichen Adels, die dieser selbst bestimmt, den Generalsuperintendenten, drei Würdenträgern der katholischen Kirche und den gewählten Abgeordneten der sieben bedeutendsten Städte und der Oberamtsbezirke.

Graf von Rechberg und Rothenlöwen, Präsident der württemberg. Kammer der Standesherren

Seit langem ist nun eine starke Bewegung im Gange, um unter Beibehaltung des Grundprinzips der Zweiteilung (sie war 1849 beseitigt, wurde aber schon 1850 durch königliche Verordnung wieder eingeführt) auf dem Wege der Verfassungsrevision eine andre Art der Zusammensetzung beider Kammern gesetzlich festzulegen. Und die Verschiedenheit in den Ansichten der Mehrheiten beider Kammern über die fundamentalsten politischen Fragen, wie sie bei der Beratung des Schulgesetzes zutage trat, scheint neuerdings zu einem schleunigen Vorwärtsgehen auf der hier erstrebten Bahn zu drängen. Und seitdem vollends König Wilhelm II. es in der Thronrede, mit der er am 4. November 1904 den Landtag eröffnete, verkündet hat, daß die Krone entschlossen sei, für die Bildung des Abgeordnetenhauses das allgemeine gleiche, unmittelbare und geheime Wahlrecht einzuführen und eine „zeitgemäße Erneuerung" des Hauses der Standesherren eintreten zu lassen, ist eine Abänderung der Verfassung in dieser Richtung wohl mit Sicherheit in nicht allzuferner Zeit zu erwarten.

Die Erste Kammer zählt gegenwärtig 31 Mitglieder, von denen 4 zu der ersten Kategorie der Prinzen des königlichen Hauses gehören, 19 als Häupter — oder Erben — standesherrlicher fürstlicher und gräflicher Familien, 2 auf Grund eines ihrem Hause vom König verliehenen erblichen Rechtes ihre Sitze innehaben und 6 auf Lebensdauer berufen sind.

Erbprinz zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg

Fürst zu Fürstenberg

Erbgraf von Waldburg zu Zeil und Trauchburg

Digitized by Google

Graf von Schaesberg-Thannheim

Die Verhandlungen werden durch den Präsidenten geleitet, den der König ernennt und der als solcher ein festes Gehalt von 12857 Mark bezieht. Das Präsidium ruht zurzeit in den Händen des Grafen Otto von Rechberg und Rothenlöwen zu Hohenrechberg, der mit 71 Lebensjahren eines der ältesten Mitglieder des hohen Hauses ist und dessen Großvater 1819 in dieses mit Erbrecht aufgenommen wurde. Graf Rechberg ist der Sproß eines der ältesten württembergischen Rittergeschlechter, das nach der Ueberlieferung mit den Hohenstaufen verwandt gewesen sein soll, während andre es eines Stammes mit den Grafen von Pappenheim sein lassen. Sein Ahnenschloß liegt unweit Gmünd, dem Hohenstaufen gegenüber. Noch heute ist es mit ausgedehntem Grundbesitze im Königreiche angesessen; die Herrschaften Donzdorf im Donaukreise, Weißenstein, Böhmenkirch u. s. w. sind dem Graf-Präsidenten zu eigen, und so erfüllt er vollauf die Bedingungen desjenigen Paragraphen der Verfassung (130), der vorschreibt, daß der König nur solche adlige Gutsbesitzer berufen darf, die „von einem mit Fideikommiß belegten, nach dem Rechte der Erstgeburt sich vererbenden Grundvermögen im Königreiche eine jährliche Rente von (mindestens) 6000 Gulden beziehen".

Dem Präsidenten steht zu seiner Vertretung und Unterstützung ein Vizepräsident zur Seite — zurzeit in der Person des Fürsten zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, der, wie so viele der uediatisierten Magnaten, innerhalb des Deutschen Reiches eine gewisse Internationalität besitzt. Denn da das ehemals souveräne Fürstentum Löwenstein, als es anfangs des 19. Jahrhunderts von der Weltkarte verschwand, zwischen Württemberg, Bayern und Baden aufgeteilt wurde, ist der Fürst zugleich auch bayrischer erblicher Reichsrat und badischer Standesherr, und aus analogem Grunde sitzt sein Vetter, das Haupt des jüngeren, durch seinen regen Eifer für den katholischen Glauben bekannten Zweiges Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, Fürst Karl, sogar in nicht weniger als in vier deutschen Parlamenten, nämlich auch noch in der hessischen Ersten Kammer. Dieser läßt sich in derjenigen Württembergs, wie es verfassungsmäßig gestattet ist, durch seinen ältesten Sohn, den Erbprinzen Alois zu Löwenstein, vertreten.

Graf von Bentinck und Waldeck-Limpurg

Die regierende Linie des württembergischen

Fürst zu Hohenlohe-Bartenstein und Jagstberg

Fürst zu Bentheim und Steinfurt

Erbgraf von Waldburg-Wolfegg-Waldsee

Digitized by Google

Graf zu Königsegg-Aulendorf

Fürst von Quadt zu Wykradt und Isny

Königshauses weist, wie bekannt, nur noch einen einzigen männlichen Sproſſen, den König ſelbſt, auf. So gehören die vier königlichen Prinzen, die Mitglieder der Kammer ſind, der ſukzeſſionsberechtigten jüngſten herzoglichen Linie an; es ſind der Herzog Philipp, der nächſte Anwärter auf den Thron, und die drei Söhne, die ihm aus ſeiner Ehe mit der öſterreichiſchen Erzherzogin Maria Thereſia erwachſen ſind: die Herzöge Albrecht, Robert und Ulrich. Der älteſte von ihnen, Herzog Albrecht, ſcheint, menſchlicher Vorausſicht nach, beſtimmt, Württembergs Königskrone zu tragen, und da ſeine in der Blüte der Jahre dahingeraffte Gemahlin, die Erzherzogin Margareta Sophia, ihm drei jugendliche Söhne hinterlaſſen hat, ſo iſt der Fortbeſtand der alten, ruhmreichen Dynaſtie wohl auf lange hinaus geſichert.

Unter den fürſtlichen Familien des Landes ſteht die viel- und weitverzweigte der Hohenlohe ihrer Vergangenheit und ihrem Beſitztum nach mit obenan. Der Chef der älteſten Linie, Fürſt Hermann zu Hohenlohe-Langenburg, der Oheim der Deutſchen Kaiſerin, hatte, als er den verantwortungsreichen Poſten des Statthalters der Reichslande annahm, ſeinen Sohn, den Erbprinzen Ernſt, mit ſeiner Stellvertretung in der Kammer betraut, aber ſeitdem dieſer die Regentſchaft in Sachſen-Koburg-Gotha übernommen hat, kommt er ſelbſt zu wichtigen Verhandlungen von Straßburg nach Stuttgart herüber. Es iſt ein geſegneter Streifen, das „hohenlohiſche Ländle", das ſich in faſt gerader Linie von dem auf bayriſchem Gebiet liegenden Schillingsfürſt über Crailsheim hinzieht bis gen Heilbronn. Jede Wegſtunde grüßen den Wanderer Erinnerungszeichen an die Geſchichte des wackeren Geſchlechts, aus dem ſo mancher ſtreitbare Soldat, ſo mancher kluge Staatsmann hervorging. Da iſt Waldenburg, da iſt Bartenſtein, Neuenſtein, Kupferzell, Oehringen, Ingelfingen, Kirchberg und Langenburg. Im Rate der württembergiſchen Standesherren tagen noch der Fürſt Johannes zu Hohenlohe-Bartenſtein, ein Schwiegerſohn des Großherzogs von Toskana, der Fürſt Philipp Ernſt zu Hohenlohe-Schillingsfürſt, des dritten deutſchen Kanzlers Sohn, deſſen Stellung freilich mehr nach Bayern gravitiert, und der Fürſt Chriſtian Kraft zu Hohenlohe-

Graf von Pückler-Limpurg

Graf von Neipperg

Fürſt von Waldburg-Wurzach

Digitized by Google

Präsident von Buhl

Oehringen. Der ist unter dem Namen Herzog von Ujest wohl bekannter und lebt auf seinen schlesischen Gütern in Slawentzitz; die bescheidenere Residenz, das malerische Städtchen Oehringen, gab schon sein Vater, der Fürst-Herzog Hugo, 1848 auf, als die Revolution an die Tore pochte. Als Herzog von Ujest hat der Fürst Hohenlohe-Oehringen auch erbliche Stimme im preußischen Herrenhause.

Ihrer Heimat in Glück und Unglück treu blieb das in nicht viel weniger Aeste und Aestchen geteilte Haus der Fürsten von Waldburg. Ihr Oberhaupt, der Chef der Linie Wolfegg-Waldsee, Fürst Ernst, der eines der obersten Kronämter, das des Reichserboberhofmeisters, innehat, übt sein Stimmrecht, in Anbetracht seines hohen Alters, nicht mehr selbst, sondern durch seinen Sohn, den Erbgrafen Maximilian von Waldburg-Wolfegg-Waldsee, aus, und in gleicher Weise vertritt der Erbgraf Georg von Waldburg zu Zeil und Trauchburg seinen Vater, den Fürsten Wilhelm, der lange Jahre hindurch der kluge und geschickte Präsident der Kammer war. Alle drei Linien partizipieren an dem Besitztum des ehemaligen Reichsfürstentums Waldburg, das, erst 1803 begründet, nur eines kurzen Daseins sich erfreute.

Daß die gleichfalls früher reichsunmittelbaren Fürsten von Oettingen, die bis 1806 Sitz und Stimme im Schwäbischen Grafenkollegium hatten, auch im württembergischen Oberhause durch den Fürsten zu Oettingen-Wallerstein repräsentiert sind, obwohl die Rheinbundsakte die Oettingenschen Reichslande unter die Souveränität Bayerns stellte, hat seinen Grund darin, daß ein Teil dieser Lande durch Staatsvertrag vom Jahre 1810 unter württembergische Hoheit gelangte. Dieser Wallersteinsche Teil der Oettingen hat im übrigen seinen Schwerpunkt längst nach Oesterreich verlegt; der Fürst, der auch die höchste habsburgische Dekoration, das Goldene Vließ, trägt, besitzt in Wien ein schönes Palais und verbringt nur kurze Sommermonate auf dem ehrwürdigen Schlosse Wallerstein, das von einem Hügel in die Ebene hinabschaut, in der vor zwei und einem halben Jahrhundert die blutige Nördlinger Schlacht zwischen Bernhard von Weimar und den Kaiserlichen geschlagen wurde. Der Graf und Herr Reinhard von Neipperg und sein Schwager, Graf Franz Xaver zu Königsegg-Aulendorf, sind beide echt schwäbischen Ursprungs, beide Abkömmlinge alter Rittergeschlechter und der erstere dem Königshause seines Vaterlandes auch durch Bande des Blutes verbunden. Nicht das gleiche gilt vom Grafen Gottfried von Pückler-Limpurg, denn die Wiege seiner Ahnen stand in einem schlesischen Edelsitze, und erst die berühmte Teilung der Grafschaft Limpurg führte sie in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach Süddeutschland. Aber diese Pückler sind seitdem gute Württemberger geworden. Die Grafen von Bentinck dagegen, denen gleichfalls ein Stück der Grafschaft zufiel — ein andres besitzen die Fürsten Löwenstein —, hatten wohl kaum Zeit, schon im Königreiche heimisch zu werden. In ihnen, den morganatischen Nachkommen eines oldenburgischen Fürsten, mischt sich englisches Blut mit holländischem. Der derzeitige Graf Wilhelm von Bentinck und Waldeck-Limpurg erbte die Standesherrschaft des letzteren Namens von seiner Mutter, der Gräfin Mechthilde zu Waldeck und Limpurg; er ist der Sohn eines englischen Generals und hat seine Jugendjahre im britischen diplomatischen Dienste verlebt.

Niedersachsen ist das eigentliche Heimatland des regierenden Fürsten Alexis zu Bentheim und Steinfurt, der durch seine Gemahlin, die Prinzessin Pauline zu Waldeck, sich den Schwager des Königs Wilhelm II. nennen darf. Er wohnt abwechselnd auf seinen Stammschlössern

Geheimer Rat Dr. von Schall

Geheimer Rat von Heß

Digitized by Google

Steinfurt in Westfalen und Bentheim in Hannover, die ihm die erbliche Zugehörigkeit zum preußischen Herrenhause sichern. In die Erste Kammer Württembergs kam er 1875 als erbliches Mitglied durch königliches Dekret.

Vor einigen Jahren noch hätte man den Fürsten Maximilian Egon zu Fürstenberg als einen Ausländer bezeichnen können, denn, obwohl dem vornehmsten badischen mediatisierten Hause entstammend, war er in Oesterreich geboren, aufgewachsen und Offizier geworden. Erst durch den Tod seines Vetters Karl Egon fiel ihm der ganze ungeheure Komplex des ehemaligen Reichsfürstentums Fürstenberg zu, dessen Hauptstadt das leibliche Donaueschingen und mit welchem Sitz und Stimme im preußischen, badischen und württembergischen Oberhause verknüpft sind, — Mitglied des österreichischen Reichsrats war er schon vorher. Charakteristisch für die eigentümliche Doppelstellung, die der Fürst einnimmt, ist, daß er preußischer Oberstmarschall und österreichischer Geheimrat ist, und daß er in einem Jahre von der Presse als zukünftiger österreichischer Ministerpräsident — und im nächsten als angeblicher Nachfolger des deutschen Reichskanzlers genannt werden konnte.

Präsident von Landerer

In ganz losem Zusammenhange mit den Interessen Württembergs steht, das darf man wohl, ohne sich einer Uebertreibung schuldig zu machen, sagen, der Fürst Alfred zu Windisch-Graetz, der Präsident des österreichischen Herrenhauses und vormalige oberste Leiter der Politik der habsburgischen Monarchie. Die Windisch-Graetz sind ein uraltes steiermärkisches Herrengeschlecht; zu Grafen erhoben, erwarben sie, weil es ihnen an der geeigneten Begüterung fehlte, die zur Ausübung der Reichsstandschaft notwendig war, 1804 die vakanten reichsunmittelbaren Herrschaften Egloffs und Siggen im jetzigen württembergischen Donaukreise, die dann zu einem Reichsfürstentum erhoben wurden. Aber schon zwei Jahre später ward dies Fürstentum seiner Souveränität entkleidet und der Krone Württemberg untergeordnet. Dadurch kam naturgemäß auch der Fürst zu Windisch-Graetz, um ein Jahrzehnt später, in die neugebildete Erste Kammer . . .

Präsident von Geßler

Wir meinen, es ist aus diesen kurzen Daten zu ersehen, daß die Rücksichten und Beweggründe, die bei der Abfassung der Bestimmungen über die Zusammensetzung des württembergischen Oberhauses in dem Augenblicke maßgebend waren, da das Königreich vom Absolutismus zum Konstitutionalismus überging, sich heute zum Teile in der Tat überlebt haben und eine Revision dieser Bestimmungen sich wohl in die Wege leiten ließe, ohne daß einem einzigen eine Beeinträchtigung seiner natürlichen Rechte zugefügt würde. Das mindeste Erfordernis, das an einen württembergischen Volksvertreter zu stellen wäre, säße er nun in der Ersten oder in der Zweiten Kammer, müßte freilich zuallererst ausschließlich deutsche Staatsangehörigkeit sein.

In bezug auf die für Lebenszeit zu ernennenden Mitglieder der Ersten Kammer schreibt der § 131 der Verfassung dem Könige nur vor, daß sie „ohne Rücksicht auf Geburt und Vermögen aus den würdigsten Staatsbürgern" zu wählen seien. Die sechs ausgezählten Staatsbürger Württembergs, die in seinem Oberhaus die Elite des Beamtentums neben der des Geburtsadels gegenwärtig verkörpern, sind: der Direktor im Ministerium für Kirchen- und Schulwesen von Kern, der Präsident der Königlichen Hofdomänenkammer von Geßler, der Vorstand des Verwaltungsgerichtshofes Geheimer Rat von Heß, der Direktor im Ministerium der Finanzen Präsident von Buhl, der Präsident der Landessynode Landgerichtspräsident von Landerer und der Geheime Rat von Schall.

Ministerialdirektor von Kern

Das ist das württembergische Oberhaus am Beginn des Jahres 1905 — an der Schwelle „zeitgemäßer Erneuerung".

Digitized by Google

Francesca von Rimini

Von

Prof. Dr. Ed. Heyck

(Hierzu sieben Abbildungen)

Von jeher, seit man außerhalb Italiens Dante zu lesen begann, hat die Tragödie von Rimini mit ihrer Bangigkeit, ihrer Schuld und Sühne die Herzen gerade der germanischen Völker mitbewegt. Neuerdings ist nun auch jener Bildungsschicht, deren Aufmerksamkeit sich etwas ausschließlicher auf das Aktuelle erstreckt, die alte leidvolle Liebesmär durch die deutschen Aufführungen eines d'Annunzioschen Trauerspiels nahegerückt und dementsprechend in zahllosen, heute auch schon wieder vergessenen Feuilletons erörtert worden.

Alles, was jenes herzergreifende Drama der sündigen Liebe und ihrer Buße uns sein kann, das ist es nur durch Dante geworden, der im fünften Gesange der „Divina Commedia“ von Paolo und Francesca erzählt. Völlig kalt läßt uns die geschichtliche Tatsächlichkeit. Der Stadtherr von Ravenna, Guido da Polenta, vermählte aus Gründen der Nachbarpolitik seine Tochter Francesca an Giovanni Cotto Malatesta, den zweiten Sohn des Signoren von Rimini. Der dritte Malatesta-Sohn, Paolo, führte den Beinamen des Schönen. Wir dürfen uns diesen historischen Paolo aber nicht in allzu zarter Jugendblüte vorstellen; er war verheirateter Familienvater und ist der Stammherr der malatestischen Grafen von Ghiazolo geworden. Diesen seinen Bruder überraschte Giovanni bei seiner Gemahlin Francesca. Er tötete beide auf handhafter Tat, die nach altem germanischen Rechtsbewußtsein dem Hausherrn das Recht solcher Strafvollstreckung gibt. Auch in Italien, da dessen mittelalterlicher Adel bekanntlich altlangobardischen und fränkisch-deutschen Blutes ist. Wir wissen ferner noch, daß Paolo den vergeblichen Versuch machte, durch ein Schlupfloch des Gemaches dem rächenden Bruder zu entwischen und somit wenigstens seine werte Person in Sicherheit zu bringen. Die Begebenheit spielt zwischen 1285 und 1289.

Aus ihr hat nun Dante die wundersame Dichtung geschaffen, die von allen Ausschöpfern und Nacherzählern nur wieder hat trivialisiert werden können. Wir dürfen dabei die persönliche Gruppierung nicht ganz außer acht lassen. Die Malatesta, denen der seine Ehre rächende Giovanni angehörte, standen eifrig auf seiten der Partei der italienischen Guelfen. Diese aber war es, die Dantes ganzes Lebensglück zerstört hatte, ihn von seiner Familie und aus seiner Heimat vertrieben, ins Elend der Verbannung gestoßen, deren Schrecken unsre Zeit der Freizügigkeit, der von der örtlichen Heimat gelösten Menschenrechte nicht mehr kennt, ja kaum noch ganz versteht. Bei den Polenta zu Ravenna dagegen fand der Heimatlose gütiges Asyl. Der Neffe Francescas, ein zweiter Guido oder Wido, ward Dantes Schutzherr und mildtätiger Gönner, zu Ravenna hat der große Florentiner diese Gesänge seines erhabenen Gedichtes geschaffen, dort ist er 1321 gestorben und dort liegt er auch begraben. Das sind die äußeren Umstände und Gegensätze, die möglicherweise im Verein mit Familienauffassungen, die sich uns entziehen, seine Feder geleitet haben. Indessen, und das ist das Großartige, nicht in der Richtung einer schwächlichen Rechtfertigung, sondern einer erhabensten Sühnung und dichterischen Verklärung.

Im fünften Gesange seiner visionären Wanderung mit Vergil durch das Reich der Verdammten erblickt der Dichter das Paar von Rimini, Francesca und Paolo. Im zweiten Kreise des Höllentrichters, wo die Seelen der Liebessünder büßen, indem sie zu ewig ruhelosem Trange oder vielmehr zu dessen Gleichnis, ewig umwirbelndem Sturmwind, verdammt sind. Er sieht die beiden umschweben als zwei Schatten, „die sich zusammenhalten und, wie es scheint, so leicht im Sturme sind“:

„Gleichwie ein Taubenpaar die Lüfte teilt,
Wenn's mit weit ausgespreizten steten Schwingen
Zum süßen Nest herab voll Sehnsucht eilt:

So sah ich sie dem Schwarme sich entringen,
Bewegt vom Ruf der leisen Ungeduld,
Und durch den Sturm zu uns sich niederschwingen.“

Im Wechselgespräche, das sich entspinnt, führt nun nicht Paolo, der überhaupt stumm verbleibt, sondern Francesca das Wort. Nach feinster Psychologie ist sie gewählt als die, welche sprechen will. Es ist das Weib, das noch inmitten der eingestandenen Sünde ein Recht der Liebe und eine Zuversicht auf Strafe des Rächers proklamiert. „Liebe, die sich vergewaltigend an ein edles Herz hängt, hat diesen hier (Paolo) erfaßt für das schöne weibliche Leben, das mir geraubt ward, auf eine Weise geraubt, die mich noch jetzt empört. Die Liebe, die keinem wahrhaft Geliebten das Liebenmüssen erläßt, hat mich für ihn so stark ergriffen, daß, wie du siehst, sie mich noch jetzt nicht läßt. Liebe hat uns in diesen einen Tod zusammengeführt, worin du uns hier findest.“ Und auf Dantes zart gestellte nähere Frage leitet Francesca mit den berühmten Worten:

Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria

(kein größerer Schmerz, als der glücklichen Zeit sich im Elend erinnern) ihre lapidare Erzählung der ganzen Tragödie ein:

Wir lasen einst, weil's beiden Kurzweil machte,
Von Lanzelot, wie ihn die Lieb' umschlang.
Wir waren einsam, ferne vom Verdachte.

Digitized by Google

Das Buch regt' in uns auf des Herzens Drang.
Trieb unsre Blicke, macht' uns oft erblassen.
Doch eine Stelle war's, die uns bezwang:
Als in ersehnten Augenblicks Erfassen
Ein Kuß ereilt' ein Lächeln ohne Wehr.
Da tat auch er's, der nie mich wird verlassen.
Da küßte zitternd meinen Mund auch er. —

Ergreifend dieses Herausjubeln des ewig verdammten weiblichen Schattens: „che mai da me non sia diviso," der nun nicht mehr von mir geschieden wird, der nie mich wird verlassen!

Galeotto fu il libro e chi lo scrisse
Quel giorno più non vi leggemmo avante.

Dieser Schluß ist früher viel mißverstanden worden. In dem mittelalterlich weitverbreiteten Liebesroman des Lanzelot vom See und der Ginevra, König Artus' Gemahlin, ist Galeotto der schlimmgute Freund, der den zögernden Lanzelot aufmuntert. Nun verstehen wir sofort richtig: den beiden von Rimini wird das Lanzelot-Buch selber zum zuredenden, verführenden Galeotto, „das Buch und der das schrieb". Der Moment der Kußszene im Buche ist auch derjenige ihres Erliegens. „An jenem Tage lasen wir nicht weiter. Und während dies der eine Schatten sprach, trauerte der andre ..."

Was Dante in diesen Zeilen an versöhnender Tragik erreicht hat, das hat von allen, die ihm nachgedichtet haben, keiner auf seine Art ermöglicht und ist auch nicht einmal in seiner Ganzheit immer verstanden worden. Das größte Verdienst der Danteschen Gestaltung liegt freilich von vornherein in der Gesamtanlage der „Divina Commedia" enthalten: daß wir die Schuld durch die sich schon vollziehende ewige Sühne hindurch zu sehen bekommen, während die dem Dante nacherzählenden Epen und Dramen uns als peinlich Miterlebende in den Ehebruch führen und uns trotz der Todesszene am Schluß bestenfalls nur mit dem tragischen sittlichen Bangen zu entlassen vermögen.

Aber auch in allem einzelnen ist Dantes Durchführung von bewundernswerter Psychologie und unabhängigster Ethik getragen. Mit eindringender menschlicher Seelenkunde sind die beiden Persönlichkeiten des schuldigen Paares auseinandergehalten: auf der einen Seite das Weib, für das bis in die Hölle hinein die Liebe einfach Bestimmung bleibt, unentrinnbares und noch im Jenseits unveräußerliches Geschick; auf der andern Seite der Mann, der zart und treu genug geblieben ist, um hinnehmend die Worte zu rechtfertigen, womit sich die Geliebte auf ewig an ihn klammert, aber der stumm bleibt, nicht verteidigt oder zustimmt, nicht auf dem Geschehenen beharrt, und der in seiner schweigenden Buße unsäglicher Scham uns mit dem lebenden Paolo versöhnt. Dabei keine überzähligen Personen — „wir waren einsam" —, keine peinlichen Statisten, die in das Bekenntnis der Francesca eingefügt werden. Ich und er, und ein gemeinsamer, gleicher Tod. Eine knappste Hindeutung auf den tötenden Gatten, kein unzart ausgesprochener Name.

„Kaina harrt dessen, der uns das Leben nahm." Also Kains, des Brudermörders Höllenort. Zur Zeit, da Dante diese Anfänge der „Divina Commedia"

Robert von Langer — Vergil und Dante treffen Francesca und Paolo
Das Originalgemälde in der Staatsgalerie in Stuttgart

Digitized by Google

dichtete, lebte Giovanni Malatesta noch, deshalb erharrt ihn Kaina erst, nach Francescas Auffassung. Wer ihr den Liebenswerten, Heißgeliebten erschlagen konnte, den wird Gott strafen nach dem schärfsten Gesetz, tief unten in Höllenqualen, die weit schwerer als die des ehebrecherischen Paares sind. Realistisch großartiger ist es nicht möglich, eines liebenden unreifen Weibes übrigbleibende Logik und Rechtsempfindung oder, um ganz plump zu sein, die absolute Erhabenheit derartiger weiblicher Liebe über den Sinn für Gerechtigkeit, die Allverkehrung ihrer Gedanken in nebensächlichere Liebe psychologisch zu gestalten.

Aus diesem zu höchster Vollendung abgeschlossenen Stoffe hat nun, als vorläufig letzter, der bekannte Gabriele d'Annunzio seine Francesca-Tragödie geformt. Er hat es getan mit all seinem schmeichelnden Wohllaut, seiner schwelgenden Stimmungspoesie, und er hat aus Francesca die bis in die Zehenspitzen durchzuckte feminine Frau gestaltet, so wie eine fiebernd moderne, große Schauspielerin, die Duse, sich die Rolle nur wünschen konnte. Am allerwenigsten aber hat der moderne Dramatiker mit Renaissance gespart, denn Renaissance ist heute Trumpf. Kandelaber, wie die Strozzi und Medici sie schmieden ließen, stehen in Francescas Gemach, keine Lucrezia Borgia hatte üppigeres Toilettenutensil, Vorhänge wallen, Kissen über Kissen schwellen und gehren, die zusammengehäuften Museumsschätze von Florenz enthalten nicht reicheres Kunstgewerbe als das Haus des zur kommunalen Führung aufgestiegenen Malatesta im kleinen Rimini. Der historische Pedant mag wohl daran denken, daß die wirkliche Francesca noch ganz im Mittelalter gelebt hat, im dreißzehnten Jahrhundert, in Staligergotik mit frugalen Zimmern, vor deren rauhen Steinwänden vielleicht ein dünngestickter Teppich mit zarten Blümlein hing. Und daß erst der reichlich jüngere Dante, der von Francesca erzählt, als Frühester die Pforten aus dem Mittelalter aufgestoßen hat zum fernen Ausblick auf eine damals künftige Kulturzeit, die wir die Renaissance nennen. So wollen wir auch über andres nicht rechten, da wir eben nicht Italiener sind. Da ist ein nationaler Empfindungsunterschied, den ich d'Annunzio gegenüber betone, nicht gegenüber Dante. Denn der gehört eher zu uns. In Dante selber, Durante aus dem alten toskanischen Geschlecht mit dem Langobardennamen Alighieri — auch ein Gote der Völkerwanderung heißt Aligern —, in ihm ist unverkennbar germanische Anschauung und Empfindungsart die grundbestimmende, der ein d'Annunzio schwer nahezukommen vermag. Der echte Italiener liebt Deutlichkeit sehr viel mehr als Zartheit. Der Pfirsich ist bei ihm schön, wenn er zwischen den Zähnen kracht; man meint, der Italiener schilt und streitet, wenn er sich bloß lebhaft unterhält. Danach will auch südromanische Poesie beurteilt sein. So soll uns d'Annunzios Francesca ihre holde Schamhaftigkeit zum Bewußtsein bringen, indem sie beim Besuche Paolos mit einem Ratsch die Vorhänge vor ihrem Bette zuzieht; ebenso muß Paolo, als er den Bruder endlich verreisen sieht, schnell noch den Meineid brutaler Worte schwören, daß er die Gelegenheit nicht benutzen wird, ihn mit seiner Frau zu betrügen.

Da haben wir die krachenden Pfirsiche. Aehnlich liegt bei d'Annunzio „das Buch", auf das wir Anspruch haben, der Lanzelot-Roman — großes illuminiertes Pergament, so wie man es doch erst zweihundert Jahre nach Francesca hatte — breit aufgeschlagen auf die Szenen über auf gewichtigem Lesepult, obwohl wir uns nicht verhehlen, daß das Paar des modernen Nachdichters das Buch überhaupt nicht nötig hat.

Längst ehe die Ankündigungen von d'Annunzios Dichtung den Francesca-Stoff unsern Tagesblättern „aktuell" machten, hatten zisalpine, germanische Dichter seine unschwierige Entdeckung vollzogen. Der Engländer Leigh Hunt hat in seiner 1816 geschriebenen „Story of Rimini" den Tanteschen Worten und dem Kommentar Boccaccios eine in romantisch schöne Landschaften und Szenerien gestellte Liebeserzählung nachgedichtet und sich ehrliche Mühe gegeben, die Schuld durch saubere Arbeit, durch die geschlossene Kette von lauter feinen Uebergängen poetisch zu ermöglichen. Nicht anders haben Heyse und der redliche Martin Greif den seelischen Vorgang zum Inhalt gesetzt. Das hysterisch abirrende Gelüsten mit dem Thema des Kunstwerks zu verwechseln, wie es die jüngste Generation so leicht tut, das hat keiner von diesen beabsichtigt.

Seit der gleichen Zeit, da die nichtitalienisch-europäische Welt Dantes großes Gedicht häufiger zu lesen und Nachdichtungen aus ihm zu entnehmen begann, also seit der Zeit der Romantiker, ist auch von den bildenden Künsten die herzbewegendste und stofflich geschlossenste Szene der „Divina Commedia" mannigfaltig dargestellt worden. In wie überaus verschiedener Auffassung und Komposition, das mag durch einen Ueberblick über die wesentlichsten und zugänglichsten dieser Darstellungen gezeigt werden.

Ich möchte mit dem in der Stuttgarter Staatsgalerie befindlichen Gemälde Robert von Langers (1783—1846) beginnen, weil von den zu besprechenden Darstellungen die seinige am meisten dem alten akademischen Klassizismus angehört. Mehr als der statistenhafte, unbehagliche Vergil, der Höllenführer Dantes, mit dem sehr konventionellen Römerkopf wird von vornherein auch hier die überlieferte großartige Profilmaske des Dante wirken, der, gemäß seiner eignen Erzählung, von der Teilnahme an Francescas Geschick bis zur Ohnmacht erfaßt wird und „gleich einem entseelten Körper niederstürzt". Auch in der malerischen Farbe ist Dante seiner gehalten als der gar zu kolaltönige Vergil. Wenn Francescas Miene beim ersten Anschauen reichlich theatralisch wirkt, so sieht man sich bei einigem Verweilen doch in die bewußte Absicht dieses Gesichtsausdruckes hinein. Es liegt in ihm, bis zum Trotzigen gesteigert, jene Selbstsicherheit inmitten zugegebener Schuld, die Francescas Worten bei Dante entspricht. Um dieser willen ist sie als der bewußtere und leitende Teil des Paares herausgehoben; ihre linke Hand zieht das Schweben Paolos mit sich dahin. Er dagegen, versunkener in die Schuld als solche, berührt die Gefährtin nicht mit einer Absicht, sondern hält nur lose die Hände an ihrem Arm ineinandergefaltet. Aus dem gleichen Motiv der ungebrochenen Ueberzeugung vermögen

Digitized by Google

Alexander Cabanel — Das Originalgemälde im Musée du Luxembourg in Paris — Tod der Francesca von Rimini

Digitized by Google

Anſelm Feuerbach — Franceſca von Rimini und Paolo im Garten

Das Originalgemälde in der Schackgalerie in München

Digitized by Google

wir die zunächst befremdende Gesamterscheinung der büßenden Francesca zu verstehen: ihre Nacktheit, während scheue Scham der Schuld doch ein Verhüllen erfordern würde oder ein Sichzusammenducken, wie es Michelangelo in der aus dem Paradiese schleichenden Eva gezeigt hat. Aus der gleichen Selbstsicherheit Francescas bei Langer verstehen wir diesen breitschultrigen Körper einer robusten Tragödin und das heroische Pathos, das von den Augenbrauen her durch die Glieder und die ganze schwebende Bewegung der Gattin des Malatesta geht. Der Maler hat das mit leiser Psychologie hinzugemischte Ingredienz des Dante zur betonten Hauptsache gemacht. Vielleicht nicht einmal mit so individueller Absicht als aus der pathetisch-klassizistischen Zeitrichtung heraus, die er vertrat. Darüber hat er freilich die bange, liebliche Wehmut der Mär von Rimini so gut wie ganz verloren gehen lassen. Man möchte neben anderm einwenden: der Dante, den das Mitleid um diese Francesca bis zur Ohnmacht entseelt, erscheint als der viel zu Empfindsame, als der allzu wenig Starke gegenüber einer Frau, die er in dichterischer Stellvertretung des Weltenrichters verurteilt.

Anders Ary Scheffer (1795—1858). Sohn eines Mannheimer Künstlers, Schüler des Franzosen Guérin, Verkörperer gar vieler berühmter Figuren und Episoden aus allbekannten Dichtungen, ein Pariser Maler, der neben andern deutschen Literaturstoffen besonders gern und oft die lieblichsten Gestalten Goethes, Mignon und Gretchen, dargestellt hat. Im Jahre 1834, recht zur Zeit der französischen Malerromantik, hat er unsre Darstellung geschaffen. Es ist schon wohltuend, daß Dante und Vergil in dämmerndes Helldunkel gerückt sind. Mag Dante an sich der Lebende sein, der mit dem unsterblichen Vergil, dem „großen Magier" des Mittelalters, durch die Welt der Schemen wandelt, sie beide dürfen nicht die gleiche Körperlichkeit mit den Gestorbenen haben. Wenn daher die letzteren aus Darstellungsgründen zu Wirklichkeiten erhoben werden, so haben wiederum jene ins Nebelhafte zurückzutreten. Das hat unser Künstler wohl beachtet, was ihn nicht verhindert hat, den Schmerzensinhalt der Szene ganz wunderbar in Dantes traurigen Zügen zusammenzudrängen.

Die Auffassung Paolos durch Ary Scheffer ist in intimster Weise die Dantesche. Das Schuldgefühl ist mächtiger in ihm als Verdammnis und Beisammensein, ist mit der Strafe eigentlich identisch und so stark, daß es den dazwischenliegenden Tod aufzuheben scheint. Wie bei einem Lebenden straft sich verzweifelt heftige Scham durch alle Muskeln und Glieder — nur die rechte Hand, eben die, welche an Francesca rührt, liegt schlaff und flach. Aber in Francesca ist wiederum nichts von Nachgiebigkeit an ein verewigtes Unrechtgefühl. Sie würde, wenn der Mann sein Widerstreben bewußter verriete, dieses kaum verstehen, auf jeden Fall würde sie es mit überzeugtem Vorwurf und mit Verzweiflung bekämpfen. Die Schönheit ihres Antlitzes haben die Tränen zerstört, der Mund ist in Leid verquollen und trägt für immer seinen Schmerzenszug. Schön war sie nur im Leben, wie sie ja in ihren Worten an Dante sagt. Aber eines hat und weiß sie, sie ist bei ihm und hängt an ihm, che mai da me non sia diviso. ihre Arme halten ihn, den sie niemals von sich lösen wird. — Ary Scheffer läßt mit dem Stempel „empfindsam" durch unsre Kunstkompendien. Er verdankt seinen großen Ruhm

Arnold Böcklin Francesca von Rimini

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München

Digitized by Google

Dante Gabriel Rossetti Francesca und Paolo

bei den Zeitgenossen in der Tat dieser ihnen sympathischen Gefühlsrichtung ebenso sehr wie der „vielgelesenen" Popularität der von ihm gewählten Stoffe. Aber wie immer seine Darstellung des Paares von Rimini in diesen Zyklus empfindsamromantischer Gemälde gehören mag, sie hebt sich doch wieder selbständig heraus, weil sie der Dantischen Schilderung kein Unrecht tut, sondern zu ihren feinfühligsten Verdeutlichungen gehört.

1870 hat Alexander Cabanel (1823—1889) seinen „Tod der Francesca von Rimini" gemalt, der sich im Museum des Luxembourg befindet. Für mich gehört das vielgepriesene Bild, das letzte, womit der berühmte Meister eleganter und vorwiegend mythologischer Weiblichkeit noch wieder größeres Aufsehen erregte, zu den minder befriedigenden Behandlungen des Themas. Ein wenig schon, weil es die Handlung aus der Dantischen Bußwelt in die Sterbezone verlegt, und weil es, ähnlich den jüngeren dramatischen Bearbeitungen, die Heldin in anachronistischen veronesischen Seidenglanz hüllt. Man mag den beabsichtigten Wahrheitssinn in der Körperlage der beiden Gemordeten und mag andre Verdienste anerkennen. Es wird jedoch nicht, trotz des halb verborgenen Giovanni, der auf seine Opfer zurückblickt, die bei Historienbildern notwendige Klarheit erreicht, um wen und was es sich handelt. Man würde, wenn's nicht darunter stände, an andre denken als an Francesca und Paolo, sie sind viel zu wenig eben sie. Um nicht nach mir allein zu urteilen, hielt ich die Photographie des Gemäldes einem Freunde flüchtig vor die Augen und fragte: „Was war das?" Antwort: „Na, selbstverständlich Romeo und Julia!"

Wenn einer von den neueren Deutschen, so war es Feuerbach, der zu Dante ein ganzes Verhältnis hatte. In Paris entdeckt der vierundzwanzigjährige die „Divina Commedia" und überläßt sich ihr mit der ganzen Plötzlichkeit und Unmittelbarkeit, wodurch das schöne Lesen auf Künstler zu wirken pflegt, denen das Beste nicht immer im voraus durch Literaturkunden und Kollegien weggepaukt wird. „Daraus möchte ich später einmal was malen. Ich war oft über die Schönheit zu Tränen gerührt. Ich hatte keine Ahnung, daß ein solcher Geist existiere!" Mit einer ganzen

Digitized by Google

Dante Gabriel Rossetti — Triptychon der Francesca-Tragödie

Digitized by Google

Ary Scheffer — Francesca und Paolo in der Unterwelt

Digitized by Google

Reihe von Schöpfungen hat sich Feuerbach in Dante bewegt. Wie zur klärenden Versöhnung mit dem Lebensgeschick des großen exilierten Florentiners wird das in der Karlsruher Galerie befindliche Gemälde: „Dante und die edeln Frauen von Ravenna". An einem solchen Bilde könnte ein Konrad Ferdinand Meyer erstehen, wenn er sonst das Zeug dazu hätte. Aber Francesca beschäftigt Feuerbach von allen Dante-Stoffen am frühesten. Ein glänzender Farbenwurf entsteht, der die Dante-Szene in ihrer Ursprünglichkeit, im „Inferno", wahrt. Spätere Entwürfe führen uns dann in die lebenden Tage des Paares, in südlich-landschaftliche Umgebung vornehmer Gärten. Zum Abschluß dieser Studien ist dann schließlich das Bild in der Schackschen Galerie entstanden: das von allem Pathos und aller Historie befreiend gelöste schöne junge Menschenpaar, das mit der stillen Gewalt seiner Liebe in Gartenseinsamkeit beieinander sitzt, alles wissend, aber viel zu edel, um davon zu sprechen; in banger, inniger Empfindung eines Zusammengehörens, das zugleich ein Schicksal ist. Ein ganz ergreifender persönlicher Empfindungston weht durch die Zartheit und die Keuschheit dieses einfachmenschlichsten aller Bilder des Paares von Rimini.

Eine ganz eigne, ebenfalls nur sich selber folgende Darstellung hat Böcklin begonnen. Paolo und Francesca schweben ganz allein und ohne Zutat auf dem leeren Raume der Verneinungswelt; so schwebend, daß das Umgetriebenwerden durch den Höllensturm in eine fühlbare Aufhebung der Schwerkraft umgewandelt erscheint. In dieser unheimlichen Darstellung ist Francesca völlig gebrochen, gänzlich gelöst in seelische Folter und in Tränen. Mit einem dem Betrachter unvergeßlichen Blick, der alles Empfinden bis zum Zorn hin einschließt, aber in dem wieder alles zu Liebe wird, bohrt sich Paolos Auge in der Geliebten ohnmächtiges Antlitz.

Für den englischen Präraffaelitismus, der künstlerisch bis auf die Zeitgenossen Dantes und der Francesca zurückzugehen suchte, lag hier ein Stoff bereitet, der, wie wenige, schon innerlich durch seine Gefühlswelt jenen Künstlern konform war. Sie hätten ihn, um ein bekanntes Wort zu variieren, erfinden müssen, wenn sie ihn nicht vorgefunden hätten. Welche Gelegenheit zur Darstellung von Menschentum, das im Uebermaß des Seelischen hinschwindet! Aber man hat sogleich darauf hinzuweisen: diese Maler sind als echte Engländer wieder vor allen Dingen impulsiv national. Ein Burne-Jones, der wie alle Präraffaeliten eifriger Dante-Leser ist, wird sich vom fünften Gesang des „Inferno" alsbald weiterfragen nach dem Lanzelot-Buche und wird seine Phantasie nach dieser Seite hin weiterwandern lassen. Er wird also auch bei dieser Gelegenheit in die alten britischen Keltenstoffe seine träumerische Schwermut gießen oder wird, mit andern Worten, Sir Lanzelot und Sir Galahad („Galeotto") ins autochthone altenglische Milieu der Tafelrundenritter stellen.

Unsre Abbildung gibt das Francesca-Gemälde Dante Gabriel Rossettis (1828—1882) wieder, dessen nach London geflüchteter Vater aus dem Neapolitanischen gebürtig war. In diesem Elternhause wurde dem großen florentiner Landsmann ein dauernder Familienkult gewidmet. Dem Befreiungsdichter und Flüchtling aus dem papsteifrigen

Georg Frederick Watts Francesca und Paolo

Digitized by Google

neapolitanischen Bourbonenstaat stand Dante Alighieri unabläſſig als das vor Augen, was er zu Lebzeiten wirklich war, als der große geiſtige Führer wider die herrſchſüchtige Kurie und Hierarchie, wider das politiſche Guelfentum. Er, der ältere Roſſetti, hat eifrig beigetragen, den Namen Dantes zum Programm für das junge nationale Italien zu machen, und hat ihn als Lebensmitgift in die Wiege ſeines in London geborenen Sohnes gelegt, des Malers, der übrigens auch ſeinerſeits zum formſchönen Dichter und zum Dante-Forſcher ward. Und ſeiner Tochter, der Schweſter des Malers, hat der Alte den Namen Maria Francesca gegeben. — Von des jüngeren Roſſetti Gemälden aus Dante iſt der „Tod der Beatrice“, der uns hier fernerliegt, ein Werk von wunderſamer, erdenferner Poeſie. Tagegen von ſeiner dreiteiligen Darſtellung des Stoffes von Rimini vermag man ähnliches nicht zu ſagen. Hier erſcheint der Künſtler von ſeiner Phantaſie und ſeinem zarten Feingefühl geradezu verlaſſen. Dieſe Kußſzene unter Butzenſcheiben, die viel eher nach Luther-Zimmern als nach italieniſchem Spätmittelalter ausſehen, hat er als Gemälde für ſich wiederholt, wobei die Butzenſcheiben unglücklicherweiſe mit noch liebevollerer Ausführlichkeit bedacht worden ſind. Man kann vor dieſen Bildern kaum ein andres Ergebnis empfinden, als daß gemalte Küſſe ſelbſt durch den Namensklang von noch ſo berühmten Liebespaaren nicht ſchmackhafter werden. Ebenſo leer und nichtsſagend bleibt das Paar, wenn es dann im rechten Flügel des dreiteiligen Roſſettiſchen Gemäldes zwiſchen den Irrwiſchen gänzlich undanteſcher Höllengluten wieder auftaucht. Weder ihre Liebe vermag uns zu rühren, noch ihr Leiden. Dem Dante und Vergil ſcheint es nicht anders zu ergehen. Und gar die Hinzufügung von Buchſtabenzitaten wirkt, wie immer in Kunſtwerken, die doch direkt ins Auge und nicht durch das Medium unſers Leſenkönnens hindurch wirken ſollen, als hilfeſuchende Armut.

Aber um ſo tiefer ergreift uns eine andre Darſtellung aus dieſem engliſchen Kreiſe, diejenige von Frederick Watts (1820—1904). Als Virtuoſe ſo vieler vom Symboliſchen umdämmerter Geſtalten und Gruppen mußte Watts, der in ſeinen ſpäten Jahren das Symbol als allbeſtimmend für ihn verkündet hat, die Welt des Todes und des durch dieſen auszudrückenden Schickſals mit beſonderer Liebe erfaſſen. So hat er ja neben chriſtlich jenſeitigen Vorſtellungen auch den Hadesſtoff von Orpheus und Eurydike gemalt. Mit Recht gehört die Verkörperung des Paares von Rimini zu ſeinen berühmteſten Bildern. Wie ſchwindet hier jegliche Lebensrealiſtik, auch die eines etwa hinzukommenden Dante und Vergil, gänzlich hinweg, wie haben dieſes Weib und dieſer Mann vollendet, wie ſind ſie tot! Nur noch zum ewig nachdauernden Gleichnis ihres geweſenen Lebens ſind ſie geworden und ihrer einzig-einen ſchweren Erinnerung aus der Dieſſeitigkeit! Aber welche hinreißende Liebesbedürftigkeit derjenigen, die einſt gelebt hat, liegt in Francescas Haltung und Zügen! Das iſt die ſelbſtſichere Heroine nicht, wie in jenem erſtbeſprochenen Gemälde von Robert von Langer. Mit ganzem und feinempfundenem Recht. Denn nicht leicht hat die von Mut und Willen ſtrotzende Kraft, die Heftigkeit einer Leidenſchaft ſchon Anſpruch, daß man ihr nachfühlt und zu gewiſſem Grade vergibt, wenn ſie die Geſetze durchbricht. Eher hat ſolchen Anſpruch die zartere, des Geſtütztwerdens bedürftige Frau: die Seele einer von der Ueberliſtung des bangenden Herzens, vom politiſchen Verkauf an einen ſchroffbrutalen Gatten zerquälten, bis zum Nichtlängermehrkönnen, bis zum fortwährenden Tode erdrückten Francesca. Ihr kann man von ihrer ewigen Buße her verzeihen; ihr Geſchick kann der Mitempfindende bis in eigenſte Tiefen in ſich heraberziehen, ſo daß er, gemäß dem Danteſchen Abſchluß dieſer Begegnung, gleichwie entfeelt von Mitgefühl wird. Dieſer Francesca wird und muß man es nachverſtehen, daß ſie einſt ſich angeklammert hat an den, der inmitten täglich-nächtlicher Ehequal ihr als eine andre Menſchenſeele begegnete. Die eines ſchönen und guten, liebenswerten und liebetragenden Menſchen war, eines von Teilnahme bezwungenen und ſeine Bereitſchaft in das holde Antlitz der Freiwilligkeit verwandelnden, heimlichen Kameraden, eines Mitträgers nicht länger allein ertragbarer Seelenqual, die ihre Erlöſung doch nur von Schuld empfangen kann. Aber eben von gemeinſamer, ſo daß dieſe Schuld noch in Sterben und Verdammnis zum unverlierbaren Beſitz für die im Leben alles Entbehrende wird. Das iſt die richtige Francesca, deren Bericht die ſtrenge Gerechtigkeit eines weltenrichtenden Dante zu erſchüttern und zu ergreifen vermag. Als ſolche ſchließt ſich dieſe Francesca innerhalb des bleichen Todes mit dem Arm der Zuverſicht an ihren Geliebten und findet an ſeiner Schulter ein Ruhen, durch das die Strafe der ruheloſen Umwirbelung für ſie aufgehoben wird, gleichwie zwar die Erde im raſenden Wirbel durch die Raumkreiſe im Weltall dahinſtürmt, aber wir, deren Daſein an ihr begreift iſt, den Frieden haben.

In Feuerbachs ſchlichtem Menſchenpaare mit ſeiner ſchickſalſchweren Liebe, in Arn Scheffers und Watts Verkörperungen der viſionären Geſtalten im zweiten Infernokreiſe haben Künſtler von Takt und leiſem Verſtehen begleitende Gemälde zu Dantes Terzinen geſchaffen, neben denen alle epiſchen und dramatiſchen Bearbeitungen wie bloße Verſündigungen an der nie zu erreichenden Dichtung des hoheitvollen Florentiners erſcheinen.

Frage

Von **Karl Werckmeiſter**

Und kommt der Abend, kommt auch unſer Sehnen,
Und unſre Wünſche wachſen in die Ferne —
Nun denk' ich ihrer ungeweinten Tränen,
Die mit mir wandelt unter gleichem Sterne.

Sprich, ſchaut dein Mitleid meine dunkeln Wirren
Lächelnden Blicks? Daß endlich ich's erfahre!
Dann will ich meine Wege weiter irren
Und weiter wandern neue ſieben Jahre.

Digitized by Google

Bildnisstudie

Nach einer Zeichnung von Emilie Mediz-Pelikan (Dresden)

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Flammen

Roman

von

Wilhelm Hegeler

(Schluß)

Es mochte auf Mitternacht gehen, als Grabaus den Johannsplatz erreichte. Hinter der grünen Wand von Lorbeer- und Oleanderbüschen saßen an den Tischen nur noch wenige Gäste. Während er die Hotelfassade überflog, deren Fenster meist dunkel und verschlossen waren, blieb sein Blick auf drei haften, die ihm auffielen, da sie noch geöffnet waren und da aus zwei davon helles Licht strahlte. Und diese Fenster — es konnte nicht anders sein — gehörten zu den Zimmern Marie Luisens.

Er blieb stehen. Wie ein Spieler, der alles Geld, Silber, Gold, Scheine, seine Uhr und Ringe, überhaupt alles, was er Wertvolles bei sich trägt, zusammenrafft und auf eine Karte setzt, so raffte er alle Kraft des Willens, alle Macht der Einbildung, alles, was in ihm wogte, wirbelte, gärte, zusammen in den Wunsch, sie möchte jetzt ans Fenster treten ... Die zitternden Hände geballt, starrte er mit gespanntem Gesicht hinauf, flüsterte tonlos mehrmals ihren Namen und verharrte regungslos mehrere Minuten lang, ohne zu atmen —, aber als sich hinter den erleuchteten Vierecken nicht das mindeste regte, trat er langsam mit zu Boden gerichtetem Gesicht in das Hotel, ließ sich seinen Schlüssel von dem Portier aushändigen und hatte bereits die Treppe erreicht, als dieser, der gerade mit einem Ehepaar vor einem der angeheften Fahrpläne stand, ihm nachrief, daß die Dame von Zimmer neunzehn, zwanzig ihn zu sprechen wünschte. Und da Grabaus sich mit verständnisloser Miene umwandte, fragte er ihn nochmals nach seiner Zimmernummer und fügte hinzu, es hätte seine Richtigkeit. Grabaus erhob schon den Fuß, um die Treppe hinaufzueilen, kehrte jedoch zurück und drückte mit verwirrtem, aber vor Freude strahlendem Lächeln dem Portier einen Gulden in die Hand, wofür dieser sich mit diskret und nicht ohne leise Mißbilligung gemurmeltem Dank verbeugte.

Beschwingt vom Gefühl seligster Erlösung, flog er dann die Treppe wie die Himmelsleiter hinauf und trat, nachdem sein Klopfen beantwortet war, ins Zimmer, ergriff die Hand Marie Luisens, die im Sofa gesessen und viele zerstreute, vollgeschriebene Briefbogen vor sich liegen hatte, küßte und preßte sie an seine Wangen und stammelte:

„Du — du Liebe — verzeih mir! Verzeih mir!"

„Warum denn?"

„Warum —? Um — —"

Ohne Worte zu finden, küßte er ihr Stirn und Schläfe, denen ein leichter Eau de Cologneduft entströmte, und fragte erschrocken:

„Hast du Kopfschmerzen?"

„Ein bißchen. Aber sie sind schon besser. Es war gut, daß ich mich eine Stunde ausruhen konnte. — Aber wo hast du nur so lange gesteckt? Ich dachte, du würdest überhaupt nicht mehr kommen."

„Und ich dachte, du wolltest mich nicht mehr sehen. Da bin ich herumgelaufen in verzweifelter Stimmung."

„Aber ich sagte doch noch: Bleiben Sie nur nicht so lange aus. Mehr konnte ich doch vor den andern nicht sagen."

„Bleiben Sie nur nicht so lange aus ..." wiederholte er, sich erinnernd, mit nachdenklicher Stimme. „Ja, das hast du gesagt. Und ich habe es nicht verstanden. Auf Wiedersehen, sagtest du noch — und ich dachte, das wäre nur ein leeres Wort. — Aber nun ist ja alles gut. Nun sehe ich dich, Marie Luise ... liebe, liebe Marie Luise!" sagte er leise, und während er sie mit inbrünstigem, schmerzlösendem Lächeln ansah, glätteten sich die zerrissenen Züge des Grams auf seiner Stirn.

„Wo warst du denn nur?"

„Ach, wo ich war! Kreuz und quer — auf der Wassermauer — ich weiß selbst nicht mehr. Ich war so verzweifelt."

„Warum?"

Er schüttelte den Kopf und nahm, ohne sie aus der Umschlingung seines Armes loszulassen, auf dem roten Plüschsofa an ihrer Seite Platz.

„Ich möchte ganz still neben dir sitzen — ganz still. Nun ist ja alles gut. Nun erkenne ich dich doch wieder, du Liebe."

Er strich ihr leise übers Haar.

„Du bist so schön, und ... ich war zuerst so verzweifelt — ich dachte, es wäre alles aus."

„Aber warum denn?"

„Ich weiß nicht. Aber wie du da mit deinen

Digitized by Google

Verwandten immer schwatzest und schwatzest und für mich keinen Blick übrig hattest — du warst überhaupt so gänzlich anders —: da kam mir das alles wie die Rührung einer Mutter schwebte über ihr Gesicht, während sie den fast kindlichen Ausdruck auf seinem gewahrte, wie durchlebte Angst sich von neuem in glückseliges Vertrauen verwandelte. „Ich konnte mich doch mit meinen Verwandten nicht anders unterhalten, als ich tat. Und für dich war ich ganz dieselbe. Ja, ja, ganz dieselbe!“ wiederholte sie, als sie den aufhuschenden Zweifel gewahrte. „Höchstens sahst du mich anders, du wandelbarer Mensch!“

„Warum hast du mich denn so plötzlich fortgeschickt?“

„Wann?“

„Vor drei Tagen. Da mußte ich denken, daß du mich um jeden Preis entfernen wolltest.“

„Das war auch gut. Das mußte sein.“

„Gut —? Vielleicht war's gut. Aber du konntest es jedenfalls nicht wissen.“

„Doch! Ich hatte mich vergessen. Der traurige Tag hatte mich eben untergekriegt, und ich mußte wieder ruhig werden.“

„Nennst du das vergessen, wenn man sich zeigt, wie man ist?“

„Wie man ist? — So bin ich nie und nimmer.“

Er hatte den Kopf auf den gegen die Rückenwand des Sofas ruhenden linken Arm aufgestützt, seine Rechte lag leicht auf ihrer Schulter. So saß er in ihren Anblick versunken.

„Ich war in krankhaft aufgeregter Stimmung, durchaus nicht so, wie ich sonst bin, Heinrich.“

„Ueber das alles wollen wir morgen sprechen, dein Mann, du und ich. Heut ist es ja schon so spät. — Laß mich noch eine kleine Weile ganz still sitzen. Wie mir jetzt zumute ist, muß den Kranken zumute sein, die durch Handauflegen gesund werden. Wie gut das tut, dich nur zu sehen! Ohne dich bin ich ganz verwirrt, aber bei dir wird all mein Trübes hell —“

„Was willst du mit meinem Mann besprechen, Heinrich?“

„Morgen.“

„Du mußt es mir jetzt sagen. Sonst ängstige ich mich. Was hast du ihm zu sagen?“

„Weißt du das nicht? Weißt du das wirklich nicht? — Ich will ihn nur bitten, daß er dich freigibt. Ich will ihm sagen, daß ich nicht für mich bitte, sondern für dich. Er will doch, daß du lebst — aber kannst du so weiterleben? Geh doch zu allen Aerzten und laß dir verschreiben, was sie wollen — meinst du, sie könnten mit allen Mitteln ihrer Kunst verhindern, daß du dich schließlich verblutest? Man kann doch nicht einmal Wesen, deren Körper zusammengewachsen sind, voneinander trennen. Und das, was uns verbindet — ist das nicht viel mehr? War das nicht im Augenblick da, wo wir uns sahen, und bleibt das nicht unzerstörbar, solange eins von uns lebt? Ja, du magst sagen, ich glaube nicht daran. Aber es ist doch da. Du magst sagen, ich will nicht. Aber es ist stärker als dein Wille. — Hing denn das überhaupt von unserm Willen ab? Als ich dich sah, dachte ich da: Du gefällst mir, in dich könnte ich mich verlieben? — Nein, als ich dich sah, da warst du kein unbekannter Mensch für mich, dem ich zum erstenmal begegnete, sondern ich war nur von dir getrennt gewesen, wie ich von mir selbst getrennt gewesen war, von dem eigentlichen tiefsten Menschen in mir — ich hatte dich immer gesucht, und nun ich dich fand, da sprach dieser Mensch aus mir, der dir längst gehörte, dem du längst vertraut warst. Darum scheint es auch so, als wäre ich innerlich verarmt. Arm steht man immer da nach jeder Neugeburt. Aber diese Armut ist nur der Anfang eines viel größeren Reichtums, wie deine Krankheit der Uebergang zur Gesundheit ist. — Das ist doch alles so einfach. Das wird auch dein Mann einsehen. Ja, wenn es nur um mein Glück ginge, um meine Wünsche, meine Leidenschaften —, aber diese haben im letzten Grunde nichts damit zu tun. Wir müssen einander gehören, nicht weil wir uns lieben, sondern weil wir zueinander gehören, deshalb läßt das Verlangen uns keine Ruhe. So ist es. So einfach, so notwendig, daß sich gar nichts dagegen sagen läßt.“

Mit leiser Stimme und fast ohne Aufregung hatte er gesprochen, und obwohl sein Auge auf Marie Luise gerichtet war, gewahrte er doch nicht eigentlich sie, sondern hatte die zuerst unbestimmte, dann immer deutlicher werdende Empfindung, inmitten der Berge zu sein, inmitten der kühn ragenden Felsentürme, Nadeln und Zinnen, die fast den Sternhimmel berührten, aus deren zerrissenen Klüften ein durch keinen unreinen Hauch getrübter Wind sausend dahinpfiff, unter denen die dunkeln Erdentäler in unermeßlicher Tiefe dämmerten, hatte die wunderbar freie, leichte und stolze Gewißheit, von allen Zweifeln, Sorgen, Leidenschaften, Begierden, von allem, was die reine Menschlichkeit belastet und hemmt, befreit und umgeben von Gebilden ewiger Größe, ewiger Notwendigkeit zu sein, die den Gefühlen entsprachen, die in seiner Brust wirkten und lebten.

Marie Luise hatte sich hoch aufgerichtet und saß noch ebenso regungslos da, als er schwieg, mit zurückgebogenen Schultern und geradem Rücken, den Kopf aufwärts gewandt. Ihr Gesicht war blaß, aber die Augen verbreiteten einen solchen Glanz, beherrschten es so ganz, daß es wie eine

Digitized by Google

Umrahmung verschwand. Tiefster Schmerz und höchste Seligkeit lag in diesem regungslos lauschenden Blick, der sich nicht veränderte, als tönten seine Worte noch immer, oder als hörte sie nicht diese Worte, sondern klangvollere, mächtigere Stimmen ihres Innern.

„Ich halte dich nun fest, ob du willst oder nicht — denn das, was über deinem Willen steht, gibt mir recht."

Sie ergriff mit unwillkürlicher Bewegung seine Hand, die sie krampfhaft umpreßte, sah ihn an und schien sprechen zu wollen, doch als wenn der aufquellende Strom übermächtiger Empfindungen ihre Kraft brächte, sank ihr Kopf auf seine Schulter, und er fühlte, wie in immer rascheren Tropfen die Tränen auf seine Hand fielen.

„Warum weinst du? Nun wird ja alles glücklich enden."

Aber nach einer kurzen Weile schien sie ihre Kraft gesammelt zu haben und sagte mit klarer, wenn auch bebender Stimme:

„Heinrich, was du da sagst, das kann nie geschehen. Nie! — Laß mich ausreden. Unterbrich mich nicht. Du weißt nicht, was mich mit meinem Mann verbindet. Ich kann ihn nicht verlassen. Und wenn er mich auch freigäbe, das würde nichts ändern. Ich käme nicht drüber weg, daß ich mich selbst verraten habe. Deshalb müssen wir auseinandergehen. Ja, ja, ja! Wir müssen! Glaub mir!" fuhr sie in angstvollem Ton fort. „Man wird durch ein Unrecht nicht glücklich. Du würdest dir ja selbst nie verzeihen können. Auch du mußt bei deiner Frau bleiben."

„Was? — Was sagst du da?"

„Ja, auch du bist gebunden."

„An die bin ich durch nichts gebunden. Wir sind zwei fremde Menschen, die nicht ein einziges gutes Gefühl zusammenhält. Gar nichts außer dem Zwang."

„Und deine Kinder? Ist das kein Band? — Du sagst, kein gutes Gefühl —"

„Nichts, nichts. Nur Abscheu und Grauen. Eine Frau, die so gehandelt hat —"

„Und wenn sie so gewesen ist — wer trug die Schuld? Du und ich — wir beide, Heinrich."

„Marie Luise!" schrie er, indem er die Hände zusammenschlug und aufspringen wollte.

Sie riß ihn am Arm, und als er sie empört und außer sich anstarrte, fuhr sie mit jagender Stimme fort:

„Wir beide sind schuld. Das wollte ich dir schon längst sagen. Nur war ich zu feige dazu. Deine Frau hat sich niedrig benommen, aber weißt du, was sie gelitten hat? Unmenschlich hat sie gelitten. Du hast ihr nicht beigestanden, als sie sich selbst überlassen war. Hättest du ihr nur ein bißchen geholfen, so wäre sie nicht so geworden. Darum mußt du zu ihr zurückkehren. Aber nicht als Fremder, sondern deine Teilnahme, dein Vertrauen, deine Hilfe mußt du ihr geben. Glaub mir, kein Mensch ist so schlecht, daß er Aufrichtigkeit und Güte widersteht. Aber wenn er leidet und sich verlassen sieht von dem, den er liebt, dann verkehrt sich seine Seele in Bosheit und Haß."

Aus vager Ferne empfand Grabaus, daß in diesen Worten etwas Bestimmendes lag, vielleicht eine Wahrheit, vielleicht die unumgängliche, unübersteigliche Wahrheit. Aber so ganz wider Erwarten hatte sie ihn getroffen, daß er blindlings davor zurückfloh. Er sprang auf, wie jemand zur Seite springt, bei dem ein Ziegelstein haarscharf am Gesicht vorbei zu Boden gefallen ist. Mit ringender Brust atmete er die durch das Fenster strömende kühle Nachtluft ein, um sich von dem dröhnenden, erstickenden Herzschlag zu befreien. Und, wenigstens körperlich etwas beruhigt, erwiderte er dann mit halber Stimme, ohne sich umzuwenden:

„Du kennst meine Frau nicht. Die ist ja zehnmal stärker als ich. — Nicht ich bekäme Gewalt über sie, sondern sie über mich. Und für die soll ich mich opfern?"

„Nein, für dich selbst! Für dich selbst!"

Aber das war ihm vollends nur ein leeres Wort, das kaum sein Ohr berührte. Er empfand in diesem Augenblick nichts als eine ungeheure, niederschmetternde Enttäuschung, eine grausame Kränkung. So felsenfest vom Recht seiner Sache überzeugt, von ihrer Wahrheit, Notwendigkeit, ihrer alle Einwendungen zersplitternden Kraft hatte er gesprochen — und was hatte sie erwidert? Daß sie in diesem heiligsten und höchsten Augenblick den Namen seiner Frau auch nur erwähnte, erschien ihm wie ein Hohn, wie eine unbegreifliche und beinahe heimtückische Beleidigung ... Regungslos, wie angewurzelt, stand er, sog mit bebenden Atemzügen den Luftstrom ein, starrte auf den weiten, schwarzen Raum, aus dem nur mit undeutlich weißem Schimmer die Gestalt des Denkmals sich heraushob, und dachte, wie erträglich, wie leicht, wie gehoben trotz aller Wirrsale noch vor wenigen Augenblicken da draußen seine Stimmung gewesen war: da hatte in aller Qual der Sehnsucht ihn doch noch die Hoffnung getröstet. Aber zerbrochen, zertreten, zerschellt lag jetzt alles. Wirklich — das sollte das Ende sein? Daß sie auseinandergingen, daß er zu seiner Frau zurückkehrte und um deren Liebe ward! Daß er sich hinabziehen ließ in deren dumpfe, trübe, niedrige Welt, bloß um sich sagen zu können, daß er sich als treuen Gatten dem Gesetz gehorsam gezeigt hatte! Sie hatte ihm das geraten, sie — Marie Luise?!

Er wandte sich mit einem hastigen Blick nach ihr um, als müßte er sich überzeugen, daß sie es wirklich gewesen war, die da gesessen und solche Worte gesprochen hatte. Dann starrte er wieder

Digitized by Google

brütend aus dem Fenster und rührte sich nicht, als er das sachte Rascheln ihres Kleides und leichtes Glucksen hörte, worauf mit der wärmeren und schwereren Luft des Zimmers ein süßer Eau de Cologne-Duft ihn anwehte.

‚Aber das alles sind ja nur Worte,‘ dachte er plötzlich, ‚leere, tönende Worte, hinter die sie sich flüchtet, hinter denen sich die Wahrheit verbirgt.‘ Und mit aller Gewalt war ihm jetzt das gegenwärtig, was vor wenigen Tagen geschehen war: da hatte sie sich an ihn geklammert und ihn geküßt, hatte ihm ihre Seelennot verraten und ihn hineinschauen lassen in ihr zuckendes, sich abringendes Herz, das offen seinen Blicken dalag und zu ihm flehte: Vernimm doch mein stummes Schreien, fühl doch das mit, wogegen mein Wille ankämpft und was stärker ist als aller Wille, versteh doch, wie mein einziger Wunsch ist, daß du mich rettest, mich befreist, mich nimmst, mich fortträgst, du, der Stärkere, mich, das schwache Weib, auch gegen meinen Willen, wie im Raub.

Gegen ihren Willen — gegen ihren Willen: es lag darin eine wilde, aufrührerische Musik, es lag darin die fortreißende Macht eines Sturzbaches, und es lag darin eine wirbelnde, durcheinanderschießende Menge von betäubenden, lockenden, ängstigenden Vorstellungen. Ganz allein waren sie in dieser Nacht — in dieser einzigen, nie wiederkehrenden, lauen, lustatmenden und ihm von Gott zur Erlangung seines wie ihres Glückes geschenkten Sommernacht.

Und während er in vollen Zügen die Luft einatmete, fühlte er wieder mit blinkenden Wellen den weichen Strom über sich hinfließen, fühlte sich sinken und sinken in süße, traumhafte Dämmerungen, glaubte schwere Düfte einzuatmen und übermütig lachendes Klingen eines Liedleins zu hören und verwegene Hände sich ausstrecken zu sehen —, er aber lag tief, tief im Schoß eines unergründlichen Wassers und fühlte schwer mit Süßigkeit und Qual, mit verzehrender Glut und aufreizendem Schmerz die Sehnsucht auf sich lasten, eine Sehnsucht, die kein Morgen kennt, die nur Erfüllung heischt ... hatte noch im wachsenden Taumel einen kurzen Augenblick lang die blitzartige und stechende Empfindung, daß er fliehen, daß er, ohne auch nur mit einem Blick Marie Luise zu streifen, auf die Tür stürzen und diese hinter sich zuschlagen müsse, wand'e sich dann, ohne zu wissen, welchem Drang er nachgab, um, und als er die halb erhobene Gestalt, die ihm ihre Hand entgegenstreckte und sagte: „Heinrich, sei gut! — sei gut! —“ erblickte, sank er, ohne auf ihre Worte zu hören, neben ihr auf die Kniee, umschlang die Zurückgelehnte mit beiden Armen und stammelte: „Du gehst ja zugrund! Du gehst zugrund! Du sollst nicht. Leben sollst du, du Liebe, du Liebe —“

Dabei küßte er sie auf ihre Augen, ihre Stirn, ihr Haar, küßte die Tränenspuren von ihren Wangen und preßte erstickende Küsse auf ihre Lippen.

Sie versuchte ihn zu beruhigen, sich loszumachen, drängte ihn erst leise, dann mit größerer Gewalt von sich und sagte:

„Nimm doch Vernunft an, Heinrich. Laß doch mit dir reden.“

„Vernunft?“ erwiderte er und warf leidenschaftlich den Kopf zurück.

„Dann geh! — Wenn du mich lieb hast, gehst du jetzt!“

„Wenn du mich lieb hast, gehst du jetzt — nein, nein, nein. Ich geh' nicht. Ich bleibe. Ich trage dich fort. Ich lasse dich nicht. Mein bist du — allen zum Trotz. Dir selbst zum Trotz. O du — du Schöne, du Blonde — — ich will dir sagen, wie mir ist.“

Und plötzlich in dieser furchtbaren Erregung wurden seine Züge scheinbar ganz ruhig. Ohne zu sprechen, heftete er seine Augen in ihre, und während er sie mit regungslosem, sanftem, leidendem und versunkenem Ausdruck ansah, trat aus sich öffnenden Tiefen ein Geheimnis zutage.

„Ich bin krank,“ sagte er leise. „Krank. Ich leide an dir. Ich sehe und denke nichts andres als dich. Du bist in mir wie eine Qual. Wie ein Feuer. Wie ein Wahnsinn. Ich habe keine Vernunft mehr. Ich —“

Er stöhnte leise und ließ den Kopf in ihren Schoß fallen. Sie hatte sich über ihn gebeugt, am ganzen Leibe zitternd, und in der aufsteigenden Angst, in dieser Angst vor ihrem Mitleid, ihrer Schwäche, vor der Umdämmerung ihres Willens zerrte sie an seinem Arm und bat immer inständiger: „Steh auf, Heinrich! Steh auf! Steh auf! Du mußt gehn.“

„Ich kann nicht. — Warum soll ich gehen? Warum sollen wir uns opfern? Für wen?“

„Du mußt gehn,“ wiederholte sie erregt. „Wenn nicht alles aus sein soll, dann mußt du augenblicklich gehn.“

„Was?“

„Ja, augenblicklich.“

„Wenn ich gehe —“ versetzte er, sich plötzlich aufreckend. „Wenn — ich gehe —“

„Was dann?“

„Dann ist alles aus.“

„Heinrich!“

„Dann bist du — so — feige — so — grausam,“ stieß er mit schneidender Stimme hervor. „Dann glaub' ich dir gar nichts mehr. Gar nichts.“

„Heinrich! Sag doch das nicht. Du bist ja nicht bei Sinnen. O du — du wirst es bereuen. Sieh mich nicht so an — was ist dir? — Heinrich — Heinrich — nimm mich — nimm mich — nur sieh mich nicht so an.“

Digitized by Google

Sie schlang ihren Arm um seinen Hals, schmiegte ihre Wange an seine Stirn und preßte ihn mit aller Gewalt an sich, um ihn der Erstarrung zu entreißen. Aber behutsam, mit scheuen Händen machte er sich los, ließ sie, deren Augen noch immer um Barmherzigkeit flehend auf ihn gerichtet waren, in die Ecke des Sofas niedersinken, zog seine Finger, die sich vor Entsetzen krümmten, aus der Umklammerung ihrer Hände und wich selbst vor der Berührung ihres Kleides zurück, während er noch immer mit aufgerichtetem und wie gebäumtem Oberkörper vor ihr kniete. Aber auf seinem Gesicht lag jetzt nicht mehr dieser aus Qual in Wut verzerrte, haßerfüllte Ausdruck. Sondern jetzt war er ganz wieder zur Besinnung gekommen und Herr seiner selbst, und seine geknebelte, zu Boden gepreßte Vernunft hatte sich jetzt frei gemacht, sich erhoben, und in der tiefen, lautlosen, leeren Stille, die plötzlich eingetreten war, blickte sie, wie der grelle Sonnenschein auf die Verwüstungen einer Sturmnacht, mit grausam sich rächender, tödlicher Klarheit auf das nie zu vergessende, nie zu verzeihende Geschehnis. Und nachdem sie alles überschaute und alles begriffen hatte, sank er stumm mit fahlem Gesicht in sich zusammen, rührte sich nicht, als er fühlte, daß ihre Hand auf seinem Kopf lag, wagte nicht, den Blick zu erheben, als sie ihn leise beim Namen rief, und während sie ihn mit sanfter Gewalt aufrichtete, sah er sie an, ohne daß der brütend und gramvoll in sich gekehrte Ausdruck seiner Augen sich veränderte.

„Ich hab' dich wirklich lieb, Heinrich. Du kannst mir glauben."

„O Gott, ich tu's ja," antwortete er gequält.

„Ich hab' dich lieb — bis in den Tod," flüsterte sie. „Ich denke nur an dich. Ich habe mich nach dir gesehnt. Ich hab' an deinem Bett gekniet und dich geküßt. Aber an ihn muß ich denken, der mir vertraut. So fest, so fest! Man kann an Gott nicht fester glauben, als er mir glaubt."

„Du mußt das vergessen — was ich gesagt habe," brachte er mit bebender und tonloser Stimme hervor und ließ dann stöhnend den Kopf sinken. Eine wunderbar süße, schmerzlich-selige Milde lag auf ihrem Gesicht, während sie sein Haar streichelte, nicht ablassen konnte, es zu berühren und zu liebkosen.

„Mein Geliebter," flüsterte sie nach langem Schweigen vor sich hin. „Ich kann nicht leben mit dir — kann nicht leben ohne dich — — Steh auf!" sagte sie dann. „Steh auf, Lieber! Da auf den Sessel setz dich. — Sieh, wie's dämmert. Nun ist die Nacht vorbei, und der Morgen bricht an — ein besserer Morgen."

Er starrte hinaus, und noch einmal wurde alles lebendig in ihm, was er erhofft und ersehnt hatte.

„Die Nacht ist vorbei — und ich hatte mir geschworen, daß in dieser Nacht alles entschieden sein sollte."

„Ist es nicht entschieden?"

„Du solltest dich frei machen — mein solltest du werden."

„Ich weiß ein schöneres Glück."

„Es gibt keins ohne dich."

„Nicht ohne mich. Mit mir! — Hör zu, hör zu. Eins mußt du mir erfüllen, Heinrich, versprich mir's!"

„Was soll ich tun?"

„Versprich mir's erst."

„Ich verspreche dir's."

„Wir müssen auseinandergehn. Heute noch. Du mußt abreisen, ohne mich."

„Marie Luise!"

„Ich geh' zugrunde neben dir. — Glaub mir, wo du bist, da werde ich bei dir sein. Aber laß mich allein. Ich kann so nicht weiter leben. Ich sterbe daran —"

„Marie Luise — Marie Luise —"

Seine Augen rangen mit ihr, inbrünstig flehend, in stummer Verzweiflung und tödlicher Angst, sprachen aus, was er nicht wagte laut werden zu lassen, und gaben endlich nach. Da küßte sie weinend seine Stirn und schmiegte sich an sein Gesicht.

„Nun ist alles gut, Heinrich. Ein Glück weiß ich, das alles auslöscht, was ich gelitten habe. Wachsen mußt du und groß werden über alle Menschen hinaus. Was die andern fesselt und niederdrückt, muß versinken vor dir. Und dann — dann mußtest du sagen können, ein kleines Teilchen, ach, nur wenig verdankst du mir. Ein guter Stern bin ich dir gewesen — wenn das wäre, Heinrich — ich möchte noch viel mehr leiden für dich."

„Mein guter Stern bist du. Nie wird dein Licht verlöschen. In aller Ferne nicht. Und wenn ich dich auch nie wiedersähe —"

„Du siehst mich wieder!"

„Wann?"

Da verbreitete sich ein überirdischer Glanz auf ihrem tränenüberströmten, lächelnden Antlitz.

„Wenn ich dir schreibe: Komm!"

*

Langsam stieg der Wagen mit Marie Luise und ihrem Bruder die Straße nach Castelruth hinan, langsam, als wenn die Pferde die ganze Last der Schmerzen, die da im Wagen saß, mittragen müßten. Stumm saßen die beiden, wechselten nur in langen Zwischenräumen eine kurze gleichgültige Bemerkung. Wolf wagte nicht zu sprechen, das Herz war ihm schwer.

Er hatte dabei gestanden, als Grabaus Abschied genommen von seiner Schwester, hatte dem Zurückbleibenden noch lange gewinkt, der ohne ein Zeichen der Erwiderung dem Zuge nachgestarrt

Digitized by Google

hatte, als wenn er es nicht verstehen, nicht glauben könnte, bis er plötzlich, im Augenblick, wo die letzten Wagen an ihm vorüberrollten, mit wirrer Bewegung die Hände ausgestreckt und ins Leere gegriffen hatte, um sich dann langsam davonzuschleichen. Da war in Wolf ein furchtbarer Zorn über seine Schwester aufgebraust. Unbegreiflich und grausam schien ihm deren Handlungsweise. Wenn selbst der Freund sich vergessen hatte in seiner Leidenschaft, Unedles hatte er gewiß nicht getan. Warum hatte sie ihm nicht noch die wenigen Tage gegönnt? Warum ihn so fortstoßen? — Aber als er sich dann gesetzt und seiner Schwester Gesicht gesehen hatte, da war sein Zorn verraucht. Mit trockenen, wie verzehrten Augen blickte sie ihn an, rauh klang ihre Stimme, als sie fragte:

„Ist er fort?“

Er nickte. Und mit einemmal ergriff ihn eine Ahnung dessen, was in ihr vorging. Er stand auf, setzte sich in die äußerste Ecke des Coupés und starrte mit aufgestütztem Kopf aus dem Fenster. Er wollte sich bemeistern, aber unaufhaltsam, wild stürzten die Tränen aus seinen Augen. Wie ein Kind weinte er — der einzige, der weinen konnte.

Träge, mit gesenkten Köpfen, schlichen die Pferde voran, langsam wie bei einem Begräbnis.

Zweimal hatte Marie Luise diese Fahrt gemacht, und all die alten Stellen erkannte sie wieder, an denen sie jetzt vorüberkam, und auch die Empfindungen von damals stellten sich wieder ein. Da war die Zollschranke. Das erstemal hatte sie dort mit ihrem Gatten gerastet und dem Freund eine Karte geschickt mit vergnügten, fast übermütigen Zeilen, daß sie ihn bald erwarteten. Die Gegend sei so herrlich. Er müßte schleunigst kommen! — Das zweitemal war sie den Berg hinunter in schlankem Trab durchgefahren, mit Unruhe und bänglicher Sorge wohl, aber doch mit wie viel freudiger Wiedersehenshoffnung im Herzen! Denn so ist ja das menschliche Herz, daß es dem kleinsten Freudenschimmer fröhlich entgegenschlägt und das dahinter brütende Dunkel vergißt. Jetzt aber — — Doch von ihr selbst und dem, was sie erwartete, kehrten ihre Gedanken immer wieder zu dem Zurückgebliebenen zurück. Was mochte er wohl nun tun? Saß er in seinem Hotelzimmer und dachte an sie? Irrte er durch die Straßen und suchte sie dort? Wieder hörte sie seine letzten Worte, als er auf dem Wege zum Bahnhof sie noch einmal, obwohl er wußte, daß es vergeblich war, zurückhalten wollte. „Ich versteh's nicht, Marie Luise — ich füge mich — aber verstehen werde ich's nie — nie —“ Nun trug er an seiner Qual, war irr an sich und an ihr, denn kein Wort hatte sie erwidert. Jetzt aber bog sie sich zurück, und aus ihrer verzweifelten Brust stieg es wie heißes Rufen zu dem Fernen hin, es sei doch nur für ihn, daß sie sich opferte. Damit er frei war fürs Leben, für alles, was die Zukunft von ihm forderte, ging sie der bitteren Einsamkeit entgegen, dem Tod.

Aber wie unterirdische Wasser, die, mag man ihre Ausflüsse verschließen, wo und wie man will, dennoch immer neue Wege finden, erhoben sich die alten, raunenden Stimmen, ob es nicht doch die Möglichkeit eines neuen Lebens gäbe in naher oder ferner Zukunft? Der Drang nach Glück, nach Daseinsrettung umklammerte sie mit starren Griffen und preßte Blutstropfen aus ihrem wunden Herzen. Konnte ihr Mann die Trennung nicht verwinden? War seine Frau durch Bitten und Vorstellungen nicht zu erweichen? Und wenn sie selbst den Geliebten von Weib und Kindern losriß, konnte sie's nicht verantworten? Wenn er das neue Amt verlor, blühte mit ihr zusammen nicht überall eine fruchtbare, schönere Zukunft? Warum hatte sie's nicht gewagt, den Sprung ins Dunkle? Wer sich nur mutig in den Abgrund stürzt, irgendwo muß er ja Boden finden. War's nicht Feigheit? Die letzte dumpfe Regung der törichten Alltagsseele, die vor dem Aeußersten zurückschreckt?

Aber zu klar, mit tödlicher Klarheit erkannte sie den Trugschluß all der Stimmen, und deutlich wie die von hellster Sonnenglut bestrahlte Straße lag der Weg, den sie gehen mußte, vor ihr, der Weg, der nie zu ihm führte, auch in fernster Zukunft nicht. Denn man spricht nicht Worte in den Wind und fliegt nicht zu den Sternen, um sich danach im Staube wieder zu vereinen. Für sie gab es keine Brücke mehr zum Glück. Daß sie sich selbst getreu blieb, darin war alles eingeschlossen.

Und wie ein Aufleuchten, wie glorreicher, verzehrend reinigender Flammenschein kam über sie das Bewußtsein, daß, indem sie ihn freigab, sie ihn sich zu eigen machte fürs ganze Leben. Das wußte sie, daß er sie nie vergessen würde. Kein späteres Glück konnte die weißstrahlende Stunde auslöschen in der Mondnacht des Parks. Und wenn in dunkeln Stunden sein Mut zusammenbrach, wenn er nirgendwo eine Stimme des Trostes hörte, wenn alle Schaffenskraft und Hoffnung ihn verließ, dann würde aus vergangenen und doch lebendigen Fernen ihr Wort geheimnisvoll ihm klingen, ihr Licht ihm glänzen. Noch mochte er sie nicht begreifen und mit ihr hadern in wühlendem Schmerz, doch einst würde er sie verstehen: die an ihn glaubte, die im Glauben an seine Kraft ihr Glück fortgeworfen hatte, die gestorben war, damit sein Leben sich erhöhte.

Und es war ein Schweben in reiner, leichterer Luft, wie sie fühlte, daß ihr Leben selbst das Opfer war, das sie ihm brachte. Sie fühlte es, als wenn das Blut ihr schon enteilte mit roten Strömen ins Tal hinab, daß sie das Leben zurückließ zugleich mit ihm.

Und ein Rausch der Freude ergriff sie in dem

Digitized by Google

Bewußtsein, daß die Kraft, deren Wirken sie von Kindheit an in sich gefühlt, die ihr Zuversicht verliehen in allen Nöten und heitere Erhabenheit allem Gemeinen gegenüber, daß diese Kraft, an der sie mit ganzer Inbrunst gehangen hatte und doch in wirren Augenblicken verzagt war, nun siegreich triumphierte. Aus eignem Willen hatte sie getan, was ihr als recht schien, und hatte sich überwunden. — Da wirbelte der Staub dahin, vom Wind getragen, ein Raub des Windes, talwärts flossen die Wasser den vorgeschriebenen Lauf — sie aber, vom Sturm der Sehnsucht zu ihm getragen, während jeder Blutstropfen ihm entgegeneilte: sie hatte sich freigemacht und war den selbstgewählten Weg gegangen, von keiner Macht gebeugt, Herrin über sich.

Ein Hochgefühl erfüllte sie in diesem Augenblick wie eines Kriegers Mut, der mit fliegender Fahne in die Schlacht zieht und sich gefeit weiß gegen allen Schmerz der Wunden, die ihm der Feind beibringen kann. —

Eine Woche blieb Wolf noch in Ratzes, dann reiste auch er ab. Die drei gingen die alten Wege, besuchten die alten schönen Punkte wieder, die sie früher besucht hatten, aber es waren die gleichen nicht mehr. Und das Gespräch zwischen ihnen brach oft ab, da irgendein Wort allzu schmerzliche Erinnerungen weckte. Als er fort war, wurde das Wetter schlecht. Wie ein Waschhaus mit Dampf, so war das enge Tal mit Nebel erfüllt, und die feuchte, kalte Luft drang in die Zimmer, näßte die Leintücher der Betten, hing sich in die Kleider, kroch in die Lungen. Eines Tages — als ihr Mann erneuter Schmerzen wegen liegen mußte — bekam sie wieder einen Blutsturz ohne recht erkennbare Veranlassung. Sie verschwieg es ihrem Gatten, machte sich selbst auch keine Sorgen, da die Aerzte ihr gesagt hatten, daß bei der Dünnwandigkeit und oberflächlichen Lagerung ihrer Gefäße leicht eins zerreißen könnte. Aber schlimmer war die zurückgebliebene Ruhelosigkeit, diese furchtbare Nervosität, die ihr bei jeder Gelegenheit das Blut in die Wangen trieb, die sie zusammenzucken ließ beim kleinsten Geräusch und sie nachts auf dem Bette hin und her warf, daß sich die Stunden zu qualvollen Endlosigkeiten dehnten. Sobald es dem Major besser ging, trieb er zur Abreise weiter nach dem Süden. Aber auch hier verschlimmerte sich ihr Zustand immer mehr. Es war, als wenn die Natur selbst, ihr Körper, ihr Herz, jeder Blutstropfen sich rächte für die Gewalt, die ihm angetan war. Unerträglich wurden ihr die Menschen, deren Stimmen, Bewegungen beim Essen, unerträglich wurde ihr selbst ihr Mann, seine Fürsorge und seine Fragen. Wenn er um sie war, lag in ihren Augen nur ein stummes Flehen: Laß mich allein!

Unter diesem blauen, blendenden und so leeren Himmel, an dem glitzernden Meer, inmitten all des Lichts, das in sie eindrang, auf der Hotelterrasse und in ihrem bis zum letzten Winkel mit Sonnenschein erfüllten Zimmer ergriff sie das furchtbare Heimweh des Nordländers, dieses Lechzen nach dem milden, wolkenverhangenen Himmel zu Hause, nach den zarten Farben der Abenddämmerung, wenn mit dem wachsenden Dunkel draußen die Lichter der inneren Welt sich entzünden, nach den traulichen und trostreichen Zwiegesprächen, die sie mit dem Freunde geführt hatte, während der Regen gegen die Scheiben trommelte und im Kamin rötliche Funken den Holzscheiten entsprühten. Dann war, wenn sie allein geblieben, ein Blumenland fröhlicher Hoffnungen in ihrem Herzen aufgesprießt. Hier aber, wo sie jetzt weilte, gab es weder Hoffnungen noch Träume, sondern nur die trostlose Wirklichkeit, vom grellsten Licht bestrahlt.

Dieses Bangen ihres hilflosen und wie geblendeten Herzens wurde oft so stark, daß sie all ihre Vorsätze vergaß und an Grabaus schrieb, zu kommen und sie fortzuführen, wohin er wollte. Hinterher aber verbrannte sie diese Briefe stets. Dagegen waren die, die sie ihm wirklich schickte, kurz, kalt und fremd, kein noch so scharf blickendes Auge hätte herauslesen können, wie es wirklich um sie stand.

In regelmäßigen Zwischenräumen kehrte dieser Zustand einer namenlosen Angst wieder, bis dann jedesmal nach einem neuen Blutsturz eine große Linderung über sie kam, eine tiefe, stille Ruhe, als wenn sie jenseits des Todes, den sie überwunden, ihr Leben und auch das seine überschaute. In solchen Stunden schrieb sie ebenfalls an ihn, Briefe, die sie aufbewahrte als ein letztes Geschenk für ihn.

Eines Tages, nachdem ihr Mann mit einigen Gästen einen Ausflug unternommen hatte, fand er sie fieberend und in großer Aufregung. Obwohl sie ihn selbst zu diesem Spaziergang veranlaßt hatte, überhäufte sie ihn doch mit Vorwürfen, deren Ungerechtigkeit sie einsah, die sie aber nicht zurückhalten konnte, und schließlich, nachdem sie sich versöhnt hatten, bat sie ihn unter Tränen, mit ihr heimzureisen. Sie könnte es in der Fremde nicht mehr aushalten. Der Major folgte ihrem Wunsch. Nach mehrfachen Unterbrechungen der Fahrt langten sie Anfang Dezember in Weimar an.

Die erste Woche nach ihrer Rückkehr war Marie Luise durch das Glück, wieder zu Hause zu sein, in lebhafter Erregung, fühlte sich frischer und wohler und machte neue Zukunftspläne. Doch erwies sich diese Besserung als trügerisch. Nach einem neuen heftigen Blutsturz mußte sie sich wieder legen, und es wurde bald klar, daß sie nicht mehr aufstehen würde. Eines Morgens, während die rötliche Wintersonne durch die Scheiben blitzte und von den nahen Bäumen des

Digitized by Google

Parks feiner Schneestaub sprühte, fühlte sie sich bei dem Gedanken an Grabaus von solchem Glück und solcher Sehnsucht zugleich durchströmt, daß sie, obwohl sie kaum den Arm erheben konnte, an ihn schrieb. Aber nach wenigen Zeilen verließ sie die Kraft, und sie barg den Brief unter ihrem Kopfkissen.

Den ganzen Tag lag sie regungslos und wie verklärt, indem sie unverwandt nach draußen schaute. Ihrer Umgebung schien sie fast entrückt. Lebendig, in der ganzen Schönheit und Leuchtkraft eines Traumes stand die erste Begegnung mit Grabaus vor ihrer Seele. Und sie wiederholte sich das Wort, das er damals gesagt hatte: „Eine Stunde — dies flüchtige Ding — kann zum ewigen Stern werden, der unser ganzes Leben erhellt."

Es war Abend geworden. Matt braunte die Lampe, übergossen vom weißen Mondlicht. Flüsternd bewegten sich die Lippen der Kranken. Ihre Hand war umschlossen von der ihres Mannes. Da zuckte sie zusammen, fuhr in die Höhe, und als er sich erschrocken über sie beugte, sahen ihre Augen noch einmal angstvoll in seine. Dann hatte ihr Herz aufgehört zu schlagen.

*

Nachdem Grabaus Frau und Kinder, die während der Umzugstage nach Berlin zu seinen Schwiegereltern reisen wollten, auf die Bahn begleitet hatte, beschloß er, Wolf aufzusuchen, um sich nach Marie Luise zu erkundigen. Grabaus selbst war erst gestern von einem längeren Aufenthalt in Berlin heimgekehrt und hatte sogleich den Freund sprechen wollen, aber erfahren, daß dieser verreist sei. Auch jetzt teilte ihm die Wirtin mit, ihr Mieter wäre noch nicht heimgekehrt. Ueber Ziel und Dauer seiner Reise konnte sie keine näheren Angaben machen, sondern wußte nur, daß der Herr in ihrer Abwesenheit einen kleinen Koffer gepackt habe und in aller Hast damit zur Bahn geeilt sei, mit der Hinterlassenschaft an das Dienstmädchen, er würde in einigen Tagen wieder da sein, doch könnte es auch länger dauern.

So blieb Grabaus nichts andres übrig, als seine Wohnung aufzusuchen, wo die Packer damit beschäftigt waren, die letzten Sachen in den auf der Straße wartenden Wagen zu laden. Da sich in einem Schrank, den man während seiner Abwesenheit nicht hatte öffnen können, noch eine Anzahl Bücher befanden, begann er diese in eine leere Kiste zu füllen. Trotzdem im Zimmer mit den Resten der noch vorhandenen Kohlen nur mäßig geheizt war, wurde ihm doch bald warm bei der Arbeit; er warf den Rock ab und legte ihn über einen zerbrochenen Küchenstuhl, der mit andern unbrauchbar gewordenen Stücken zurückbleiben sollte. Durch die großen Fensterviereckе fiel graues Schneelicht. Es schneite heftig und ununterbrochen, und da wegen der fehlenden Gardinen den Fenstern der rechte Abschluß fehlte, hatte Grabaus die Illusion, daß jeden Augenblick die Flocken hereinwirbeln würden. Mit Staub und zerstreuten Fetzen von Zeitungspapier bedeckt war der Fußboden, und die kahlen Tapeten, die da, wo früher Bilder gehangen hatten, dunklere Flecken aufwiesen, sahen trostlos verblichen aus.

Grabaus hatte gerade eine Reihe Bücher im Arm, als nebenan eine Kiste zugenagelt wurde. Die Hammerschläge, zuerst dumpf, dröhnend, klangen dann scharf und hell. Sechs Nägel rechts, sechs Nägel links und zwei vorne und hinten — so wurden die Särge zugenagelt, fiel ihm ein, während er nervös lauschte. Er setzte sich auf den Rand der Kiste und wischte sich das nasse Haar aus der Stirn. Als nebenan rauhe Kommandoworte, ein Aechzen und dann ein Gepolter schwerer Schritte ertönten, begann sein Herz mit der ganzen Stärke einer plötzlichen Angst zu schlagen, und halb verzweifelt dachte er: ‚Warum höre ich nichts von ihr? Keinen Brief seit drei Wochen! Und wo ist Wolf? Warum gibt er mir keine Nachricht? Es ist ja gerade, als ob sie alle nichts mehr von mir wissen wollten.'

Er starrte auf das graue Schneetreiben und seine Gedanken kamen dabei nicht über diese ergebnislosen Fragen hinaus. Dann aber biß er die Zähne zusammen und sagte sich: Ich will nicht mehr an sie denken. ‚Ich will nicht mehr. Was also ist zu tun?' Und dabei nahm sein Gesicht den Ausdruck einer krampfhaften, bebenden Anstrengung an, als wenn ein Mensch sich aus einer Umschlingung befreit und sich dabei ins Fleisch schneidet, indem er die Stricke zerreißt. Dieser Ausdruck, den sein Gesicht in der letzten Zeit oft bekommen, hatte darin seine Spuren hinterlassen: die heruntergezogenen Brauen bedeckten mehr als früher die Augen, der zusammengepreßte Mund hatte etwas Erstarrtes bekommen. Ueberhaupt war das ganze Gesicht abgemagert und spitzer geworden, auch waren die Haare an den Schläfen ergraut.

Die Kiste war fast bis zum Rande gefüllt, nur noch wenige Bücher lagen aufgeschichtet auf dem Boden und abseits daneben eins, das er schon vorhin zur Hand genommen, dann aber, nachdem er kurz den Deckel geöffnet hatte, wieder beiseite getan hatte. Jetzt erst, als alle Bücher eingepackt waren, griff er wieder danach, doch als wenn ihm das Zeitungspapier zu schlecht wäre, um es darin einzuwickeln, entnahm er seinem Koffer einige Bogen weißen Papiers. Diese breitete er auf dem Fußboden aus und begann, indem er niederkniete, das Buch sorgfältig einzuschlagen. Aber während die angestrengte Aufmerksamkeit seines Gesichts allmählich einem grüblerischen Ausdruck wich, vergaß er seinen Vorsatz, nicht mehr an Marie Luise zu denken, öffnete

Digitized by Google

Heliogravüren-Verlag von J. Löwy in Wien

Die ersten Maikäfer

Nach dem Gemälde von C. Reichert (München)

Digitized by Google

das Buch und blickte, sich halb aufrichtend, mit aufgestütztem Kopf das Titelblatt an. Es war die erste Ausgabe des Faust, oben am Rand stand eine eigenhändige Widmung Goethes an eine Weimarer Dame, darunter der Name Wolf August von Hellen, des Großvaters Marie Luisens, in dessen Besitz das Buch später übergegangen war, am unteren Rand aber war mit feinen Buchstaben geschrieben: „Herrn Doktor Grabaus, in dankbarer Erinnerung M. L. Platen."

Grabaus erinnerte sich des Augenblicks, an dem Marie Luise ihm dieses Buch geschenkt hatte, bei seinem Fortgehen hatte sie es ihm eines Abends mit einem Lächeln in die Hand gedrückt. So deutlich sah er dieses Lächeln, daß er sich umdrehte, ob sie nicht unvermutet ins Zimmer getreten wäre? Andre Erinnerungen kamen wie lautlose Schatten, aber mit so eindringlicher Gewalt, daß er darüber seine Umgebung vergaß und den Lärm der auf dem Korridor polternden Arbeitsleute nicht mehr hörte.

Endlich stand er auf, und indem sein Blick auf die kahlen Wände fiel, sagte er sich, daß alles zu Ende sei, was er hier erlebt hatte und was er gewesen war. Wohl lagen die toten Dinge, sorgsam verpackt zum Mitnehmen bereit, in Kisten und Kasten — aber nicht mitnehmen konnte er den goldenen Schein, der sie verklärt hatte, und nicht das Hochgefühl in seiner Brust, den mutigen Glauben an sich und die fröhliche Menschenliebe, die der Gewißheit entsprang, von ihr geliebt und der Geliebten wert zu sein. Nun hieß es leben ohne sie . . .

Er blieb am Fenster stehen. Noch tanzte vor seinen geschlossenen Augen der Flockenwirbel eine Weile fort, aber ganz deutlich sah er dann das sonnendurchleuchtete Zimmer am ligurischen Strand, in dem Marie Luise saß. Die unbedeutendsten Kleinigkeiten gewahrte er an ihr, die lockeren Ringe an ihren Fingern, die Brosche an ihrem Hals. Doch nicht enträtseln konnte er den Ausdruck ihres Gesichts; nicht wußte er, wenn er sich nähern würde, ob sie ihm die Hand entgegenstreckte oder sich erschrocken abwandte. Das Bild verschwand, es wurde schwarz, und dann tanzte vor seinen müde starrenden Augen wieder der Flockenwirbel durch das abendliche Grau.

Das war der bitterste Stachel seines Schmerzes, daß er zu zweifeln begonnen hatte, ob sie ihn noch liebte, ihn noch so liebte wie in den guten Stunden, wo sie ganz eins gewesen. Denn immer, wenn er an sie dachte, stand nun der letzte rätselhafte Abschied vor seiner Seele, immer noch hörte er die furchtbaren Worte des Hasses und der Wut, die er damals ausgestoßen. Und dann begann seine Seele in Frostschauern zu erbeben, und seine Hand machte wirre Bewegungen, als könnte sie das alles fortstoßen. Aber unverrückbar stand es da, und keiner ihrer Briefe, die voller Güte, doch so kurz und unpersönlich geworden waren, in denen sie sich mehr zu verstecken als sich ihm hinzugeben schien, konnte es ganz zerstreuen. Es bohrte in seiner Brust wie ein Pfeil, den Schmerz, Sehnsucht und Reue geschärft hatten.

Das war es auch, was ihn beschäftigt hatte während der langen Wartestunden in den Vorzimmern des Ministeriums, was ihn abgelenkt hatte, während er mit dem Geheimrat konferierte, und weswegen dieser ihn angefahren hatte, ob ihm nicht wohl sei, ob er ein Haar in seiner neuen Stellung gefunden habe oder glaube, ihr nicht gewachsen zu sein? Und Grabaus mußte in diesem Augenblick eine gewaltig sich aufbäumende Kraft unterdrücken, um nicht geradeheraus das Geständnis zu machen, daß er lieber verzichten wolle. Seit der Stunde hatte er beschlossen, nicht mehr an Marie Luise zu denken, und hatte die tatenfrohe Zuversicht, den Eifer und Elan zur Schau getragen, die von ihm verlangt wurden. Denn das war ihm klar, wenn er jetzt seiner Stimmung nachgab, so verzichtete er nicht nur auf dieses Amt, das ihn vor kurzem noch mit den größten Hoffnungen erfüllt hatte, sondern büßte auch den letzten Rest seines Selbstvertrauens ein und betrachtete sich als verlorenen Mann. Aber klar war ihm auch, daß von dieser einen Frage der ganze Fortbestand seines inneren Lebens abhing, daß davon abhing, ob er je wieder einen kraftvollen und wahrhaftigen Gedanken zeugen, ob er je wieder mit der lebendigen Begeisterung seiner Seele die Seelen andrer gewinnen könnte. So unauflöslich verkettet war mit der Liebe und Achtung Marie Luisens seine eigne Achtung und seine Liebe, daß er sich selbst aufgab, wenn er glaubte, von ihr aufgegeben zu sein.

Nachdem die Packer die andern Zimmer aufgeräumt hatten, trugen sie den Bücherschrank hinunter, und einer begann die letzte Kiste zuzunageln. Ein dritter forderte Grabaus den Lohn und das vereinbarte Trinkgeld ab, indem er durch die üblichen Redensarten dasselbe noch um einige Mark zu erhöhen versuchte. Dann hoben die beiden ersten mit Hilfe von Tragbändern die schwere Bücherkiste auf. Im Augenblick, wo sie sich durch die schmale Flurtür zwängten, fragte jemand, ob Doktor Grabaus zu Hause wäre.

Dieser erkannte sofort die Stimme, sprang auf und rief mit lebhafter Freude:

„Ja, ja, er ist zu Haus — du bist's, Wolf! Komm herein, komm herein! Wie geht's? Wo hast du nur gesteckt? Ein Glück, daß du mich noch triffst. Eine Viertelstunde — und alles wäre leer gewesen. Aber wie geht's?"

Er hatte von Hellen bei der Hand ergriffen und zog ihn ins Zimmer, und schnell die Petroleumlampe vom Boden hebend, fügte er hinzu:

„Laß dich beschauen, mein lieber Junge! Gott sei Dank, daß wir uns noch treffen."

Digitized by Google

Während er seinen Freund beleuchtete, kam ihm augenblicks zum Bewußtsein, daß an diesem etwas Besonderes sei. Er hätte nicht zu sagen vermocht, worin dies bestand, doch bemächtigte sich seiner eine dunkle Beklommenheit.

„Du bringst doch nichts Schlechtes?“ fragte er. „Wie geht's deiner Schwester?“

„Heinrich — meine Schwester —“

Ob aus Unachtsamkeit, ob aus Schreck Grabaus die Lampe schief gehalten hatte, der Zylinder zersprang plötzlich, und der Docht begann stark zu qualmen. Grabaus setzte die Lampe auf die Erde und ließ sich auf dem Küchenstuhl nieder, wo er mit eingezogenem Kopf und halb offenem Mund seinen Freund anstarrte. Keiner von beiden sprach ein Wort. Kurze Zeit darauf kam ein dumpfes Dröhnen von der Straße her, wo der Möbelwagen sich in Bewegung gesetzt hatte. Der Fußboden erbebte, und die Fensterscheiben klirrten. Aus dem kurzen Stummel des Zylinders flackerte die rote Flammenzunge mit schwelendem Qualm, der schnell einen scharfen Gestank in dem Zimmer verbreitete. Hinter dem Fenster aber schwebten in dichtem, weißem Wirbel die Schneeflocken.

„Sie war schon lange schwerkrank. Der Tod war eine Erlösung für sie —,“ flüsterte Wolf mit erstickter Stimme. „Ich soll dich holen, wenn du sie noch einmal sehen willst.“

Aber Grabaus behielt denselben entsetzten und wie erstarrten Ausdruck in dem blassen Gesicht, so daß in Wolf unwillkürlich der Gedanke aufstieg, er gliche in diesem Augenblick mehr einem Toten als seine Schwester.

Nachdem Wolf die Lampe heruntergeschraubt hatte, wiederholte er unter Tränen seine Bitte mehrere Male, indem er dabei die Hand seines Freundes drückte, bis Grabaus sich endlich aufrichtete. Sein Mund machte die Bewegung des Sprechens, und wieder trat dieser Zug einer furchtbaren Anstrengung in sein Gesicht.

‚Ich will nicht mehr an sie denken — ich will — meine Schwester — ist tot.‘

„Wir müssen gehen, Heinrich, wenn wir den Zug noch erreichen wollen. Komm! — Wo sind denn deine Sachen?“

Er holte vom Korridor die über den Koffer gebreiteten Sachen und half sie seinem Freunde anziehen.

„Deinen Koffer wollen wir mitnehmen. — Willst du nicht das Haus abschließen? — Was machen wir mit der Lampe?“

Grabaus ergriff sie.

„Sie gehört den Leuten oben.“

Er trug sie hinauf, gab sie dem Mädchen und bestellte, indem er auch die Schlüssel ablieferte, daß er morgen oder übermorgen noch einmal wiederkäme. Dann gingen die beiden zur Bahn. Auf dem Wege erzählte Wolf von den letzten Tagen seiner Schwester. Grabaus hörte schweigsam zu, ohne etwas zu erwidern.

Die beiden wurden in ein Zimmer geführt, in dem außer Doktor Platen mehrere Offiziere und schwarz gekleidete Damen versammelt waren, von denen Grabaus einige nach Marie Luisens Beschreibung erkannte, andre auf dem Reichstagsfest in Berlin gesehen hatte. Doktor Platen, der die Vorstellung besorgte, sagte ihm, daß sein Bruder augenblicklich durch den Pastor, der wegen der morgigen Trauerfeier gekommen wäre, in Anspruch genommen sei. Grabaus nahm Platz, ohne sich an der halblaut geführten Unterhaltung zu beteiligen. Nach einer Weile trat der Major ein, er sah sehr angegriffen aus, doch waren seine Bewegungen ruhig und sicher. Er begrüßte zwei in seiner Abwesenheit angekommene Cousinen und gab auch Grabaus die Hand. Dann forderte er diesen auf, mit in das Zimmer zu kommen, in dem die Tote aufgebahrt lag. Den beiden schlossen sich die zuletzt gekommenen Damen, ein alter Herr und Wolf an. Als das Battisttuch abgenommen wurde, beleuchteten die Kerzen ein blasses Gesicht von überaus zarten Farben, das weder einer Toten, noch einer Lebenden anzugehören schien, sondern wie die in Wachs ausgeführte Nachbildung der Verstorbenen wirkte, deren bei aller Lieblichkeit doch so strenge Züge ausdrückten: Meine Seele, die viel gelitten, ist entflohen. Seht, wie schön ich bin, seitdem ich Ruhe gefunden.

Die Damen führten ihre Taschentücher an die Augen, der weißhaarige Herr runzelte seine Stirn und kämpfte mit den Tränen. Wie unter einem Schleier verschwamm ihnen das Zimmer, sie fühlten den großen Frieden, der aus diesem Antlitz sprach, und ein wohltuender, sie aufrichtender Schmerz ergriff alle. Nur Grabaus stand mit trockenen Augen da und betrachtete, wie erstarrt von innerer Kälte, das Gesicht, die faltenlose Stirn, die rötlich grauen Lippen, die sich ihm auf immer geschlossen hatten.

Als der Major die andern hinübergeleitete, bat er Abschied nehmen zu dürfen. Wolf brachte ihn zum Hotel, wo er sogleich sein Zimmer aufsuchte. Während der schweren dunkeln Stunden, die nun kamen, verließ ihn das Antlitz der Verstorbenen nicht, das seinem ringenden Herzen keine andre Antwort gab als kaltes Schweigen des Todes.

Und dieses lastete auf ihm auch am nächsten Morgen während des Begräbnisses; in aller Furchtbarkeit erhob es sich, als der Sarg hinabgelassen und von der nachgestreuten Erde und den Blumen fast verdeckt war, zugleich mit dem Bewußtsein, daß bei allen andern die Erinnerung immer lieblicher und lichter werden, daß aber in ihm kein warmer Hauch eines neuen Lebensgefühls den kalten und unbarmherzigen Schmerz der Reue auflösen würde.

Mittags sollte in dem Trauerhause eine

Digitized by Google

größere Familientafel stattfinden, zu der auch er geladen war. Aber unfähig, daran teilzunehmen, entschloß er sich, den Major vorher aufzusuchen.

Das vordere Zimmer, in das er geführt wurde, war leer, und er gewahrte den Major nebenan, der am Schreibtisch Marie Luisens sich in kraftlos zusammengesunkener Haltung über ein Bild beugte, doch im Augenblick, wo er des Besuchers ansichtig wurde, richtete er sich straff aufrecht, und das gramgefurchte Gesicht schien sich strenger zusammenzufalten, während er Grabaus näherkommen ließ und ihm dann langsam die Hand hinstreckte. Als dieser nun von der welken, runzligen, aber warmen und noch so festen Hand seine umschlossen fühlte, als er ihm in die Augen schaute, denen alles Leid nicht ihren hellen und so gütigen Glanz hatte nehmen können, da traf ihn wieder wie beim ersten Nahen die unverkennbare und erstaunliche Aehnlichkeit dieses Gesichts mit dem Marie Luisens, aber nicht, wie er damals geglaubt hatte, eine Familienähnlichkeit, sondern eine innerste Wesensgemeinschaft mit ihr sprach aus den Zügen, und was er bis dahin nie begriffen, jetzt leuchtete es ihm mit einem Male auf: warum sie ihren Mann nicht hatte verlassen können allem Ansturm ihrer Leidenschaft zum Trotz. Im tiefsten aufschauernd fühlte Grabaus den Strom dieses Wesens sich ihm mitteilen, in dem auch von ihr ein lebendiger Hauch zu rinnen schien. Nie hatte er diese Hand loslassen mögen, die der Major endlich zurückzog, indem er auf einen Stuhl wies. Während er selbst sich gleichfalls setzte, fuhr er sich mit unwillkürlich rascher Bewegung über die Stirn und sagte: „Ich hatte bis zum letzten Augenblick noch immer gehofft, aber sie selbst hat es wohl anders gewollt."

Und nun kam ein Augenblick, kaum meßbar, aber beiden bewußt, wo sie einander stumm anschauten, wo alle Worte sich verflüchtigten, scheu und fern, wo, was einer vom andern gewahrte, dem spiegelnden Bild in einem tiefen Brunnen glich. Nicht vermochte einer des andern Gedanken zu lesen, nur in sich schaute jeder, aber tiefer, als er es in diesen letzten wirren Stunden vermocht. Und es war, als fänden sich beide auf gemeinsamem Grund. In diesem Augenblick war nichts Fremdes, nichts Trennendes zwischen ihnen. Als sie dann das Schweigen brachen, empfanden sie die Worte als etwas Störendes, empfanden zugleich aber auch, daß das, was soeben gewesen, unzerstörbar sei.

„Bis zuletzt hat sie an Sie gedacht," sagte der Major, als Grabaus ihn nach den letzten Krankheitstagen fragte. „Besonders die Zeit, wo Sie uns zuerst besuchten, schwebte ihr vor."

Dann erhob er sich und holte aus der Schublade des Schreibtisches ein Bündel Briefe, die er ihm reichte.

„Darin ist wohl enthalten, was sie Ihnen noch zu sagen hatte."

Grabaus hatte sich erhoben. Ohne sich von neuem zu setzen, die Briefe an sich haltend, reichte er dem Major die Hand zum Abschied, dessen letzte Worte waren: „Leben Sie wohl! Schreiben Sie mir, wie es Ihnen geht. Auch ich wünsche Ihnen alles Gute."

Grabaus ging in den Park, wo er die Schnur von den Briefen löste. Auf den weißen Kuverts standen Daten aus verschiedenen Zeiten. Welche waren über ein Jahr alt, welche waren aus der letzten Zeit. Der obenauf liegende Brief zeigte das Datum des Tages, an dem Marie Luise gestorben war. Er war unverschlossen. Grabaus las nur die letzten Zeilen:

„— ich möchte noch einmal zärtlich zu Dir sein und Dir sagen, wie lieb ich Dich habe. All meine Gedanken sind bei Dir und beseelt von dem Wunsch, Dein Leben möchte Dir erfüllen, was Du fordern darfst. Du weißt ja, warum ich Dir nicht folgen konnte, aber vergiß nie, daß ich Dir angehöre, jetzt und immer."

Kein Laut regte sich in dem stillen Park. Rötlicher Schimmer ergoß sich über den Schnee, und in Grabaus regte sich ein unnennbares Gefühl, eine Wärme und ein Leuchten, das von der Toten ausging. Und er ahnte, daß, solange dieses Gefühl in ihm lebte, er nicht aufhören würde, zu wirken und fruchtbar zu sein, wie die Erde fruchtbar ist, solange die Sonne ihr scheinen wird.

Aphorismen

Von

Peter Sirius

Unglück reißt vieles wieder auf, was im Glück vernarbte.

•

Das schwerste Gepäck, das mancher auf die Reise nimmt, trägt er in sich.

•

Schimpft einer auf die Pedanten, sieh zu, ob er kein — Konkurrent ist.

•

Was unter der Asche glimmt, ist oft mehr wert, als was zu Asche brannte.

•

Auf der Lebensbühne gelten die Kulissen mehr als der Hintergrund.

•

Es gibt auch Similimenschen, die durch ihren Schliff täuschen.

Digitized by Google

Aus dem Wiener Leben: Wir gehen in den Wurstelprater

Nach einer Zeichnung von August Mandlick (Wien)

Digitized by Google

Das Recht am eignen Bilde

Von

Dr. jur. Ernst Grüttefien

Wenn man von dem Recht am eignen Bilde spricht, so meint man damit nicht das Eigentumsrecht an der Photographie und an der bemalten Leinwand oder an der Marmorbüste oder der ausgeschnittenen Silhouette; man versteht darunter auch nicht die Befugnis, von einem Porträt Nachbildungen herzustellen. Das Recht am eignen Bilde ist vielmehr etwas ganz andres. Man versteht darunter das Recht einer Person, allen andern, vor allen Dingen dem Photographen, Maler oder Bildhauer die unbefugte Verwertung eines Bildnisses zu untersagen. Dieses aus dem ganzen Rechtskomplex der Persönlichkeit, ähnlich wie das Namenrecht, hergeleitete „Recht am eignen Bilde“ existiert heute noch nicht. So sehr sich dieses Schlagwort auch schon in unsern Ideenkreis eingelebt hat, hat es doch bisher gesetzliche Anerkennung noch nicht gefunden. Der Erfinder dieses neuen Rechtsbegriffs war der Berliner Kammergerichtsrat Dr. Kentzner, der zuerst in einer berühmten Schrift „Das Recht am eignen Bilde“ im Jahre 1895 dieses Problem verfochten hat. Nach dem noch heute geltenden Photographiegesetz vom 10. Januar 1876 steht das Urheberrecht an Porträts dem Besteller zu. Aus diesem Urheberrecht ergibt sich auch ohne weiteres das ausschließliche Recht des Bestellers, das Porträt zu vervielfältigen oder vervielfältigen zu lassen und es öffentlich auszustellen. Das Urheberrecht des Bestellers ist zugleich veräußerlich. Der Besteller kann es z. B. auch an den Photographen übertragen. Allerdings gewährt dieses photographische Urheberrecht dem Besteller nur einen Schutz auf fünf Jahre; ferner verleiht das Gesetz diesen Schutz nur unter der Voraussetzung, daß der Photograph auf der Photographie seinen Namen und Wohnort und das Kalenderjahr des ersten Erscheinens angibt. Fehlt dieses Erfordernis, so wird überhaupt kein photographisches Urheberrecht erworben, mithin auch kein Untersagungsrecht des Bestellers.

Aber diese noch heute geltende gesetzliche Regelung weist zwei empfindliche Lücken auf. Erstens, es gewährt der abgebildeten Person selbst nur dann ein Schutzrecht, wenn sie zugleich der Besteller ist. Meist wird das ja auch der Fall sein. Oft kann es aber auch anders sein, der Besteller kann auch ein Freund, ein Liebhaber, unter Umständen auch ein Todfeind des Abgebildeten sein, der z. B. eine Momentphotographie bei einem Photographen bestellt hat. Diese Fälle sind in mehreren bekannten Prozessen bedeutsam geworden. Eine Dame hatte auf Wunsch eines Herrn einem Photographen zur Aufnahme gesessen. Der Herr und nicht die Dame bestellte das Bild und nahm es mit ihrer Zustimmung in Empfang. Der Photograph stellte sodann ohne Genehmigung der Dame weitere Abzüge her und verbreitete diese öffentlich. Die Dame rief dagegen den Schutz der Gerichte an, wurde aber in letzter Instanz vom Reichsgericht abgewiesen, weil sie nicht die Bestellerin des Porträts gewesen sei und daher keinerlei Urheberrecht habe. In einem andern Falle hatte eine eifersüchtige Ehegattin eine Dame in Verdacht, mit ihrem Ehemann in unerlaubten Beziehungen zu stehen. Um die Dame durch Detektivs beobachten lassen zu können, ließ man sie heimlich durch eine Momentaufnahme photographieren. Die Dame erhielt Kenntnis davon und erhob Klage auf Vernichtung der aufgenommenen Photographie nebst allen Abzügen und Negativen. Das Oberlandesgericht in Hamburg gab diesem Antrage statt, weil in der zum Zwecke der Beobachtung hergestellten Photographie eine Beleidigung der Dame enthalten sei, die ausdrücklich als ein ehrbares Fräulein bezeichnet wurde, indem sie dadurch als eine Person hingestellt werde, der zuzutrauen sei, daß sie ihre weibliche Ehre preisgebe.

Die zweite empfindliche Lücke, die das gegenwärtige Gesetz aufweist, besteht darin, daß ein Urheberrecht an der Photographie nur entsteht, wenn diese auf Bestellung hergestellt ist. Wie nun aber, wenn ein Photograph eine Photographie nicht nur ohne Wissen und Willen des Abgebildeten, sondern auch ohne jede Bestellung eigenmächtig aufgenommen hat? Auch hier hat ein berühmter Fall die Gerichte beschäftigt. Ein Photograph hatte im Seebade Cranz heimlich eine im Badeanzuge ins Wasser steigende Dame photographiert, das Bild dann vervielfältigt und auf Briefbeschwerern und ähnlichen Dingen gewerblich verkauft. Die Dame hatte Strafantrag wegen Beleidigung gestellt, und der Photograph wurde zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, ein Urteil, welches das Reichsgericht bestätigte, weil durch das Feilhalten der Bilder bei dritten die Annahme hervorgerufen würde, die Dame habe sich

Digitized by Google

freiwillig in einem so intimen, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Kostüm, wie es ein Badeanzug sei, photographieren lassen und sei mit der Ausstellung und Feilhaltung der Bilder einverstanden gewesen, was ein bedenkliches Licht auf das Scham- und Sittlichkeitsgefühl der Dame werfen und sie in den Augen andrer schwer schädigen würde. In einem andern Falle hatte sich die Klägerin, die früher Choristin im Olympia-Theater in Berlin war, bei einem Photographen unentgeltlich photographieren lassen und dafür dem Photographen das Recht eingeräumt, ihr Bild auszustellen und künstlerisch zu verwerten. Ein Fabrikant von Haarfärbemitteln hatte sich nun das Photogramm bei dem Photographen verschafft und benutzte dasselbe zu Reklamezwecken in der Weise, daß er es auf Flaschen von Haarfärbemitteln klebte, diese Haarfärbemittel in größeren Mengen in sein Schaufenster stellte und das Bild als große Reklame für Haarfärbemittel an der Ecke Friedrichstraße und Unter den Linden, also an einer der belebtesten Straßenecken Berlins, in einem von ihm gemieteten Schaufenster ausstellte. Die Klägerin behauptete, durch die widerrechtliche Benutzung ihres Bildes zu Reklamezwecken den peinlichsten Szenen ausgesetzt zu sein, da Leute, die sie nur oberflächlich kenne, auf sie zugetreten seien und ihr erklärt hätten, „Fräulein, ich habe Sie erst neulich bei Kranzler gesehen" u. s. w. Die Klägerin beantragte daher, dem Beklagten die weitere Benutzung der Photographie zur Reklame für Haarfärbemittel unter Strafandrohung zu untersagen. Der Beklagte berief sich darauf, daß sich die Klägerin ihres Urheberrechts durch Vertrag mit dem Photographen begeben habe und daß er von dem Photographen das ausschließliche Vervielfältigungsrecht erworben habe. Das Landgericht I in Berlin hat sich mit der Frage ausführlich beschäftigt und hat zunächst festgestellt, daß der Klägerin auf Grund des Photographiegesetzes ein Schutzrecht nicht zustehe, weil die Photographie nicht das Kalenderjahr enthalte, in dem die rechtmäßige Abbildung zuerst erschienen sei. Sodann ging das Gericht ausführlich auf Keyßners Theorie vom „Recht am eignen Bilde" ein. Das Gericht konnte sich jedoch nicht entschließen, das ungeschriebene Recht am eignen Bilde anzuerkennen. Es zog vielmehr vor, einen Ausweg zu betreten, den schon der berühmte Jurist Rudolf von Jhering in einem Aufsatze „Rechtsschutz gegen injuriöse Rechtsverletzungen" bereitgewiesen hatte. Jhering hatte nach gemeinem Recht in der römischen „Actio injuriarium" einen Schutz gegen den Mißbrauch der Photographie gefunden. Ebenso, meinte das Berliner Gericht, könne man auch unter Zugrundelegung der Tendenz des Bürgerlichen Gesetzbuches der Klägerin das Recht zubilligen, gegen die ihrem Ablommen mit dem Photographen nicht entsprechende Verwertung der Photographie Einspruch zu erheben, und zwar könne ihr Recht nur dadurch gewährleistet werden, daß man dem Verletzer gebiete, die Benutzung der Photographie zu unterlassen.

Noch ein weiterer Fall dürfte wohl noch in allgemeiner Erinnerung sein. In der auf den Tod des Fürsten Bismarck folgenden Nacht waren zwei Hamburger Photographen durch das offene Fenster in das Zimmer, in dem die Leiche des Fürsten ruhte, eingestiegen und hatten ohne Genehmigung der Erben eine Aufnahme des Sterbelagers, auf dem das Haupt des Verstorbenen sichtbar war, unter Anwendung von Blitzlicht angefertigt. Es erfolgte nicht nur die Bestrafung der eingestiegenen Photographen wegen Hausfriedensbruches, sondern auch auf Antrag der Familie Bismarck die Untersagung der Benutzung der Platte und die Verurteilung der Photographen zur Einwilligung in die Vernichtung der Negative, Platten und Plattenabzüge. Dieser Zivilprozeß durchlief nicht weniger als fünf Instanzen; in allen wurde das Einspruchsrecht der Erben, wenn auch mit wechselnder Begründung, anerkannt. Auffallend war, daß keines der Gerichte ein Recht am eignen Bilde zugrunde legte. Das Reichsgericht insbesondere fand das Rechtswidrige, das den Klageantrag rechtfertigte, lediglich im Hausfriedensbruch. Der Inhaber des Hausrechts habe die rechtliche und tatsächliche Möglichkeit, die photographische Aufnahme des umfriedeten Raumes zu verhindern. Diese Möglichkeit sei den Bismarckschen Erben durch das rechtswidrige Tun der beiden Photographen entzogen worden. Niemand dürfe aber das durch widerrechtliche Handlungen Entzogene unangefochten behalten, und den Erben stehe daher ein Recht auf Wiedererstattung alles dessen zu, was durch jene widerrechtliche Handlung aus ihrem Machtbereich in den der Hausfriedensbrecher gelangt sei, also auch ein Recht auf Vernichtung der photographischen Erzeugnisse. Obwohl das Urteil des Reichsgerichts vom allgemeinen Rechtsgefühl meist gebilligt wurde, wurde doch die Begründung des Urteils in juristischen Kreisen als durchaus verfehlt bezeichnet. Insbesondere hat der Berliner Professor Kohler daran eine wahrhaft vernichtende Kritik geübt. Ebenso könnte, meint Kohler spöttisch, der Besitzer einer Schweizer Villa, von der sich ein ganz besonderer Ausblick auf Eiger, Mönch und Jungfrau bietet, das unter Hausfriedensbruch erlangte Photogramm der Gebirgslandschaft herausverlangen. Ebenso könnte auch der Eigentümer eines Parkes, der den Besuchern dort Kaffee zu kochen verboten hat, den trotzdem gekochten Kaffee an sich nehmen, und schließlich müßte auch jemand, der mit gestohlener Tinte Verse schreibt oder mit Hilfe gestohlener Apparate experimentiert und Erfindungen macht, die literarischen oder technischen Ergebnisse ablefern.

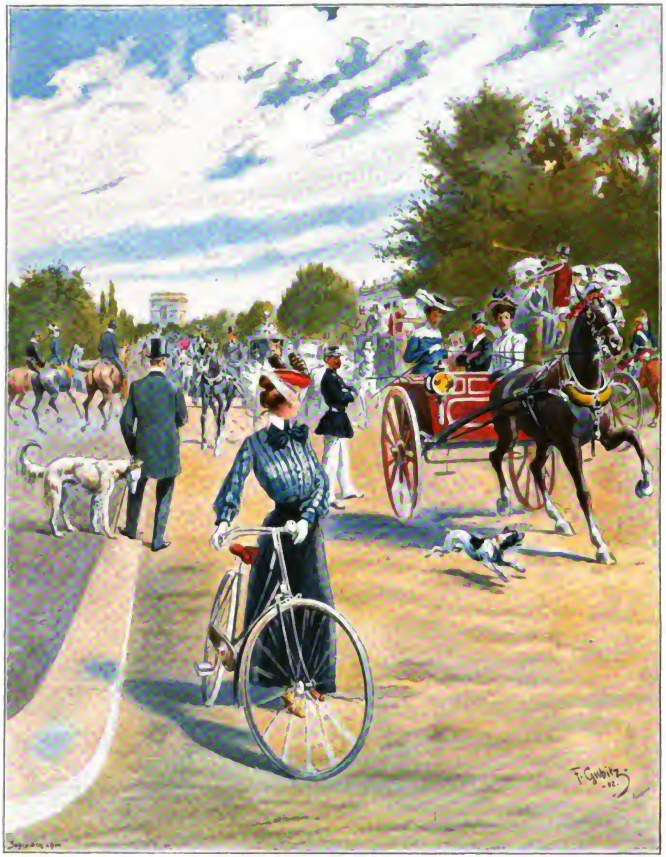
Alle diese Urteile, in denen durchweg ein Recht am eignen Bilde nicht anerkannt wurde, haben die juristische Wissenschaft dazu gedrängt, sich mit dem Problem des Rechts am eignen Bilde eingehender zu beschäftigen und eine gesetzliche Anerkennung dieses neuen Begriffes zu fordern. Schon der 26. deutsche Juristentag, der im Herbst 1902 in Berlin tagte, hatte die Frage auf seine Tagesordnung gesetzt: „Wie weit ist ein Recht am eignen Bilde anzuerkennen und zu schützen?" Die Frage mußte aber aus Zeitmangel auf den vorjährigen 27. deutschen Juristentag vertagt werden, der im September in Innsbruck abgehalten wurde. Es waren zwei Gutachten erstattet worden, von dem Königsberger Professor Gareis und dem Kammergerichtsrat Dr. Keyßner, die beide einen Schutz des Rechts

Digitized by Google

am eignen Bilde forderten, wenn sie auch über die Ausdehnung dieses Schutzrechts verschiedener Meinung waren. Denn daß dieses Recht am eignen Bilde nicht schrankenlos anerkannt werden könne, darüber war sich selbst der Vater dieses Rechtsbegriffes, Keyßner, klar. Man braucht nur an die Unentbehrlichkeit der Photographie im Dienste der Kriminalpolizei und andrer Behörden zu denken, um das zu verstehen. In welche Lage sollte unsre Strafrechtspflege wohl kommen, wenn die Kriminalpolizei jeden Verbrecher erst höflich fragen müßte: „Würden Sie auch gütigst gestatten, daß wir Sie für das Verbrecheralbum photographieren?“ Aber noch weitere Ausnahmen sind unentbehrlich. Festzüge und öffentliche Aufzüge sowie Versammlungen könnten überhaupt nicht mehr photographiert werden, wenn jede einzelne Person, die auf dem Bilde wiedergegeben ist, erst um ihre Erlaubnis zur photographischen Wiedergabe befragt werden müßte. Ferner würden auch vielfach Landschaftsbilder unmöglich werden, wenn zufällig darauf befindliche Personen ein Untersagungsrecht gegen die Verbreitung oder öffentliche Schaustellung des Bildes erhielten. Damit haben wir bereits drei berühmte Ausnahmen vom Recht am eignen Bilde als unumgänglich notwendig konstatiert, wenn auch schon hierüber die Ansichten auseinandergehen.

Der Hauptstreit dreht sich aber um eine vierte Ausnahme. Dürfen Personen aus dem Bereich der Zeitgeschichte ohne ihre Erlaubnis öffentlich dargestellt werden? Die Regierung selbst hat in dieser Frage ihren Standpunkt gewechselt. Schon im Jahre 1902 hatte die deutsche Regierung den Entwurf eines neuen Photographiegesetzes veröffentlicht, in dem auch das Recht am eignen Bilde seine Anerkennung fand. Danach sollten photographische Bildnisse und Porträts nur mit Einwilligung des Abgebildeten öffentlich verbreitet oder zur Schau gestellt werden dürfen. Dieses Recht am eignen Bilde sollte nicht nur lebenslänglich dauern, sondern auch den Abgebildeten noch zehn Jahre überleben, indem so lange nach dem Tode des Abgebildeten die Verbreitung oder öffentliche Schaustellung des Bildes der Einwilligung des überlebenden Ehegatten, der Eltern und der Kinder des Abgebildeten bedürfe. Von dieser Vorschrift wurden nur die obengenannten drei Ausnahmen, nämlich für Ereignisbilder, Landschaftsbilder und die Photographie im Dienst der Behörden, gemacht, in denen eine photographische Wiedergabe des Bildnisses einer Person ohne deren Erlaubnis zulässig sein sollte. Dagegen wurde ein Recht, Personen aus dem Bereich der Zeitgeschichte ohne ihre Erlaubnis bildlich darzustellen, nicht anerkannt. Gegen diese Lücke des Entwurfes erhob sich von vielen Seiten Widerspruch. Man denke nur an die vielen illustrierten Zeitschriften, die heute existieren und die es heute als ihre vornehmste Aufgabe betrachten, ihren Lesern Personen aus dem Bereich der Zeitgeschichte im Bilde vorzuführen. Die illustrierte Presse kann sich hierfür gewissermaßen schon auf ein Gewohnheitsrecht berufen, und sie übt dieses Recht nicht nur im eignen Interesse, sondern zugleich als ein bedeutsamer Kulturträger, denn das Volk hat nun einmal ein unbestrittenes Bedürfnis, diejenigen Persönlichkeiten, deren Name in aller Mund ist, auch von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Das Volk wird dadurch in die Lage gesetzt, sich einen viel anschaulicheren Begriff von seinen Führern in Politik, Wissenschaft, Kunst und Wirtschaftsleben zu machen. Wer weiß, ob der Altreichskanzler Fürst Bismarck jemals so populär geworden wäre, wenn sein Bild nicht in Tausenden und Abertausenden von Exemplaren in der ganzen Welt verbreitet worden wäre! Und diesem Recht der Presse, Persönlichkeiten aus dem Bereich der Zeitgeschichte im Bilde wiederzugeben, sollte mit einem Schlage der Boden entzogen werden? Das ging nicht an, um so weniger, als die Presse doch nun einmal international ist und es eine unverdiente Zurücksetzung der deutschen Presse gegenüber der ausländischen gewesen wäre, wenn durch ein deutsches Gesetz unsrer Presse die bildliche Darstellung von Personen aus dem Bereich der Zeitgeschichte untersagt worden wäre, während der ausländischen Presse dieses Recht nach wie vor unverwehrt geblieben wäre. Denn die Wiedergabe von Persönlichkeiten der Zeitgeschichte an das Erfordernis der vorherigen Erlaubnis zu knüpfen, wäre in vielen Fällen gleichbedeutend mit der völligen Untersagung gewesen. Meist sind Persönlichkeiten, wenn ihr Name gerade in aller Munde ist, gar nicht zu erreichen. Sie befinden sich auf Reisen oder in fernen Weltteilen. Noch schwieriger liegt der Fall bei soeben Verstorbenen. Wer kann genau wissen, welche Hinterbliebenen zu den Personen gehören, deren Erlaubnis eingeholt werden muß? Dem einmütigen Protest der Verleger illustrierter deutscher Zeitschriften, unterstützt von den Ausführungen hervorragender deutscher Rechtslehrer, insbesondere des Professors Kohler, ist es denn auch zu danken, wenn der kürzlich erschienene neue Entwurf eines Photographiegesetzes als vierte Ausnahme vom Recht am eignen Bilde auch die freie Wiedergabe von Persönlichkeiten aus dem Bereich der Zeitgeschichte anerkennt. Die Motive führen dabei aus, daß der Ausdruck „Bereich der Zeitgeschichte“ im weitesten Sinne zu verstehen sei. Er soll nicht nur die Verhältnisse des eigentlichen politischen Lebens, sondern auch alle sonstigen Vorgänge des Volks- und Kulturlebens umfassen, die für die Mitwelt Interesse bieten. Der Entwurf schränkt jedoch diese Freiheit für den Fall wieder ein, daß durch die Verbreitung oder Schaustellung ein berechtigtes Interesse des Abgebildeten verletzt wird. Dadurch soll namentlich verhütet werden, daß die Vorgänge des persönlichen, häuslichen und Familienlebens an die Oeffentlichkeit gezogen werden und daß das Bild für Zwecke verwendet wird, mit denen, ohne daß der Fall einer strafrechtlichen Beleidigung vorliegt, doch eine Kränkung des Abgebildeten oder die Gefahr irgendeiner Benachteiligung verbunden ist. Auf diesen Standpunkt hat sich auch der deutsche Juristentag in Innsbruck gestellt und die weitergehenden Forderungen Keyßners abgelehnt.

Digitized by Google



Auf der Avenue du Bois de Boulogne in Paris

Nach einem Aquarell von F. Gubitz

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

In einem kühlen Grunde

Thüringer Volkstrachten

Von

Rose Julien

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen der Verfasserin)

Der Thüringer Wald ist wohl das populärste unter den deutschen Gebirgen, liegt er doch geographisch so günstig inmitten des Reiches, daß zur Sommerszeit, wenn der Städter waldwärts flieht, von allen Seiten der Strom der Reisenden sich ergießt. „Herz Deutschlands" hat man ihn genannt, und es webt ein eigner heimlicher Zauber um die sanft geschwungenen Waldberge, durch die romantisch lieblichen Täler, ein Zauber, der auch dann noch wirksam ist, wenn man von weither kommt, wo die Natur uns durch Erhabenheit und Majestät bewegt hat. „Heimisch" weht es uns an. Ist's deshalb, weil wir auf Tritt und Schritt historischen Reminiszenzen begegnen, die mit Zeiten hoher Blüte Deutschlands eng verquickt sind und in der wiedererstandenen Wartburg noch heute ihren lebensvollen Ausdruck finden, oder deshalb, weil das sangesfrohe Ländchen uns die innigsten und gemütvollsten Volkslieder gegeben hat, die draußen im brausenden Strom der älter werdenden Welt wie Kindersang längst verklungen sind, hier aber noch als getragener Posthornklang oder lustiger Stimmenchor den Wald durchhallen? Vielleicht sprechen auch vertraute Stimmen zu uns, weil so vieles, was unsre größten Geister uns gegeben haben, aus Thüringer Boden entsprossen ist, oder es verwebt sich all das zu harmonischer Stimmung, die uns umfängt und noch lange nachgeht, wenn wir von dannen gezogen.

Freilich, je mehr im Sommer der Fremdenstrom schwillt, je mehr das Gesicht der Waldorte durch modische Villenstraßen sich ändert und das weltfernste Dörfchen sich „den Anforderungen der Neuzeit" anpaßt, desto mehr droht die Gefahr, daß ebendieser Stimmungszauber verloren geht, und Träumer und Poeten haben schon viel geklagt darüber. Aus diesem Grunde muß es dankbar anerkannt werden, daß sich seit einiger Zeit eine Bewegung fühlbar macht, charakteristisch thüringisches Volkstum zu erhalten, soweit es die rasch fließende Zeitströmung zuläßt, und dem Schwinden der alten Trachten und Sitten Einhalt zu tun. Wenn wir von jenen Kreisen absehen, die durch „Heimatkunst" das Interesse des gesamten Vaterlandes erwecken

Thüringer Kappe

Digitized by Google

und erhalten und das Heimatsgefühl ſtärken wollen, ſo gebührt dem Thüringer Wald-Verein und ſeinen Zweigen, den Verſchönerungsvereinen beſtimmter Orte, z. B. von Finſterbergen, manches Lob, hier fruchtbringend gewirkt zu haben. Es iſt ihm nicht uneingeſchränkt zuteil geworden, und beſonders fein empfindende Seelen haben bemängelt, daß Volkstümliches nur zu Schauſtellungen auferweckt und dadurch profaniert ſei.

Das iſt wohl allzu rigoros gedacht. Die Hauptſache iſt, daß Erfolge zu verzeichnen ſind, und man muß ſich über die Mittel mit dem Sprüchlein des Ignatius von Loyola tröſten. Es iſt im Grunde gar nicht ſo ſchlimm, das durch den Zweck geheiligte Mittel; alter Brauch, aus dem das Leben ſchwand, iſt doch nichts andres als Schauſtellung, und neues ihm einzuhauchen, gegen den Zeitſtrom zu ſchwimmen, bleibt ein Ding der Unmöglichkeit. Freuen wir uns, wenn es gelingt, ihm ſinniges Gedenken zu erhalten, denn es ſchwindet ſo viel Schönheitszauber, wenn er ganz verklingt.

Der Buſchhut

Die Hauptaufgabe war, im Volke ſelbſt das Intereſſe für die „Altertümer“ zu erwecken, und das geſchah zur Genüge, nachdem Anteil und Neugierde der geſchätzten „Stadtleute“ erregt war, durch deren Fragen und Forſchen, durch die Bewunderung, die ſie bereitwillig zollten, und es hat, ſoweit Gewand- und Hausratſtücke in Betracht kommen, das ſinnloſe Verſchleudern ſolcher an herumziehende Händler, wie es lange Zeit ganz und gäbe geweſen, ein Ende genommen. An vielen Orten iſt es freilich zu ſpät, da hat man den alten charakteriſtiſchen Silberſchmuck längſt gegen wertloſen modernen, übergoldeten Tand vertauſcht, den buntſeidenen Schürzenſtoff zum ſtädtiſchen Kleid verarbeitet, den Schrank oder gar den Ofen verkauft. Von der Männertracht ſind überhaupt ſchon ſeit Generationen faſt alle Spuren geſchwunden, und als vor Jahren auf der Leipziger Gewerbeausſtellung ein Thüringer Dörfchen dargeſtellt werden ſollte, da mußte auf dem ganzen Walde ein Aufgebot erlaſſen werden, um ein paar Stücke aufzutreiben, die als Modell dienen konnten für die Trachten, in denen die ſchmucken Burſchen dort die grüne Waldheimat repräſentierten. Die Thüringer Männertracht war übrigens im 18. und bis ins 19. Jahrhundert hinein die gleiche wie in andern Gegenden Mitteldeutſchlands. Schoßrock und Knieſtrumpf, Dreiſpitz und Schnallenſchuhe gaben ein ins Bäuerliche übertragenes Bild des Rokokoherrn. Dies betätigt nur, was ſich auch in andrer Weiſe äußert, daß zu allen Zeiten unter der bäuerlichen Bevölkerung das Beſtreben geherrſcht hat, das Gewand der Stadtleute nachzuahmen, daß darum auch die „Volkstracht“ Wandlungen unterworfen war, wenn auch naturgemäß nicht ſo häufig und ſo ſchnell wie die Städterkleidung.

Die Rock- und Miedertracht der Frauen, die wir als typiſch „bäuerlich“ anzuſehen uns gewöhnt

Die Flügelhaube

Kappe mit Abendmahlsband

Digitized by Google

Thüringer Mantel

Die Jugend im Thüringer Mantel

haben lehnt sich in den Grundformen durchaus an die Tracht der Bürgermädchen im 17. Jahrhundert, natürlich nach ländlicher Weise zugestutzt und vorwiegend in der reizvollen Zusammenstellung der Farben, in der Kopfbedeckung und allerlei Zutat charakteristischen Geschmack zur Schau tragend.

Anders war es mit den Kleidungsstücken, die das Schutzbedürfnis ersonnen hat, von denen zwei sich bis vor kurzem erhalten haben und das dritte wohl noch ein Dezennium überdauern wird. Das sind: das Kopftuch, das turbanartig den Kopf umschlang, der nützliche „Buschhut", der bei der Arbeit in Feld und Wald so prächtig schützte, der bis nach Hessen hinein getragen wurde, wo er wegen seiner Form „Pferdekopf" hieß, und der weite, faltige Frauenmantel. Sein Nutzwert besiegt die Zeit, und in vielen Gegenden ist er noch heute bei alt und jung beliebt. Auch das Kopftuch, das so kleidsam das Gesicht umrahmt, wird noch hier und da von älteren Frauen getragen, aber die heutige Generation hat es abgelegt und läßt sich die Bergluft frei um die Stirn wehen.

Die Thüringer Frauentracht ist nicht eigentlich eine reiche, wie wir sie z. B. im üppigen Frankenlande oder im wohlhabenden Elsaß finden, wo Samte und Brokate keine Seltenheit sind, aber immerhin zeigt sich in einzelnen Stücken Freude am Prunk. Die silbernen Halsbänder, deren altertümliche Form oft sehr reizvoll ist, sind durch Anhänger und Schaumünzen ergänzt, die originellen „Kopfstücke" aus Straußenfedern und Wachsperlen, die eine Zeitlang bei den ländlichen Schönen als Kulminationspunkt der Eleganz galten, haben manchen Taler zur Putzmacherin in die Stadt

Kopfputz Thüringer Bäuerinnen

Im Sonntagsstaat

Digitized by Google

geführt. Und nun gar die opulente Bänderpracht der Haube! Besonders die Bäuerinnen der Arnstädter Gegend sollen darin Sonderliches geleistet und ihre spannenbreiten Atlasschleifen fast den Boden gestreift haben, in ihrer Fülle und Ueppigkeit von rückwärts fast die ganze Gestalt verhüllend.

Aber im allgemeinen ist die Tracht der Thüringerinnen, die sich uns heute als „alte“ darstellt, graziös und zierlich und trotz der Buntheit der geblümten Tücher, der Schürze und des Rockstreifens diskret wirkend. Es ist zu bedauern, daß die Bekanntschaft damit unter den deutschen Frauen nicht verbreiteter ist, vielleicht verminderte sich sonst ein wenig die Monotonie der Kostümfeste, soweit Volkstrachten in Frage kommen, die durch die dort fast als Alleinherrscherin auftretende „Tirolerin“ erzeugt wird.

Am interessantesten sind die Kopfbedeckungen, deren Grund bei festlichen Gelegenheiten die sehr kleidsame „Kappe“ oder „Mütze“ bildete, die meistens in einer Schnebbe über der Stirn ausläuft. Nicht genug, daß die Rückseite dieser „Stirnkappe“ mit der Riesenschleife geziert war, es ergänzte noch allerhand andre Zutat den Kopfputz. So ward das vorerwähnte „Kopfstück“ aus „Federn“ darüber gebunden, dessen Herstellung durch die alte „Wimerer (Weimarer) Haube“ inspiriert worden sein soll, oder das „Abendmahlsband“ darum gelegt, ein mit Spitzen gezierter Samtstreifen, der bei feierlichen Gelegenheiten getragen wurde. In einigen Gegenden steckten sie ein buntblumiges Tuch darum, dessen Enden anmutig zu beiden Seiten des Gesichtes herniederfielen, damit die „Flügelhaube“ nachahmend, oder schlangen es, z. B. in der Koburger Gegend, als ringförmigen Bund.

Auch dem Unterscheidungsbedürfnis, das in dem damals ungleich stärkeren Heimatgefühl, dem volkstümlichen „Clan-Bewußtsein“, wurzelte, ward Rechnung getragen in allerlei Abzeichen und Farbenzusammenstellungen, durch die eine jede Schöne sich gleich offiziell zu ihrem Heimatort bekannte. Wer denkt heute noch daran! Die Alten klagen darüber: „Man weiß gar nicht mehr, woher sie sind, wenn sie daherkommen!“

Und sie berichten, wie einfach und übersichtlich es immer gewesen wäre, wenn sie sich zu Festen zusammengefunden hätten. Eine Freude war's gewesen für den, der zuerst gekommen, drunten im Tal zu sitzen und zu schauen, bis sie alle beieinander waren. Dort stieg drüben am Hang eine Schar herab, da hatten die Weiber an den dunkeln gefältelten Röcken breite hellgrüne Streifen, die weithin leuchteten. „Die aus dem Leinatal sind da! Seht, da kommen sie!“ hieß es dann. Und ein andres Häuflein zog feierlich in dunklerem Gewand heran, das waren die Friedrichröder, die sich immer etwas „feiner“ dünkten, und die Tabarzerinnen folgten mit den breiten Ruschen oben an der Stirnkappe. „Habt ihr die aus der Ruhl (Ruhla) nicht gesehen?“ Da schimmert's schon bunt droben am Hang, und ein kurzröckiger lustiger Schwarm stiebt heran. Fiedelklang! Und die wiegende Ländlerweise vereint sie alle in frohem Reigen.

Der Thüringer, der Abkömmling der alten Hermunduren, dessen Blut schon seit lange sich mit fränkischen, hessischen, ja slawischen Elementen geeint, ist dem Festefeiern nicht minder hold wie andre Söhne des deutschen Vaterlandes, und er bekundet seinen aufs Nützliche gerichteten Sinn, indem er meist mit „Schmäusen“ feiert. Man täte ihm aber unrecht, daraus zu schließen, daß er ein Schlemmer sei. Weil sein Leben im großen und ganzen ein kärgliches ist, gönnt er sich das reichliche Mahl am festlichen Tage. In manchen Gegenden muß selbst der „Maibaum“, der nach uralter Sitte das Pfingstfest verherrlicht, ein wenig praktischen Zwecken huldigen, behängt man ihn doch mit Würsten und buntem Kram, nach denen kletternd die jungen Burschen streben. Solche Feste tragen Glanz und Sonnenschein in das Dasein des Thüringers, der sonst hart zu ringen hat um des Lebens Notdurft, wenigstens „droben auf dem Walde“, wo der Boden karg ist. Daß die Idylle einen Schönheitszauber um die kleinen Häuser webt, darf uns nicht darüber täuschen, daß sie nur selten Zeichen von Wohlhäbigkeit tragen.

Eine alte trauliche Sitte, die sich bis heute erhalten hat und wohl der „Spinnstube“ ihren Ursprung dankt, ist das „Lichterstuben gehen“. Zur Winterszeit, wenn rieselnder Schnee das frohe Waldweben draußen mit seinem Leichentuch deckt, schließen die Menschen im Törfchen dirin sich fester zusammen. Bald ist bei einem Nachbarn, bald bei dem andern „Lichterstube“ angesagt, wo sie sich alle einfinden mit oder ohne Arbeit, Männer und Weiber, um daheim Licht zu sparen und mit geselliger Rede der endlosen Winternacht Stunden zu kürzen. Da gibt's launige Rede und Gegenrede, denn der Thüringer hat einen fixen Kopf, auch banaler Klatsch fehlt nicht, aber wenn „Aktuelles“ erschöpft, klingen alte Sagen und Märchen wieder, und ob nicht noch heute manche blondzöpfige Maid bänglich nach dem nachtschwarzen Fenster schielt, durch das Frau Holle den Fleiß der Braven überwacht?

Und wenn zur Sommerszeit an lauen Abenden der Vollmond sein weißes Licht über den Tälern webt, dann ziehen Burschen und Mädchen hinaus zum Waldesraud, und bis tief in die Nacht hinein schallt froher Gesang und Harmonikaklang ins Dorf hinab. Alle die alten Lieder sind's vom „Mühlenrad im kühlen Grund,“ von „Straßburg, der wunderschönen Stadt,“ und von „ewiger Lieb“, — wer kennt sie alle noch! — Der müde Tourist, der schlafen möchte, grollt ihnen vielleicht, den unermüdlichen menschlichen Nachtigallen, die erst heimwärts ziehen, wenn der Mond sich blaß zum Horizonte neigt, aber der Schwärmer labt sich an ihrem Sang. Ihm eint er sich mit Waldesbrausen und Bachesrauschen zu einer wundervollen Melodie, bei der des Alltags monotones Geräusch verklingt, tausend Gestalten aus Geschichte und Sage grüßend vorüberziehen und die Seele Einkehr hält in eine schlichte, sinnige Schönheitswelt.

Digitized by Google

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Ein schlechter Scherz

Nach dem Gemälde von Ernst Zimmermann (München)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Par distance

Eine Erzählung in Briefen

von

Margarete Stadler

Herr Dr. Friedrich Lorbeck, Amtsrichter in B., an die Redaktion der Täglichen Nachrichten in K.

Sehr geehrter Herr!

Ich bitte höflichst um Verzeihung, daß ich mir die Freiheit nehme, die verehrliche Redaktion mit einer Anfrage zu belästigen, indessen wage ich zu hoffen, daß dieselbe, wenn auch vielleicht nicht beantwortet, so doch verstanden, die Empfindung, aus der heraus ich schreibe, gewürdigt wird.

Ich habe soeben in der Sonntagsnummer Ihres hochgeschätzten Blattes die kleine Skizze „Märzluft" von Marianne Herwig gelesen. In dem Milieu, das dort geschildert wird, bin ich groß geworden, und zwar, wie ich glaube mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, mit „Professors Heinrich", dem Helden des kleinen Idylls, der, wie die Verfasserin sagt, „aus einem schlanken, idealen Jüngling zu einem behäbigen Hauptmann wurde, der in der Wahl seines Schwiegervaters sehr vorsichtig gewesen ist und die Zeit, da er Veilchensträuße und Verse verschenkte, längst vergaß!" Begreiflicherweise umwehte mich beim Lesen der Idylle, die Ort und Zeit so anschaulich schildert, dieselbe Luft, die Frau Marianne Herwig umfing, als sie im Tarameter langsam durch ihre alte Heimat fuhr, die auch die meine ist: es war eben die Heimatsluft der Kindheit!

Die Redaktion würde mich außerordentlich verpflichten, wenn sie mir den Mädchennamen der Verfasserin mitteilen würde, den ich zu kennen vermute. Wenn ich mit meiner Annahme recht habe, so hat sich der subjektive Teil des „Berliner Idylls", die Geschichte dieser jungen Liebe, die aus Rücksicht auf Geld und Gut eine unglückliche war, unter meinen Augen abgespielt und „Professors Heinrich", der Held der kleinen Skizze, war mein liebster Jugendfreund.

Ich gebe zu, daß diese Anfrage für Sie, sehr geehrter Herr Redakteur, eine sehr verwunderliche ist. Aber die „Märzluft" steckt jedem in den Knochen, und nicht nur Frau Marianne Herwig wird davon berührt.

Ihrer freundlichen Antwort entgegensehend
gehorsamst
Dr. Friedrich Lorbeck,
Amtsrichter in B.

Die Redaktion der Täglichen Nachrichten in K. an Frau Marianne Herwig in L.

Wir gestatten uns, Ihnen inliegenden Brief zu gefälliger direkter Erledigung ergebenst zu überreichen.

Hochachtungsvoll
Die Redaktion der Täglichen Nachrichten in K.

Frau Marianne Herwig an Herrn Dr. F. Lorbeck.

L. im März

Sehr geehrter Herr Doktor!

Von der Redaktion der Täglichen Nachrichten erhielt ich einen Brief „zu direkter Erledigung", der mir große Freude bereitete, ebenso als Rezension meiner kleinen Skizze, wie auch als Lebenszeichen von einem lieben Jugendbekannten. Denn natürlich hat das scharfblickende Auge des Juristen richtig bis in die entlegensten Winkel der Zeitungsschreibstuben gesehen: ich bin wirklich einmal Marianne Volkhard gewesen, und wir beide waren wirklich einmal zusammen jung! — Und wenn auch vielleicht die Redaktion der Täglichen Nachrichten Ihre Stimmung nicht recht zu würdigen wußte, so habe ich es dafür um so mehr getan! — Verzeihen Sie den banalen Satz: Ja, ja, die Zeit vergeht! Sie machte nicht nur aus Professors Heinrich, dem schlanken Primaner, einen behäbigen Hauptmann, sondern auch aus seinem Freunde, dem fleißigen Studenten, einen gestrengen Herrn Amtsrichter. Und ich selbst bin in ernsten Jahren, deren ich in der kleinen Skizze gedachte, allmählich so alt geworden, daß ich, wie Sie gesehen haben, bereits beginne, Jugenderinnerungen auszukramen, in denen Ihr elterliches Haus und der Garten, in dem wir damals zwischen Flieder und Rotdorn, unter weisen Gesprächen über Goethes Lyrik und Spielhagens Romane, spazieren gingen, eine bedeutende Rolle spielt. Wie schön, daß es mir gelungen ist, Ihnen diese lieben Bilder aus unser gemeinsamen Jugendzeit zurückzurufen, vor allem aber, wie schön ist die Frühlingsluft, die einen gestrengen Herrn des Gesetzes einen so herzlichen Brief verfassen läßt, so daß wir uns nun noch einmal gleichsam einen „Gruß der Geister über den Wassern" zurufen können.

Mit dem Wunsche, daß es Ihnen, sehr geehrter Herr Doktor, seit jener Zeit recht gut ergangen ist — ich würde mich herzlich freuen, darüber etwas von Ihnen zu hören —, erlaube ich mir, Ihnen im Geiste kräftig die Hand zu schütteln und begrüße Sie als

Ihre sehr ergebene
Marianne Herwig, geb. Volkhard.

Digitized by Google

B. im April

Meine hochverehrte gnädige Frau!

Gehorsamsten Dank für Ihren gütigen Brief, den ich gern sehr interessant beantworten möchte, doch leider gibt es aus dem Leben eines Juristen, den des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr zeitüber im Geleise hielt, wenig zu berichten. Das meinige ist seit unsern Jugendtagen programmäßig verlaufen: einige Universitätsjahre, energisches Arbeiten in kleinen und großen Städten, bis ich hier in der Fabrikstadt B. als Amtsrichter gelandet bin. — Hier ist kein angenehmes Hausen für den „Nichteingeborenen", um so weniger wenn er keine Kohlen- oder Eisenwerke aufweisen kann. Und ich kann mich schwer so weit einleben, um von Land und Leuten eine so interessante Schilderung zu geben, als ich sie einer Schriftstellerin von Fach zumuten dürfte. Um so mehr erfreute mich hier in meiner innerlichen Einsamkeit Ihre kleine Stizze, die mir unsre Jugend so lebhaft vor Augen führte, um so mehr auch würde es mich freuen, von Ihnen und Ihrem Leben zu hören. Aus der „Märzluft" erfuhr ich nur, daß Sie nach kurzem Ehеglück Witwe wurden und nun den Segen der Arbeit für mächtiger erklären als Glück und Leid. Ich nehme großen und aufrichtigen Anteil an Ihrem Geschick und hoffe, der Freudenblumen an Ihrem Wege sind viele.

Wenn es Ihre Zeit erlaubt, mir von Ihnen zu erzählen, wäre ich sehr dankbar. Ich vermisse schmerzlich in der mir fremdbleibenden Umgebung den Gedankenaustausch mit verständnisvollen Menschen, der mir eigentlich, wenn ich es recht bedenke, lebenslang gefehlt hat.

Es empfiehlt sich Ihnen

ganz gehorsamst

Friedrich Lorbeck.

L. im April

Sehr geehrter Herr Doktor!

Wir Menschen sind ein seltsames Geschlecht. Innerlich einsam, voll Sehnsucht nach Verstehenden, gehen wir über die oft recht öden und nüchternen Pfade des Lebens. Kommt uns aber einmal die Gelegenheit, als Mensch zum Menschen zu reden, so haben wir uns durch einen endlosen Wust von Redensarten und Höflichkeiten zu arbeiten, bis die knapp bemessene Zeit vorüber ist, bis man aus Furcht vor irgendwelcher Verletzung der Form — den Inhalt verbirgt! — Diese Empfindungen weckte mir Ihr freundlicher Brief. Aus Ihrem Schreiben an die Redaktion, das einer Aufwallung entsprang, hatte mich etwas wie Jugend und Heimatluft gegrüßt, gerade wie es Ihnen mit meiner Stizze erging. Warum schreiben Sie jetzt als hochwohlgeborener Amtsrichter „ganz gehorsamst" an eine „gnädige Frau"? Einzig und allein aus Respekt vor dem endlosen Wust! Wenn Sie den beiseite lassen, schreibe ich gern. Uns armen Skribenten bleibt in dieser formenklugen Welt, in welcher der einzelne während seines ganzen Lebens mit Betrachtung der Aeußerlichkeiten beschäftigt ist, ohnehin nur die „Flucht in die Oeffentlichkeit" übrig, wenn wir Empfindungen zu Wort kommen lassen wollen, deren wir Leute von der Kunst vielleicht mehr haben als andre Sterbliche!

Was ich von meinem Leben berichten könnte, haben Sie in der Stizze gelesen: daß ich seinerzeit manches Jahr brauchte, um über die dereinstige Backfischliebe hinwegzukommen, und es Ihrem Freunde nicht verzeihen konnte, daß er nicht um meinetwillen Degen und Epauletten an den Nagel hing. Durch tüchtiges Arbeiten ist es mir schließlich gelungen, den Eindruck der ersten Enttäuschung, die bekanntlich die schwerste ist, zu überwinden, um so mehr als ich in dem langjährigen Freunde unsers Hauses einen gütigen Gatten fand. Und als ich ihn nach kurzer Ehe wieder verlor, mußte wieder die Arbeit mir helfen, das Leben zu ertragen. Und sie hat mich gelehrt, daß unser Streben uns zu Herren unsers Schicksals machen kann. Von diesem Standpunkt betrachtet, haben mir Welt und Menschen ein andres Aussehen gewonnen. Nicht aus müßiger Neugier bitte ich Sie daher, in Ihrem nächsten Briefe nun etwas mehr innerer als äußerer Erlebnisse zu gedenken, sondern weil wir Porträtmaler von der Feder das Angesicht der Seele ebenso klar sehen müssen wie andre Menschen die Gesichtszüge, um einander kennen zu lernen. Damit seien Sie bestens gegrüßt von

Marianne Herwig.

B. im Mai

Hochverehrte Frau!

Sie sehen, ich bin gehorsam und verzichte auf „Gnädigkeit". Ich will auch weiter gehorsam sein und Ihnen, „innerer Erlebnisse gedenkend", zunächst eine kleine Geschichte erzählen: Es waren einmal zwei Freunde, der eine, schlank und rank, verdrehte allen Mädchen die Köpfe in seiner fröhlichen, von keines Gedankens Blässe angekränkelten Art. Der andre, unschön und eckig, ein Bücherwurm, half dem Freunde gern bei Aufsätzen und Mathematik, wie es seine überlegene Stellung als Student dem Primaner gegenüber mit sich brachte. Sie waren unzertrennlich und verliebten sich auch eines Tages in dasselbe schwarzlockige und schwarzäugige Mädchen, das damals noch, die Schulmappe am Arm, in die Selekta ging. Der Häßliche war verständig genug, um es selbstverständlich zu finden, daß sie nur für seinen Freund Augen hatte, daß ihm ihr Erröten galt bis unter die krausen Stirnhaare hinauf, wenn die beiden die kleine Schönheit trafen, und daß sie schließlich seine sehr weltschmerzlich gefärbte feurige Liebeserklärung nicht ernst nahm. Er fand es selbstverständlich — aber es tat ihm sehr weh! Und der einzige Trost, daß sie mit ihm sich viel mehr und so ernsthaft, als es ihre junge Weisheit zuließ, unterhielt, verfing auf die Dauer nicht recht.

So vergingen die Jahre, und das Schicksal trennte die drei. Das junge Liebespaar schied voneinander mit vielen schönen Worten, und jedes von ihnen suchte auf seine Weise das Glück. „Sie" traf bald einen, der sie liebte, „er" machte eine reiche Heirat, und der dritte sah ihre dunkeln Augen noch jahrelang in Träumen von Glück und Jugend, ohne ihr mehr davon zu verraten, als er in einem kleinen Liede aussprach. Wollen Sie es hören? Es war ein Geburtstagsgruß, den er mit den Worten beschloß:

Digitized by Google

Ich bin fern, allein.
Ernst und still mein Streben:
Aber, denk' ich dein,
Strömt's wie Sonnenschein
Durch mein einsam Leben!

Eine Antwort erhielt er nicht, wohl aber las er bald darauf ihre Verlobungsanzeige.

Er hat dann gelebt wie alle andern. Sie kennen ja das Gleichnis vom Lebensbecher mit Schaum und Hefe — er hat ihn auch geleert! Er hat in manch ein schönes Frauenauge gesehen und sein Blut oft rascher fließen gefühlt in Begehren und Genießen: sein Herz hat er keiner gegeben!

Und wenn ich noch hinzufüge, daß der schöne schlanke Blonde „Professors Heinrich" war, so werden Sie die beiden andern auch leicht erraten. Die Offenheit dürfen Sie aber nicht übel nehmen

Ihrem Friedrich Lorbeck.

L. im Mai

Werter Herr Doktor!

Ihre kleine Geschichte — lachen Sie nicht über meine Sentimentalität! — hat mich ganz weichmütig gestimmt und macht es mir schwer, Ihnen viel zu schreiben. Ich schicke Ihnen statt eines Briefes lieber ein paar vor kurzem erschienene Skizzen; da ich mich in meinem Denken und Fühlen in meinen Arbeiten immer selbst gebe, können sie leicht einen Brief ersetzen.

Herzlichen Gruß. Freundschaftlichst
Ihre Marianne Herwig.

Zwei Monate später

Verehrte Freundin!

Es ist nun ein reichliches Vierteljahr verflossen, seit der Zufall uns wieder Kenntnis voneinander gab, und es ist mir, als wären seit jenem grüßenden Wehen der „Märzluft" ebensoviel Jahre verstrichen, als es Monate sind, und unser regelmäßiger Gedankenaustausch ist mir unentbehrlich geworden. Wie jene kleine erste Skizze, die mich wieder auf Ihre Spur leitete, so haben mir Ihre Briefe, Ihre Erzählungen ein anschauliches Bild Ihres Wesens, Ihrer klaren, kraftvollen Persönlichkeit gegeben, derengleichen man wohl nicht häufig antrifft und um deren Freundschaft man mit allen Kräften werben möchte.

Nun ist die Märzluft verweht, und die Rosen stehen in voller Blüte. In den Straßen der großen Städte wird es eng und staubig, und wir Leute von der Arbeit ruhen wohl gern einmal aus, wo man ein wenig Himmel und Sonne sieht. Mit andern Worten: die Ferien stehen vor der Tür und die Wanderzeit ist da. Können wir sie nicht benutzen, um uns einmal wieder zu sehen, vielleicht irgendwo, an einem hübschen Fleck Erde ein paar Wochen zuzubringen? Briefe sind doch nur ein schwacher Ersatz für lebendige Worte! Ich sehe voll Spannung Ihrer Antwort entgegen. Bitte, entscheiden Sie gütevoll!

Ihr altergebener Friedrich Lorbeck.

L., eine Woche später

Lieber Freund!

Warum wollen wir uns in diese peinliche Situation bringen? Es tut mir leid, es gestehen zu müssen — aber meine Eitelkeit will nicht recht einwilligen. Nur wenigen unter uns Frauen ist es vergönnt, mit den Jahren nicht nur älter, sondern auch wertvoller zu werden. Dagegen verfährt die Zeit äußerlich mit uns weit grausamer als mit dem Manne. Ich möchte nun das Bild, das Sie von mir vielleicht in Erinnerung haben, nicht gern selbst zerstören. Ich habe damals so viel Schmeichelhaftes von allen möglichen Seiten gehört, daß ich nachträglich selbst daran glaube. Ich möchte jetzt nicht mit ängstlicher Sorgfalt eine möglichst vorteilhafte Toilette wählen, die den Teint jung erscheinen läßt, und nicht meine kunstlose Haartracht ändern, um den weißen Streifen an den Schläfen zu verbergen. Seelisch und geistig viel verwinden und verarbeiten müssen, erhält nur den Geist elastisch und läßt die Züge schneller altern.

Und wenn ich auch im allgemeinen frei bin von Eitelkeit: das unvermeidliche „Ach, wie schade," möchte ich just in Ihren Augen nicht gern lesen! Also denke ich, wir bleiben lieber beim schriftlichen Verkehr, der eine große Freude ist

Ihrer freundschaftlich ergebenen
Marianne Herwig

B., zwei Tage später

Meine kluge Verehrte!

Also doch nicht nur starkgeistige moderne Frau, sondern auch — Gott sei Dank! — echte Evastochter! Nicht nur in der stattlichen Portion Eitelkeit, sondern auch in der Unvorsichtigkeit, mit der Sie sich durchschauen lassen! Der Sonnenschein ist vielleicht schuld daran, ich weiß es nicht, aber ich bin ganz übermütig, seit ich Ihren letzten Brief erhielt. Wissen Sie eigentlich, daß Sie in demselben ein sehr großes persönliches Interesse verraten? Denn sonst könnte Marianne Herwig, die groß und stolz denkende Ritterin vom Geist, sich kaum dafür interessieren, ob ein alter Bekannter aus den ersten Jugendjahren findet, daß sie in siebzehn Jahren, seit ihrem sechzehnten Geburtstag, etwas älter geworden sei. Ich bin besser daran: Häßlicher als ich damals war, kann ich nicht geworden sein, das weiß ich gewiß! — Aber nun lassen Sie uns im Ernst sprechen: Verleumden Sie sich selbst nicht: Sie werden weder die Locken brennen — mir würde das aus naheliegenden Gründen sehr schwer fallen! — noch eine besonders kleidsame Toilette anlegen, auch keinen roten Seidenschleier über die Lampe werfen, der uns beide in vorteilhaft gedämpftem Licht erscheinen läßt, damit kein Fältchen verrät, daß die Jugend verflogen ist. Sondern Sie werden mir erlauben, auf meiner Reise nach Tirol am Sonntag in L. Station zu machen und mich auf einen Löffel Suppe bescheidentlichst einzuladen, sowie auf eine oder mehrere ernsthafte Plauderstunden, in denen wir nicht nur der Vergangenheit gedenken, sondern auch der Zukunft, auf die wir beide noch ein volles Anrecht haben!

Dies die aufrichtige Meinung
Ihres treu ergebenen Friedrich Lorbeck.

L., zwei Tage später

Mein lieber Freund!

Wir wollen einmal ganz offen sein! Sie wollen kommen und sehen, ob ich noch im entferntesten

Digitized by Google

dem Bilde gleiche, das Ihnen von Ihrer einstigen Jugendliebe vorschwebt und zu der man bekanntlich „revient toujours!“ Sollte das der Fall sein, so wollen Sie mir huldvoll und gnädig Ihre Hand anbieten, auf daß alle Vettern und Basen ihre Hände über dem Kopf zusammenschlagen ob des Riesenglücks, das mir noch mit dreiunddreißig Jahren in Gestalt eines wohlbestallten Amtsrichters zuteil wird. Aber eben diese Möglichkeit möchte ich gern vermeiden, denn die glänzende Medaille hat auch eine Kehrseite. Seit mein lieber guter Hans Herwig mich als sechsundzwanzigjährige Witwe in der Welt allein ließ, sind sieben Jahre verflossen. Und was ich seit jener Zeit an Freude und Befriedigung, an Liebe und Freundschaft, an Lebensgenuß und Lebensaufgaben erfuhr, habe ich mir selbst zu danken. Und auch durch meine Seele ist der Sturm der Leidenschaft gegangen, wenn ich auch ein neues Glück nicht fand.

Und so bin ich zum „rankenden Efeu“ zu selbständig geworden; mein ganzes Ich in den Armen des Gatten dahinschwinden zu sehen, das verstände ich nicht mehr. Und mein eigenstes Streben und Arbeiten ist mir zu ernst und hoch, als daß ich meinen könnte, Küche und Keller hätten eine höhere Daseinsberechtigung als mein stilles, trauliches Arbeitszimmer! Warum also wollen wir unsre schöne Freundschaft so leichtsinnig aufs Spiel setzen? Denn ich kenne die Männer gut genug, um zu wissen, daß ihr Interesse rasch verweht matt gewordenen Augen und grau meliertem Haar gegenüber! Und einzig und allein weil ich im Leben zu viel verloren habe, nm mit Leichtigkeit an den Verlust unsers freundschaftlichen Verkehrs zu denken, möchte ich Ihren Besuch lieber dankend ablehnen. Zürnen Sie deshalb nicht

Ihrer Marianne Herwig.

B. am selben Tage

Marianne!

Um die Seele will ich werben, die mir aus Ihren Worten sprach, aus Worten, die mir zuerst ein Zufall, ohne daß ich ahnte, wer sie gesprochen, in die Hände spielte. Ob diese Seele aus matten oder glänzenden Augen leuchtet, ob die Stirn, hinter der so tapfer die Gedanken arbeiten, von grauem oder dunkelm Haar umrahmt ist, das gilt mir gleich —, mir hat Ihrer Seele starker Flügelschlag etwas wie einen Hauch ewiger Jugend zugetragen. Und keine schwache Schwärmerin möchte ich jemals neben mir haben, sondern die tapfere, kraftvolle gute Kameradin ersehne ich, die, zielbewußt und kundig des Weges, neben mir durchs Leben ginge — mutig und kraftvoll, aber Hand in Hand!

Danach will ich Sie fragen, Marianne, die ich damals in jener kindlichen Liebeserklärung, die mir dennoch heiliger Ernst war, „meine Sonne“ genannt habe, meine Sonne, deren Leuchten mich nun wieder erwärmt im tiefsten Herzen!

Friedrich.

Telegramm an Herrn Amtsrichter Dr. Lorbeck.

Ich erwarte Sie am Sonntag. M.

An die Expedition der Täglichen Nachrichten in K.

Absender bittet um Aufnahme folgender Anzeige:

Marianne Herwig-Volkhard
Dr. Friedrich Lorbeck
Verlobte.

Literatur

Weit über die engeren Kreise der Fachgelehrten hinaus hat das klassische Werk von Theodor Gomperz „Griechische Denker“ Verbreitung gefunden. So darf denn ein Buch, in dem wir den großen Wiener Gelehrten vor allem als Menschen in seiner Stellung zu Tagesfragen, in seinen weitverzweigten persönlichen Beziehungen zu Freunden und Berufsgenossen kennen lernen, auf ein lebhaftes, allgemeines Interesse rechnen. Dies Buch ist der schöne, von der Teutschen Verlags-Anstalt (Stuttgart) herausgegebene Band: „Theodor Gomperz, Essays und Erinnerungen. Mit dem Bildnis des Verfassers von F. v. Lenbach.“ An der Spitze stehen die „Lebenserinnerungen“, die u. a. einen kulturhistorisch höchst lehrreichen Rückblick über des Verfassers Familiengeschichte, ein schönes Bild aus dem Leben im Vaterhaus geben und uns bis zu dem Zeitpunkt geleiten, da Gomperz nach langem Schwanken sich endgültig für den Gelehrtenberuf und für das Gebiet der klassischen Philologie entschied. Unter den Charakteristiken, die der Band enthält, seien besonders die von Jakob Bernays, Theodor Mommsen und Grote, unter den Aufsätzen zur antiken Welt- und Kulturgeschichte die Vorträge über Demosthenes, über Traumdeutung und Zauberei, über Aristoteles' Schrift vom Staatswesen der Athener hervorgehoben. Mit Kulturfragen der Gegenwart beschäftigen sich Abhandlungen über den „Zionismus“, über „Realismus und klassisches Altertum“, über „Die Gründung einer Teutschen Akademie“. Das sind nur ein paar Andeutungen über den reichen Inhalt des Buches, das in jedem einzelnen der in ihm zusammengefaßten Aufsätze, ja man darf sagen: auf jeder Seite den vornehmen, fein gebildeten und unabhängigen Geist des Verfassers bezeugt, der nicht nur ein großer Gelehrter, sondern auch ein reich und warm empfindender Mensch, ein Weltmann von europäischer Weite des Gesichtskreises und einer unsrer besten Stilisten ist.

— Meyers „Italien in 60 Tagen“, dieser Auszug aus dem großen dreibändigen Italienführer von Gsell-Fels, ist soeben in achter Auflage erschienen (Leipzig, Bibliographisches Institut, 9 Mark), gerade zur rechten Zeit, um den heurigen Italienfahrern mit gutem Rat und Angaben jüngsten Datums beizustehen. An der Einteilung und Behandlung des Stoffes ist nichts geändert, wohl aber erfreut der Kundige leicht überall die sorgsam besserude Hand des Herausgebers, der mit emsigem Fleiß bemüht ist, sein Werk auf der Höhe zu halten. Was den Vorzug dieses Italienführers ausmacht, ist einesteils der Umstand, daß der Hauptton in ihm auf diejenigen Städte und Gegenden gelegt ist, die von allen Touristen besucht zu werden pflegen, dann aber, daß in ihm ausführlicher als in andern gleichartigen Büchern die Bauliebleien, Stulpturen und Bilder geschildert werden, die den Höhepunkt der italienischen Kunst repräsentieren und die darum jeder Reisende sehen will. Ein sauber gedruckter und ausgiebiger Kartenapparat sorgt auch in der Neuausgabe dafür, die Brauchbarkeit des handlich gehaltenen Buches zu gewährleisten, das seinen Platz in der Welt schon längst erobert hat.

— Woldemar von Seidlitz hat bei der Verlagsanstalt Bruckmann in München Goethes kleinere Aufsätze herausgegeben. Das zierlich ausgestattete Bändchen (Preis geb. 3½ Mark) dürfte gleich der im gleichen Verlage erschienenen Lesischen Sammlung „Gedanken aus Goethes Werken“ jedem Goethe-Freunde eine angenehme Ueberraschung bereiten. Unter den halbvergessenen Schätzchen, die das Buch vereinigt, befindet sich manch vortrefflicher Aufsatz, der in dem, was und wie er es behandelt, auch heute noch unser lebhaftes Interesse beansprucht. So konnte es als eine gewiß dankenswerte Aufgabe erscheinen, diese Aufsätze, nach Kulturgeschichte, Literatur, Kunst, Naturwissenschaft, Religion rubrizierl, mit knappen Erläuterungen zu handlichem Gebrauche zusammenzustellen.

Digitized by Google

AUS ALLER WELT

FRITZ REGENHART.

Phot. Carl Rheinacar

Der Deutsche Kronprinz in Florenz

Der Deutsche Kronprinz in Florenz

Der Deutsche Kronprinz weilte kürzlich anderthalb Wochen in Florenz, um seine Braut, Herzogin Cecilie von Mecklenburg, zu sehen, welche die letzten Wintermonate mit ihrer Mutter, der Großherzogin Anastasia, in Cannes zubringt und von dort aus unmittelbar vor dem Kronprinzen in der Blumenstadt eingetroffen war. Der Kronprinz wohnte in einem Hotel am Arno, gegenüber dem Hotel, in dem seine Braut und ihre Mutter abgestiegen waren. Die Herrschaften besuchten während ihres Aufenthaltes die Kunstsammlungen und die Umgebung der Stadt mit großem Eifer und Interesse und ließen es sich daneben angelegen sein, auch das Volksleben der alten Mediceerstadt soviel wie möglich kennen zu lernen. Am 18. Februar trat der Kronprinz die Rückreise nach Berlin an, während sich die Großherzogin Anastasia und die Herzogin Cecilie wieder nach Cannes begaben.

Das Coligny-Denkmal in Berlin

Dem französischen Admiral Coligny, der in der Bartholomäusnacht 1572 ermordet wurde, ist in Berlin vor der Nordfassade des Kaiserlichen Schlosses ein Denkmal errichtet und am 16. Februar in Gegenwart des Kaiserpaares und des Prinzen August Wilhelm enthüllt worden. Den Anlaß dieser Ehrung seines Andenkens bildet der Umstand, daß Coligny, der sich unter Franz I. und Heinrich II. als Feldherr und Staatsmann große Verdienste um Frankreich erworben hat, ein Ahnherr unsers Kaisers ist, insofern die Gemahlin des Großen Kurfürsten, Luise Henriette, eine Urenkelin Colignys war. Die etwas über 2 Meter hohe Bronzestatue zeigt Coligny, der bekanntlich auch in Paris ein Denkmal hat, in spanischer Tracht; sie steht auf einem Postament aus dunkelbraunem schwedischen Granit, das an der Vorderseite eine große bronzene Inschrifttafel mit historischen Angaben über den Dargestellten trägt. Der Schöpfer des Denkmals ist Graf Emil Friedrich von Görtz-Schlitz (geb. 1851), ein Studien- und Jagdfreund des Kaisers, der auch die Gruppe Ludwigs des Römers in der Siegesallee geschaffen hat. Seiner hohen Befriedigung über das Denkmal hat der Kaiser in ehrenvoller Weise Ausdruck gegeben, indem er dem Grafen Görtz den höchsten preußischen Orden, den Schwarzen Adlerorden, den bisher von Künstlern nur Adolf Menzel besaß, verliehen hat.

Phot. H. Rudolphy, Berlin

Denkmal des Admirals Coligny vor dem Berliner Schloß

Digitized by Google

Otto Erich Hartleben †

Mit schmerzlichem Bedauern ist in allen literaturfreundlichen Kreisen Deutschlands die Nachricht vom Tode Otto Erich Hartlebens aufgenommen worden, der, erst einundvierzigjährig, am 11. Februar in Maderno am Gardasee einem Herzleiden erlag. Als Novellist, Dramatiker und Lyriker hat sich Hartleben einen der besten Namen in der zeitgenössischen deutschen Literatur gemacht. Vor allem sein vielaufgeführtes Drama „Rosenmontag" brachte ihm einen durchschlagenden Erfolg, doch sein Bestes hat er ohne Zweifel in seinen Novellen, wie „Vom gastfreien Pastor" und „Die Geschichte vom abgerissenen Knopfe", und in seinen lyrischen Dichtungen gegeben. Die allgemein gehegte Hoffnung, daß er noch Größeres schaffen würde, sollte leider nicht mehr in Erfüllung gehen, seine Lebenskraft war längst gebrochen. Ein merkwürdiges Geschick hat es gefügt, daß gerade in seinen letzten Lebenstagen sein frühestes und vorher wenig beachtetes, doch vielleicht eigenartigstes Werk „Angele" auf verschiedenen Bühnen mit unerwartetem Erfolg aufgeführt wurde.

Phot. E. Bieber, Berlin
Otto Erich Hartleben

Adolf Bastian †

Der berühmte Ethnologe Adolf Bastian, der hochverdiente Direktor des Berliner Museums für Völkerkunde, ist auf einer Forschungsreise zu Port of Spain auf Trinidad im Alter von 79 Jahren gestorben. In unermüdlichem Forschereifer hatte der greise Gelehrte, der seit mehr als fünf Jahrzehnten im Dienste der Wissenschaft ein nur von wenigen Jahren der Sehhaftigkeit unterbrochenes Wanderleben führte, Ende 1903 eine neue Weltreise angetreten, von der er nicht mehr zurückkehren sollte. Bastian, der im Jahre 1826 zu Bremen geboren war, wurde nach seinen ersten großen Forschungsreisen 1866 zum Professor der Ethnologie in Berlin ernannt und mit der Verwaltung der ethnographischen Sammlungen in Berlin betraut, aus denen später auf sein Betreiben und dank seiner vielbewußten wissenschaftlichen Tätigkeit das großartige, der Reichshauptstadt zur höchsten Zierde gereichende Museum für Völkerkunde erwuchs. Für diese seine Schöpfung wie für die ganze ethnographische Wissenschaft hat Bastian als Sammler und Forscher Unermeßliches geleistet. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, vor dem unabwendbaren Untergang der Naturvölker von den Erzeugnissen ihrer primitiven Kultur und Kunst zu retten und zu sammeln, was irgend erreichbar war. Nach dem deutsch-französischen Kriege war Bastian einer der ersten, die für eine reichsdeutsche Kolonialpolitik eintraten und gleichzeitig die ersten Schritte zur Verwirklichung dieses Gedankens unternahmen. Er gründete und leitete die Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Innerafrikas. Er entfaltete auch eine umfangreiche literarische Tätigkeit und begründete 1863 mit R. Hartmann die Zeitschrift für Ethnologie. Leider wird die Lektüre seiner umfangreichen grundlegenden Schriften durch einen schwerfälligen, mit zahllosen Einschachtelungen arbeitenden Stil außerordentlich erschwert.

Phot. W. Hoffert, Berlin
Adolf Bastian †

Max Staegemann †

Die deutsche Bühnenwelt hat durch den am 29. Januar erfolgten Tod des weitbekannten Direktors der Vereinigten Stadttheater in Leipzig, Geheimen Hofrats Max Staegemann, einen schweren Verlust erlitten, der sich insbesondere im Leipziger Kunstleben stark fühlbar machen wird. Staegemann, geboren am 10. Mai 1843 zu Ferienwalde, hatte sich, dank der Anregung seines Oheims Emil Devrient, früh der Bühnenkunst gewidmet, anfangs als Schauspieler, später als dramatischer Sänger, und dreizehn Jahre lang dem hannoverschen Hoftheater als erster Baritonist angehört. Besonders als Marschner-Sänger, ferner als Fliegender Holländer, Hans Sachs, als Tell und Don Juan erfreute er sich eines bedeutenden Rufes. 1876 übernahm er die Direktion des Königsberger Theaters, 1882 trat er als Nachfolger August Försters an die Spitze der Vereinigten Stadttheater in Leipzig, deren Leitung er zweiundzwanzig Jahre lang mit großem künstlerischen Verständnis und glänzendem Erfolg geführt hat.

Phot. W. Hoffert, Leipzig
Direktor Max Staegemann

Ernst Abbe †

Ein hervorragender Gelehrter, dessen Forschungen für die Naturwissenschaften in mehr als einer Hinsicht bahnbrechend geworden sind, und ein edler, vom Geiste echter Humanität erfüllter Mensch ist in dem am 14. Januar zu Jena verstorbenen Professor Ernst Abbe hingegangen. 1840 zu Eisenach geboren, hatte Abbe sich nach Vollendung seiner Universitätsstudien, die der Physik, Mathematik und Astronomie galten, 1863 als Privatdozent in Jena habilitiert. 1866 trat er als wissenschaftlicher Berater und Mitleiter in die zwanzig Jahre vorher begründete Zeißsche optische Werkstätte ein und entwickelte seitdem auf dem Gebiete der Optik eine im höchsten Grade erfolgreiche Tätigkeit, welche die Herstellung von Mikroskopen, astronomischen Linsen und photographischen Objektiven auf eine neue Stufe hob und dem genannten Institut einen Weltruhm verschafft hat. Auf dem von ihm konstruierten, nach ihm kurz „der Abbe" genannten Kondensor beruhen zum guten Teil die Fortschritte und der Ausbau der modernen Bakteriologie. Seit 1875 war er Mitteilhaber der Firma Zeiß; als er 1888 durch den Tod ihres Begründers alleiniger Leiter und Besitzer des Instituts geworden war, verwandelte er das ganze Unternehmen in eine selbständige unveräußerliche Stiftung mit der Maßgabe, daß ihm selbst nur ein bescheidenes Arbeitseinkommen daraus zufließen und dafür den Beamten und Arbeitern eine erhebliche Mitbeteiligung gewährt werden sollte. Durch diese vorbildliche ideale Opferwilligkeit und die tatkräftige Förderung, die er allen auf die Hebung der Volksbildung gerichteten Bestrebungen angedeihen ließ, hat er sich auch als Philanthrop und praktischer Sozialpolitiker einen unvergänglichen Namen gemacht.

Professor Ernst Abbe (Jena)

Digitized by Google

Kronprinz Georg von Sachsen

Kronprinz Georg von Sachsen, der am 15. Januar d. J. sein zwölftes Lebensjahr vollendete, wurde an diesem Tage dem Herkommen gemäß zum Leutnant ernannt und als solcher in das sächsische Leibgrenadierregiment Nr. 100 eingestellt. Der König hielt bei dieser Gelegenheit vor dem auf dem Exerzierplatz aufgestellten Regiment eine Ansprache; hierauf trat der Kronprinz in die Ehrenkompagnie ein und bestierte mit dieser an dem König vorüber. Gleichzeitig mit dem Offizierspatent verlieh der König seinem Sohn den Hausorden der Rautenkrone.

Phot. Klinkhardt & Großen, Dresden

Kronprinz Georg von Sachsen

Zur Einweihung des Berliner Doms

Der neue Berliner Dom, zu dem der Grundstein im Jahre 1894 gelegt worden war, ist am 27. Februar in Gegenwart des Kaiserpaares, vieler andrer deutscher Fürsten und zahlreicher hochgestellter Vertreter des In- und Auslandes mit einer gottesdienstlichen Feier unter Entfaltung großen Gepränges eingeweiht worden. Die Weiherede hielt Oberhofprediger D. Dryander, der kurz die Geschichte des Gotteshauses skizzierte. Die Erbauer des Domes, die Professoren Julius und Otto Raschdorff, erhielten hohe Auszeichnungen, ebenso die Künstler, die an der erst in jüngster Zeit vollendeten Ausschmückung des Innern mitgearbeitet haben, vor allem Professor Anton v. Werner. Die Kosten des Baues betragen gegen 40 Millionen Mark. Der Dom wird einer Bestimmung des Kaisers zufolge im Gegensatz zu den andern protestantischen Kirchen stets offen gehalten werden.

Der neue Chef der britischen Admiralität

Der Rücktritt Lord Milners von dem Amt eines Oberkommissars für Südafrika hat einen weiteren wichtigen Personalwechsel in der britischen Staatsverwaltung zur Folge gehabt, da zum Nachfolger des vielgenannten Staatsmanns der bisherige Erste Lord der Admiralität, Earl of Selborn, ernannt worden ist. An die Stelle des letzteren ist nun Earl Frederic Archibald Baugham Cavdor getreten. Der neue Erste Lord der Admiralität, der im achtundfünfzigsten Lebensjahre steht, verdankt diese Berufung in einer der höchsten englischen Staatsämter in erster Linie, wie das ja in England häufig ist, seinem langjährigen politischen Wirken als Parlamentsmitglied. Er gehörte dem Unterhause von 1874 bis 1885 als Vertreter von Carmarthenshire, und dann wieder seit 1892 als Vertreter von Manchester an. Die Organisation

Phot. Carl Pelling

Einweihung des neuen Berliner Doms: Generalsuperintendent D. Dryander hält die Weiherede

Digitized by Google

Copyright Reginald Haines

Earl Frederic Archibald Vaugham Cawdor,
der neue Erste Lord der britischen Admiralität

der obersten Marinebehörde Großbritanniens unterscheidet sich von der Teutschlands und der meisten andern Großstaaten wesentlich, insofern der an der Spitze stehende „Erste Lord der Admiralität" kein Seemann, sondern ein Zivilbeamter ist. Unterstützt und beraten wird er von vier ihm zur Seite stehenden Lords-Kommissaren, von denen zwei stets Seeleute sein müssen; diese werden „Sealords" genannt.

Vom russischen Hofe

Die aufrührerischen Bewegungen im europäischen Rußland, die nach jenem Blutsonntag am 22. Januar in St. Petersburg allmählich nachzulassen schienen, haben durch ein nihilistisches Attentat auf einmal wieder neue Nahrung gewonnen. Zu den Lohnbewegungen der sozialistischen Arbeiter gesellt sich der nihilistische Terror mit der ganzen Furchtbarkeit seiner modernen Waffen. Sein letztes Opfer ist abermals ein Mitglied der kaiserlichen Familie, und gerade der Großfürst, der in den weitesten Kreisen des russischen Volkes als die stärkste Stütze des Absolutismus, als jeder freiheitlichen Reform abgeneigt galt. Die Umstände, unter denen Großfürst Sergius der Bombe zum Opfer fiel, sind denen des Attentats auf seinen Vater Zar Alexander II. ganz ähnlich. Der Großfürst passierte in seinem Wagen, vom Nikolauspalaste kommend, den Senatsplatz in Moskau, als ihm ein Schlitten mit zwei Männern entgegenkam. Am Justizpalast hielt der Schlitten den großfürstlichen Wagen vorbeifahren, und in diesem Moment wurde die Bombe unter dessen Rader geworfen. Der Großfürst wurde durch die Explosion vollständig zerrissen. Auch der Kutscher erhielt schwere Brandwunden und starb kurze Zeit darauf. Die allgemeine Gärung, die das ganze ungeheure Zarenreich augenblicklich ergriffen, hat nach dieser Bluttat natürlich noch mehr zugenommen. — Der langen Reihe schwerer Schicksalsschläge, von denen der Zar mit den Seinen im Laufe des letzten Jahres betroffen worden ist, steht als frohes, beglückendes Ereignis die Geburt des Thronfolgers gegenüber. Doch ungetrübt ist auch dieses ihm zuteil gewordene Glück nicht, denn mit der Freude ist am Zarenhofe, zumal angesichts der beunruhigenden inneren Zustände Rußlands, zugleich die nie aufhörende Sorge um das kostbare Leben des kleinen Zarewitsch eingezogen, wiewohl sich der Prinz bisher körperlich aufs beste entwickelt hat und ein sehr kräftiges, gesundes Kind ist. Man kann es begreifen, daß sich das Familienleben in Zarskoje Selo zurzeit fast ausschließlich um den kleinen Prinzen dreht, und daß die Kaiserin, die bekanntlich eine vorbildliche Gattin und Mutter ist, es sich nicht nehmen läßt, ihren Sohn soviel wie möglich selbst zu betreuen.

Großfürst Sergius von Rußland

Die Töchter des Zarenpaares mit ihrem Brüderchen

Der neue österreichische Landesverteidigungsminister

Feldzeugmeister Graf Welsersheimb hat die Leitung des österreichischen Landesverteidigungsministeriums, die er fast 25 Jahre lang in zehn einander ablösenden Ministerien geführt hatte, wegen seines hohen Alters niedergelegt, und zu seinem Nachfolger ist der Feldzeugmeister Franz Schönaich ernannt worden. Der neue Minister ist am 24. Februar 1844 als Sohn eines Hofrats in Wien geboren, wurde 1862 Offizier und machte die Feldzüge von 1864 und 1866 mit. 1867 wurde er in den Generalstab versetzt und schon 1878 zum Major ernannt. Bei den Mobilisierungsarbeiten anläßlich der Okkupation Bosniens zeichnete sich Schönaich besonders aus. 1884 wurde er zum Generalstabschef des 5. Korps ernannt und 1887 als Oberst zur Dienstleistung beim Erzherzog

Digitized by Google

Phot. Charles Scott, Wien

Feldzeugmeister Schönaich, der neue österr. Landesverteidigungsminister

Albrecht berufen, eine Vorzugsstellung, die ihm den besten Einblick in die oberste Leitung des Heeres verschaffte. 1895 wurde er zum Divisionskommandanten in Innsbruck ernannt und im selben Jahre zum Feldmarschalleutnant befördert. Vier Jahre später wurde er als Stellvertreter des Kriegsministers von Krieghammer in das Reichskriegsministerium versetzt und galt einige Zeit als dessen künftiger Chef, doch fiel Kaiser Franz Josefs Wahl beim Rücktritt Krieghammers auf Herrn von Pitreich, und Schönaich wurde zum Kommandanten des 9. Korps ernannt. 1904 wurde der jetzige Minister, der seit 1902 die Geheimratswürde besitzt, zum Feldzeugmeister befördert. In Adjeordnetenkreisen erfreut sich Schönaich wegen seiner liebenswürdigen Umgangsformen großer persönlicher Beliebtheit; in der Amtsführung rühmt man ihm große Energie nach.

Zur Verlobung des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha

Der junge Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha hat sich am 15. Februar mit der Prinzessin Viktoria Adelheid von Schleswig-Holstein verlobt. Der Herzog, ein nachgeborener Sohn des verstorbenen Herzogs von Albany, des jüngsten Bruders König Eduards von England, ist am 19. Juli 1884 geboren und hat seine Kindheit fast ausschließlich in England verlebt. Im Jahre 1900 gelangte er durch den Tod seines Oheims, des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha, zur Thronfolge in dem sächsischen Herzogtum. Der junge Herzog wurde seitdem in Deutschland erzogen, studierte an der Universität Bonn und tut gegenwärtig beim 1. Garderegiment zu Fuß als Leutnant Dienst. Seine Braut, Prinzessin Viktoria Adelheid ist als älteste Tochter des Herzogs Friedrich Ferdinand zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg und seiner Gemahlin Karoline, einer geborenen Prinzessin zu Schleswig-Holstein, am 31. Dezember 1885 zu Grünholz geboren. Ihre Mutter ist eine Schwester der Kaiserin Auguste Viktoria, so daß der Herzog durch seine zukünftige Gemahlin auch in sehr enge verwandtschaftliche Beziehungen zum deutschen Kaiserhause tritt.

Phot. C. Bieber, Berlin

Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg und Gotha mit seiner Braut, Prinzessin Viktoria Adelheid von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg

Rudolf von Alt †

Rudolf von Alt †

Rasch nach Adolf Menzel, dem Altmeister deutscher Kunst, ist nun auch der ehrwürdige Senior der österreichischen Künstler, Rudolf von Alt, fast dreiundneunzig Jahre alt, aus diesem Leben abberufen worden. Als große künstlerische Bedeutung liegt im Aquarell; ähnlich wie Menzel, dem er in vieler Hinsicht wesensverwandt war, hat er diese in früheren Zeiten wenig geübte Technik mit besonderer Vorliebe und feinstem Empfinden gepflegt und wesentlich zu ihrer Popularisierung beigetragen. Sein bevorzugtes Stoffgebiet war die Landschaft, und insbesondere in der farbigen Wiedergabe architektonischer Werke hatte er es zu einer Meisterschaft gebracht, die anfangs zwar nur von Kennern geschätzt wurde, seit einem Vierteljahrhundert aber allgemein bewundert und anerkannt wird. Auf zahlreichen Reisen, die ihn nach Italien, Dalmatien, Kärnten, Böhmen, Galizien, nach Deutschland und in die Krim führten, suchte und fand der unermüdlich Schaffende immer neue Motive, doch die besten und für ihn reizvollsten bot ihm seine Heimatsstadt Wien, deren zum großen Teil längst verschwundene male-

Digitized by Google

rische alte Bauten, Plätze und Gassen, darunter vor allem den Stephansdom mit seiner Umgebung, er in einer kaum übersehbaren Reihe seiner Aquarelle verewigt hat. Der im Besitze des Kaisers Franz Josef befindliche Zyklus „Wien einst und jetzt" gilt als sein Hauptwerk. 1874 wurde er von der Wiener Künstlergenossenschaft zum Vorstand gewählt. In demselben Jahre erhielt er den staatlichen Auftrag, die bedeutendsten Bauwerke der österreichischen Monarchie zu malen. Wie Menzel hielt sich Alt zeit seines Lebens innerlich fern von allen Modeströmungen und -richtungen und blieb sich selbst stets treu in der künstlerischen Auffassung, die ihm sein Wesen eingab. Wie jugendfrisch dieses bis in seine Greisenjahre blieb, zeigt am besten die einzig dastehende Tatsache, daß er im Alter von dreiundachtzig Jahren sich an die junge Wiener Sezession anschloß und als Präsident an ihre Spitze trat. Mit äußeren Ehren überhäuft und bis in seine letzten Lebenstage schöpferisch tätig, ist Rudolf von Alt als ein glücklicher Greis am 12. März still und friedlich in die ewige Ruhe hinübergegangen.

Vier Generationen im Hause Wittelsbach

Selten ist einem Fürsten ein so glückliches Alter beschieden worden wie dem greisen Prinzregenten Luitpold von Bayern, der am 12. März seinen vierundachtzigsten Geburtstag und gleichzeitig ein noch selteneres Fest, das siebzigjährige Jubiläum seines Eintritts in die Armee, unter allgemeiner Anteilnahme des bayrischen Volkes und der andern deutschen Stämme beging. Im Vollbesitz einer beneidenswerten Gesundheit, gleich frisch und rüstig an Körper und Geist, genießt er weit über die Grenzen Bayerns hinaus in allen Klassen der Bevölkerung die höchste Achtung, Liebe und Verehrung, die er sich ebenso durch seine edeln, sympathischen menschlichen Eigenschaften wie durch seine vorbildlichen Herrschertugenden und seine hohen Verdienste um das Wohl Bayerns und des ganzen Deutschen Reiches erworben hat. Doch die höchste Freude mag dem ehrwürdigen Fürsten wohl das herrliche Blühen und Gedeihen seines Hauses sein. Wie einst Kaiser Wilhelm I. zählt er in der Schar seiner Nachkommen drei künftige Erben der Königskrone, deren jetzigen Träger er vertritt: seinen ältesten Sohn Prinz Ludwig (geboren 1845), dessen ältesten Sohn Prinz Rupprecht (geboren 1869) und seinen Urenkel Prinzen Luitpold, der als ältester Sohn des Prinzen Rupprecht am 8. Mai 1901 das Licht der Welt erblickte.

Hofphot. Fr. Müller, München

Prinz Rupprecht — Prinz Luitpold — Prinz Ludwig — Prinzregent

Vier Generationen im Hause Wittelsbach

Lewis Wallace †

Lewis Wallace †

Der Verfasser des weltberühmten Romans „Ben Hur", der nordamerikanische General Lewis Wallace, ist am 16. Februar in Crawfordsville (Indiana) gestorben. Er war am 10. April 1827 zu Brookville in Indiana geboren, widmete sich als junger Mann dem Rechtsstudium und war bereits mit zwanzig Jahren Rechtsanwalt in Crawfordsville. Doch der Krieg mit Mexiko und noch mehr der amerikanische Bürgerkrieg gab seinem Leben eine andre Richtung; er wandte sich der militärischen Laufbahn zu und brachte es rasch zum Generalmajor. Als Führer des 8. Armeekorps wurde er am 9. Juli 1864 von Jubal Early bei der Brücke von Monocacy in Maryland geschlagen. Nach dem Kriege trat er in die Zivilverwaltung über und wurde zum Gouverneur des Staates Neu-Mexiko ernannt. Während er diese Stellung bekleidete, schrieb Wallace, der von jeher mit Vorliebe literarische Studien betrieben und sich mit Erfolg als Schriftsteller versucht hatte, seinen Roman „Ben Hur", der im Jahre 1880 erschien und einen damals beispiellosen, später nur von Sienkiewicz' „Quo vadis?" erreichten Erfolg errang. Der Roman, der in der Zeit Christi spielt und durch seine farbenprächtigen, lebendigen Schilderungen Palästinas, der hochentwickelten Kultur Kleinasiens und der römischen Weltherrschaft ein Buch von hohem, dauerndem künstlerischen Wert ist, fand nicht nur in der Originalsprache kolossale Verbreitung, sondern wurde auch in fast alle Kultursprachen übersetzt. Die deutsche Ausgabe (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt) gehört zu den Lieblingsbüchern der deutschen Lesewelt und ist bereits in 98. Auflage erschienen. Nach der Vollendung dieses Buches ging er 1881 als Gesandter der Vereinigten Staaten nach Konstantinopel, wo er sich die besondere Gunst des Sultans erwarb, und besuchte von hier aus die Länder, die er mit so seiner künstlerischer Intuition geschildert hatte. 1886 kehrte er nach Nordamerika zurück und lebte seitdem als Rechtsanwalt in Crawfordsville. Seine späteren Erzählungen („Christi Kinderjahre", „Der Prinz von Indien" u. a.) haben den Erfolg seines Hauptwerkes nicht erreicht.

Digitized by Google

Phot. H. Uhrig, Thorn

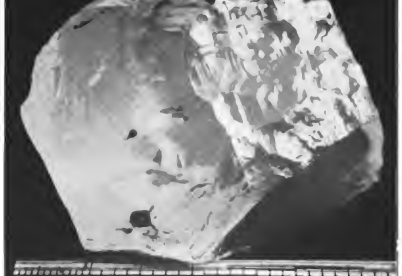
Die wiederhergestellten „Hohen Lauben" in Marienburg

Die neuen „Lauben" in Marienburg

Die alte Ordensstadt an der Nogat, über die so manche Stürme im Laufe der Jahrhunderte dahingebraust sind, ist in den letzten Jahren wiederholt von Feuersbrünsten heimgesucht worden. In den Jahren 1889 und 1902 brannten ganze Reihen der altertümlichen Häuser nieder, und dabei wurden auch die alten Lauben, welche die Langseiten des Marktplatzes einfassen, zerstört. „Laube" bedeutet bekanntlich so viel wie Halle; in alten Städten hat sich der Ausdruck „Gerichtslaube" bis auf den heutigen Tag erhalten. Derartige überwölbte, nicht vorspringende Bogengänge, in denen sich im Mittelalter und auch noch in der Neuzeit der gesamte Handelsverkehr konzentrierte, findet man besonders in Italien, Tirol und Deutschland. Die Gefahr, daß nach dem Brande die Häuser nicht wieder im alten Stil aufgeführt und die Lauben für immer verschwinden würden, wurde durch das Eingreifen Kaiser Wilhelms II. abgewandt. Er äußerte nicht nur den Wunsch, daß das Stadtbild in der alten Weise, die so schön zu dem hochragenden Ordensschloß paßt, erhalten blieb, sondern förderte auch durch Gewährung von Bauunterstützungsgeldern das Werk. So sind denn aus den Brandruinen neue prächtige Lauben entstanden. Marienburg hat dadurch sein altertümliches Stadtbild bewahrt, das mit dem zinnengeschmückten, hochragenden Ordensschloß im Hintergrund eines der anziehendsten im ganzen Osten der preußischen Monarchie ist. Malerisch erhebt sich das Städtchen an dem dort schon breiten Wasserspiegel des Flusses, und seine landschaftliche Eigenart spricht in gleicher Weise zum Besucher wie seine historische Vergangenheit, die eines der glänzendsten Kapitel der neueren Geschichte darstellt. Wahrlich, der preußische Osten verdiente viel mehr besucht zu werden, als es heute geschieht; Marienburg und Danzig bergen Perlen deutscher Architektur, und die ganze Reihe der Weichselstädte ist in hohem Maße interessant. Den oben abgebildeten sogenannten „Hohen Lauben" stehen die „Niederen Lauben" gegenüber.

Der Cullinan-Diamant

In der in der Nähe von Pretoria gelegenen „Premier Mine" ist am 26. Januar dieses Jahres ein Diamant gefunden worden, der an Größe und Gewicht alle bis jetzt bekannten Diamanten weit übertrifft. Der „Cullinan", wie man ihn genannt hat, ist 4 englische Zoll lang, 2½ Zoll hoch und 1¾ Zoll breit (1 englischer Zoll = 2,54 Zentimeter); sein Gewicht beträgt 3024¾ Karat (= zirka 620 Gramm). Der nächstgrößte Diamant der „Excelsior", der 1893 in der Jagersfontein-Mine gefunden worden ist, wiegt nur 971¾ Karat und mißt in der Länge 3⅛ englische Zoll, in der Breite und Tiefe je 2⅛ Zoll, steht dem „Cullinan" also so beträchtlich nach, daß dieser auch nach dem Schleifen der größte Diamant der Welt bleiben wird. Er ist überdies von ausgezeichneter Qualität und völlig fehlerfrei. Sein Wert wird auf gegen 20 Millionen Mark geschätzt. Der glückliche Finder des kostbaren Steines ist ein in der Premier Mine angestellter Aufseher namens Frederick Wells. Dieser sah auf einem Inspektionsrundgang zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags hoch an einem Abhang, an dem gearbeitet wurde, eine vorstehende Ecke des Diamanten in der Sonne glitzern. Er stieg hinauf und löste mit seinem Taschenmesser, das ihm in der fieberischen Hast des Arbeitens in zwei Stücke zerbrach, den wertvollen Fund aus dem Gestein, in dem er festsaß.



Der größte bisher gefundene, sogenannte Cullinan-Diamant

Digitized by Google

Vom Krieg in Ostasien

Die große Schlacht bei Mukden — nach der Anzahl der daran beteiligten Streiter zweifellos die größte, welche die Weltgeschichte kennt — hat zwar nicht, wie es eine Zeitlang den Anschein hatte, mit einer Katastrophe à la Sedan geendet, aber doch dem russischen Heere eine Niederlage eingetragen, die alle in diesem Kriege vorausgegangenen an Schwere und Bedeutung weit übertrifft. Mit knapper Not ist Kuropatkin mit dem Hauptteil seines riesigen Heeres der drohenden Einschließung entronnen; mehr als 100000 Mann, also den dritten Teil seiner ganzen Streitmacht, hat er tot, verwundet oder gefangen auf den blutgetränkten Schlachtfeldern rings um Mukden zurückgelassen, dazu zahlreiche Geschütze und ungeheure Vorräte an Munition, Proviant und anderm Kriegsbedarf eingebüßt, und noch ist es durchaus fraglich, ob es dem geschlagenen Heere gelingen wird, sich bei Tieling oder Charbin zu neuem Widerstande zu sammeln, denn die Japaner drängen „mit dem letzten Hauch von Mann und Roß" unablässig nach, um den glänzenden Sieg vollends auszunutzen. Nach der allgemein vorherrschenden Ansicht objektiver Beurteiler ist der Krieg mit dieser Schlacht zugunsten Japans definitiv entschieden, da Rußland in absehbarer Zeit nicht imstande ist, diesen furchtbaren Schlag wettzumachen; trotzdem scheinen der Zar und seine Berater im Vertrauen auf die Unerschöpflichkeit des ihnen zu Gebote stehenden Soldatenmaterials entschlossen zu sein, den mörderischen Krieg fortzusetzen, so daß den Friedensfreunden nur die Hoffnung bleibt, dieser Entschluß werde sich der Macht der Verhältnisse gegenüber als unhaltbar erweisen. Festzustehen scheint einstweilen, daß, falls es wirklich zur Aufstellung und Entsendung eines neuen russischen Heeres kommen sollte, dieses einen neuen Oberbefehlshaber erhalten und General Kuropatkin, der trotz der numerischen Ueberlegenheit der Russen nicht verstanden hat, sie zum Siege zu führen, abgerufen werden wird. — Das eine unsrer Bilder vom Kriegsschauplatz führt uns in das Hauptquartier des Generals Kuroki, des ruhmgekrönten Führers der japanischen Ostarmee. Dort wurde in der ruhigen Zeit des Wartens und der Vorbereitungen für den großen Waffengang am 20. Dezember ein Wettschießen mit erbeuteten russischen Gewehren veranstaltet, an dem alle zum Hauptquartier gehörigen Offiziere und Zivilisten, Japaner und Ausländer, teilnahmen. Von den 25 Preisen, die ausgesetzt waren, gewann den ersten der englische Oberst Hume mit 14 Punkten; der deutsche Leutnant Hoffmann und General Kuroki erzielten je 7 Punkte, der mit anwesende Generalstabschef des Marschalls Oyama, General Kodama, der bekanntlich als der Spiritus rector aller militärischen Operationen der Japaner gilt, 3 Punkte. Das 280 Meter entfernte Ziel war eine Scheibe von 1 Meter Durchmesser mit fünf Ringen. Der erste Preis bestand in einem Faß

Phot. Colliers Weekly

Zeitvertreib in Kurokis Lager am Schaho: Wettschießen mit erbeuteten russischen Gewehren
(Im Vordergrund der deutsche Major v. Etzel)

Phot. Carl Lewis, Jokohama

Begräbnis eines gefallenen japanischen Matrosen
(Die Photographie des Verstorbenen wird vor dem Sarge getragen)

Digitized by Google

eingemachter japanischer Gurken. Der deutsche Major v. Ehel, den unser Bild zeigt, ist Militärattaché bei der Botschaft in Washington. — Am 15. Februar traf General Stössel, der tapfere Verteidiger Port Arthurs, mit 537 russischen Offizieren und Mannschaften von der ehemaligen Besatzung der Festung auf dem Dampfer „Australien" in Port Said ein und reiste von dort am nächsten Tage mit dem Dampfer „St. Nikolaus" nach Odessa weiter. Der General sprach sich in Port Said einem englischen Berichterstatter gegenüber ziemlich ausführlich über die gegen ihn erhobenen Vorwürfe aus, die er als durchaus unberechtigt bezeichnete; doch darf man es vorläufig nicht ignorieren, daß einige der in seiner Begleitung befindlichen russischen Marineoffiziere ihrerseits das Verhalten des Generals bei der Verteidigung der Festung scharf kritisierten. Ueberhaupt zeigt sich eine Abnahme der Sympathien, die man ihm anfänglich entgegenbrachte. Am 26. Februar traf General Stössel in Moskau ein. — Trotz der schlimmen, fast hoffnungslosen Lage, in die das russische Heer in der Mandschurei durch die furchtbare Niederlage bei Mukden gekommen ist, hat der Zar beschlossen, den Krieg fortzusetzen und neue Truppen zur Bekämpfung des Feindes auszusenden. Dieser Beschluß mag vom Standpunkt des russischen Ehrgefühls und Nationalstolzes aus begreiflich sein, aber außerhalb des Zarenreiches dürfte es kaum jemand geben, der an die Möglichkeit glaubt, daß es den Russen noch gelingen wird, eine entschiedene Wendung des Kriegsglücks zu ihren Gunsten herbeizuführen. Die Japaner setzen die Verfolgung der geschlagenen Armee mit allem Nachdruck fort; sie haben nicht nur Tieling, sondern sogar schon das 40 Kilometer nördlich davon gelegene Kaiyuan besetzt, und es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß sie, ohne ernstlichen Widerstand zu finden, bis Charbin gelangen werden. Ihre ganze Hoffnung setzen die Russen jetzt auf den General Linewitsch, den bisherigen Kommandeur der Ersten Armee, der an Stelle des Generals Kuropatkin, doch wohl nur vorübergehend, mit dem Oberbefehl betraut worden ist. Linewitsch, der im sechsundsechzigsten Lebensjahre steht, hat sich schon während der Boxerwirren als Befehlshaber der russischen Truppen hervorgetan und sich zuletzt in der Schlacht bei Mukden besonders ausgezeichnet, indem es ihm gelang, seine Armee in guter Ordnung und mit verhältnismäßig geringen Verlusten aus dem Kampf zu führen; auch besitzt er das Vertrauen der Truppen in hohem Grade — aber ob er fähig ist, eine unaufhörlich geschlagene Armee zu reorganisieren und sie gegen einen jetzt in jeder Hinsicht überlegenen Feind zum Siege zu führen, hat er erst noch zu beweisen. Sehr merkwürdig ist es, daß der Zar den General Kuropatkin jetzt mit dem Kommando der Ersten Armee betraut hat.

Phot. Collier's Weekly

Aus dem japanischen Lager am Schabo: Japanischer Soldat in Winteruniform beim Holzhacken

Ausschmückung der Straßen von Jokohama nach der Kapitulation von Port Arthur

Digitized by Google

Für müßige Stunden

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe 11

Von Ed. Pelsch-Mannkopf in Frankfurt a. M. (Neu)

Schwarz (6 Steine)

Weiß (8 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 8

W. 1. c2—e4
S. 1. Kd4—e3
W. 2. Lh6×e3 und
W. 3. Da2—d2, ha matt.

A.

S. 1. Kd4—e5
W. 2. Lh6—f4†
S. 2. Ke5—d4
W. 3. Da2—a1 matt.

B.

S. 1. Kd4×e5 (oder beliebig anders)
W. 2. Da2—a1†
S. 2. Ke5—d6 (Kd4×e5)
W. 3. Lh6—f8 matt.

Buchstabenrätsel

Ist euch, einfältig, ein Wort bekannt,
Das oft der Turner nimmt in die Hand?

Wenn man ein i schiebt in dies Wort,
Dann wird es zur Leidenschaft sofort.

Stellt vor das i man noch ein e,
Schwingt es als Vogel sich in die Höh'.

Wenn man noch f in die Mitte bringt,
Im kalten Norden es heiß entspringt. F. M.-S.

Wechselrätsel

Mit g am Ende haben mich gern
Die jungen Damen, die lustigen Herrn:
Ich bring' ihnen rauschende Freuden und Tanz,
Ich bring' ihnen fröhlichen Mummenschanz.

Mit e umtobt mich oft blutiger Kampf,
Da werd' ich umwollt vom Pulverdampf;
Wenn die feindlichen Rohre Feuer speim,
Schlägt die Granate oft mitten hinein. F. M.

Rätsel

Von meinem Wort schreib du den Anfang nieder,
Zwei Zeichen folgen, und zum Schluß gib acht;
Das ganze Wort gibt die Gesinnung wieder.
Die jedem, der sie zeigt, nur Schande macht. E. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 7:

Der Rechentafel

Des Rätsels: Taormina — Tamina.

Des Silbenrätsels: Bildersturm.

Des Rätsels: S — tau — b.

Dechiffrieraufgabe

Welchen Text ergeben die Buchstaben der vorstehenden Figur, nach Maßgabe der Zeichnung richtig verbunden?

Silbenrätsel

In die Erste geht ein Bursche in Eil',
Nach Haus die Erste zu bringen.
Abseits der Zweiten von seinem Beil
Hört bald die Schläge man klingen.

Und wieder das Beil herniedersaust,
Den grünenden Ast zu zerspalten —
Da packt ihn des Försters wuchtige Faust.
Da hört er rufen den Alten:

„Zwei von der Ersten — und folge mir.
Gib her das Beil auf der Stelle!
Erbarmen soll ich haben mit dir?
Auf dem Ganzen bist du, Geselle!" F. M.

Studienfreunden

Frischgebackene ältliche Studentin: „Entzückend, jetzt gehöre ich zur akademischen Jugend!"

Digitized by Google

Briefmappe

K. N. 100. Das Jiu-jitsu ist die spezifisch japanische Kunst des körperlichen Angriffs und der Abwehr. Es ist ein verblüffend fein ausgedachtes System, in dem der brutalen Kraft erstens die Schnelligkeit, zweitens eine außerordentlich genaue Kenntnis der schmerzempfindlichen Körperstellen und der Art, mit den geringsten Mitteln den größten Schmerz zu erzeugen, entgegengesetzt wird. Durch das Jiu-jitsu ist der kleine Japaner imstande, selbst den größten und ihm an Kraft weit überlegenen Gegner zu besiegen; selbst die gewandtesten amerikanischen Boxer sind ihm nicht gewachsen. Eine ritterliche Kunst ist das Jiu-jitsu entschieden nicht, doch wird es wegen der Ueberlegenheit, die es im Ernstfall verleiht, in Nordamerika bereits vielfach, besonders in den Kreisen der Studierenden und angehenden Militärs gelehrt und verbreitet.

Frl. Minna M. in St. Ihrem Wunsche dürfte am ehesten die soziale Frauenschule entsprechen, die als erste ihrer Art in dem internationalen Töchterheim „Heimathaus" in Berlin-Zehlendorf zu Ostern eingerichtet werden soll. Es ist das wohl überhaupt der erste Versuch einer zusammenhängenden systematischen Einführung in das Gesamtgebiet der „Volkspflege", einer erst im Werden begriffenen Hilfswissenschaft, die Volkserziehung und Wohlfahrtspflege zusammenfaßt. Die Volkspflege wird in dieser Erziehungs- und Bildungsanstalt für junge Mädchen natürlich speziell unter dem Gesichtspunkt der sozialen Frauentätigkeit behandelt. Der Unterricht erstreckt sich auf allgemeine Volkserziehungslehre, die Organisation der Volkspflege, Volksgesundheitspflege, wirtschaftliche und staatsbürgerliche Volkserziehung. An Uebungen tritt ergänzend hinzu der Besuch von Anstalten der kommunalen, industriellen, konfessionellen und humanitären Wohlfahrtspflege, ein Ferienkursus, Beteiligung an der Arbeit in Bewahranstalt und Kindergarten und so weiter. Alles Nähere teilt der Begründer der Töchterheime, Professor Dr. Zimmer in Berlin-Zehlendorf, auf Anfrage mit.

Paul R. in M. Einen Spezialführer durch Siebenbürgen gibt es unsers Wissens noch nicht. Sie werden aber in Baedekers Reisehandbuch für Oesterreich-Ungarn genug Aufschlüsse über die dortigen Verhältnisse finden. Besonders lohnend würde sich Ihre Reise gestalten, wenn Sie damit bis zum August dieses Jahres warten, da mit der am 26. August in Hermannstadt stattfindenden fünfundzwanzigjährigen Gründungsfeier des Siebenbürgischen Karpathenvereins eine Reihe von besonderen Veranstaltungen verbunden sein wird, die auswärtigen Besuchern eine so bald nicht wiederkehrende Gelegenheit bieten, Land und Leute kennen zu lernen. U. a. finden eine touristisch-ethnographisch-landeskundliche und gewerbliche Ausstellung, ein allgemeines siebenbürgisch-sächsisches Volksturnfest und Aufführungen einer siebenbürgisch-sächsischen Volksoper statt. Den Beschluß der Veranstaltungen machen Hochtouren der Hermannstadter Sektion des Siebenbürgischen Karpathenvereins, unter anderm ins Bulea-Tal, wo zwei neue Schutzhäuser eingeweiht werden.

Th. M. in D. Das Harzer Bergtheater (begründet von Dr. Ernst Wachler in Weimar) ist ein nationales Unternehmen, „bestimmt, das deutsche Volkstum zu erhalten, germanisches Wesen zu pflegen und die Seele der deutschen Nation durch Vorführung ihrer germanischen Heldentaten und Charaktere, Sitten und Gebräuche inmitten einer gewaltigen, urwüchsigen Natur zu vertiefen". Aufgeführt wurden bisher außer neuen Stücken wie „Widukind", „Herzog Heinrich am Finkenherd", „Spielmanns Kirmes" auch der „Sommernachtstraum". Dem Vorstand des „Vereins zur Förderung des Harzer Bergtheaters" gehören u. a. die Dichter Ernst von Wildenbruch, Detlev von Liliencron, Hans Hoffmann, Felix Dahn an. Anmeldungen zur Mitgliedschaft (Jahresbeitrag mindestens 5 Mark) sind an Lehrer Seelmann in Thale a. H. zu richten.

„Grand Prix" Weltausstellung St. Louis 1904.

Zu haben in Apotheken, bess. Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Sachsen-Altenburg.

TechnikumAltenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik. Papiertechnik. Programm kostenfrei.
Staatskommissar.

Digitized by Google

Lehrer V. in Gl. Mitglied der Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller in München kann jede schriftstellerisch tätige Persönlichkeit werden, auch wenn sie diese Tätigkeit nur im Nebenberuf ausübt. Wir können Ihnen den Beitritt nur empfehlen, um so mehr, als der Geschäftsbericht für das Jahr 1904, dessen Erscheinen bevorsteht, wieder sehr günstige Resultate aufweist und die Entwicklung des Unternehmens in freiem Fortschreiten begriffen zeigt. Die Mitglieder genießen Vorteile, die keine Versicherungsgesellschaft oder Rentenanstalt zu bieten vermag. Das Vermögen der Anstalt, die bekanntlich erst im zwölften Jahre besteht, hat im Januar die erste Million überschritten. Das Bureau der Pensionsanstalt (München, Max Josephstraße 1/0) erteilt kostenlos jede gewünschte Auskunft über die Eintrittsbedingungen.

L. B. in Hamburg. Unter dem „Fuß", über den Sie und Ihre Freunde sich die Köpfe zerbrochen haben, ist einfach der Schlußlaut des Wortes zu verstehen. Sie werden bei Rätseln sehr häufig finden, daß die erste Silbe oder der erste Buchstabe eines Wortes bildlich als sein „Kopf", die letzte Silbe bezw. der letzte Buchstabe als sein „Fuß" bezeichnet wird. Hoffentlich sind Sie damit einverstanden, daß sich die Rätseldichter solche Freiheiten auch ferner erlauben.

v. M. in Tr. Sie verwechseln den früh verstorbenen Fürsten Karl von Birnbaum, der nur einmal, und zwar mit der noch lebenden Gräfin Hermine Grote (seit 11. November 1902) verheiratet war, mit seinem ältesten, am 14. Mai 1880 verstorbenen Bruder, dem Fürsten Friedrich Wilhelm von Hanau. Dieser heiratete im Jahre 1856 gegen den Willen seines Vaters die neunzehnjährige Auguste Birnbaum, Tochter des am kurfürstlichen Hofbesitz in Kassel angestellten Komikers Birnbaum, verließ sie aber nach einigen Jahren, da sein Vater ihm wegen seiner Heirat mit der „Komödiantenschlier" alle Subsidien verlagte. Die junge Frau starb im Alter von 25 Jahren; sie liegt auf dem Friedhof der alten lutherischen in Cannstatt begraben. Fürst Friedrich Wilhelm ging nach dem Tode seines Vaters 1875 zu Wien eine zweite Ehe mit Ludovika Gloede, einer geborenen Hamburgerin, ein, die als Gräfin Ludovika Schaumburg in Wien lebt. Der jetzige Inhaber des Fürstentitels ist der jüngste der sechs Söhne des kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von Hessen, Friedrich Wilhelm Philipp (geboren 1846), der sich vor kurzem mit einer 20 Jahren mit der Soubrette Albertine Stauber vermählte.

Bruder Studio in München. Der Bierteller:

„Wer von Leipzig kommt ohne Weib,
Von Wittenberg mit gesundem Leib
Und von Jena ungeschlagen,
Der hat von großem Glück zu sagen"

stammt aus seiner größeren Dichtung, sondern ist einer jener volkstümlich gewordenen Sprüche unbekannter Herkunft, wie sie jedes Zeitalter hat.

Frau v. M. in K. und stud. theol. R. S. in L. Die Schiller-Predigten des Pastors Burggraf in Bremen endigen erst am 18. Juni; die dafür nach in Aussicht genommenen Tage sind 2., 16., 21. und 24. April, 7. und 21. Mai, 1., 4., 11. und 18. Juni. Verzeichnisse mit näheren Angaben sind durch den Kirchendiener Willenbrock in Bremen, Ansgaritikirchhof 18, zu beziehen.

Haemogallol

ein von hervorragenden medizin. Autoritäten warm empfohlenes, für

Bleichsüchtige u. Blutarme

geradezu unentbehrliches blutbildendes Kräftigungsmittel.

Haemogallol wird nicht nur bei Bleichsucht und Blutarmut, sond. auch bei Schwächezuständen aller Art, Skrophulose, Rhachitis, Neurasthenie etc. mit größtem Nutzen verwendet.

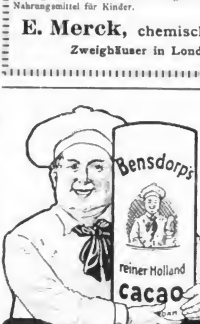
Haemogallol greift nicht, wie andere Eisenpräparate, die Zähne an, sondern ist frei von jeglichen unangenehmen Nebenwirkungen und wird deshalb von jungen Mädchen mit Vorliebe genommen

Haemogallol wird selbst vom zartesten und kranken Organismus mit Appetit genommen, leicht assimiliert, gut vertragen und eignet sich auch deshalb vorzüglich als Nahrungsmittel für Kinder.

Haemogallol ist in Pulver-, Tabletten- und Pastillenform in allen Apotheken zu haben. Eine Schachtel Haemogallol-tabletten zum Preise von M. 2.40.

E. Merck, chemische Fabrik, **Darmstadt.**

Zweighäuser in London, Moskau und New-York.



Aerztliche Autoritäten sagen:

Trinket weniger Kaffee — oder besser noch — gar keinen, trinket dagegen

Bensdorp's reinen holländ. **Cacao**

wenn ihr starke Nerven, klaren Kopf und guten Schlaf wünscht.

Man achte genau auf die **gelbe Packung** der Büchse mit dem **Koch.**

Bad Salzbrunn i/Schles.

460 m über dem Meere. **Bahnstation der Strecke Breslau — Halbstadt. Saisondauer vom 1. Mai bis 15. October,** ist durch seine **altberühmte, alkalische** Quelle, den **Oberbrunnen,** weitgerechnete **Anlagen** in herrlicher **Gebirgslandschaft. Gebirgsluft,** bedeutende **Milch- und Molkenanstalt (sterilis: Milch, Kefir, Eselinmilch, Schafmilch, Ziegenmilch),** das **pneumatische** Kabinet u. s. w., angezeigt bei Erkrankungen des **Halses,** der **Luftröhren** und **Lungen,** bei **Influenza,** bei **Magen-** und **Darmkatarrh,** bei **Leberkrankheiten** (Gallensteinen), bei **harnsaurer Diathese (Gicht),** bei **Diabetes.** Die neuerbaute **Badeanstalt** bietet ausser **Bädern jeder Art** (auch **kohlensaure** und **elektrische Bäder**) Einrichtungen für **Massage u. hydrotherapeutische Behandlung;** also enthält ein **medico-mechanisches Zander-Institut,** ein **inhalatorium (Heyer),** sowie **Einzelinhalatorien. Versand d. Oberbrunnens** durch Herren **Burbach & Striebeil i. Bad Salzbrunn.**

Fürstlich Pleßische Bade-Direction Bad Salzbrunn.

Digitized by Google

J. M. in Pirmasens. Ihr offenbar tiefempfundenes Gedicht „Du warst so milde . . .“ läßt auf hochgradige, schwärmerische Veranlagung, doch zugleich auf einen zeitweiligen schweren Widerstreit der Gefühle in Ihrem Dichterherzen schließen. Wir können uns nicht verlagen, unsern Lesern durch den Abdruck des Gedichtes einen Einblick in Ihren merkwürdigen Seelenzustand zu eröffnen.

Du warst so milde und so engelschön,
Ein leises Beben zog durch unsre Seelen,
Drum kann ich nimmermehr es mir verhehlen:

O, gar zu huldvoll warst du anzusehn!

Da standen wir im hehren Menschenstrom,
Ob es um uns auch wogte freudenvolle,
Wenn Näh'res dir davon ich sagen sollte,
Ich wüßt' darüber auch nicht ein Atom.

Ich sah ja doch nur dich und dein Gesicht,
Und dieses war für mich rein Wonnegröße,
O, daß ihr Strom doch immer, immer flöße!

Ich liebe dich, ich täusch' mich sicher nicht!

Mir war's, als wollt' ich dich hin an mich ziehn,
An meine heiße Liebesbrust zu ziehen,
Du könnt'st mir dann auch nimmermehr entfliehen.

Mir würde dann nur Freude, Freude blühn.

Jedoch im süßen Taumel unsrer Freud'
Blieb das Gefühl tief drin im vollen Herzen,
Und ach, zu meinen eignen großen Schmerzen
Denk' ich an diese Stunde auch noch heut.

Wir wünschen Ihnen von Herzen, daß Sie die milde Frau, die Sie, wenn Sie sich nicht doch täuschen, lieben, recht bald fern vom hehren Menschenstrom an Ihre heiße Liebesbrust ziehen können und Ihnen dann auch, nur noch Freude, Freude blüht.

K. 10, Regensburg. Die in Zsingtau erscheinende deutsche Tageszeitung führt den Titel „Zsingtauer Neueste Nachrichten“.

Ein **heller** Kopf

verwendet nur

Dr. Oetker's
Backpulver à 10 Pfg.

Dr. Oetker's
Vanillin-Zucker à 10 Pfg.

Dr. Oetker's
Pudding-Pulver à 10 Pfg.

Vorräthig in den besten Geschäften jeder Stadt.

Stottern
heilen gründl. **Dir. O. Denhardt's** Anst. **Loschwitz** b. Dresden, **Stuttgart, Burgsteinfurt.** Herrl. Lage. Honorar **nach** Heilung. Prosp. grat. Aelteste staatlich durch S. M. Kaiser Wilhelm I. ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Deva-Roman-Sammlung.
Bis jetzt sind 60 Bände erschienen.
Jeder Band geb. **50 Pf.**, gebunden **75 Pf.**
Verzeichnis durch jede Buchhandlung
Thale/Harz. Für Töchter wissenschaftl. liche, häusliche und gesell. Ausbildung. Gute Pflege. Näh. Prospekt. **Frau Prof. Hohmann.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Zur Schillerfeier 9. Mai 1905

Porträt

Friedrich Schiller

Farbige Faksimile-Wiedergabe des Gemäldes von Ludovike Simanowiz.

Auf Karton M. 1.—

(Bildgröße 28 cm hoch × 22,5 cm breit, Kartongröße 48 cm hoch × 36 cm breit.)

Unter den zahlreichen vorhandenen Schiller-Porträts ist das im Schiller-Museum in Marbach befindliche Oelgemälde von Ludovike Simanowiz, das den Dichter in der Vollkraft seiner Jahre zeigt, eines der besten. In der Annahme, daß unter der großen Zahl der Schiller-Verehrer viele den Wunsch hegen, eine originalgetreue Kopie zu besitzen, haben wir einen vorzüglich gelungenen Faksimile-Vierfarbendruck herstellen lassen, den wir, auf Karton aufgezogen, zu dem billigen Preise von M. 1.— liefern. Das Kunstblatt, das eingerahmt einen

prächtigen Zimmerschmuck

und zugleich ein bleibendes Andenken an die Schillerfeier bildet, kann nach Belieben durch jede Buch- und Kunsthandlung oder auf Wunsch gegen Einsendung des Betrags auch direkt vom Verlag bezogen werden.

Digitized by Google

Dr. med. G. Bonne in Klein-Flottbeck. Ihrem Wunsche gern entsprechend, machen wir hiermit unsre Leser darauf aufmerksam, daß zum weiteren Ausbau der von Konsul Burchard begründeten segensreichen Heilstätte für Lungenkranke aus dem Mittelstande in Davos dringend um weitere Gaben gebeten wird, die an Herrn Kaiserlich deutschen Konsul Burchard in Davos zu adressieren sind.

Paul G.-B. in Sch. Daß Englands Flächeninhalt durch den Absturz von Felsmassen an den Küsten, namentlich an der Ostküste, ständig abnimmt, ist Tatsache. England verliert jährlich so viel Land wie Gibraltar an Boden umfaßt, und allein an der Ostküste bröckelt jährlich so viel Land ab, wie die Insel Helgoland bedeckt. Was England in den letzten vierhundert Jahren an Boden verloren hat, entspricht an Flächeninhalt der jetzigen Grafschaft London. Genau betrug die Abnahme der Grundfläche von Großbritannien nach den vom Ackerbauministerium veröffentlichten amtlichen Angaben in den Jahren 1867 bis 1900 182 207 Acres (1 Acre = 40,5 Ar).

Ing. M. in Troppau. Zum Bezug von Werken, wie sie in Ihrer Anfrage angeführt sind, läßt sich für Sie vielleicht E. Morgensterns Buchhandlung (mit Antiquariat) in Breslau empfehlen. — Als Musikalienantiquariat nennen wir Ihnen die Firma V. Kratochwill & Co., Wien I, Wollzeile 1. — Ein Konservatorium, in dem Unterricht im Kunstpfeifen erteilt wird, gibt es in Deutschland nicht. — Ihre beiden andern Anfragen sind so unklar formuliert, daß sie sich so nicht beantworten lassen.

K. J. von K. in B...za. Als Antiquariate und Buchhandlungen für orientalische Werke nennen wir Ihnen die Münchner Firmen Jacques Rosenthal (Karlstraße 10), Ludwig Rosenthal (Hildegardstraße 16) und Theodor Ackermann (Promenadeplatz 10); ferner Karl W. Hiersemann in Leipzig, Königstraße 3. — In Stuttgart ist eine technische Hochschule, aber keine Universität; an der Universität Tübingen, der einzigen, die das Königreich Württemberg besitzt, ist keine Lehrkraft, die über türkische oder persische Sprache und Geschichte liest.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen dem Papierkorb.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Manche Kinder und Erwachsene mögen die Milch in gekochtem Zustande nicht trinken. Da nun gerade für die Kinder Milch das beste und billigste Nahrungsmittel ist, so bieten Oetkers Puddingpulver ein vorzügliches Mittel, dem Organismus große Mengen Milch, also Nahrungsmittel zuzuführen. Solche Puddings essen die Kinder sehr gern und täglich.

Ich stopfe nicht

benutze nur die billigen, bequemen

Ersatz-Füsse

der Strumpffabrik und des Versandhauses

Paul E. Droop, Chemnitz 40

Verlangen Sie gratis und franko Katalog der noch alle Sorten Strümpfe, Unterzeug etc. enthält. • Versand direkt an Private.

NESTLE'S Kindermehl.

Altbewährte Nahrung

Für gesunde u. kranke Kinder, sowie Magenleidende.

Verhütet u. beseitigt Brechdurchfall, Diarrhoe, Darmkatarrh.

VAN HOUTEN'S CACAO

Ein erfrischendes, nahrhaftes Getränk, das infolge seines Wohlgeschmackes zu täglichem Gebrauch ganz besonders geeignet ist. — Dank seiner hervorragenden Qualität und Reinheit, ist Van Houten's Cacao stets gleichmässig zuträglich. — Ein einmaliger Versuch führt stets zu dauerndem Gebrauch.

Bilz Bilz Bilz Bilz

Naturheilanstalt Dresden-Radebeul. 3 Ärzte. Gute Heilerfolg. Sonnen-, Luft-, elek. Licht-, elek. Wasser-, Dampf-, kohls. Bäd., Pack., Massag. Heilgymn. • Angepaßte Diät. Prosp. frei. Winterkur.

Naturheilbuch Tausende verdank. demselben ihre Genesung. 1 Million Expl. schon verkau. 3 Bände. 3000 Seit. 1800 Abbild. u. Tafeln 15 Mod. d. menschl. Körp. Preis 25 Mk.

Zukunftsstaat Allen Menschen w. ein sorgloses Dasein gesichert. Die wirkliche Lösung d. sozi. Frage. Viele Anerk.-Schreiben liegen vor 900 Seit. Pr. brosch. ℳ 3.50, gb ℳ 4.50.

Hausschatz d. Bildung u. d. Wissens lehrt Engl., Französ., Buchführ., Stenogr., Physik, Chemie usw. 4000 Seiten. 1700 Abbild. 185 Tafeln. 5 Bände, jeder für sich abgeschl. Pr. à 12 Mk.

Zu bezieh. d. Bilz Verlag, Leipzig. Teilzahlung. Ausf. Prosp. frei. Bücherverkäufer gesucht.

Frau Schmidt spart

am rechten Ort, sie näht ihre Kleider mit **Gütermann's Seide**, da ist kein Nachnähen nötig, die Kleider bleiben daher stets in Façon.

Digitized by Google

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Die neue Frühjahrs- bezw. Hauptpreisliste der Firma Heinrich Jordan, Berlin SW., Markgrafenstr. 102/7, ist erschienen und präsentiert sich geschmackvoll in einem flott gezeichneten, farbig ausgeführten Umschlag. In übersichtlicher Zusammenstellung und mehr als 3000 vorzüglichen Abbildungen zeigt der Katalog namentlich die Neuheiten der Saison in fertiger Wäsche, Kleiderstoffen, Damen- und Kindergarderobe und Putzartikeln. Diese Erzeugnisse gehen zum großen Teil aus den eignen Ateliers und Werkstätten der Firma hervor und zeichnen sich in Qualität, Schnitt und Ausarbeitung rühmlichst aus. Einen wesentlichen Bestandteil des Kataloges bilden auch Zimmerdekorationen (Gardinen, Portieren, Teppiche) und Möbel.

Jeder Alpinist, der in schönen Sommertagen sich an den Bergriesen der Alpenwelt versucht, wird gewiß gern ein Andenken haben, das ihn jederzeit auch in seinem Heim an die Majestät der Berge erinnert. Die Firma Gebrüder Scholl in Zürich, deren im Jahre 1899 in den Handel gebrachte Briefbeschwerer-Modelle von Matterhorn und Jungfrau allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, bringt neuerdings eine Kollektion von 13 alpinen Briefbeschwerern nebst einem Salonstück vom Matterhorn im Maßstab 1:25000 auf den Markt. Diese in absoluter Naturtreue wiedergegebenen plastischen Abbilder der bekannten Berge, in deren Zahl außer den obengenannten sich noch Mönch, Eiger, Wetterhörner, Rigi, Pilatus, Ortler u. a. befinden, werden gewiß jedem Bergsteiger willkommen sein, der nun seinerseits auf sie herunterblicken kann.

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul-Dresden

erzeugt ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weisse, sammetweiche Haut, blendendschonen Teint u. beseitigt Sommersprossen, sowie alle Arten Hautunreinigkeiten. à St. 50 Pf. in allen Apotheken, Drogen-, Parfüm- u. Seifen-Geschäften.

Eine monumental illustrierte Schiller-Ausgabe!

Schillers Werke

Illustrierte Volks-Ausgabe.

Mit 740 Illustrationen erster deutscher Künstler und einer reich illustrierten Biographie von Professor Dr. H. Kraeger. ..

Erscheint in 60 Lieferungen zu je 30 Pfennig.

So weit die deutsche Zunge klingt, überall rüstet man sich, um in ernster Feier der Stunde zu gedenken, zu der vor hundert Jahren das, was sterblich von Friedrich Schiller war, uns genommen wurde. Seinen Werken, die stets ein kostbarer Besitz unseres Volkes waren, wird man sich mit erneuter Liebe und Andacht zuwenden. Bei diesem Anlaß, der so viele treiben wird, an den längst vertrauten Geistesschätzen aufs neue Herz und Sinn zu erheben, bieten wir allen Verehrern des Dichters durch die Veranstaltung einer illustrierten Volks-Ausgabe von Schillers Werken Gelegenheit zur Erwerbung

einer Festgabe,

wie sie edler und schöner nicht gedacht werden kann.

Die 1. Lieferung ist soeben erschienen und auf Wunsch durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu erhalten.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

L. E. in Fürth. Sie sind nicht gewohnt, sich lange bei Einzelheiten aufzuhalten, des langen und breiten hin und her zu erwägen, ehe Sie handeln, und bunderterlei Vorsichtsmaßregeln anzuwenden. Für alles derartige sind Sie viel zu viel Augenblicksmensch, haben Sie zu sehr die Neigung, rücksichtslos der momentanen Stimmung zu folgen und dem Impuls gemäß zu handeln. Sie sind oft zu eilig, zu rasch bei der Hand mit der Ausführung einer Idee und zu wenig überlegt. Sie nehmen sich selten die nötige Zeit, etwas wirklich gründlich zu machen, gehen voll Eifer und Energie an eine Aufgabe heran und führen sie schließlich flüchtig durch. Sie suchen sich undurchdringlich zu halten und fürchten leicht, schon zu viel gesagt zu haben. Ein gewandter, flüger Korrespondent.

Marie. Die wellenlinienförmige Basis Ihrer Zeilen läßt bei der gleichmäßigen Höhe der Buchstaben eines Wortes und dem totalen Mangel an abnehmenden Endungen auf Disziplinarkeit und Takt schließen. Da die Füße der kurzen Minuskeln dabei ziemlich eckig und die ganze Schriftlage eine mäßig schräge ist, darf man

Die Zeit war nie verschwendet.
In der sie jemand froh genutzt.

des weiteren auch auf Charakterfestigkeit und Verständigkeit schließen. Sie sind maßvoll in allem, in Ihrem Empfinden sowohl wie in Ihren Ausgaben und Ihren Ansichten. Die große Leserlichkeit und Klarheit der Schrift zahl auf Klarheit des Denkens, ihre ganze Einfachheit auf Einfachheit und Natürlichkeit im Auftreten schließen. Die manchmal unten abgebogenen Endstriche in den langen Minuskeln (siehe d in „verschwendet", g in „genutzt") in Zusammenhang mit den knappen Endstrichen und den Häkchenendungen, wie sie zum Beispiel der Querstrich des t in „verschwendet" aufweist, verraten Eigenwillen und Freude am Dominieren in häuslichen Angelegenheiten. Sie geben auf keinerlei Effekte aus, wollen nichts scheinen, was Sie nicht sind, und halten immer eher mehr, als Sie versprechen.

Ein sogenannter Freiradler. Sie haben Phantasie, Einbildungskraft und viel Sinn für Formen und Dekorum. Die Nebensache der Dinge in Ihnen nicht gleichgültig. Sie entwickeln Geschmack im Arrangement und haben Freude an Behaglichkeit und einem gewissen Luxus. Sie sind deshalb noch lange kein Verschwender, denn Sie gehen systematisch vor, teilen ein, nutzen das Vorhandene geschickt aus, sind geordnet und einteilsam.

Ein zweiter Freiradler. Eine positive Natur, nüchtern, verständig, überlegt. Selbstbeherrscht. Sich in nichts überstürzend. Alles ernst nehmend. Auch den Genuß nicht verschmähend.

„Rider", Mainz. Sie haben etwas Warmherziges, Wesentliches und Weiches, sind liebenswürdig und umgänglich und bringen es nicht über sich, einmal ernstlich Widerstand zu leisten, sich energisch zu widersetzen, wenn Ihnen etwas nicht behagt. Großen Verlockungen sind Sie nicht gewachsen, und starkem Einfluß wissen Sie sich nicht zu entziehen. Sie sind lebhaft und impulsiv, wollen sich aber nicht durchschauen lassen und halten sich möglichst unaufdringlich. Großer Verantwortung und Schwierigkeiten weichen Sie nach Möglichkeit aus.

Africanus. Ein gebildeter Mann. Geistig lebhaft und rege, auch gewandt und beweglich. Innerlich unruhig und erregbar, manchmal unangenehm scharf. Beherrscht, klüger zu scheinen, als Sie sind, und infolgedessen unharmonisch. Rasch, tätig, immer eilig. Sehr nach Vereinfachung strebend. Stets den Kern der Dinge ins Auge fassend und wenig auf Nebensächliches achtend.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart.
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Erste Spezialfirma für Motor-Gepäckdreiräder.

Spezial-Prospekt und Kataleg zu Diensten.

Dutzende im Gebrauch bei ersten Weltfirmen.

Das Motorrad für Warentransport hat sich im Fluge die Welt erobert. Grosse Reklame, billiger Anschaffungspreis und Betrieb, grosse Betriebssicherheit, rasche Bedienung der Kundschaft sind Eigenschaften, die ein solches Gefährt für bedeutende Firmen an großen Plätzen unentbehrlich machen.

Sonstige Neuheiten: **Motorzweirad, elegantes Modell 1905, Vorsteckwagen, Seitenwagen, Leerlauf, federnde Vordergabel.**

Neckarsulmer Fahrradwerke Act.-Ges., Kgl. Hofl. Neckarsulm.

Papier und Druck der Union Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

RETURN TO ⟶ CIRCULATION DEPARTMENT
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 HOME USE	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1 month loans may be renewed by calling 642-3405
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6, 60m, 3/80 BERKELEY, CA 94720

YE 06310

AP
30
A7
V.21:2

Digitized by Google